GERMANIA.

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

BEGRÜNDET VON FRANZ PFEIFFER.

FORTGESETZT VON KARL BARTSCH.

JETZT HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO BEHAGHEL.

VIERUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.
NEUE REIHE ZWEIUNDZWANZIGSTER JAHRGANG.

39209
8/6/97

WIEN.
VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.
1889.

PF
3003
G4
Fg.34

INHALT.

Seite

Über den Ursprung des höfischen Minnesanges und sein Verhältniß zur Volksdichtung. Von Ed. Theodor Walter 1
Einleitung 1
Capitel I. *Winileodi*, Liebesgrüße, *troutliet*, Kürenberglieder, *puellarum cantica* 3
Capitel II. Der Versuch R. M. Meyers, vermittelst einer Sammlung von Parallelstellen aus höfischen Dichtern den Minnesang als Entwickelungsproduct einer „verloren gegangenen" Volkslyrik hinzustellen . . . 9
Der Minnesänger Albrecht von Johansdorf. Von J. Hornoff. (Schluß) . . . 75
V. Gedankenwelt 75
VI. Zeitliche Anordnung 105
VII. Fremde Einflüsse 109
Zur Lautform des Alemanischen. Von A. Heusler 112
Zu den „drei Mareien". Von H. v. Wlislocki 130
Über den Ursprung des höfischen Minnesanges und sein Verhältniß zur Volksdichtung. (Schluß.) Von E. Th. Walter 141
Capitel III. Werth des Aufsatzes von A. Berger über „die volksthümlichen Grundlagen des Minnesanges" für die Frage nach dem Zusammenhange zwischen diesem und der Volksdichtung 141
Capitel IV. Die *Carmina Burana* und ihr Zusammenhang mit dem höfischen Minnesange 146
Capitel V. Schluß 153
Zur Alexiuslegende. II. Von Max Fr. Blau 156
Zur Tristansage. Von E. Kölbing 187
Schwäbisch *e* als Vertreter von *a*. Von K. Bohnenberger 194
Über den gegenwärtigen Stand der Suchenwirt-Handschriften. (Forts. und Schluß.) Von Franz Kratochwil 203. 303. 431
Leute. Von O. Brenner 245
Mhd. *iu* und *û*. Von O. Behaghel 247
Eine Handschrift des Pfaffen Amis. Von G. Ehrismann 251
Bemerkungen zum deutschen Wörterbuche. (Forts. und Schluß.) Von A. Gombert 253. 371. 493
Messer. Von O. Behaghel 264
Norddeutsche und süddeutsche Heldensage und die älteste Gestalt der Nibelungensage. Von W. Golther 265
Zur Freckenhorster Heberolle. Von Franz Jostes 297

Seite
Bibliographie der Uhland-Litteratur. Von Ludwig Fränkel 345
Ein Brief. Von O. Brenner 369
Zu mhd. *iu* und *û*. Von O. Behaghel 370
Zu S. 370. Von O. B. 396
Zur Runenlehre. Von F. Losch 397
Die Vorfahren des Jordanes. Von Th. v. Grienberger 406
Êriliva. Von Demselben 411
Die Sprachbewegung in Norwegen. Von W. Golther . . . . . 41.
Zu Gerhard von Minden. Von R. Sprenger 419
Zu Wolfram. Von O. Behaghel 481
I. Die Zeit seines Thüringer Aufenthalts. 487
II. Zum Titurel 488
III. Zu den Liedern 488
Fragmente aus der Weltchronik Rudolfs von Ems. Von K. Reißenberger . 490
Jappesstift. Von G. Ehrismann. 492

LITTERATUR.

H. Sweet, A History of English Sounds. Von K. Schröer 513
Elias Steinmeyer, Über einige Epitheta der mhd. Poesie. Rede beim Antritt des Prorectorats. Von O. Behaghel 520
Mittheilungen. 140. 396. 520

ÜBER DEN URSPRUNG DES HÖFISCHEN MINNESANGES UND SEIN VERHÄLTNISS ZUR VOLKSDICHTUNG.

Einleitung.

Wilmanns stellt in seinem „Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide" das Vorhandensein einer deutschen Volksliebeslyrik vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts, also vor dem Emporblühen des höfischen Minnesanges auf deutschem Boden schlechthin in Abrede [1]).

Seine Ansicht fand entschiedene Gegner; zunächst in Konrad Burdach [2]), dann in Richard M. Meyer [3]), welche beide eine weit verbreitete Liebeslyrik vor der genannten Zeit nachzuweisen bemüht sind. Beide beantworten aber bei dieser Gelegenheit zugleich auch die Frage nach dem Zusammenhange der deutschen Volkslyrik mit dem höfischen Minnesange in der Weise, daß sie diesen als die oberste Stufe einer allmählichen steten Entwickelung, als die volle Blüthe einer seit Jahrhunderten gepflegten und ausgebildeten Volkslyrik hinstellen [4]).

[1]) Wilmanns, Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide. Bonn 1882. S. 16: „Daß es vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts eine weit verbreitete Liebeslyrik gegeben habe, glaube ich nicht; durch Zeugnisse ist sie nicht zu belegen, die allgemeine Entwickelung des Volkes spricht nicht dafür."

[2]) Burdach, das volksthümliche deutsche Liebeslied. Zeitschrift für deutsches Alterthum etc. XXVII. S. 343—367.

[3]) Meyer, alte deutsche Volksliedchen. Zs. XXIX. 121—236.

[4]) cf. vor Allem Meyer a. a. O. S. 225: „Wichtiger ... ist das Gesammtresultat, welches aus dieser Betrachtung sich ergibt: ... weiter gibt uns die Verarbeitung der Verse und Lieder ein Bild von der Art, wie die Kunstdichtung sich aus der bäurischen Stegreifdichtung erhob: zuerst noch ganz die alte Art fortsetzend, nur feilend, glättend, viel mehr formell ändernd als inhaltlich, viel mehr vermuthlich noch in der Melodie als im Text sich von der einfachsten Kunstübung absondernd."

Zu gleichem Resultate kommt auch Arnold Berger in seiner Abhandlung über „die volksthümlichen Grundlagen des Minnesangs“ [1]), wenigstens erklärt er sich ausdrücklich einverstanden mit den „scharfsinnigen Untersuchungen von Richard M. Meyer“, dessen Standpunkt er in allem Wesentlichen theile [2]).

Ich meinerseits halte diese Untersuchungen und somit ihr Resultat für völlig verfehlt. Gern will ich zugeben, daß der Standpunkt, von dem aus sie unternommen sind, auf den ersten Blick viel Verlockendes hat; Berechtigung jedoch kann ich ihm in keiner Weise zusprechen.

Nicht daß ich Wilmanns beitreten wollte, wenn er geradezu behauptet: daß die Liebe vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts als „Ausdruck persönlicher Empfindung“ in der Lyrik nirgends sich ausgesprochen habe; daß sie „wie alle andere Empfindung“ nur in der epischen Poesie laut geworden sei [3]); solcher Ansicht stehe ich fern. Nur einen Zusammenhang zwischen dem höfischen Minnesange und der ihm vorausgehenden Volkspoesie, wie ihn Burdach, vor Allem aber Meyer und mit ihm Berger — ich weiß nicht, ob in Übereinstimmung mit der allgemein herrschenden Ansicht, jedenfalls aber bis heute ohne wesentlichen lauten Widerspruch — nachzuweisen versuchten, muß ich entschieden in Abrede stellen.

Soll der höfische Minnesang die Blüthe der Volksdichtung sein — nach Meyer wäre er überhaupt nur ein Abklatsch derselben — so genügt es keineswegs, eine solche vor den Jahren 1150—1180 nachzuweisen; auch nicht, wenn in derselben die Liebe offenbar in irgend welcher Weise einen Ausdruck gefunden hat; vielmehr muß gezeigt werden, daß es bereits vor den ersten Kundgebungen der höfischen Minnepoesie eine Volkslyrik und zwar Volksliebeslyrik gegeben habe, so geartet und ausgebildet, daß dieser auch wirklich als die nächste und nun allerdings höchste Stufe der Weiterentwickelung angesehen werden könne, ohne aber selbstverständlich auch auf dieser Höhe als Kind der vorigen Periode sich verläugnen zu lassen [4]).

---

[1]) A. Berger, die volksthümlichen Grundlagen des Minnesangs. Zeitschrift für deutsche Philol. XIX. S. 440—486.

[2]) Berger a. a. O. S. 441 unten.

[3]) Wilmanns a. a. O. S. 16.

[4]) Der Nothwendigkeit einer solchen Forderung ist sich übrigens Richard M. Meyer offenbar bewußt, wenn er von der ältesten höfischen Kunstdichtung — allerdings ohne einen Beweis folgen zu lassen — behauptet, sie habe sich aus der „bäurischen Stegreifdichtung“ erhoben, „zuerst noch ganz die alte Art fortsetzend.“

Sind nun Burdach, Meyer und Berger im Stande, eine solche volksthümliche Poesie als Vorläuferin und Vorbild des höfischen Minnesanges nachzuweisen und so „das oft bestaunte Räthsel des plötzlichen Aufbruchs der ganzen mittelhochdeutschen Lyrik“[1]) zu lösen?

Capitel I.

Winileodi, Liebesgrüße, *troutliet*, Kürnberglieder, *puellarum cantica.*

Das erste Zeugniß, auf welches sich Meyer beruft, sind die Worte des Kapitulars aus dem Jahre 789, durch welche den Nonnen verboten wird:

winileodos scribere vel mittere.

Was in Wirklichkeit diese *winileodi* gewesen sein mögen, darüber will ich mich hier nicht weiter auslassen, betonen möchte ich nur, daß es mir keinesfalls darum zu thun ist, den „verliebten Inhalt“ derselben in Abrede zu stellen; von Liebe, ja sogar meist und vorwiegend von Liebe ist gewiß in ihnen die Rede gewesen; was aber die Aufführung dieser Lieder für den Ursprung des Minnesanges in ritterlichen Kreisen und für dessen Zusammenhang mit einer ihm direct voraufgehenden Volksliebeslyrik bedeuten soll, ist mir nicht recht erfindlich.

Es handelt sich hier doch lediglich um den Nachweis einer unmittelbaren Vorstufe zu der höfischen Dichtung. Eine solche in jenen von den Nonnen gesandten Gedichten des achten Jahrhunderts, über deren Wesen und Inhalt wir uns nur Vermuthungen hingeben können, finden zu wollen, erscheint mir ganz und gar unstatthaft.

Einzuwenden: diese *winileodi* könnten sich ja in der Zeit vom achten bis zwölften Jahrhunderte derartig weiter entwickelt haben, daß sie unseren Anforderungen entsprächen, wäre ebenfalls sehr wenig angebracht. Wir wissen eben von einer solchen Entwickelung nichts, erfahren überhaupt eine lange Zeit hindurch über *winileodi* nicht das Geringste; und in späterer Zeit, da wir sie wieder genannt finden, treten sie uns in einer Bedeutung entgegen, die viel mehr auf Lieder, wie sie beim Tanze oder bei Spielen gebräuchlich sein mochten[2]),

[1]) Meyer a. a. O. S. 225.

[2]) cf. Neidhard ed. Haupt 62, 32:

durch mînen haz von stîge vaste nâch den bluomen spranger,
in einer hôhen wîse sîniu wineliet diu sanger.

und 96, 14:

unde in hôher wîse sîniu wineliedel sanger.

als auf Liebeslieder schließen läßt und damit für unseren Zweck jeden sonderlichen Werth verliert.

Ich lehne daher die *winileodi* als nicht hierher gehörig von vornherein ab.

Auch dem aus dem elften Jahrhunderte stammenden Liebesgruße im Ruodlieb[1]) kann ich keine Beweiskraft zugestehen. Er lautet:

Dic sodes illi nunc de me corde fideli
tantundem *liebes*, veniat quantummodo *loubes*,
et volucrum *wunna* quot sint, tot dic sibi *minna*
graminis et florum quantum sit, dic et honorum.

Daß die den Vers hier durchbrechenden deutschen Reimworte einem weit verbreiteten, allbekannten Liebesgruße zuzuschreiben seien, daß es solcher Liebesgrüße viele im elften, ja schon im zehnten Jahrhunderte gegeben habe[2]), räume ich ohne Weiteres ein. Jedoch — mögen diese Grüße sangbar gewesen oder gesungen worden sein; mag man sie nur als Formeln für die Einleitung mündlicher Botschaften; später, ausgebildet, für den Briefanfang allenthalben gäng und gäbe gehabt haben[3]): für einen Zusammenhang zwischen diesen Strophen und dem höfischen Minnesange des zwölften Jahrhunderts spricht nicht das Geringste.

Solche Liebesgrüße sind ja gewiß ein Zeichen von einer gewissen Lust am Überschwänglichen, am poëtischen Vergleichen und Übertreiben; zugleich aber auch ein Zeugniß für den noch herrschenden Mangel an Beweglichkeit und Übung, der immer und immer wieder das Zurückgreifen nach der alten Formel nöthig macht und sich mit ihr begnügt. Von der Fähigkeit zu einer über die engen Grenzen des Grußes hinausgehenden Entwickelung ist gleichfalls nichts zu finden; Anzeichen einer Dichtungsart, in welcher der Minnesang sein Vorbild oder auch nur seine Vorbereitung gefunden hätte, werden nirgends bemerkbar.

Auch die Berufung auf die *troutliet*[4]), die in den Kreisen der österreichischen Ritter offenbar schon vor 1163 geübt wurden[5]), gibt uns keinen Beweis für das Hervorwachsen des Minnesanges aus einer „verloren gegangenen" Volkspoesie.

[1]) Ruodlieb ed. Seiler XVII. 11—14.

[2]) Dümmler, Mittheilungen der Züricher antiquarischen Gesellschaft 12, 228.

[3]) Meyer a. a. O. S. 129.

[4]) Burdach a. a. O. S. 354.

[5]) Heinrich von Melk ed. Heinzel, Erinnerung 610—613 und Priesterleben 670 bis 671.

Zwar halte ich diese *troutliet* nicht für „Erzählungen erotischen Inhaltes", Liebesgeschichten oder Gesänge, „die dem epischen Gehalte den Ausdruck einer augenblicklichen und subjectiven Stimmung beigesellten" [1]), sondern glaube in ihnen Dichtungen sehen zu dürfen, die weit mehr lyrischen als epischen Charakter trugen; doch sind ja alle diese Lieder, so weit wir unterrichtet sind, allein in ritterlichen Kreisen, obendrein nur Österreichs gedichtet und gesungen worden, haben also mit Volkslyrik von vornherein gar nichts zu thun.

Den stärksten Nachdruck jedoch glaubt Burdach auf die Kürnberglieder legen zu müssen [2]).

Um dies zu können, ist er natürlich gezwungen, die Autorschaft eines einzigen Mannes für die Männer- und Frauenstrophen in Abrede zu stellen und dieselben verschiedenen Verfassern: Männern und Frauen [3]) zuzuschreiben.

Leider bringt er von neuen Gründen für seine Behauptung gar nichts.

Mit den widerlegenden Auseinandersetzungen Pauls [4]) befaßt er sich unbegreiflicher Weise überhaupt nicht, sondern begnügt sich damit, es für unmöglich zu erklären, daß derselbe Mann, der in den Männerstrophen so stolz und hart, roh und begehrlich sich zeige, die zarten Frauenstrophen gedichtet haben könne. Aber wie steht es in Wirklichkeit mit diesen so stolzen, rohen und begehrlichen Männerstrophen, wie mit den so zarten Frauenliedern?

Ich kann nur mit Paul [5]) fragen: ist eine Frauenstrophe, die mit den Worten

er muoz mir diu lant rûmen
ald ich geniete mich sîn [6])

schließt, wirklich so überaus zart und weich; und hinwiederum eine Männerstrophe, in der es heißt:

wîp vile schœne,
nu var du sam mir.
lieb und leide
teile ich sament dir ... [7])

---

[1]) Wackernagel a. a. O. S. 291.
[2]) Burdach a. a. O. S. 355 f. cf. Meyer a. a. O. S. 127.
[3]) cf. Scherer, Der Kürnberger, Ztschr. f. d. Alt. XVII, S. 561—581.
[4]) cf. Paul in P. u. Br. Beitr. II, 406—418.
[5]) a. a. O. S. 414.
[6]) MF. 8, 7—8.
[7]) MF. 9, 21—28.

so hart und roh, daß man sie nicht beide einem Verfasser zuschreiben könnte?

Oder ist es etwa als Thatsache anzuerkennen, wie Scherer[1]) behauptet, daß die Männer im XII. Jahrhunderte wirklich aller weicheren Empfindungen unfähig gewesen wären, wenn unter Dietmar von Eist der Ritter klagt:

Seneder friundinne bote,
nu sage dem schœnen wîbe,
daz mir tuot âne mâze wê,
daz ich si so lange mîde:
lieber hete i'r minne
dan al der vogele singen[2]).

Oder wenn der Dichter das Verhalten des Ritters folgendermaßen charakterisieret:

Jô stuont ich nehtint spâte
vor dînem bette:
do getorst ich dich frouwe
niuwet wecken ...[3])

und das der Dame mit den Worten:

..... 'des gehazze
got den dînen lîp;
jô enwas ich niht ein bêr
wilde.' so sprach das wîp.

Wer ist hier zaghaft, zart und voller Rücksicht?

Ferner! Haben wir in der Strophe[4])

Nu bringe mir her vil balde
mîn ros, mîn îsengwant.
wan ich muoz einer frouwen
rûmen diu lant.
diu wil mich des betwingen
daz ich ir holt sî.
si muoz der mîner minne
immer darbende sîn ....

wirklich, wie Burdach behauptet[5]), das wilde Zurückstoßen des Ritters gegenüber derselben Frau zu erblicken, deren Liebe und Hingebung er sich vorher gewünscht habe, oder nicht vielmehr (vielleicht mit humoristischer Färbung) das Fliehen vor einem Weibe, dessen

[1]) a. a. O. S. 577.
[2]) MF. 32, 13.
[3]) MF. 8, 9.
[4]) MF. 9, 29.
[5]) a. a. O. S. 356.

ungewünschte, aufdringliche Liebe ihm bereits unbehaglich zu werden anfängt?

Ebensowenig ist Burdachs Behauptung stichhaltig: „man wünscht nicht, was man nicht selbst kennt", oder „Gefühle lassen sich nicht darstellen, wenn man sie nicht aus eigener Erfahrung kennt". Er spricht damit kurzweg jedem Dichter die Fähigkeit ab, Frauen zu zeichnen. Seine diesbezüglichen Auslassungen eingehender zu widerlegen, halte ich für unnöthig.

Diesen allgemeinen Betrachtungen Burdachs ist in Wirklichkeit kein Werth beizumessen; nicht viel mehr seinen folgenden Auseinandersetzungen[1]), für deren Gegenstand er übrigens „sorgfältige Berücksichtigung" in Anspruch nimmt.

Er verbreitet sich in ihnen über die Thatsache, daß „wo ursprüngliche, volksthümliche Liebespoesie blüht", „wir auch sonst die Frauen hervorragend als Dichterinnen thätig" finden.

Aber ganz abgesehen davon, daß wir in unserem Falle ja erst die volksthümliche Natur der Kürnberglieder beweisen wollen, er also die Behauptung zum Beweise als Voraussetzung benutzt — abgesehen davon: kann er damit doch nur beweisen wollen, daß es überhaupt dichtende Frauen gegeben habe, keineswegs aber, daß diese Strophen, die uns unter Kürnbergers Namen überliefert sind, Frauen zu Verfassern gehabt haben müßten; zumal da ebenfalls aus älterer Zeit Frauenstrophen, von einem Manne gedichtet, unter Dietmar von Eist überliefert sind[2]).

Wie Burdach sich übrigens mit der oben erwähnten Strophe MF. 8, 9 glaubt abfinden zu können, in der zuerst der Mann spricht:

Jô stuont ich nehtint späte
vor dînem bette:
do getorste ich dich, frouwe,
niwet wecken ...

dann die Frau antwortet:

..... des gehazze
got den dînen lîp!
jô enwas ich niht ein bër
wilde ...

und zum Schlusse der Dichter anfügt:

..... so sprach daz wîp.

kann ich mir bei seiner Ansicht durchaus nicht vorstellen. Er läßt

[1]) a. a. O. S. 356—367.
[2]) MF. 37, 4—17. 18—29.

von dieser Strophe überhaupt nichts verlauten: sie ist ihm offenbar im Wege.

Endlich möchte ich noch darauf hinweisen, daß einige der in Frage kommenden Strophen schon ohne Weiteres durch ihren Inhalt der ritterlichen Poesie zugewiesen werden. Dazu gehören auf jeden Fall die Strophen *Ich stuont mir nehtint spâte | an einer zinnen*[1]), *Ich zôch mir einen valken*[2]), *Nu bringe mir her vil balde | mîn ros, mîn îsengwant*[3]) und die letzte der ganzen Sammlung *Wîp unde vederspil | die werdent lîhte zam:*[4]); doch glaube ich, daß man wohl auch die beiden Strophen *Leit machet sorge*[5]) und *Swenne ich stân alleine*[6]) wird herbeiziehen dürfen.

Alles in Allem halte ich den abermaligen Versuch, aus den Kürnbergliedern Volksdichtungen machen zu wollen, für gründlich verfehlt und betone ausdrücklich, daß ich außer Stande bin, jene Lieder für Producte volksthümlicher Lyrik zu betrachten, sie vielmehr für alte Zeugnisse ritterlicher Poesie ansehen muß[7]).

Über die *puellarum cantica* läßt sich bei den überaus geringen Nachrichten, die wir von denselben haben, gar nichts sagen.

Daß sie mit dem höfischen Minnesange in näherer Beziehung gestanden hätten, wird auch wohl kaum Jemand zu behaupten versuchen.

Damit hätten wir den Kreis dessen durchlaufen, was von thatsächlich Überliefertem oder sicher Bezeugtem für die Existenz einer so gearteten und so weit verbreiteten Volksliebeslyrik vorgebracht wordeu ist, daß der Minnesang als ihre nächste Entwickelungsstufe angesehen werden könnte.

Einen Beleg von beweisender Kraft haben wir aber nirgends finden können.

---

[1]) MF. 8, 1—8.
[2]) MF. 8, 33—9, 12.
[3]) MF. 9, 29—36.
[4]) MF. 10, 17—24.
[5]) MF. 7, 19—26.
[6]) MF. 8, 17—24.
[7]) Wegen des Weiteren in der Kürnbergfrage, sofern sie hierher gehört, verweise ich auf die oben citierte Abhandlung Pauls in den Beiträgen.

Capitel II.

Der Versuch R. M. Meyers, vermittelst einer Sammlung von Parallelstellen aus höfischen Dichtern den Minnesang als Entwickelungsproduct einer „verloren gegangenen" Volkslyrik hinzustellen.

Ganz abgesehen von den bisher besprochenen, entweder thatsächlich vorhandenen oder sicher bezeugten dichterischen Erzeugnissen glaubt R. M. Meyer noch andere Belege dafür zu haben, daß der höfische Minnesang das unmittelbare Entwickelungsproduct einer „verloren gegangenen" Volksliebeslyrik sei[1]).

Er stellt nämlich über 1000 ähnliche Verse aus den ältesten Stücken von des Minnesanges Frühling, den deutschen Strophen der Carmina Burana, aus Walther von der Vogelweide, Wolfram und Neithart zusammen[2]), und zieht dann den Schluß: allen diesen Versen hätten bereits poetisch bearbeitete Muster vorgelegen[3]), deren sich die betreffenden Dichter bedient hätten, die sie, gleichsam als Bausteine in ihre Gedichte einfügend, nur insoweit behauen hätten, als es der Bau ihrer Strophen erforderte[4]).

Damit macht er also den höfischen Minnesang geradezu zu einem Abklatsch, und zwar zu dem Abklatsch einer Poesie, wie sie sich einstweilen nur in seiner Einbildung findet.

Und in dieser Einbildung ist Meyer so befangen, daß er „aus einzelnen Stücken und Stückchen" zwar „kein einzelnes Lied" wieder so aufbauen zu können glaubt, „daß wir es wirklich in seiner alten Gestalt zu besitzen überzeugt sein könnten; wohl aber „mit Deutlichkeit die Existenz", ja sogar „klar den Charakter einer großen Zahl alter Liedchen" nachweisen zu können sich getraut[5]).

Er geht aber noch weiter; er unterscheidet sogar drei Abschnitte der Entwickelung:

eine Zeit der größeren Abhängigkeit von den Vorbildern,

eine Zeit „des Aufstrebens von den Anfängen zur Blüthe" mit dem „bemerkbaren Bestreben, sich von den alten Vorbildern frei zu machen" [6]).

und endlich die Zeit der Erweiterung und Verfeinerung [7]).

---

[1]) Meyer gebraucht, wie schon sein Citat aus Wilmanns' Walthers Leben zeigt, immer „Lyrik" in dem Sinne von Liebeslyrik.

[2]) a. a. O. S. 133—164.

[3]) a. a. O. S. 167.

[4]) a. a. O. S. 167—168.

[5]) a. a. O. S. 131 u. 132.

[6]) a. a. O. S. 169 f.

[7]) a. a. O. S. 171.

„welche Formeln der alten Art, formelhaft verwandte Verse also überhaupt kaum noch hervorbringt oder vielmehr ohne ältere Beispiele kaum noch zeigt und die alten wiederholt verdichtet und bricht.“

Er schließt dann seine Beweisführung mit den Worten: „Wir haben nun, wie ich glaube, die Existenz einer großen Anzahl von Versen, die in der verloren gegangenen Volksdichtung gerade wie noch in den ältesten erhaltenen Liedern zu neuen Liedern zusammengefügt wurden, für alle an der litterarischen Cultur Deutschlands betheiligten Länder nachgewiesen; gegen Wilmanns also eine weit verbreitete Volkslyrik (Volksliebeslyrik) vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts festgestellt.“ [1]).

Von dieser selben nach seiner Ansicht nun erschlossenen Volkslyrik sagt er an einer anderen Stelle, wie schon erwähnt: [2]) aus ihr hätte sich die Kunstdichtung in der Weise erhoben, daß sie „zuerst ganz die alte Art fortgesetzt“, „viel mehr vermuthlich noch in der Melodie als im Text sich von der einfachsten Kunstübung“ abgesondert hätte.

Das heißt, vom entgegengesetzten Standpunkte aus betrachtet, nichts anderes, als:

Jene „verloren gegangene“ Volksdichtung bot im Großen und Ganzen so ziemlich denselben Anblick, den uns die älteren Zeugnisse der höfischen Kunstdichtung gewähren.

Wäre es also Meyer gelungen, dies thatsächlich zu erweisen, so wäre auch die Forderung erfüllt, die wir am Eingange unserer Abhandlung glaubten stellen zu müssen: [3]) somit der Zusammenhang zwischen höfischem Minnesang und der Volksdichtung als ein solcher dargethan, wie ihn Burdach, Meyer und Berger annehmen.

Sehen wir nun zu, ob die Sammlung Meyers in Wirklichkeit zu den Resultaten führt, die wir von ihm behauptet fanden.

I.

Will man aus einer Zusammenstellung von Versen, die gleiche oder ähnliche Gedanken, gleiche oder ähnliche Ausdrücke enthalten, auch nur irgendwie auf den Umstand schließen, daß die betreffenden Dichter, denen jene Verse entnommen sind, vorhandene Vorbilder

---

[1]) a. a. O. S. 174.

[2]) Vgl. oben S. 1, Anm. 4 und S. 2, Anm. 4.

[3]) Vgl. oben S. 2.

gemeinsam benutzt haben: so ist es vor Allem durchaus unzulässig, solche ähnliche oder gleiche Gedanken oder Ausdrücke desselben Dichters zusammenzustellen.

Daß nicht nur jeder Dichter, sondern überhaupt jeder Mensch einen ganz bestimmten Schatz von Worten besitzt, aus dem allein er zu schöpfen pflegt, ist doch wohl Jedem bekannt.

Ein solcher Schatz wird, natürlich entsprechend dem Bildungsgrade eines jeden, bei dem einen größer, bei dem andern kleiner vorhanden, an jedem aber bei einigermaßen aufmerksamer Beobachtung bemerkbar sein; schon in der Alltagssprache der ungebundenen Rede. Wie viel mehr muß er sich zeigen bei dem Dichter, dessen Bewegung, wenn nicht gehemmt, so doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit geleitet und beeinflußt wird durch die Rücksicht, die er dem Verse: dem Rhythmus und dem Reime schuldig ist.

Dazu kommt noch die allseits vorhandene Neigung zu ganz bestimmten Lieblingsgedanken -Wendungen und -Worten bei ein und derselben Persönlichkeit; oft nur zeitweilig, dann aber um so auffallender.

Beides können wir an allen unsern Dichtern, selbst unsern größten wahrnehmen.

Solche Parallelstellen, einer Persönlichkeit entnommen, beweisen selbstverständlich für die Annahme einer Entlehnung aus „verloren gegangenen" Dichtungen nicht das Geringste. Ebensowenig hat es Bedeutung, wenn den Stellen eines Dichters Parallelen aus der späteren Volkslyrik beigefügt werden.

Soll denn einmal Entlehnung angenommen werden, so läge es wohl weit näher, bei derartigen Stellen daran zu denken, daß sie unter dem Einflusse des voraufgehenden Minnesanges gestanden hätten.

Tritt zu solchen, wie wir sahen ganz bedeutungslosen, Zusammenstellungen eine einzige irgend einem andern Dichter entnommene Parallele hinzu, so wird man dadurch wohl kaum die Beweiskraft der Gruppe für erhöht halten können, denn eine einzelne Entsprechung weist doch zu sehr auf den Zufall hin, als daß man ihr Werth beilegen könnte.

Dasselbe gilt natürlich auch für die Fälle, in denen eine Parallele, entnommen einem Dichter, zu einer einzelnen Stelle aus einem andern hinzutritt.

Ich scheide also aus der Sammlung Meyers von vornherein als untauglich zum Beweise aus:

1. Gruppen, deren Parallelstellen nur ein und demselben Dichter entnommen sind.

2. Gruppen, zu deren, einem Dichter entnommenen Parallelen nur Entsprechungen aus der späteren Volkslyrik hinzugefügt sind.

3. Gruppen, zu deren, einem Dichter entnommenen Parallelstellen nur eine einzige Stelle aus einem andern Dichter gefügt ist,

a) ohne Volksliedentsprechung,

b) mit Volksliedentsprechung.

4. Gruppen, in denen zu einer einzigen Stelle eines Dichters nur Parallelen aus späterer Volkslyrik gesetzt sind.

5. Gruppen, die überhaupt nur aus zwei Stellen bestehen, d. h. in denen zu einer einzigen Stelle irgend eines Dichters nur eine einzige aus einem anderen Dichter hinzugefügt ist.

Hierbei berücksichtige ich zunächst nur diejenigen Fälle, in denen meine Ausstellungen die ganzen Gruppen treffen, nicht nur Theile derselben.

1. Gruppen, deren Parallelstellen nur ein und demselben Dichter entnommen sind.

Kürenberc:	daz ist schedelîch	MF. 7, 2
	daz ist lobelîch	„ 7, 4.
	daz ist schedelîch	„ 8, 30 [1]).
Meinloh:	Ich bin holt einer frouwen	MF. 13, 1
	sô weiz ich eine frouwen	„ 15, 3
	ichn sach nie eine frouwen	„ 15, 13 [2]).
Walther:	.. und weiz noch mê	W. 24, 2.
	.. sô wist ichs gerne mê	„ 69, 2
	noch klagte ich gerne mê	„ 102, 28 [3]).
Walther:	ob er wolte	W. 61, 28
	ob er wolde	„ 105, 28
	swie er wolte	„ 94, 34
	swie si wolde	„ 109, 15
	und wilt dû daz	„ 82, 14
	ob sis willen hât	„ 121, 17 [4]).
Reinmar:	und waerez al der welte leit	MF. 6, 12
	waere ez al der werlte leit	„ 164, 12 [5])
Walther:	waz wil si mêre?	„ 59, 35
	waz wil dus mê.	„ 60, 22 [6])

[1]) cf. Meyer a. a. O. S. 144 u.
[2]) ib. S. 148 u.
[3]) ib. S. 162—163.
[4]) ib. S. 163.
[5]) ib. S. 143.
[6]) ib. S. 163 o.

2. Gruppen, zu deren, einem Dichter entnommenen Parallelen nur Entsprechungen aus der späteren Volkslyrik hinzugefügt sind.

Kürenberc:	Ich stuont mir nehtint spâte	MF. 8, 1
	Iô stuont ich nehtint spâte	„ 8, 9,

dazu Ausdrücke, in denen *nechten spâte* wiederkehrt, sonst übrigens keine Übereinstimmung herrscht, aus der späteren

Volkslyrik:	es (ein kleines Waldvögelein) flog wol nechten spâte	Uhl. 29, 2
	Was sah ich nechten spâte	„ 49, 3
	ich fand si nechten spâte	„ 90, A. 10
	‘er reit nechten ganz spâte [mit hunden auf die jagd’]*)	„ 123, A. 5 [1]).
Walther:	Ich hôrte ein wazzer diezen	W. 8, 28
	Wan daz daz wazzer fliuzet	„ 124, 11
Volkslyrik:	Ich hort ein waszer fliesen	Uhl. 85, 2 [2]).
Neithart:	sol ich im des niht danken ...	
	von Beiern unz in Vranken	N. 4, 28. 30
	... daz iu die Beier danken,	
	die Swâbe und die Vranken	„ 16, 2—3.
Volkslyrik:	... ich solt euch danken	
	mit Schwaben und mit Franken	Uhl. 3, 9.
Desgl.:	Sie sagt, sie wär’ aus Franken:	
	Ich will mich schön bedanken	Simrok VIII, S. 334.
Desgl.:	Jungfrau, ich sollt’ euch danken	
	mit Schwaben und mit Franken!	Uhl. Schr. III, S. 262.
Desgl.:	So woll’n wir euch nun danken	
	mit Sachsen und mit Franken	Büsching, der Deutsch Leben etc. II, 400, Str. 7.

Wenig hierher gehören, da ihnen auch noch — abgesehen von dem anderen Zusammenhange — das Band des Reimes fehlt, die Stellen

Desgl.:	auss welchem land er kommen wär,	
	auss Franken oder aus Schwaben	Uhl. 100 B., 6.

und noch mehr:

swer sanc, daz der strûz sîe drî tage
an sîn eier
der sanc unreht, er sî ein Swâbe oder
ein Beier. cf. Marner ed. Strauch S. 3 [3]).

*) Ich werde an vielen Stellen genöthigt sein, die Citate Meyers wieder in den Zusammenhang einzufügen; ich werde meine Zusätze in [ ] einschließen.

[1]) ib. S. 145. [2]) ib. S. 162 u.

[3]) ib. S. 163. Auffallend ist es übrigens gewiß, daß gerade eine so echt volks-

3. Gruppen, zu deren, einem Dichter entnommenen Parallelstellen nur eine einzige Stelle aus einem anderen Dichter zugefügt ist.

a) Ohne Volksliedentsprechung.

Veldegge:	als siz gebiut, ich bin ir tôte:	MF. 67, 1
	dan ich durch si gelige tôt,	„ 66, 3
Dazu:	gebiutet si, ich lige tôt.	CB. 94[a] (3) [1]).
Meinloh:	er hât dur dînen willen	MF. 11, 24
	iemer durch ir willen	„ 12, 38
Dazu:	gedienet nâch dem willen mîn	„ 6, 6 [2])
Meinloh:	Swer werden wîben dienen sol,	MF. 12, 1
	swer biderber dienet wîben,	„ 12, 9
Dazu:	der wol wiben dienen chan	CB. 141[a 3]).
Dietmar:	frouwe biderbe unde guot	MF. 33, 24
	Man sol die biderben und die frumen	„ 33, 31
Dazu Meinloh:	Vil schoene unde biderbe,	„ 15, 1 [4]).
Meinloh:	dar zuo edel unde guot,	MF. 15, 2
	sist edel und ist schœne,	„ 15, 11
Dazu Veldegge:	sie ist edel und fruot	„ 60, 25
	der schoenen vrowen und der guoten	„ 66, 29 [5])

Hierher ziehe ich auch die Verse [6])

Neithart:	den kinden singe ich niuwen sanc	N. 41, 39
	ich gesunge ir niuwen sanc	„ 79, 31
	deich ir kinden singe niuwen sanc	„ 87, 14.
Dz. Morungen:	daz ich singe ir niuwen sanc	MF. 124, 7.

Denn der noch angeführte Vers des

Rietenb.:	[noch ist mîn guot rât] daz ich niuwe mînen sanc	MF. 19, 13.

paßt weder im Sinne noch in der Form zu den übrigen.

Kürenberc:	er muoz mir diu lant rûmen	MF. 8, 7
	rûmen diu lant	„ 9, 32
Dz. An. Sperv.:	.. so der gast muoz | die herberge rûmen ..	„ 27, 9 [7]).

---

thümliche Formel sich außer bei Neithart, der zugestandenermaßen sich der Volkspoesie zuneigte, unter den Minnesingern nicht gebraucht findet. Dergleichen Beobachtungen sprechen recht gegen Meyer.

[1]) ib. S. 135.
[2]) ib. S. 147.
[3]) ib. S. 147; für volksthümlich möchte ich übrigens den Ausdruck *wîben dienen* nicht halten.
[4]) ib. S. 151 o.
[5]) ib. S. 151.
[6]) ib. S. 153.
[7]) ib. S. 145.

Dietmar:	waz hilfet zorn? . . .	MF. 35, 30
	Ich solde zürnen, hulfe ez iet	„ 40, 11
Dazu Rietenb.:	waz frumte, ob ich von zorne jaehe	„ 18, 4[1].
Neithart:	. . . deist diu wolgetâne	N. 42, 38
	daz ist diu wolgetâne	„ 52, 33.
Dazu Veldegge:	ez ist diu wolgetâne	MF. 58, 19[2]).
Walther:	si sint mir ze hêr:	W. 56, 27
	so wirt er ze hêre	„ 81, 25
Dazu Fenis:	ja ist si mir ein teil ze hêre	MF. 85, 12[3])
Reinmar:	tuot si mir ze lange wê	MF. 174, 1
	daz tuot mir vil lange wê	„ 174, 29
	. . .: ez tuot ze wê	„ 197, 18
Dazu Morungen:	si tuot mir ze lange wê	„ 146, 10[4]).
Morungen:	dô tagete ez, . .	MF. 143, 29. 37; 144, 8, 16.

(viermal als Refrain in ein und demselben Gedichte!)

Dazu Walther:	[do ich sô wünneclîche | was in troume rîche]	
	dô taget ez	W. 75, 24[5]).
Walther:	swaz sô mir geschiht	„ 42, 30
	. . swaz mir dâ von geschiht	„ 84, 4
	. . swaz liebes dir dâ von geschiht	„ 101, 34
	. . sô mir daz geschiht	„ 113, 38
Dazu Reinmar:	swaz dar umbe mir geschiht	MF. 202, 10[6]).
Walther:	. . . swie si dir tuot	W. 91, 34
	swaz si mir getuot	„ 116, 20
	[swer für guot hât] swaz er tuot	„ 107, 9
Dz. Hartmann:	swaz sî mir tuot [ich hân mich ir ergeben]	MF. 206, 27[7]).
Neithart:	Uf dem berge und in dem tal	N. 4, 31
	in dem tal [hebt sich aber der vogele schal]	„ 6, 19
Dazu Wolfram:	[nu wache abr ich und singe] ûf berge und in dem tal	Wolfr. 7, 22[8]).
Neithart:	ich hân vernomen	N. 14, 6
	. . als ir wol habt vernomen	„ 15, 35
	. . als ich hân vernomen	„ 31, 8
Dazu Meinloh:	Ich hân vernomen ein maere	MF. 14, 26[9]).

[1]) ib. S. 155.
[2]) ib. S. 158.
[3]) ib. S. 159.
[4]) ib. S. 161.
[5]) ib. S. 162.
[6]) ib. S. 162.
[7]) ib. S. 162.
[8]) ib. S. 163.
[9]) ib. S. 163.

An dieser Stelle führe ich auch noch zwei Gruppen auf, in denen mehrere Parallelen aus je zwei Dichtern zusammengestellt sind; es gilt von ihnen dasselbe, wie von den vorstehenden Gruppen.

Guotenburc:	[schône | von ir mîn herze] swiez ergât	MF. 75, 9
	[ichn singes alleine] swiez mir ergât	„ 78, 34
Dazu Walther:	[. . muoz bî fröiden sîn | durch die lieben,] swiez dar under mir ergât	W. 98, 8
	[got der waldes,] swies ergê : [schœner troum enwart ni mê.	„ 94, 36[1]).
Walther:	[der ie streit umb iuwer êre | wider unstæte liute,] daz was ich.	W. 40, 30
	[der iu maere bringet,] daz bin ich	„ 56, 15
Dazu Reinmar:	[war zuo sol ein unstaeter man? daz was ich ê :] nu bin ichz nicht	MF. 197, 27
	[Weste ich waz ir wille waere, | daz taet ich] nu enweiz ichs nicht	„ 202, 8[2]).

Diese Gruppe ist wirklich ein sprechendes Beispiel für die confuse Art Meyers. Man betrachte sich nur einmal die vier vorstehenden Stellen: die ersten beiden sind ein und demselben Dichter entnommen und enthalten den Gedanken *ich bin es, der* . . . in umgekehrter Folge; die dritte Stelle, Reinmar entnommen, hat schon absolut nichts Übereinstimmendes weiter als den Gebrauch der Form *bin*; und nun gar die vierte Reihe hat mit den beiden ersten gar nichts mehr, mit der dritten nur noch das Wörtchen *nu* gemeinsam. Und eine solche Zusammenstellung soll dazu dienen oder wenigstens mit dazu dienen, einen Zusammenhang zwischen Volkslyrik und Minnesang zu erweisen!

b) Mit Volksliedentsprechung.

Wolfram:	nu gib im urloup, süezez wîp	Wolfr. 4, 30
	. . urloup gap . .	„ 7, 10
Dazu Meinloh:	[mînes herzen leide] sî ein urlop gegeben	MF. 14, 31
und Volkslyrik:	gib mir urlob, du roter mund!	Uhl. 29, 5[3]).

?	er viench si bi der wizen hant	CB. 145
Dazu ?	er nam mich bi der wizen hant	„ 146, 3
und Volkslyrik:	Er nam sie bei der hende, bei ir schneeweiszen hand,	Uhl. 81, 4; 90, 10; 106, 2; 330, 2

[1]) ib. S. 159. [2]) ib. S. 161—162. [3]) ib. S. 150—151.

	Do nam ers bei der hende	
	bei ir schneeweiszen hand	Uhl. 256, 3
	Er nahm sie bei ihrer schneeweißen Hand	Simrock 84 u.
	[.. er griff sie] Bei ihrer schneeweißen Hand	» 121
	mit iren schneweiszen henden	Uhl. 20, 2. 9
		» 109, 1; cf. 110, 1
		» 2, 1
	an ir schneweisze hende	» 115, 8
	[Si rank] ir weisse hende	» 123, 18
	si bot im ir schneweisze hand	» 147, 6 etc.[1])
Walther:	stirbe ab ich, sô bin ich sanfte tôt	W. 86, 34
	[ir leben hât mîns lebennes êre] sterbet sie mich, so ist si tôt	» 73, 16
Dazu Reinmar:	stirbet si, sô bin ich tôt	MF. 158, 28
und Volkslyrik:	Und stirb ich dann, so bin ich tot	Uhl. 150, 8
	sterbe ich nun, so bin ich todt	Wundh. I, 77[2]).
Neithart:	Die selben wolden gerne mich verdringen	N. 43, 35
	disen sumer habent sî mich von ir verdrungen	» 77, 17
	mich von mînen vröuden und von lieber stat verdringen	» 89, 38
	... der mich hât von lieber stat verdrungen	» 91, 21
Dz. Ps.-Walth.:	wirde ich hie verdrungen	W. 182, 60
und Volkslyrik:	von im bin ich verdrungen	Uhl. 50, 1
	er bleibt wol unverdrungen	» 60, 7
	ain andrer hat in verdrungen.	» 271, 7[3]).

4. Gruppen, in denen zu einer einzigen Stelle eines Dichters nur Parallelen aus späterer Volkslyrik gesetzt sind.

Kürenberc:	got sende si zesamene | die gerne geliebe wellen sîn	MF. 9, 12*)
Dazu Volkslyrik:	schein uns zwei lieb zusammen, | ei die gerne bei einander wollen sein!	Uhl. 31, A. 1[4]).

Die Beifügung der Verse

	got bhüt die frumen knaben, | die allzeit vol wöln sein	Uhl. 233, 11

erscheint mir doch sehr wenig berechtigt[5]).

*) Sehr beliebt ist dies Gedicht allerdings und dadurch volksthümlich geworden; das Folgende könnte unter seinem Einflusse stehen.

[1]) ib. S. 139. [2]) ib. S. 161. [3]) ib. S. 163—164. [4]) ib. S. 146.

[5]) Bemerken möchte ich bei dieser Gelegenheit, daß für einen Zweck, wie

Meinloh:	[nu hœhe im sîn gemüete] gegen dirre sumerzît	MF. 14, 10
Dazu Volkslyrik:	[Dat geit hir jegen den samer] jegen de leve samertit,	Uhl. 37, 1
	Wann es get (Es get wol) gegen dem sommer	„ 116, 4. 6[1])
Johansdorf:	Swâ zwei herzeliep gefriundent sich | ... die sol niemen scheiden, dunket mich	MF. 91, 29. 31
Dazu Volkslyrik:	Wo zwei herzlieb beinander sind | die zwei sol niemant scheiden	Uhl. 101, 4.

Geradezu entgegengesetzt ist der Gedanke in den beiden folgenden Stellen:

	Wo nun zwei lieb bei einander sein, die scheiden sich bald!	Uhl. 80, 1
und	Wo nun zwei lieb bei einander sein, die scheiden sich bald von hier!	„ 98, 1.

So gut wie gar keinen Werth hat endlich der Zusatz der letzten Parallele, wie sofort kenntlich wird, wenn man die Stelle wieder in den Zusammenhang einfügt, aus dem sie gerissen ist:

	Wo zwei herzenliebe | an einem danze gan die laszen ir eigelin schieszen, ..	Uhl. 36, 5[2])
Neithart:	ich hoere ein vogelîn singen	N. 31, 19
Dazu Volkslyrik:	ich hoere ein vogelken singen	Uhl. 164, 5. 35[3]).

Ich komme endlich

5. zu den Gruppen, die überhaupt nur aus zwei Stellen bestehen, d. h. in denen zu einer einzigen Stelle eines Dichters nur eine einzige Parallele aus einem anderen Dichter zugefügt wird.

Namenl. L.:	Tougen minne diu ist guot,	MF. 3, 12
Dazu:	Swer tougenlichen minnet, | wie tugentlich daz stat,	CB. 144[a 4])
Namenl. L.:	der sol man sich vlîzen	MF. 3, 12
Dazu Meinloh:	durch daz wil ich mich flîzen	MF. 15, 15[5])

der unserige ist, „parodistische“ Stellen vollkommen unbrauchbar sind, da ihnen ja jede selbständige Bedeutung mangelt.

[1]) ib. S. 150. [2]) ib. S. 159–160.

[3]) ib. S. 163. Die Volksliedstelle ist an dem angegebenen Orte nicht zu finden; doch sind Parallelen häufig. cf. Uhl. 16, 2.

[4]) ib. S. 134. [5]) ib. S. 134.

	[Her meie, iu ist der brîs gezalt,] der winder si gehönet	CB. 101[a]
Dazu Neithart:	der winder sî gunêret. [der brach uns ze leide | bluomen an der heide]	N. 21, 37 [1])
	[Ih han gesehen] daz mir in dem herzen sanfte tut	CB. 107[a]
Dazu:	[bi dir swer lit] sanfte dem daz tut	„ 140[a 2])
	nach mîne gesellen ist mir wê	CB. 112[a]
Dazu Reinmar:	.. mir ist nach ir so wê	MF. 182, 25 [3])
	[Vil reine wip, dîn schöner lip], wil mich ze sêre schiezen	CB. 116[a]
Dazu:	Venus wil mich schiezen	„ 124[a 4])
	[nu woldih diner minne], vil suze minne, niezen	CB. 116[a]
Dazu:	[Nu la mih, chuniginne] diner minne niezen	„ 124[a 5])
Dazu:	rosen, lilien si [*diu sumerzit*] uns git	CB. 133[a]
	gras, blumen, chle, loup uns si git	„ 143[a 6])
	[ein stolzer man,] der wol wiben dienen chan	CB. 141[a]
Dazu:	wie wol er frowen dienen kan	MF. 14, 37 [7])
	Diu mich singen tut, [getörste ich si nennen]	CB. 163[a]
Dazu Veldegge:	Diu schoene, diu mich singen tuot,	MF. 60, 21 [8])
	[si hat mir min ungemach] mit ir gute gar benomen	CB. 165[a]
Dazu Dietmar:	[waz hilfet zorn? swenn er mich siht] den hât er schiere mir benomen	MF. 35, 31 [9])
Namenl. L.:	[got wizze wol die wârheit] daz ich ime diu holdeste bin	MF. 4, 8
Dazu Meinloh:	[wan ob ich hân gedienet] daz ich diu liebeste bin	„ 13, 32 [10])
Namenl. L.:	Sie enkunnen niewan triegen [vil menegen kindeschen man]	MF. 4, 9
Dazu:	sô sol man si triegen	„ 12, 24 [11])

[1]) ib. S. 136. [3]) ib. S. 136. [5]) ib. S. 137.
[2]) ib. S. 136. [4]) ib. S. 137. [6]) ib. S. 139.
[7]) ib. S. 139; für volksthümlich möchte ich den Ausdruck von vornherein nicht halten.
[8]) ib. S. 139. [9]) ib. S. 140. [10]) ib. S. 141. [11]) ib. S. 141.

Namenl. L.:	dâ moht anders niht geschehen [wan daz si minneclîche sprach]	MF. 6, 22
Dazu Morungen:	mir ist anders niht geschehen	„ 128, 27 [1])
Kürenberc:	Sit sach ich den valken | schône fliegen	MF. 9, 5. 6
Ps. Dietmar:	so gesach si valken fliegen	„ 37, 7 [2])
	Ir rôter rôsenvarwer munt	CB. 94[a], 2
Dazu:	Suzer rosenvarwer munt	„ 136[a] [3])
Namenl. L.:	swenn ich in umbevangen hân	MF. 6, 11
Dz. Regensburc:	swenn ich in umbevangen hân	„ 16, 4 [4]).
Kürenberc:	als tuo du, frouwe schoene	MF. 10, 3
Dazu Meinloh:	weist du, schœne frouwe,	„ 14, 3 [5])
Kürenberc:	[Wîp unde vederspil] die werdent lihte zam	MF. 10, 18
Dazu Husen:	Einer frowen was ich zam	„ 46, 29 [6])
Meinloh:	[Dô ich dich loben hôrte,] do hete ich dich gerne erkant.	MF. 11, 2
Dazu Dietmar:	gerne daz mîn herze erkande, [wan ez sô bedwungen stât]	„ 32, 2 [7])
Meinloh:	[er hât dur dînen willen[eine ganze fröide | gar umbe ein trûren gegeben	MF. 11, 25
Dazu:	[Ir schôner lip] hat mir vroude vil gegeben	CB. 127[a] [8])
Meinloh:	ichn sach mit mînen ougen	MF. 12, 33
Dazu Walther:	ich sach mit mînen ougen	W. 9, 16 [9])
Meinloh:	nu wizzen algelîche [daz ich sîn friundinne bin]	MF. 13, 20
Dazu Rugge;	nu wünschent algelîche [heiles umbe den rîchen got]	„ 97, 9 [10])
Meinloh:	Mir welten mîniu ougen | [einen kindeschen man]	MF. 13, 27
Dz. Ps.-Dietmar:	[ich erkôs mir selbe man:] | den welten mîniu ougen	„ 37, 14 [11])

[1]) ib. S. 144.

[2]) ib. S. 146. Auch diese Stellen halte ich entschieden nicht für volksthümlich.

[3]) ib. S. 135. [4]) ib. S. 143. [5]) ib. S. 146. [6]) ib. S. 146.

[7]) ib. S. 147. [8]) ib. S. 147. Wie sich Meyer aus zwei derartigen Parallelen, in denen die Übereinstimmung, wenn man eine solche überhaupt finden will, so äußerlich wie nur möglich ist, eine Urstelle construiren würde, wäre wirklich interessant zu erfahren.

[9]) ib. S. 148. [10]) ib. S. 449. [11]) ib. S. 149.

Meinloh:	daz ich vil staeter minne pflege	MF. 14, 33
Dazu Neithart:	er pfliget niht staeter minne	N. 3, 10[1])
Regensburc:	und laegen si vor leide tôt | [ich wil im iemer wesen holt]	MF. 16, 12
Ps. Reinmar:	stürben si von leide, [sô enwart mir ê nie baz]	„ 301, 6[2])
Rietenburc:	si fliesent alle ir arebeit:] er kan mir niemer werden leit	MF. 18, 8
Dazu Dietmar:	si kan mir niemer werden leit [des biute ich mîne sicherheit]	„ 36, 18[3])
Rietenburc:	sît ich hân von rehter schulde [alsô wol gedient ir hulde]	MF. 18, 11
Dazu Dietmar:	Ich muoz von rehten schulden hô | [tragen daz herze und al die sinne]	„ 38, 5[4])
Dietmar:	[an ein ende ich des wol koeme] wan diu huote	MF. 32, 3
Dazu Morungen:	wê der huote [... diu mir hât benomen]	„ 136, 27[5])
Ps.-Dietmar:	Swer mêret die gewizzen mîn, [dem wil ich dienen, obe ich kan;]	MF. 35, 32
Dazu Rugge:	si mêret vil der vröide mîn	„ 103, 6[6])
Dietmar:	ich wil im iemer staete sîn	MF. 38, 11
Dazu Reinmar:	ich wil im iemer holder sîn [danne deheinem mâge mîn]	„ 203, 14[7])

Die Heranziehung des Verses

Namenl. L.:	unde bist mir dar zuo holt	MF. 5, 12

halte ich für ganz unberechtigt, ja für unverständlich; die Worte, welche die ersten beiden Stellen gemeinsam haben, finden sich in dieser Zeile gar nicht; das Vorkommen des Wortes *holt* [zu *holder*] kann man unmöglich als Grund gelten lassen.

Dietmar:	der dich hât erwelt | ûz al der werlte in sîn gemüete	MF. 38, 16. 17
Dazu Husen:	sô hât iedoch daz herze erwelt ein wîp | vor al der werlt	MF. 47, 12. 13[8])
Husen:	mîn herze ist ir ingesinde	MF. 50, 15
Dazu Neithart:	sî ist mînes herzen ingesinde	N. 56, 13[9])

[1]) ib. S. 151.
[2]) ib. S. 151.
[3]) ib. S. 152.
[4]) ib. S. 152.
[5]) ib. S. 154.
[6]) ib. S. 155.
[7]) ib. S. 156.
[8]) ib. S. 156.
[9]) ib. S. 158.

Morungen:	Mîme kinde wil ich erben dise nôt	MF. 125, 10
Dz. Ps. Wolfr.:	ûf wen erbe ich danne diese nôt	Wolfr. XII, 20 [1])
Morungen:	maht du doch etswan sprechen jâ [ja ja ja ja ja ja?]	MF. 137, 24
Dazu Reinmar:	mac si sprechen eht mit triuwen jâ, [als si ê sprach nein, sô wirt mîn wille sâ,]	„ 189, 18 [2])
Walther:	so ist ouch mîn frowe wandelbaere	W. 59, 22
Dazu Neithart:	Mîn vrouwe ist wandelbaere.	N. 82, 39 [3])

Damit bin ich ans Ende derjenigen Gruppen gelangt, die ich schon von vornherein aus rein äußerlichen Gründen auszuscheiden genöthigt war; aus Gründen, die nicht nur für die vorliegende, sondern vielmehr für jede derartige Sammlung maßgebend sein müssen, wenn diese nicht — wie hier geschehen ist — ernstlich Gefahr laufen will, auf jeden Fall ihre Beweiskraft zu schwächen.

II.

Doch betrachten wir die Sammlung Meyers in ihrem nunmehrigen, nicht unwesentlich verringerten Umfange noch einmal, und prüfen wir von Neuem ihre Beweiskraft.

Ich wiederhole: es handelt sich darum, das Vorhandensein einer Volksliebeslyrik darzuthun, die so ziemlich den Anblick bot, den der älteste Kunstgesang uns zeigt; denn der älteste Kunstgesang hat ja nach Meyer „zuerst ganz die alte Art fortgesetzt“ [4]); er hat „eine große Anzahl von Versen“ „der verloren gegangenen Volksdichtung“ einfach „zu neuen Liedern zusammengefügt“; die von Meyer zusammengestellten Verse sind nicht Erzeugnisse der betreffenden Dichter: der höfische Minnesang ist vielmehr ein Abklatsch der „verloren gegangenen Volksdichtung“ [5]).

Das wäre also zu beweisen.

Soll man aus einer Zusammenstellung, wie die Meyer'sche es bezweckt, zunächst überhaupt nur auf poetisch verarbeitetes Material mit nur einiger Gewißheit zu schließen im Stande sein, so dürfen die angeführten Parallelstellen weder allein in Bezug auf die Form, noch auch allein in Bezug auf den Gedanken, den Sinn einander nahe stehen: vielmehr müssen sie in Form **und** Inhalt Übereinstimmung zeigen.

---

[1]) ib. S. 160. [2]) ib. S. 160. [3]) ib. S. 163.
[4]) cf. oben S. 1, Anm. 4; S. 2, Anm. 4; S. 10. [5]) cf. oben S. 9 u. 10.

Denn alleinige Übereinstimmung in der Form kann nur zu leicht und wird meistens ihren Grund im Walten der Sprache selbst haben; alleinige Übereinstimmung des Inhalts in der wenigstens innerhalb eines Volkes [oder noch vielmehr einer socialen Gemeinschaft] sich gleich oder doch sehr ähnlich bleibenden Art des Geistes- und Gemüthslebens.

Doch selbst wenn Form und Inhalt der benutzten Parallelstellen übereinstimmen, so wird man ihnen einen wirklichen Werth doch wohl erst dann beimessen dürfen, wenn die Übereinstimmung ganze Wendungen, und zwar solche Wendungen betrifft, die nicht gerade zu den alltäglichen und jedem leicht in den Mund kommenden gehören.

Wir wollen aber zweitens nicht nur auf poetisch verarbeitetes Material überhaupt schließen können; dieses Material soll einer **Volksliebeslyrik** angehört haben: die angeführten Parallelen müssen also auch noch ein **volksthümliches** Gepräge tragen oder doch wenigstens nichts an sich haben, was uns verwehrt, sie der Volkslyrik zuzurechnen; sie müssen endlich auch noch an **Liebeslyrik** erinnern, da sie ja sonst — wenn überhaupt — einer anderen Dichtungsart, deren Vorhandensein niemand in Frage stellt, entnommen sein können.

Alle diese Bedingungen, deren Folgerichtigkeit wohl für jeden in die Augen springend ist, erfüllen aber die Gruppen der uns vorliegenden Stellensammlung durchaus nicht.

Denn ihre Entsprechungen beruhen einerseits nur auf einem einzigen Worte, welches dann noch meistens entweder ganz alltäglich ist, oder an den verschiedenen Stellen in verschiedenem Zusammenhange oder Sinne gebraucht wird; oder endlich wohl im Sinne, nicht aber in der Form sich mit den beigesellten Parallelen übereinstimmend zeigt; — anderntheils dienen als Bindeglieder innerhalb einer Gruppe oft ganz alltägliche Wendungen, die entweder der Umgangssprache überhaupt entnommen sein mögen, oder doch bei einer den Liebesverkehr behandelnden Dichtung kaum umgehbar erscheinen.

Noch andere Stellen, deren Übereinstimmung vielleicht auffallender sein dürfte, lassen im besten Falle auf Spruchpoesie u. dergl., keineswegs aber auf Liebeslyrik schließen; oder sie tragen ein so offenbar ritterliches Gepräge, dass man sie auf volksthümliche Dichtung von vornherein nicht zurückführen darf, sondern ihren Ursprung in höfischen Kreisen allein zu suchen hat.

Ein gut Theil des imposanten Eindrucks, den die Sammlung zweifelsohne beim ersten kritiklosen Anblicke macht, geht übrigens bereits verloren, wenn wir — wie es nothwendig geboten ist — jetzt

innerhalb der einzelnen Gruppen theilweise dasselbe Verfahren anwenden, mit dem wir gleich Anfangs an die ganze Sammlung herantraten; ich meine: wenn wir die beigefügten Parallelen aus der späteren Volkslyrik für untauglich zum Beweise erklären und ausscheiden; und diejenigen, welche ein und demselben Dichter entnommen sind, im Werthe einer einzigen Stelle gleichsetzen.

Auf den vorstehenden Bemerkungen fußend, wende ich mich jetzt von Neuem zu der Sammlung, und hebe zunächst heraus

1. diejenigen Parallelstellen, deren Entsprechung nur auf einem einzigen Worte beruht.

Aus dem 3. lat.

Liebesbr.:	wande du mir daz vercheret hast	MF. 224, 25
Dazu Meinloh:	du hâst im nâh verkêret | beidiu sin unde leben	„ 11, 22
Dz. 2mal Husen:	[wan als ich ir mîn angest sage] daz kan si leider wol verkêren	„ 44, 34
	sus kan si mir wol daz herze verkêren	„ 53, 9
Dazu Morungen:	die verkêrent underwîlent mir den sin	„ 138, 1[1])

Die Übereinstimmung beruht nur auf der Anwendung des Wortes *verkêren*.

Aus dem 3. lat.

Liebesbr.:	diu nemach dir gescaden nieth	MF. 224, 27
Dazu Kürenberc:	[jô wurbe ichz gerne selbe] waer ez ir schade niet	„ 10, 14
Dazu Morungen:	[ich fluoche in] unde schadet in niht	„ 131, 13
Dazu Hartmann:	daz schât ir niht [und ist mir iemer guot]	„ 215, 18[2])

Schon in den vorstehenden Stellen beruht die Übereinstimmung nur auf dem Gebrauche des Verbums *schaden* (einmal sogar nur das Substantivum) in den verschiedensten Formen und dem verschiedensten Zusammenhange. Welchen seiner drei Perioden Meyer diese Verse zuschreiben würde, weiß ich nicht; doch denke ich mir, nach seinen eigenen Auseinandersetzungen müßten doch wohl die Zeilen des lat. Liebesbriefes der ersten Periode ebenso wie die des Kürenberg angehören; sie müßten also von dem zu erschließenden Urverse nur insofern sich unterscheiden, an ihm nur so viel geändert haben,

[1]) ib. S. 133.

[2]) ib. S. 134. Ich muß Anfangs etwas ausführlicher werden, um die Gesichtspunkte deutlich zu machen, von denen aus ich die einzelnen Gruppen betrachtet sehen möchte.

„als die Einfügung in die Strophe verlangt“ [1]), im Übrigen aber die alte Formel bewahren: ich überlasse es Jedem selbst, die beiden Verse dahin zu prüfen. Ich möchte meinerseits es hier nicht unternehmen, eine weitere Periodisierung an den vorliegenden und folgenden Versen der Gruppe nach Meyers Vorschrift zu versuchen; doch er selbst rechnet wohl die mit „vgl.“ oder gar mit „vgl. auch“ bezeichneten [2]) zu der dritten Periode; dahin würde also auch die Stelle

Dietmars: mir wirret niht [sîn boeser kîp] MF. 41, 5

gehören; wie kommt aber Dietmar in die dritte Periode der Zeit nach?

Oder wenn ich mich nach seinen Ausführungen auf S. 171 richte, in denen es heißt „ebenso wird die Ersetzung der alten volksthümlichen Ausdrücke, schon vorher zuweilen vorkommend, jetzt geradezu System“, wie zum Beispiel „*schaden* statt *werren*“; wie paßt dazu, daß gleich in den beiden ältesten Stücken *dîn nemach dir gescaden nieth* (MF. 224, 27) und *waer ez ir schade niet* (Kür.) das Wort *schaden* (resp. *schade*), hingegen bei Walther

[sol er mir büezen] des mir niht enwirret W. 83, 19

wieder *wirren* steht?

Der Vollständigkeit halber füge ich die beiden noch übrigen Stellen hinzu:

Meinloh: [daz ich dich nu gesehen hân] daz enwirret dir niet MF. 11, 6

und Dietmar: [Ich solde zürnen, hulfe ez iet] MF. 40, 11 (!!)

Es folgen Stellen mit *liep* [3]):

3. lat. Liebesbr.: wande warest du mir nieth liep MF. 224, 27

Dz. Kürenberc: sô bist du mir vil liep „ 9, 26

und mir wart nie wîp alsô liep „ 10, 16

Dazu Meinloh: im wart liebers nie niet „ 14, 6

und den du wilt frowe haben liep „ 11, 8

Dz. Rietenburc: daz mir sî iemen alse liep? „ 18, 5

Dazu Dietmar: der ich gerne waere liep „ 32, 10.

Gemäß unserem Grundsatze fällt bei Seite die Stelle aus der

Volkslyrik: Und wär' mein Herr Vater mir nicht so lieb Talvj, S. 437 [4]).

Die Übereinstimmung ist vollständig auf das eine Wort *liep*, dessen Vorkommen in einer ausgesprochenen Liebeslyrik mir eben nicht sehr

[1]) ib. S. 171 unten. [2]) ib. S. 133. [3]) ib. S. 134.

[4]) Daß ein solcher Vers wie dieser überhaupt als Parallele zu den voraufgehenden beigefügt, zeigt deutlich, wie sehr ins Blaue sich die Bemühungen M.'s verlieren.

seltsam erscheint, beschränkt; einen zu Grunde liegenden Originalvers kann ich mir absolut nicht vorstellen. Was wird nun hier aus einer Periodisierung?

Auch in der folgenden Gruppe[1]) ist nur ein einziges Wort als Bindeglied zu betrachten; das in den beiden ersten Versen außer *phliget* sich findende *triuwen* gewährt nur auf den ersten Blick den Anschein engerer Übereinstimmung, denn in der Zeile

Namenl. L.: swer mit triuwen der niht phliget MF. 3, 15

ist *mit triuwen* nur adverbiale Bestimmung zu *phligen*; als Object zu diesem ist *der,* das ist *tougen minnè* beigefügt, während in dem anderen Verse

Spervogel: ist danne daz er triuwen phliget MF. 20, 21

triuwen als Object anzusehen und in ganz allgemeinem Sinne, wie der Zusammenhang der ganzen Strophe lehrt, aufzufassen ist.

Daß bei der dritten Stelle

Swer des biderben swache phliget MF. 245, 25

eine innigere Übereinstimmung nicht vorliegt, ist offenbar; man müßte denn etwa das *swer* aus diesem und dem ersten Verse auffallend finden wollen.

Desgleichen mangelt es an engerer Zusammengehörigkeit in der Gruppe mit dem Reimworte *wîzen*[2]):

Namenl. L.: dem sol man daz verwîzen MF. 3, 16
Dazu Meinloh: der wil ich nu niht wîzen [sihe ichs unfroelichen stan] „ 13, 38
Dz. Rietenburc: Nû endarf mir nieman wîzen „ 18, 1.

Auch haben die Verse speciell mit Liebeslyrik nichts zu thun. Nur das Wort *güete* weisen als gemeinsam auf die Verse:

[vröde han ich manichvalt] von eines wibes güte CB. 102[a]
Dz. Rietenburc: [Mir gestuont mîn gemüete] nie sô hôhe von ir güete MF. 18, 10
Dazu Dietmar: [Ich bin ein bote hergesant, frowe] ûf mange dîne güete „ 38, 15
Dz. Reinmar: [daz er die rede vermite] iemer dur sin selbes güete „ 187, 3
Ders.: . . . [daz sich sent | mîn gemüete] nach sîner güete, „ 199, 29.

Von der folgenden Zusammenstellung[3]) mögen die beiden ersten Verse:

ich weiz wiez ‘ir’ gevalle CB. 103[a]
Dazu Kürenberg: in weiz wiech ir gevalle MF. 10, 15

[1]) ib. S. 134. [2]) ib. S. 134. [3]) ib. S. 136.

auffallendere Übereinstimmung zeigen; sie stehen aber damit so vereinzelt da, daß wir ihnen weiteren Werth nicht beilegen können; die übrigen Verse haben außer dem Verbum *gevallen* nichts gemeinsam. cf.

Meinloh:	[und sol die merkaere reden lân!. swaz in gevalle	MF. 14, 18
Ps.-Dietmar:	. . .[in dem walde | ein boum,] der dir gevalle	„ 37, 11
Dazu:	[Seht mich an |, jungen man!] Lât mich eu gevallen	CB. S. 97 o.
Dazu Neithart:	[sîn (winders) getwanc | wendet mangen süezen sanc | uns allen] wem sol daz wol gevallen	N. 14, 21.

Auszuschließen ist die Stelle aus der Volkslyrik

Volkslyrik:	wenn ich dir nit gefalle | [gib mir urlob, du roter mund]	Uhl. 29, 5.

Es folgen Stellen mit dem Verbum *hân* als Reimwort[1]:

	Nu suln wir alle froude hân	CB. 103[a]
Namenl. L.:	Ich wil weinen von dir hân	MF. 6, 26
Dz. Rietenburc:	gedinge | den ich von einer frowen hân	„ 18, 21.

In 14 Stellen finden wir ferner[2]) das im Mhd. überaus häufige *geniezen lân*: dazu gefügt sind 8 Verse mit *geniezen* allein. Beide Ausdrücke, die übrigens durchaus nicht auf Liebeslyrik ausschließlich hinweisen, tragen nichts Auffallendes an sich.

Ebenso steht es mit der nächsten Gruppe, deren Verse den Gebrauch des Verbums *verdriezen* im verschiedensten Zusammenhange gemeinsam haben[3]).

Es folgen 4 resp. 3 Verse (zwei gehören demselben Dichter an) mit dem Verbum *singen*[4]):

	Ich wolde gerne singen, [der werlde vrovde bringen]	CB. 126[a]
Morungen:	Ich wil immer singen [dîne hôhen wirdekeit]	MF. 146, 11
Neithart:	Kunde ich nû gesingen [daz die jungen gerne sungen]	N. 33, 22
	Ich wil aber singen [swie ez vür ir ôren gê]	„ 67, 7.

[1]) ib. S. 136.

[2]) ib. S. 137; obendrein schmilzt die Gruppe etwas zusammen, da von den angeführten Stellen mehrere einem Dichter angehören; nämlich: 5 Rugge, 3 Reinmar, 3 Walther und 1 der späteren Volkslyrik.

[3]) ib. S. 137. [4]) ib. S. 138.

Das Vorkommen des Verbums *singen*, obendrein in so verschiedenem Zusammenhange, hat bei berufsmäßigen Dichtern doch sicherlich nichts Befremdendes.

Bedeutungslos ist auch die Gruppe mit *trûric* [1]; man wird wohl kaum zwischen dem Verse:

[Vrowe, wesent vro! Wie tut ir nur so,] daz ir so trûrech sît? CB 133'

und

Dietmar: alsô trûric wart ich nie, [swenn ich die wolgetânen sach | mîn senedez ungemach zergie] MF. 36, 20

eine auf Entlehnung deutende Übereinstimmung finden können. Auch der beigefügte Vers Reinmars:

Reinmar: Alse rehte unfrô enwart ich nie. [daz solte eht sin : nust ez geschehen.] MF. 185, 20

darf nicht auffallend erscheinen; denn außer dem Wechsel des Ausdrucks — *unfrô* statt *trûric* — raubt auch der verschiedene Zusammenhang der Stelle den Werth.

Horheim: [... ûf mînen eit '.....] noch niene wart sô trûric man MF. 115, 15.

Ein ziemliches Durcheinander bietet die Zusammenstellung der Verse mit *benemen*, das in den verschiedensten Verbindungen aufgeführt wird [2].

Selbst bei den Stellen, die ungefähr ähnlichen Sinn haben, wie

Kürenberc: [eines hübschen ritters | gewan ich künde] | daz mir den benomen hân [die merker und ir nît] MF. 7, 23

Regensburc: Sin mugen alle mir benemen | [den ich mir lange hân erwelt] „ 16, 8

Husen: [In mînem troume ich sach | ein harte schoene wîp | .... do erwachet ich ê zît] dô wart si mir benomen „ 48, 27

und Wolfram: du (*wahtaer*) hâst in dicke mir benomen | [von blanken armen, und ûz herzen nicht] Wolfr. 5, 4—5

oder:

Reinmar: [Der mir gaebe sînen rât! | konde ich ie deheinen,] der ist mir benomen MF. 194, 34—35

[1]) ib. S. 138—139. [2]) ib. S. 140.

ist die Ausdrucksweise eine so verschiedene, die Verwendung des *benemen* so mannigfaltig, daß man an einen gemeinsamen Grundvers nicht wohl denken darf.

Auch aus den ferner enger zusammengehörigen Versen:

Guotenburc:	din guote, diu mir hât benomen Minen sin	MF. 71, 28
Rugge:	[daz tuot diu minne] : diu nimt mir die sinne	„ 101, 19
Morungen:	swenne ir schœne mir nimt so gar minen sin	„ 135, 23
Namenl. L.:	[Vil ist unstaeter wîbe : |] diu benement ime den sîn	„ 4, 6
und Spervogel:	[Sô wê dir armüete!] du benimest dem man | beidiu witze und ouch den sin, [der niht enkan]	„ 22, 9

— auch aus diesen Versen können wir nur auf eine der Umgangssprache — vielleicht ziemlich fest — zu eigen gewordene formelhafte Ausdrucksweise, keinesfalls aber auf einen der „eigentlichen Lyrik" zugehörigen poetisch bearbeiteten „Baustein" schließen, das zeigt schon die Verwendung des Verses bei Spervogel.

Geradezu auffallend ist hier übrigens, daß gerade die Verse, deren Übereinstimmung etwas weiter geht, ein und demselben Dichter angehören, wie dies der Fall ist mit den Zeilen

Walthers:	die mir in dem winter fröide hânt benomen	W. 73, 23
und:	die mir dicke fröide hânt benomen	„ 98, 15

und in ähnlicher Weise mit den Versen

Neitharts:	manegem senedem herzen trûren ist benomen	N. 14, 7
und:	manegen herzen ist benomen | leit und ungemüete	„ 23, 8. 9.

Das Hinfällige einer Gruppe, wie die folgende ist: [1])

Namenl. L.:	[daz der sumer komen sol.] seht wie wol das menegen herzen tuot.	MF. 4, 16
Dazu:	[bi dir swer lit] sanfte dem daz tut	CB. 140[a]
und Johansdorf:	seht wie maneger ez doch tuot	MF. 86, 8

brauche ich nicht erst auseinanderzusetzen; es liegt auf der Hand.

Von den angeführten zwölf Stellen mit dem Reimwort *gemuot* [2]) gehört die Hälfte Walther an, hat also den Werth einer einzigen Stelle; das gleiche gilt von den zwei citierten Versen des Johansdorf.

[1]) ib. S. 141. [2]) ib. S. 142.

In den übrigen Stellen:

Namenl. L.:	[daz ist alsô verendet] daz ich bin wol gemuot	MF. 4, 29
Rugge:	[daz ich durch ieman si vermeit] des wirde ich selten wol gemuot	„ 105, 21
Bligger:	[.. swême dâ gelinge,] der si wol gemuot	„ 118, 18
Dazu:	swer gegen den hat hohen mut	CB, 132[a]
und Kürenberc:	[als ich daran gedenke] sô stêt wol hôhe mîn muot	MF. 10, 23

hängt die Übereinstimmung einzig an dem Worte *gemuot*; ja in den beiden letzten Stellen sogar nur noch an dem Reime *muot*; obendrein wechselt der Sinn.

Bei Versen wie

Namenl. L.:	[Ich hân den lîp gewendet] an einen ritter guot	MF. 4, 27
Dietmar:	[jâ hoere ich vil der tugende sagen] von eime ritter guot	„ 39, 4
Dz. Kürenberc:	[als warb ein schoene ritter] umb ein frouwen guot	„ 10, 22[1])

eine Entlehnung annehmen zu wollen, möchte einem doch wirklich schwer werden. Man könnte fast der Meinung werden, Meyer trete an die mittelhochdeutschen Ausdrücke und Wendungen mit ganz **neuhochdeutschem** Sprachgefühle heran; denn nur so läßt es sich eigentlich erklären, daß er in Stellen wie in den obigen irgendwie Besonderliches finden kann.

Die vierte Zeile

Dietmar:	ein schœne wîp so rehte guot	MF. 36, 26

fällt für uns obendrein fort, da sie einem in der gleichen Gruppe schon citierten Dichter angehört.

Es folgt eine Gruppe von drei Stellen mit *entstân* als Reimwort:[2])

Kürenberc:	sô lâz ich die liute | harte wol entstân	MF. 7, 15
Dz. Regensburc:	des mac sich mîn herze wol entstên	„ 17, 6
und Guotenburc:	ichn mac mich schiere niht entstân	„ 76, 14.

Man sieht, eine nähere Übereinstimmung ist nicht vorhanden.

Von den fünf Versen mit *getân*[3]) sind es eigentlich nur zwei, welche in Betracht kommen können:

Meinloh:	ich hân in anders niht getân[wân ob ich han gedienet]	MF. 13, 30
und Reinmar:	In habe in anders niht getân [wan daz ich sêre sinne]	„ 194, 4.

[1]) ib. S. 142. [2]) ib. S. 144—145. [3]) ib. S. 149.

Die übrigen haben außer der Verbalform *habe getân* nichts Gemeinsames; außerdem fallen noch zwei Stellen als unbrauchbar fort: die zweite Stelle Meinlohs (einem schon citierten Dichter zugehörig) und die der Volkslyrik entnommene, so daß eigentlich überhaupt außer den oben angeführten nur noch die eine bei

Dietmar: [Waz wîzet mir der beste man?] ich habe im leides niht getân: MF. 40, 36

zu beachten ist, und diese bezeichnet Meyer wohl sehr mit Recht nur als „entfernteren Anklang".

Daß in den folgenden Versen [1])

Meinloh: im trûret sîn herze | [sît er nu jungest von dir schiet] MF. 14, 7

und Dietmar: [nu muoz ich von ir gescheiden sîn] trûric ist mir al daz herze mîn „ 32, 20

die beiden betreffenden Dichter nöthig gehabt haben sollten, den Gedanken: daß ihr Herz durch das Scheiden traurig geworden sei, (— die Form ist ja verschieden genug —) zu entlehnen, wird wohl kaum Glauben finden. Und noch viel weniger dürfte dies der Fall sein bei den Versen:

Veldegge: trûric ist daz herze mîn: [wan ez wil nu winter sîn,] MF. 59, 15

und Kürenberc: [Swenne ich stân alleine . . . und ich gedenke ane dich so . . .] . . . gwinnet mir daz herze | vil manegen trûrigen muot „ 8, 23.

Am Schlusse des Verses die beiden zu einem Begriffe verschmolzenen Wörter *alze lanc* weisen die folgenden Stellen auf: [2])

Rietenburc: ez ist leider alze lanc [daz die bluomen rôt | begunden liden nôt] MF. 19, 13

Dietmar: [sît was mir mîn fröide kurz] und ouch der jâmer alze lanc „ 34, 18

Reinmar: mirst beidiu winter und der sumer alze lanc „ 155, 4

Hartman: die swaeren tage sint alze lanc „ 207, 4

und noch zweimal bei demselben.

Man sieht, außer den beiden zusammengehörigen Wörtern verbindet die angeführten Verse nichts; der Zusammenhang und die ganze Verseinfügung lassen an keine Entlehnung denken.

---

[1]) ib. S. 150. [2]) ib. S. 153.

Ähnlich verhält es sich mit [1])

Meinloh: [im trüret sîn herze] sît er nu jungest von dir schiet MF. 14, 8
Dietmar: do ich aller nachest von dir schiet [sît hât ich grôze swaere] „ 40, 13.

Nur noch Gedankenähnlichkeit liegt vor in

Husen: Deich von der guoten schiet [des lîde ich ungemach] MF. 48, 32.

Die Heranziehung des Verses

Namenl. L.: [Ein winken und ein umbe sehen | wart mir] do ich si nâhest sach MF. 6, 21

nur wegen des vorkommenden *nâhest* ist wirklich recht unnütz.

Es folgen Stellen mit *tiuren* [2]) oder Ausdrücken ähnlicher Bedeutung; von den acht Parallelen gehören bereits vier, und zwar darunter gerade die drei auffallender übereinstimmenden einem Dichter, nämlich Walther [3]) an. Die Ähnlichkeit der übrigen ist so wenig ausgeprägt, daß an Entlehnung nicht gedacht werden kann:

Dietmar: du hâst getiuret mir den muot MF. 33, 26
Dazu Rugge: si tiuret vil der sinne mîn. „ 103, 24
Dazu Morungen: [dîne redegesellen | die sint swie wir wellen | guoter worte und guoter site.] dâ bist du getiuret mite. „ 146, 26

und gar

Johansdorf: daz ir deste werder sint [und dâ bi hochgemuot] „ 94, 14.

Die folgende Gruppe [4])

Ps. Dietmar: und wil doch mannen fremede sîn MF. 35, 34
Dietmar: sol ich im lange vrömede sîn „ 36, 11
Ders.: [so höh ôwî] sol ich ir lange frömde sîn „ 39, 17
Morungen: [ich fluoche in unde schadet in niht,] dur die ich ir muoz frömede sîn „ 131, 17

weist als gemeinschaftlich nur das Wort *fremede* in vier Stellen, von denen drei auf einen und denselben Dichter kommen, auf [5]).

[1]) ib. S. 150. [2]) ib. S. 155.

[3]) Wenigstens ist zu dem Verbum *tiuren* resp. einmal *wirden* jedesmal derselbe Zusatz *lîp* gefügt.

[4]) ib. S. 155.

[5]) Wieder gehören gerade die beiden Verse, die größere Entsprechung haben: *sol ich im lange frömede sîn* (D. 36, 11) und *sol ich ir lange frömede sîn* (ib. 39, 17) demselben Dichter an.

Angefügt sind drei weitere Verse mit dem Zeitwort *fremeden*:

Dietmar:	[sunder âne mine schult | fremedet er mich manegen tac	MF. 34, 14
Husen:	aleine frömdet mich ir lip. | [si hât iedoch des herzen mich | beroubet gar für elliu wip]	„ 42, 7
Rugge:	sîn langez fremeden muoz ich klagen	„ 107, 23.

Die Stellen haben außer dem noch dazu in verschiedenen Formen gebrauchten einzigen Worte durchaus keine weitere Übereinstimmung.

Auch haben Ausdrücke mit *fremede* sowohl als mit *fremeden* etwas Absonderliches nur für den mit neuhochdeutschem Sprachgefühle an sie Herantretenden.

Ebensowenig ist etwas anzufangen mit den Versen: [1])

Dietmar:	[hôhe stât mîn muot:] wan al diu werlt noch nie gewan [ein schœne wip so rehte guot]	MF. 36, 25
Husen:	got weiz wol, daz ich nie gewan | [in al der werlt sô liebe enkeine]	„ 44, 19
Namenl. L.:	[du bist in mînen sinnen] für alle die ich ie gewan	„ 5, 1.

Auch in den Parallelen mit *gedagen* [2]) tritt zu dem einfachen Verbum nirgends etwas hinzu, was eine Entlehnung wahrscheinlich machen könnte:

Husen:	[deich lîde umbe ir hulde sêren]] daz ich niemer mac verdagen	MF. 44, 39
Morungen:	[Sin hiez mir nie widersagen, ...] desn mac ich langer niht verdagen	„ 130, 12
Hartmann:	nieman sol ir lobes gedagen	„ 214, 8
Neithart:	Hie mit sul wir des gedagen	N. 36, 38
Rugge:	[unser leit daz ist ir spil:] wir mugen wol stille dagen	MF. 97, 34

die drei übrigen Stellen gehören Reinmar, haben also den Werth einer einzigen.

Ganz werthlos ist die Zusammenstellung der Verse mit *guot* [3]). Von den zehn angeführten Stellen sind allein sieben Walther entnommen, zwei kommen auf Neithart, eine auf Horheim, so daß wir eigentlich nur drei Parallelen vor uns sehen, die nichts Anderes als das Wörtchen *guot* mit einander gemein haben. Es berührt höchst eigenthümlich, wenn man bedenkt, daß einem hier Verse oder Vers-

[1]) ib. S. 155—156. [2]) ib. S. 158. [3]) ib. S. 160.

stückchen wie: *sist guot; du enbist niht guot; sô sît ir niht guot; daz waere guot* etc. geboten werden in der Absicht, den Glauben an eine Entlehnung aus alten Liedern zu erwecken.

Nicht anders fühlt man sich berührt von der folgenden Gruppe[1]):

Bligger:	so ist aber menger sô gemuot [daz er der geste haz bejaget]	MF. 119, 23
Walther:	der lantgrâve ist sô gemuot	W. 20, 10
Neithart:	erst ein knappe sô gemuot	N. 3, 9
(Ders.:	minne ist sô gemuot	„ 97, 6)
Reinmar:	mîn muot stuont mir eteswenne alsô [daz ich was mit den andern frô]	MF. 174, 7.

Wie sollte wohl hier etwa der Originalvers zu allen diesen Variationen gelautet haben?

Ein Gleiches gilt von den Versen mit *swachen*[2]); zu den drei Stellen aus Walther:[3]) *die sich selben sô verswachent* (23, 21); ...*diu sô swachet* (47, 5); ..*wie dû dich swachest* (51, 37) treten

Morungen:	sâ zehant bin ich geswachet	MF. 135, 22
und Neithart:	daz dû mich sô swachest	N. 23, 39.

Es bedarf nicht erst der Mühe, die Verse in ihren übrigens überall ganz verschiedenen Zusammenhang einzufügen; man wird ihnen auch so schon keinen Werth beilegen können.

Ganz dasselbe, was ich oben über die Gruppe *guot*[4]) bemerkte, muß ich von den folgenden beiden Zusammenstellungen wiederholen, in denen die Verbalform *kan* und das Verbum *tuon* als Bindeglieder dienen[5]). Ein Blick auf die beiden Gruppen genügt, um ihre Bedeutungslosigkeit zu erkennen.

Die im vorstehenden Abschnitte besprochenen Gruppen fanden oder suchten ihre Übereinstimmung nur in einzelnen Worten, im folgenden werde ich

2. diejenigen Parallelstellen zu behandeln haben, deren Entsprechung auf einem etwas umfangreicheren Ausdrucke oder einer Wendung beruht, wie sie die Umgangssprache des täglichen Lebens gewiß schon geformt hatte und leicht dem Dichter in den Mund gegeben haben mag.

---

[1]) ib. S. 160. [2]) ib. S. 160.

[3]) Es sind nicht einmal ganze Verse, die in Betracht kommen.

[4]) ib. p. 59(1).

[5]) ib. S. 161. In der Gruppe *kan* fallen wieder von 9 Stellen 5 Reinmar und 2 Walther zu: desgleichen in der Gruppe *tuon* von 9 Stellen 5 auf Walther und 2 auf Reinmar, so daß schon ganz äußerlich die beiden Zusammenstellungen an Werth recht beträchtlich einbüßen.

Fast mit in die vorige Abtheilung hätte ich verweisen können die Zusammenstellung [1])

3. lat. Liebesbr.:	desne soltu dûn niemêre	MF. 224, 26
Husen:	dêswâr tuon i'n niht mêre	„ 51, 11
Walther:	lâtz iu geschehen niht mêre	W. 18, 4.

Eine Menge Stellen liefert das Verbum *zergân*, das in verschiedenen Verbindungen aufgeführt wird [2])

	dâvon mag uns frovde nimmer mer zergan	CB. 98[a]
Meinloh:	[wan er ist komen ze lande,] von dem mîn trûren sol zergân	MF. 14, 29
Morungen:	[swer da enzwischen danne stêt und irret mich,] dem müez al sîn wünne gar zergên	„ 126, 35
Walther:	[mich müet], sol mîn trôst zergân [sô enwirde ich anders niht erlôst]	W. 14, 13
Ders.:	sol der (*kumber*) mit fröide an mir zergân],	„ 72, 1 [3])
Ders.:	[der ist eht manger fröiden rîch] sô jenes fröide gar zergât	„ 92, 38 [3])
Reinmar:	sô ist mîn trûren gar zergân [und bin die wochen wol getân] [4])	MF. 203, 21
Ders.:	[anders sô gestuont ez nie,] wan daz beidiu liep und leit zergie	„ 172, 29 [3])
Ps.-Neithart:	[der anger lît | bevangen.] mîn trûren deist zergangen	N. 130, 7 [5]).

In allen diesen Versen liegt die Übereinstimmung eigentlich nur darin, daß das Verbum *zergân* zur Bildung von Redensarten verwandt ist. Was uns zwingen sollte, Versentlehnungen anzunehmen, sehe ich nicht. Warum soll denn außer den vielen anderen Ausdrücken, zu denen sich das Wort mit Substantiven auch sonst noch verbunden hat, nicht auch ein *frovde zergân*, *trûren zergân*, *wunne zergên*, *trôst zergên*, *leit zergên* in der Umgangssprache sich gebildet haben?

---

[1]) ib. S. 133. [2]) ib. S. 135.

[3]) Ich führe diese Verse, obschon sie bereits citierten Dichtern angehören, nur deshalb mit an, weil sie gerade die Verschiedenheit des Gebrauches von *zergân* zu zeigen geeignet sind.

[4]) So und nicht wie Meyer schreibt: *sol mîn fröude nu zergân* lautet der Vers an der angegebenen Stelle.

[5]) Der am Schlusse der Gruppe noch angefügte Vers:

Nameni. L.:	[Owê mir sîner jugende!] diu muoz mir al ze sorgen ergân	MF. 4, 12

wäre besser weggeblieben.

Daß in den folgenden Versen der Ausdruck des „Frohseins“ [1]) auf Entlehnung deuten soll, zumal da er in den vier Zeilen dreimal in verschiedener Fassung erscheint:

[stolze meide |] wesent palt! CB. 104[a]
[grune stat der schöne walt :| des
suln wir nu wesen balt „ 123[a]
Vrowe, wesent vro „ 133
Namenl. L.: ‘vriunt, du wis vil hôchgemuot’ MF. 6, 24

hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Das Gleiche gilt von den folgenden Zeilen [2]); Wendungen mit *tragen* sind dem Mittelhochdeutschen geläufig, *hôher muot* ist ebenfalls ein vielgebrauchter Ausdruck: warum sollte die Verbindung *hôhen muot tragen* sich also nicht hier und da einstellen? In den angeführten Parallelen findet sie sich überhaupt nur zweimal:

Reinmar: [War umbe vüeget diu mir leit |]
von der ich hôhe solte tragen den muot MF. 162, 17
und Regensburc: [der sich mit manegen tugenden guot |
gemachet al der werlte liep]
der mac wol hôhe tragen
den muot „ 16, 7.

An den übrigen Stellen ziemlich stark variiert, wenn man überhaupt von Variation sprechen will. So bei

Dietmar: Ich muoz von rehten schulden hô |
[tragen daz herze und al die
sinne] MF. 38, 5

und nochmals bei

Reinmar: [guoten trôst wil ich mir selben
geben] | und min gemüete
tragen hô „ 185, 30.

In beiden Stellen ist nicht einmal das Reimwort dasselbe geblieben, worauf Meyer doch sonst mit Recht Werth legt. Der Vers

Walthers: [edel unde rîche | sint si sumelîche,]|
dar zuo tragent si hôhen
muot : W. 51, 3

will mir endlich seiner Bedeutung wegen nicht hierher gehörig erscheinen; das *hôher muot* bedeutet hier gewiß nicht nur so viel wie „gehobene Stimmung = Fröhlichkeit“, was man bei den obigen Stellen MF. 38, 5 und 185, 30 wohl anzunehmen hat, sondern drückt aus „hohen stolzen Sinn“ [3]).

[1]) ib. S. 136. [2]) ib. S. 138.

[2]) Für volksthümlich, d. h. volksthümlichen Ursprungs möchte ich — beiläufig erwähnt — den Ausdruck auch nicht halten.

Es folgen vierzehn Stellen mit der Wendung *sanfte tuot* [1]) (vier davon gehören Walther an). Die Übereinstimmung beruht nur auf diesem Ausdrucke, der, allgemein gebräuchlich, Schlüsse auf Entlehnung nicht erlaubt.

Nicht mehr besagt die umfangreiche Sammlung mit *frî* [2]), das in den verschiedensten Verbindungen aufgeführt wird. Man findet zusammengestellt: *frî machen* oder *frî tuon*, *frî sîn*, *frî beliben*, *frî werden*, *frî lâzen*, auch absolut *frî* in wechselnder Verbindung mit *leides*, *sorgen*, *von leide*, *von seneder nôt*, *lobes*; dazugefügt sind sinnverwandte Wendungen, wie *von sorgen scheiden*, *von sorgen lære tuon*; kurz: was wiederkehrt, ist meistens nur der Gedanke; Zusammenhang und Form sind verschieden genug, jedenfalls nicht dazu angethan, einem die Annahme einer Versentlehnung aus vorhandener Poesie nahe zu legen [3]).

Die Redensart *den lîp verliesen* ist an sich eine ganz geläufige, deren Anwendung nicht befremden kann; die Stellen, an denen sie vorkommt, haben durchaus nichts Formelhaftes, obendrein findet sie sich nur bei drei verschiedenen Dichtern [4]), nämlich außer in den

Namenl. L.: [kumest du mir niht schiere,] sô verliuse ich mînen lîp MF. 5, 3

nur noch zweimal bei

Morungen: [ich mac mich langer niht erwern] den lîp muoz ich verloren hân „ 137, 13

und in demselben Liede

[frouwe, mîne swaere sich, |] ê ich verliese mînen lîp „ 137, 18

und zweimal bei Neithart:

jâ verliuse ich den lîp | [ist si mir niht beschert] N. 61, 34

[daz was ein henne guot | und gienc staete unbehuot] dâ von sie verlôs den lîp „ 181, 18 [5]).

oder vielmehr Ps. N.

---

[1]) ib. S. 139. [2]) ib. S. 141.

[3]) 6 Stellen fallen übrigens aus der Sammlung heraus, da von den angezogenen 3 Reinmar, 2 Walther und 4 Neithart zukommen.

[4]) ib. S. 142.

[5]) Man könnte den Vers eher gegen Meyer zum Beweise dafür anwenden, daß die Redensart eine allgemein verbreitete war; sonst könnte sie nicht hier in so völlig verschiedenem Zusammenhange stehen.

In den folgenden Versen [1]) hängt die Übereinstimmung überhaupt nur an der ganz unzweifelhaft bereits von der Umgangssprache geformten Wendung *al der werlte*; im Übrigen sind die Stellen grundverschieden:

Namenl. L.: den möhte in al der welte | [got niemer mir vergelten] MF. 5, 4 [2])
Dietmar: nu muoz ich al der werlte [haben dur sînen willen rât] „ 39, 8
Namenl. L.: [und waerez al der welte leit,] „ 6, 12.

Ebenso gewagt ist es, an das zweimalige Vorkommen [3]) von *nâch dem willen mîn* in den Versen:

Namenl. L.: [Mir hât ein ritter ....|] gedienet nâch dem willen mîn MF. 6, 6
und Dietmar: [er kan wol grôzer arebeit] gelônen nâch dem willen mîn „ 38, 13

weitere Folgerungen zu knüpfen, dazu ist Ausdruck und Zusammenhang doch gar nicht geeignet. Die Zufügung des nicht einmal gleichlautenden

Reinmar: sage im durch den willen mîn MF. 178, 5

erhöht den Werth der Gruppe nicht.

Eine der reichsten Zusammenstellungen gründet sich auf die Redensart *rât werden* [4]): sie wird in 24 Versen aufgeführt. Diese schmelzen nun allerdings im Werthe zu 9 zusammen, denn von ihnen fallen allein 7 auf Walther, 4 auf Reinmar, 4 auf Rugge, 2 auf Neithart, 2 auf Dietmar, 2 auf Husen. Aber ganz abgesehen davon: Meyer kann doch unmöglich im Zweifel darüber sein, ob hier ein Ausdruck der Alltagsrede oder ein rein lyrischer, ja überhaupt lyrischer Vers zu Grunde liegt. Für die letztere Annahme bietet sich doch nirgends der geringste Anhaltspunkt. **Die Gruppe ist bezeichnend für die Natur der ganzen Sammlung.** Der eigentliche Zweck derselben ist gänzlich außer Acht gelassen; **Ähnliches wird eben zusammengestellt, unbekümmert, ob es die Sache fördert oder nicht.**

Die beiden Verse: [5])

Namenl. L.: swie du wilt, sô wil ich sîn [lache, liebez frowelîn] MF. 6, 30
und Walther: swie si sint sô wil ich sîn W. 48, 7

verlieren das auffallend Übereinstimmende, das ihnen der erste Blick zuerkennt, sobald man sie im Zusammenhange betrachtet.

---

[1]) ib. S. 142. [2]) nicht 5, 11. [3]) ib. S. 143. [4]) ib. S. 143—144.
[5]) ib. S. 144.

In der Strophe der Namenlosen hat die Frau mit jenem Verse die Versicherung völliger Ergebenheit von Seite des Mannes erhalten; bei Walther will die Wendung besagen, daß er so viel *fuoge* besitze, die Leute nicht zu *verdriezen*, daß er darum sich nach ihnen richte, mit ihnen fröhlich und traurig sei. Der Ausdruck ist an beiden Stellen ganz vom Augenblicke eingegeben; seine Übereinstimmung gewiß eine zufällige. Die dritte angeführte Entsprechung

Rietenburc: als wil ich iemer mêre sîn MF. 18, 24

ähnelt zu wenig dem Wortlaute den beiden anderen, als daß man sie in Betracht ziehen könnte.

Nichts als einen ganz alltäglichen Ausdruck haben wir auch in dem *die wîle* [1]) = derweile zu sehen, das uns in neun Versen [1]) (darunter viermal Reinmar und zweimal Neidhart, so daß vier Stellen ungiltig werden) entgegentritt. Das regelmäßig hinzutretende *ich lebe* oder *daz leben hân* oder *ich habe den lîp* beweist nichts mehr, als daß der ganze Ausdruck im gewöhnlichen Leben eben gerade so gebräuchlich war, wie heutzutage unser „so lange ich lebe" oder „mein Leben lang". Von lyrischem Verse haftet an der Wendung nichts.

Was die Stellen mit *hôhe stân* [2]) in Verbindung mit *muot, gemüete, herze* angeht, so kann ich nur wiederholen, was ich schon bei *sanfte tuon* [3]) und anderen zu bemerken hatte: es liegt nichts als eine benutzte Redensart der Umgangssprache vor, deren Verwendung im Verse Variation genug zeigt, ja nicht einmal ein bestimmtes Reimwort zu Tage treten läßt, so daß man dem Gedanken an einen zu Grunde liegenden formelhaften Vers nicht Raum geben darf [4]).

Dasselbe gilt in noch höherem Maße von der Zusammenstellung mit *inne werden* [5]) und *inne bringen*, nur daß das Reimwort dasselbe bleibt.

Vergleicht man ferner die Verse mit *umbe waz* [6]) näher im Zusammenhange, so verlieren sie von ihrer Ähnlichkeit wesentlich.

Meinloh: [Ich bin holt einer frouwen :] ih
weiz vil wol umbe waz MF. 13, 2

Morungen: [.. ê ich ir iemer diende] ine wisse
umbe waz „ 142, 18.

Die übrigen Stellen, von denen zwei einander ähnlicher lauten, gehören einem und demselben Dichter, nämlich Neithart zu:

---

[1]) ib. S. 146. [2]) ib. S. 146. [3]) oben S. 37 o.

[4]) Die 15 Stellen reducieren sich auf 9; 5 gehören schon angezogenen Dichtern zu.

[5]) ib. S. 147. [6]) ib. S. 149.

Neithart: [Si sint mir unwaege] sîne wizzen
umbe waz N. 68, 17
[er ist dir gehaz] ich enweiz niht
umbe waz „ 75, 22.

Der folgende Vers erhält den Anschein der Ähnlichkeit nur durch die Verkürzung, die ihm im Citate der Zusammenstellung zu Theil geworden ist:

ich weiz rehte niht war umbe [sî
daz liez] N. 97, 3.

Doch wäre auch die Zahl der Parallelen (3) größer, ihr Zusammenhang gleichartiger, so berechtigten sie doch ihrer Natur nach niemals zu dem Schluß auf einen geformten Vers, höchstens auf einen geläufigen Ausdruck der gewöhnlichen Rede.

Es folgt eine Gruppe mit *hœhen* oder besser mit dem gemeinschaftlichen Gedanken „einen in frohe Stimmung versetzen“ [1]).

Größere Ähnlichkeit zeigen von den angeführten Stellen in der Form nur zwei:

Rugge: [Ein wîser man vil dicke tuot. | des
ein tumber nicht enkan.]
als ime daz hœhet sînen
muot, [so muoz ich leider
trûric stân] MF. 103, 37
Reinmar: [sît daz er mir getriuwet wol,] sô
wil ich hœhen sînen muot. „ 151, 28

allenfalls noch [2])

Meinloh: im trûret sîn herze [....] nu hœhe
im sîn gemüete [gegen dirre
sumerzît] „ 14, 9

Die übrigen Stellen verdienen nicht herangezogen zu werden. Der Vers:

er erfreut mir mein gemüete Uhl. 61, 3

kommt schon zufolge seines Ursprunges aus der späteren Volkslyrik nicht in Betracht, und die beiden übrigen:

[gelobet stât der grüne walt,] des
froet sih min gemüte CB. 102[a]
und Kürenberc: sô stêt wol hôhe mîn muot MF. 10, 23

haben doch formell gar zu wenig Ähnlichkeit, als daß man sie neben die obigen stellen dürfte. Obendrein ist der Gedanke (der in den letzteren Stellen auch durchaus nicht genau mit den zuerst angeführten paßt) durchaus nicht auffallend, so wenig, wie die Art ihn auszudrücken selten erscheint.

[1]) ib. S. 150. [2]) Der Vers
daz ir güete mich gehoehet hât MF. 110, 32
gehört Rugge, also einem schon verwendeten Dichter an.

In der folgenden Gruppe: [1])

Rietenburc: [taet ich selbe nicht also] der betwungen stât MF. 19, 11
Dietmar: [gerne daz mîn herze erkande] wan ez sô bedwungen stât " 32, 2
Morungen: [sît daz diu werlt mit sorgen] alsô gar betwungen stât " 143, 8

ist vor allen Dingen die gleichmäßige Verbindung mit *stât* als irgendwie auffällige Übereinstimmung zurückzuweisen. Die Anwendung von *stân* ist nicht anders zu betrachten als die einer Kopula: das Verbum wird ebenso häufig gebraucht und ist in seiner Bedeutung ebenso abgeblaßt, wie eine solche.

Über den häufigen redensartlichen Gebrauch von *betwungen* belehrt uns schon der Zusammenhang, in dem das Verbum in den obigen Stellen und in der folgenden erscheint:

Regensburc: ich wil im iemer wesen holt. si sint betwungen âne nôt MF. 16, 14

d. h. „sie machen sich ohne Noth Kummer und Sorge".

Die Bemerkungen Haupts zu der letzteren Stelle bekräftigen nur, daß dergleichen Wendungen schon frühe und allgemein gebräuchlich waren.

Die Ähnlichkeit des Verses:

der minne wil mich twingen CB. 126

ist formell zu gering, als daß man auf ihn Rücksicht zu nehmen hätte. Dietmar endlich (40, 15) ist bereits citiert.

Die folgende Gruppe mit *ze* oder *an ein ende bringen* oder *komen* [2]) hat ja an sich schon darum wenig Werth, weil einmal von den angeführten fünf Stellen drei ein und demselben Dichter entnommen sind, dann aber ihnen nicht einmal dasselbe Reimwort eigen ist. Aber davon ganz abgesehen, darf man die Wendung durchaus nicht als etwas vielleicht nur der Liebeslyrik oder der Lyrik überhaupt Eigenthümliches betrachten. Sie war mit verschiedenen kleinen Änderungen ganz gebräuchlich und gewiß nicht nur der poetischen, sondern auch der alltäglichen Umgangssprache [3]).

Daß von *guot dunken* das Gleiche gilt [4]), bedarf keiner weiteren Erörterung.

Bei der folgenden Zusammenstellung mit *nie geschach* [5]) ist der Zusammenhang in den drei zur Geltung kommenden Versen doch

[1]) ib. S. 153. [2]) ib. S. 154.
[3]) Ich brauche nur auf das Mhd. Wb. zu verweisen.
[4]) ib. S. 154—155. [5]) ib. S. 155.

nicht derart, daß wir an einen zu Grunde liegenden festgeformten Vers denken müßten:

Dietmar:	[si hât daz herze mir benomen;] daz mir geschach von wîbe ê nie	MF. 35, 4
Husen:	[ze fröiden muos ich urlop nemen;] daz mir dâ vor ê nie geschach	" 43, 27
Reinmar:	[waene ich des daz mir diu ungelônet lâze] sê geschæhe an mir daz nie geschach	" 189, 36.

Es folgen die Stellen [1]):

Dietmar:	[ich weiz wol daz tuot ime wê] daz ist diu meiste sorge mîn ..	MF. 36, 13
Neithart:	doch ist daz diu meiste sorge mîne [daz niht langer dienest lieben lôn erworben habe]	N. 58, 29
Rute:	[dâ manic man der sünden sîn verjach,] dô was daz mîn aller meistiu swaere [daz ...]	MF. 116, 20;

Die übrigen Verse verdienen nicht angeführt zu werden; denn der eine gehört dem schon oben herangezogenen Neithart zu; der andere aber

Husen:	[des ist er min leitvertrîp] und diu hœhste wunne mîn	

begründet seine Zugehörigkeit nur dadurch, daß er von den obigen das Gegentheil bedeutet.

Ob nun diese zu dem Schlusse auf Entlehnung aus einer Liebeslyrik, ja auf Entlehnung überhaupt berechtigen, erscheint mir mehr als zweifelhaft. Hat hier nicht bloßer Zufall gewaltet, so könnte man höchstens an eine im gewöhnlichen Leben gebrauchte Wendung denken.

Recht aus der Umgangssprache herausgegriffen, aber nur durchaus nicht auf Lyrik zurückzuführen, ist die Redensart mit *ein heiden*, wie sie sich in den Versen

Dietmar [2]):	jâ bin ich niht ein heiden [si sol genâde an mir begân]	MF. 40, 24
Walther:	[swelch kristen kristentuomes giht an worten und an werken niht] der ist wol halp ein heiden	W. 7, 13 [3]).

findet.

[1]) ib. S. 155. [2]) ib. S. 157.

[3]) Auf eine Stufe mit den übrigen Versen läßt sich dieser doch nicht stellen, denn in ihm ist das Wort *heiden* bedeutungsvoller als in jenen.

Weitere Parallelen gibt Haupt zu 40, 24:

Gliers:	ja enbin ich ein heiden: [so bescheiden ist ir minniclicher lîp.]	MSH. 1, 101[b] Z. 5
Winterstetten:	diu mich in senden leiden — nu lange lât als einen wilden heiden	„ 1, 152[a] (Z. 8 v. u.)
Stretlingen:	si tet als ich wære ein heiden	MS. 1, 45[b] (Z. 3 v. u.).

Der Vergleich mit den *heiden* ist gewiß — wie ja auch in der damaligen Zeit der Kreuzzüge leicht erklärlich — in Jedermanns Munde gewesen.

In den beiden Versen[1]):

Reinmar:	daz ist an minen fröiden mir ein angeslîcher slac	MF. 197, 21
Walter:	und waere an fröide ein angeslîcher slac	W. 115, 1

mag man wohl etwas Auffallendes an ihrer Übereinstimmung finden. Will man hier aber auf Entlehnung (was bei so geringer Zahl von Versen nicht sehr rathsam erscheinen will) schließen, so wäre man doch viel eher berechtigt, eine Benutzung des Reinmarschen Verses von Seite Walthers anzunehmen, als auf Nichtvorhandenes zu fahnden.

Wenn die Redensart *ez ist ein slac* auch noch bei

Dietmar:	es waere an mîner fröide ein slac	MF. 40, 33

sich findet, so ist dies nicht seltsam. Wendungen mit *slac* gehören zu den sehr gebräuchlichen. Das Wort findet sich in gleicher Bedeutung in den mannigfachsten Verbindungen[2]), warum soll es nicht auch ein oder das andere Mal mit *fröide* verbunden vorkommen?

Die Gruppe mit *schîn tuon* hat gar keine Bedeutung[3]). Der Ausdruck ist ganz verbreitet; die Reimübereinstimmung kann auch nicht befremden; denn — wie sich aus einigermaßen sorgfältiger Beobachtung ergibt — wird bei Anwendung zusammengesetzter Ausdrücke in derselben Verszeile gewöhnlich eines der beiden zusammengehörigen Glieder Reimwort; und zwar trifft dies, je nachdem wir es mit einem Haupt- oder Nebensatze zu thun haben, das Beiwort oder das Verbum.

Werthlos ist auch die Aufzählung der wenigen Stellen (5, davon 3 bei Neithart) mit *wol* im Ausruf[4]), umsomehr, da es sich hier

[1]) ib. S. 157. [2]) cf. d. Mhd. Wb. S. 351 [3]) ib. S. 158.
[4]) ib. S. 158.

nicht einmal um ganze Verse, sondern nur um einen herausgerissenen Ausdruck handelt. Daß derartige Verbindungen mit *wol*, unpersönliche Sätze, namentlich imperativischer Natur, vollkommen zu dem mhd. Sprachgebrauche gehören; daß ihr Vorkommen nicht viel anders zu betrachten ist, als das der gebräuchlichsten Interjectionen, sollte ich kaum zu erwähnen brauchen. Ich führe die betreffenden Stellen nur an, um zu zeigen, in welcher Weise zuweilen die Gruppen der uns vorliegenden Sammlung zu Stande kommen:

Guotenburc:	Nu wol hin [(ez muoz eht sin)] | und stîc ûf, daz herze mîn]	MF. 70, 19
Walther:	Nû wol dan [welt ir die wârheit schouwen! | gên wir....]	W. 46, 21
Neithart:	[Diu muoter sprach] "wol hin! verstû übel oder wol, sich daz ist dîn gewin"	N. 21, 27
Bei dems.:	[Dô sprachs ein alte in ir geile, | trûtgespil,] wol dan mit mir!	N. 3, 16
Bei dems.:	'Wol dan mit mir | [zuo der linden, trûtgespil]	„ 10, 32[1]).

Die Gruppe mit *war nemen*[2]) ist auf 20 Stellen gebracht, von denen sieben auf Reinmar, sechs auf Walther und vier auf Neithart kommen, so daß die ganze Sammlung nur den Werth von fünf Versen besitzt. Im Übrigen gilt dasselbe, was ich zuletzt von *schîn tuon*[3]) zu bemerken hatte.

Ebenso steht es mit der Stellensammlung mit *leit*[4]); sie schmilzt auch ähnlich wie die vorige zusammen; es sind angeführt: Reinmar viermal, Walther viermal, Neidhart fünfmal.

Auch folgende Stellen, die alle das Sätzchen *ich weiz wol* aufweisen, haben keine Bedeutung:

Johansdorf:	[Wie sich minne hebt] daz weiz ich wol	MF. 91, 21
Wolfram:	[... diu sorge ist mir ze vruo] ich weiz vil wol, [daz ist ouch ime]	Wolfr. 8, 3
Ps.-Neithart:	ich weiz wol, [und het ich ...]	N. 170, 76

und dreimal bei

Walther:	[swaz ir in tuot, daz rechent iuwer jungen] daz weiz ich wol [und weiz noch mê]	W. 24, 2

etc.

[1]) Wie ich schon mehrfach zu zeigen bemüht war, so tritt auch hier wieder zu Tage, daß gerade nähere Übereinstimmungen meist nur bei demselben Dichter sich finden.

[2]) ib. S. 158. [3]) oben S. 43. [4]) ib. S. 159.

Daß diese Verse auf Entlehnung deuteten, obendrein aus lyrischer Poesie, läßt sich gewiß nicht ernstlich behaupten; wir haben hier nur ein zufälliges Zusammentreffen auch sonst gewiß ganz gebräuchlicher Redewendungen, die sich natürlich jedem ungezwungen zur Benutzung darboten.

Die zwölf Verse, deren Übereinstimmung auf der Wendung *daz herze ist vol* beruht [1]), haben für uns nur den Werth von drei Stellen: achtmal wird die Volkslyrik der späteren Zeit herangezogen, und zweimal Neithart angeführt. Daß die Ausdrucksweise selbst etwas Befremdliches, auf Entlehnung Deutendes haben sollte, kann ich schlechterdings nicht finden. Das *herze* als Sitz des Gefühls, und demgemäß mit *leit, fröiden, trauren, unmut, jâmer* angefüllt zu denken, war gewiß eine sehr gewöhnliche Vorstellung.

Bei der Redensart *waz dar umbe?* [2]) was liegt daran? an Lyrik zu denken, erscheint mir mehr als gewagt; die Wendung entstammt natürlich nur der Umgangssprache.

Aus der folgenden Gruppe mit dem Reimworte *getân* [3]) kommen nur die drei ersten angeführten Verse in Betracht. Die übrigen vier erhalten durch die Zufügung von *wol* eine so verschiedene Bedeutung, daß sie höchstens gesondert berücksichtigt werden dürften. Dies jedoch wäre unnöthig; denn von den vier Stellen mit *wol getân* gehören allein drei Walther, die vierte — mit *guot* statt *wol* — Neithart an [4]).

Die Verse mit *getân* allein sind:

Reinmar:	swer in êret | unde im mêret | fröide,] daz ist mir getân	MF. 200, 13
Neithart:	[daz sî dâ mit ir gerûnent] deist mîn ungewin] unde ist mir getân	N. 77, 24
Walther:	[... daz ich die getiuret hân | und mit lobe gekroenet | diu mich wider hœnet] frouwe Minne, daz si iu getân	W. 40, 26.

Auch in diesen Stellen kann ich nichts finden, was den Schluß auf einen zu Grunde liegenden Originalvers erlaubte. Warum soll die Wendung nicht schon im gewöhnlichen Leben sich geformt haben?

Eine für die ganze Sammlung recht bezeichnende Zusammenstellung ist die auf den beiden Ausdrücken *tuot wê* und *tuot wol* beruhende [5]). Von den 15 im Ganzen aufgezählten Versen fallen allein acht auf Walther, vier auf Neidhart, zwei auf Hartmann, eine

[1]) ib. S. 159. [2]) ib. S. 161. [3]) ib. S. 162. [4]) cf. oben S. 30 (3*)
[5]) ib. S. 162.

auf Morungen: wir haben also eigentlich nur vier brauchbare Stellen vor uns, und in diesen nichts als eine zweifelsohne ganz gewöhnliche Redewendung, die obendrein weder einen ganzen Vers einnimmt noch einen solchen mit einem regelmäßig wiederkehrenden Reimworte versieht, so daß wir nicht einmal von einem formelhaften Eindruck reden können.

Ganz dasselbe gilt von dem Gebrauche der Wendung *âne danc* [1]), sie kann nur für neuhochdeutsches Gefühl etwas Befremdliches haben: der mittelhochdeutschen Sprache war sie offenbar ganz zu eigen. Geltung haben für uns übrigens von Vornherein nicht die beiden Stellen aus der späteren Volkslyrik, so daß uns nur der Wert von drei Parallelen bleibt (Neidhart dreimal citiert).

Aus dem bisher Gesagten wird wohl deutlich und klar schon die Natur der ganzen Sammlung Meyers zu Tage getreten sein. Es fand sich nirgends auch nur eine Schwierigkeit bei dem Versuche, alles was uns als auffallende Übereinstimmungen vorgebracht war, auf alltäglichen Wortgebrauch und Ausdrucksschatz zurückzuführen.

3. Doch die Gruppen der Sammlung haben wir erst zur Hälfte durchlaufen. Ich überging zunächst noch diejenigen Stellen, in denen die Übereinstimmungen einen etwas auffallenderen Eindruck zu machen schienen, insofern die den einzelnen Versen gemeinsamen Worte oder Wendungen nicht so ohne Weiteres es verriethen, dem Sprachschatze entnommen zu sein, sondern durch ihren Gebrauch in einer Liebeslyrik einen etwas bestimmteren, eigenartigeren Charakter angenommen hatten.

Groß und häufig ist dergleichen eigenartigeres Zusammentreffen aber nicht, jedenfalls überall ohne Bedeutung. Denn daß eine Liebespoesie sich an ihr eigenes Lexikon hält, ist doch nur natürlich; und daß Wendungen und Worte, sonst keineswegs auffallend, durch gleiche Verhältnisse ins Leben gerufen, in ähnlichen Zusammenhang eingefügt einander ähnlicher werden müssen, wird wohl Jedem einleuchten, ohne daß ihm darum gleich der Gedanke an die Nothwendigkeit einer Entlehnung aus einer verloren gegangenen Volkslyrik berechtigt zu sein scheinen dürfte.

Die folgenden Gruppen haben in Wirklichkeit nicht größeren Werth als die oben bereits besprochenen.

[1]) ib. S. 162.

Kann es bei einer Poesie, die den Frauendienst zum Gegenstande hat, befremden, wenn der Ausspruch einigemal sich findet, daß kein Weib dem Dichter besser gefallen habe, als eben das, welches er besingt; zumal wenn der Gedanke durchaus nicht in formelhafter Weise zum Ausdrucke gelangt?

So haben wir bei [1])

Meinloh: |sît ich ir gunde dienen, | si geviel
mir ie baz und ie baz MF. 13, 4

und Reinmar: [got weiz wol daz ich ir nie vergaz |]
und daz mir wîp geviel nie
baz „ 174, 36.

Füge ich noch die Stelle hinzu, wo der Dichter die Frau sprechen läßt

Rugge: |son sach ich nie deheinen man |
der mir ze rehte geviele ie
baz MF. 106, 21

so sind wir eigentlich mit den Parallelen, deren jede noch immer genug Individuelles trägt, zu Ende. Was Meyer zufügt, enthält nichts Übereinstimmendes außer dem Worte *gevallen*. Der Vers

Walthers: |sô lâze ir mîne rede . . . .| ein wênic
baz gevallen W. 71, 9

hat dem Sinne nach gar nichts, der Form nach wenig (nicht einmal gleiches Reimwort) mit den oben angeführten Stellen gemein; ebenso steht es mit dem Verse:

[mîn vrowe ist ganzer tugende vol, |]
ih weiz wiez 'ir' gevalle CB. 103[a].

Die Worte der Tegernseer Briefschreiberin sagen gerade das Gegentheil zu jenen:

ich mohte dir deste wirs gevalle MF. 224, 24 [2])

Daß zum Lobe der Frau gesagt wird [3]) an einer Stelle:

[si ist ganzer tugende ein adamas]
und schoner zühte ist si so
vol, [4]) CB. 94[a], 1

und an einer zweiten:

min vrowe ist ganzer tugende vol „ 103[c]

[1]) ib, S. 133.

[2]) Rechte Übereinstimmung des Gedankens herrscht eigentlich auch unter den ersten drei Stellen nicht; sie findet sich nur in den beiden Versen Meinlohs, dem obigen und dem folgenden:

ie lieber und ie lieber | so ist si z allen zîten mir, |
ie schœner und ie schœner | : vil wol gevallet si mir. |

[3]) ib. S. 134.

[4]) Für volksthümlich halte ich den Vers auch durchaus nicht.

und endlich mit gewiß nicht der gleichen Bedeutung von

Walther: der herze ist ganzer tugende vol W. 115, 15

wird doch wohl kaum zur Annahme einer Entlehnung verführen können.

Wenn ich die folgenden Stellen mit *twingen* [1]) erst hier anführe und nicht schon in der ersten Abtheilung behandelt habe, so hat das seinen Grund darin, daß sie so ziemlich ähnlichen Sinn haben und dieser auf Liebeslyrik hinweist. Beweisen läßt sich mit diesen Versen nichts; denn Redensarten mit *twingen* sind so allgemein gebräuchlich in den mannigfachsten Verbindungen wie [2]): *Kriemhilde twanc grôz jâmer* Nbl. 988, 1; *waz mich leides twinget* MS. 1. 53[a]; *si twanc ein nôt* Trist. 11896; *Sîfrit twanc des durstes nôt* Nbl. 911, 1 u. a. m., daß man sich nicht wundern darf, das Wort mit dem Subject *minne* anzutreffen, wie in den Versen [2]):

[der ih diene alle mine tage |,] der minne wil mich twingen CB. 126[a]

und diu minne twanch sere den man „ 146

oder Veldegge: [Diu Minne twanc ê Salomône: . . . .] si twunge ouch mich gewaltecliche MF. 66, 20.

Formelhaftes haben die drei Verse gewiß nichts an sich; sie weisen nicht einmal das gleiche Reimwort auf.

Die anderen Stellen bringen nur das einzelne Wort ohne sonstige Übereinstimmungen wieder, so

Guotenburc: âne die diu sô betwungen mich hât MF. 79, 3

und Husen: wie sêre si mîn herze twinget „ 45, 20

mit wenigstens noch ähnlichem Sinne sind endlich

Dietmar: [sît hât ich grôze swaere. |] betwungen was daz herze mîn [nu wil ez aber mit fröiden sîn] MF. 40, 15

Kürenberc: diu wil mich des betwingen [daz ich ir holt sî] „ 9, 33,

wo der Zusammenhang im Grunde doch eine Parallelstellung mit den obigen Versen verbietet.

Wir kommen an die Verse mit *im herzen tragen* [3]). „Einfach undenkbar", sagt Meyer [4]), „ist es, daß die Damen des zwölften Jahrhunderts, die doch keine Molière'schen Précieusen waren, oder gar die „eisernen Ritter" in ihrer Unterhaltung gesagt hätten: *in mînem herzen*

[1]) ib. S. 138. 153. 157. 159. [2]) ib. S. 138. [3]) ib. S. 138.
[4]) ib. S. 167.

ich si trage oder *sône wirde ich niemer frô*. Das ist nicht der Ton des Tagesgesprächs." Diese Bemerkung ist in mehr als einer Beziehung nicht stichhaltig. Der Ton des Tagesgesprächs? Natürlich ist er das nicht. Das wird auch Niemand behaupten wollen: gedichtet wird ja überhaupt nicht im „Ton des Tagesgesprächs". Und mir, wenn ich leugne, daß der genannte Vers aus einer verlorenen Volksliebeslyrik als „Baustein" entnommen sei, wird es durchaus nicht einfallen zu behaupten, der Vers sei, so wie er ist, aus der Umgangssprache geholt worden. Aber: die Umgangssprache hat offenbar vielerlei Wendungen mit *tragen* (in ganz anderer Weise freilich als wir im Nhd.) gehabt; sie hat auch das *herze* als Sitz der Gefühle betrachtet; die Ritter ihrerseits — die „eisernen Ritter" haben doch Fähigkeit und weiche Stimmung zum Dichten gehabt, sie waren sogar zu Zeiten so wenig „eisern", daß sie ihre Lieder zum Saitenklange vortrugen: sollten sie nicht vielleicht doch einen Ausdruck wie *ich trage im herzen* selbständig haben zu Stande bringen können; oder sollte man Derartiges wirklich nur einem Bauern zumuthen dürfen, der das dann freilich aus dem „Stegreife" fertig brachte? Doch der Ausdruck mag immerhin existiert haben, er wird es sogar ganz gewiß; es ging ja der ritterlichen Liebespoesie genug Sang und Klang voraus; die Wendung ist keine solche, daß sie nur in der Liebespoesie sich hätte bilden können: es handelt sich hier nur darum, ob die ganzen Verse einen volksthümlichen Originalvers vorauszusetzen zwingen, und das wird man — glaube ich — aus ihnen nicht schließen können. Ich führe die Verse auf:

	[der minne wil mich twingen:] in mîme herzen ich si trage,	CB. 126[a]
K. Heinrich:	Sît daz ich si [sô gar herzelichen minne | und si âne wanc zallen zîten] trage beide in herzen und ouch in sinne,	MF. 5, 30
Fenis:	daz si mich hiez in deme herzen tragen | [diu mir wol mac mîn leit ze vröuden kêren]	„ 81, 38
Reinmar:	sît ichs [âne ir danc] in mînem herzen trage	„ 171, 27

und bei demselben[1]):

[1]) Ich führe die Stelle nur an, weil sie Zeugniß davon ablegt, daß der Gebrauch des Ausdrucks jedesfalls keiner gedankenlosen Entlehnung zuzuschreiben ist, vielmehr ein liebevolles Ausspinnen einer offenbar geläufigen Vorstellung von Seiten eines „eisernen" Ritters zeigt.

[si gie mir alse sanfte dur mîn ougen, | daz si sich in der enge niene stiez] in mînem herzen si sich nider liez : dâ trage ich noch die werden inne tougen MF. 194, 24—25 [1]).

Wo ist in diesen Versen Formelhaftes? Wo ein Zeichen von dem Zugrundeliegen eines bestimmten Verses? Nur die Redensart *im herzen tragen* haben sie gemeinsam: und da wir es mit Liebespoesie zu thun haben, tritt natürlich in ein paar Stellen als Object auch einmal die *minne* oder die *frouwe* ein; andere Verbindungen mit *tragen* sind übrigens auch vorhanden [2]).

Es folgt eine Gruppe mit Übereinstimmung in der Anwendung des Wortes *gedinge* [3]):

[möhte mir an ir gelingen, | . . . . .] noh lebe ich des gedingen CB. 126[a]

Rietenburc: [Diu nahtegal ist gesweiget | . . . . .] doch tuot mir sanfte guot gedinge [den ich von einer frowen hân] MF. 18, 20

Guotenburc: [Swiech mich erhol,] der gedinge tuot mir wol, [Daz ich wol weiz . . .] „ 76, 35

Walther: doch tuot mir der gedinge wol [der wîle, den ich hân, deichz noch erwerben sol] W. 92, 7

Reinmar: [guot gedinge ûz lônes rehte nie gebrach.] des habe ich hin zir hulden ie gedinge MF. 189, 39.

Über diese Zusammenstellung gilt genau dasselbe, was ich über die vorige bemerkte. Meyer jedoch legt offenbar besonderes Gewicht auf sie, denn er greift sie zum Beweise seiner Ansicht als Beispiel heraus. „Sicher sagte man auch in Prosa einmal ‚diese Hoffnung thut mir wohl'", bemerkt er [4]), „aber wenn Guotenburc und Walther, die weder in der Art noch in der Form der Dichtung viel gemein haben, diese Phrase beide anwandten — wie kam da fast genau derselbe Vers heraus? Lag aber beiden derselbe Vers schon vor, so

[1]) senelîche swaere tragen . . . in dem herzen MF. 12, 6 bestätigt mir das oben über *tragen* Gesagte.

[2]) cf. oben S. 36.

[3]) ib. S. 138.

[4]) ib. S. 167. Natürlich sagte man mhd. nicht so, sondern *der gedinge tuot mir wol*; das meinte Meyer doch wohl auch; wie kommt er dann aber dazu, ein paar Zeilen weiter unten genau das Gegentheil zu behaupten, indem er die Ausdrucksform *der gedinge tuot ir wol* recht wenig wahrscheinlich für die Prosa nennt.

erklärt das Bedürfniß des Liedes allerdings leicht die geringe Modification."

Ich möchte der Frage Meyers mit einer Frage meinerseits antworten: wenn Walther den Gedanken „diese Hoffnung thut mir wohl", der doch an sich nichts Seltsames hat, zum Ausdruck bringen wollte; wenn ihm seine Sprache die Wendung *wol tuon* und das Wort *gedinge* dazu bot, wenn endlich der Bau seiner Strophe einen vierhebigen Vers verlangte: wie hätte er dann wohl mit aller Mühe es fertig bringen sollen, einen von Guotenburc mehr abweichenden Vers zu liefern, als er es gethan hat?

Er wundert sich dann darüber, daß man ihm zumuthen könnte, „jenen einfachen Gedanken ganz allgemein etwa in der Form *der gedinge tuot mir wol*, wie einen regelmäßigen Vers von vier Hebungen ansehen" zu sollen. Dabei vergißt er aber ganz, daß man, sobald man nicht, wie er, aus einem verlorenen Liede die Verse in fester Gestalt übernommen glaubt, nie an eine Entlehnung ganzer Sätze aus der Umgangssprache denkt, sondern nur an die Benutzung der der gewöhnlichen Rede eigenen Worte und Phrasen: daß man die Gestaltung dieser aber ebenso gut dem dichtenden Ritter überläßt, wie es Meyer doch jedenfalls bei dem „Stegreif dichtenden" Bauern thut: denn woher sollten denn diese ihre Verse sonst haben?

Ebenso steht es mit den folgenden Versen [1]):

	Mir ist ein wip sêre in min gemüte chomen	CB. 127[a]
Dietmar:	der ist mir âne mâze komen in mînen staeten muot,	MF. 39, 5 [2])
Morungen:	wie waere si mir danne alsô ze herzen komen?	„ 124, 34 [3])
Reinmar:	mirst komen an daz herze mîn | ein wîp	„ 157, 15.

Dabei herrscht weder Übereinstimmung im Reimwort noch genau im Ausdruck; nur das Wort *komen* und der Sinn der Stellen treffen zusammen.

Im Folgenden greife ich zwei Gruppen zusammen, da Meyer in der ersten auf den Vers an der Spitze der zweiten hinweist [4]).

---

[1]) ib. S. 138.

[2]) Die andere Stelle lautet:
der an mîn herze ist nâhe komen MF. 35, 29.

[3]) Die andere Stelle:
dem ein wîp so nâhen an sîn herze gê „ 138, 6.

[4]) S. 138 und 141.

	[Solde ich nach dem willen min diu zit geleben] daz ih ir gelege bi!	CB. 127[a]
Namenl. L.:	sô sô güetliche diu guote bî mir lît.	MF. 4, 20[1])
Neithart:	sî getuo mich sorgen vrî] der ich gerne laege bî	N. 52, 32
Meinloh:	[nu wizzen algelîche | daz ich sîn friundinne [bin;] âne nâhe bi gelegen	MF. 13, 22[2])
Regensburc:	[swenn ich daran gedenke |] daz ich sô güetlîchen lac | [verholne an sînem arme	„ 17, 3
Namenl. L.:	daz diu künegîn von Engellant | laege an mînen armen	„ 3, 10—11
Reinmar:	[Diu wîle schône mir zergat] swenn er an mînem arme lît	„ 203, 18
Wolfram:	[Den morgenblic .... erkôs | ein froue,] dâ si tougen an ir werden friundes arme lac	Wolfr. 3, 3
Neithart:	daz diu guote an minem arme niht enlît	N. 78, 19[3]).

Daß in einer Poesie, wie sie der höfische Minnesang ist, Stellen wie die beigebrachten in größerer Zahl sich aufzählen lassen; daß der darin enthaltene Gedanke wiederkehrt — liegt gerade in dem Wesen des höfischen Minnesanges begründet; doch davon ganz abgesehen bieten die Verse durchaus nichts Formelhaftes; es ist immer wieder nur der Gedanke und mit ihm der nicht gut zu umgehende gleiche Ausdruck, nie aber der ganze Vers, was uns entgegentritt, nicht einmal das Reimwort ist gewahrt.

Nur auf das gemeinsame *bî* in Verbindung mit *wesen* gründet sich die Zusammenstellung der folgenden Stellen[4]), und zwar kommt ein doppelter Gedanke zum Ausdruck, in den einen Versen: das treue Gedenken an die Geliebte; in den andern das örtliche Beisammensein. Im ersteren Sinne

Namenl. L.:	irn waer mîn staetez herze ie nâhe bî	MF. 4, 25
Rugge:	mîn herze ist ir mit triuwen bî	„ 110, 23

[1]) Der mitcitierte Vers MF. 4, 25

irn waer mîn staetez herze ie nâhe bî

paßt doch wohl kaum hierher.

[2]) Die bisher angeführten Stellen sind ib. S. 138 verzeichnet. Der andere Vers Meinlohs: [frô enwirt er nimmer, \|]ê er an dînem arme \| so rehte güetlîche gelît MF. 14, 13

[3]) ib. S. 141.

[4]) ib. S. 141—142.

Walther: [Er saelic man, si saelic wîp] der herze einander sint mit triuwen bî W. 95, 38.

Ich kann mich nicht zu der Überzeugung bringen, daß es etwas Auffallendes wäre, wenn in einer ausgesprochenen Liebespoesie drei mal der gleiche und zwar dieser gleiche Gedanke auch in ähnlicher Form zum Ausdruck gelangt.

Ebenso halte ich doch gewiß nicht mit Unrecht den Wunsch, bei der Geliebten zu sein, für so natürlich, daß es viel eher befremden dürfte, wenn man ihn vergeblich suchen müßte. Daß die Verse nähere Übereinstimmung nicht haben, zeigt ein einziger Blick auf die folgenden Reihen:

Dietmar: dar zuo waere ich dir vil gerne bî MF. 37, 1
Guotenburc: ich solde ir ofte wesen bî [waer ez an mîne heile] „ 74, 19
Morungen: [hei wan solt ich ir noch sô gevangen sîn |] daz si mir mit triuwen waere bî [ganzer tage drî]
Bei dems.: [waeren nur die hüetaere algemeine | toup und blint,] swenn ich ir waere bî, „ 131, 28
Neithart: [getoerste ich] jâ waer ich ir zallen zîten gerne bî N. 46, 13
Bei dems.: [herzekünegîn] ich was dir ie mit triuwen bî „ 66, 26.

Wenig hierzu passen die beiden folgenden Verse:

Rute: [ich enmac | niht geruowen] ich enkome ir nâhe bî [sô daz ich ir gesagen müeze waz mîn wille sî] MF. 117, 10
und Reinmar: [och weste ich gerne .... | ob er iht pflaege wunneclîcher staete] diu sol im rehte wesen bî. „ 153, 20.

Über die zwölf Parallelen mit gemeinschaftlichem *holt* brauche ich wohl nicht weitere Worte zu verlieren [1]). Die Versicherung, daß Eins das Andere liebe, ihm gut sei, liegt doch für eine Liebeslyrik so nahe, daß ihr häufigeres Vorkommen für eine Entlehnung in keiner Weise sprechen kann. Wenn dazu noch Verse, wie

Walther: Ich bin dem Bogenaere holt W. 80, 27

angeführt werden, so kann das wirklich nur komisch berühren.

[1]) ib. S. 142.

Die Sammlung, an deren Spitze der Vers MF. 6, 13 *sô muoz sîn wille an mir ergân* steht [1]), bietet ein recht buntes Durcheinander, aus dem einen zu Grunde liegenden Originalvers doch wohl kaum einer so leicht möchte herausklügeln können.

Die ersten acht Stellen (= sechs, Dietmar und Meinloh sind je zweimal vertreten) haben wenigstens ungefähr ähnlichen Grundgedanken, die Form ist überall gründlich verschieden, bald heißt es *wille ergân,* bald *wille getân*; die Reimwörter wechseln, man fühlt deutlich, daß es nur die gemeinsame Anschauung ist, die überall zu Grunde liegt — und diese Anschauung ist offenbar in der Weise, wie sie sich im Zusammenhange gibt, höfisch conventionell. Doch gleichviel, ob dem so sein mag oder nicht, auf geformte Verse lassen diese Stellen nicht schließen, dazu bieten sie äußerlich zu wenig Übereinstimmung.

Zu diesen dem Liebesverkehre eigenen Versen eine Stelle wie die folgende

Walthers: [daz man dâ ze himel] ir willen tuot W. 78, 36

hinzuzufügen (es ist die Rede von der Jungfrau Maria) erscheint mindestens recht seltsam, vielleicht liegt ein Versehen vor.

Ebenso befremdlich ist die Heranziehung der Stelle:

Walther: [Herzoge uz Ôsterrîche,] ez ist iu wol ergangen W. 28, 11;

sowie der übrigen Stellen mit *ergangen* überhaupt, von denen ich nur noch erwähne:

Neithart: [nû sage mir, liebez tohterlîn] ist anders iht ergangen? N. 17, 28.

Die übrigen fünf Stellen sind der späteren Volkslyrik entnommen, somit für uns ohne Bedeutung.

Daß das Epitheton *saelic* bei *man* und *wîp* viel gebräuchlich war, zeigen die mit diesen Verbindungen versehenen Verse gewiß, weiter aber auch nichts. Ich führe von den dreizehn Stellen (von denen übrigens sechs, schon genannten Dichtern zugehörige, in Wegfall kommen) einige auf [2]):

Husen: Wol ir, si ist ein saelic wîp | [diu von sender arebeit nie leit gewan] MF. 54, 1

Veldegge: [Swer zer minne ist so fruot | ....] wol im, derst ein saelic man " 61, 36

Johansdorf: Wol si saelic wîp [diu mit ir wîbes güete daz gemachen kan] " 95, 6

[1]) ib. S. 143. [2]) ib. S. 144.

Rugge:	und wirde ich noch sô saelic man, [daz sich mîn leit verendet]	MF. 109, 33
Reinmar:	er saelic man, [dâ fröit er sich]	„ 153, 16
Walther:	er saelic man, [der iuwer lêre hât]	W. 46, 34
Hartman:	[swer selhen strit | .... verlâzen kunde ....] der waere ein saelic man	MF. 207, 10
Neithart:	waer ich saelic man	N. 89, 21.

Ich habe die übereinstimmendsten Verse ausgewählt; doch zeigen sie alle nur Übereinstimmung in der einfachen Wendung *saelic wîp saelic man;* auf Entlehnung von ganzen Versen wird der Schluß überhaupt nicht ermöglicht. Formelhaft ist die Verbindung jedoch ganz gewiß, auch glaube ich keinesfalls, die Formel werde sich so in der Umgangssprache gebildet haben: vielmehr schreibe ich sie — wenn überhaupt dies nöthig sein sollte — der höfischen Poesie in ihrer conventionellen Art zu.

Es folgen Stellen mit *sehen* [1]):

Namenl. L.:	[Ein winken und ein ambe sehen wart mir] dô ich si nâhest sach.	MF. 6, 21
Kürenberc:	[... man in waz wir redeten,] dô ich in ze jungest sach.	„ 7, 9
Dietmar:	dô du mich erst saehe, [dô dûhte ich dich zewâre ...]	„ 37, 26
Husen:	[ouch sol si min vergessen niet, wiech von ir schiet] und ich si jungest ane sach	„ 43, 25
Morungen:	[sist noch hiute vor den ougen min als si was dô | dô si minneclîche mir zuo sprach | und ich si an sach.	„ 132, 33
Reinmar:	[Min ougen wurden liebes alsô vol,] dô ich die minneclîchen erst gesach	„ 194, 19.

Außer in den beiden Versen von Husen und Morungen beruht die Übereinstimmung einzig auf dem Verbum *sehen*; der Zusammenhang ist überall anders, so auch bei den beiden eben ausgeschlossenen Stellen, die statt *sehen* die Zusammensetzung *an sehen* aufweisen. Daß so oft von dem *sehen*, von dem *an sehen* die Rede ist, erklärt sich wohl leicht aus der Natur der Liebeslyrik.

Auch bei den Versen: [2])

Meinloh:	frô enwirt er nimmer [ê er an dînem arme gelît]	MF. 14, 11

[1]) ib. S. 144. [2]) ib. S. 145.

Johansdorf: [verlüre ich mînen friunt] seht, sô wurde ich niemer mêre frô MF. 91, 35
Reinmar: [Lâze] ich mînen dienest sô, . .] sône wirde ich niemer frô
Walther: [ja enwirde ich niemer rehte frô: „ 171, 34
[mînes herzen tiefiu wunde.] W. 74, 13

erscheint mir der ganze Gedanke viel zu selbstverständlich, als daß ich an Entlehnung aus einer früheren Volkslyrik zu denken mich gezwungen sehen könnte. Daß die Verse natürlich nicht den „Ton des Tagesgesprächs", wie Meyer meint, darbieten sollen, liegt auf der Hand. Ich wiederhole, was ich schon oben sagte: den gemeinsamen Gedanken mußten sie wohl haben, da gleicher Gegenstand sie beschäftigte; sehr viel verschiedene Ausdrücke bot die Sprache ihnen nicht: was Wunder also, wenn Anklänge oder größere Übereinstimmungen zu Tage traten?

Die paar folgenden Stellen mit *andern man* etc. [1]) verdienen weiter gar keine Beachtung; die Übereinstimmung beruht offenbar nur auf einem zufälligen Zusammentreffen; man sieht dies gleich, wenn man die Verse im Zusammenhange betrachtet.

Was hat das *an einen andern man* in den Zeilen:

Kürenberc: sô du sehest mich, | sô lâ du dîniu ougen gên || an einen andern man. [son weiz doch lützel ieman | wiez undr uns zwein ist getân] MF. 10, 6

mit dem entsprechenden Ausdrucke bei

Meinloh: [mir râtent mîne sinne] an deheinen andern man „ 13, 26.

zu thun?

Was mit den eben genannten die folgenden Verse verknüpft, ist wiederum nur der ähnliche Sinn:

Guotenburc: [deich niemer mê die sinne | noch mînen lîp bekêre] an dehein ander wîp MF. 76, 33
Horheim: [Si darf des niht denken daz ich mînen muot iemer bekêre] an dehein ander wîp „ 113, 13.

Die Übereinstimmung erscheint leicht genug, da wir es eben mit einer Poesie zu thun haben, die immer und immer wieder um denselben Gegenstand sich dreht, und zwar in um so engerem Kreise,

[1]) ib. S. 145.

als es sich um einen Gegenstand handelt, den die Mode mit ihren Schranken umgeben hatte.

Die folgende Gruppe [1]) bietet uns als Grund für ihre Zusammenstellung nur das Vorkommen des Verbums *gedenken* in den ihr angehörigen Versen: zu der einfachen Wortübereinstimmung tritt nichts sonst hinzu, was uns bewegen könnte an Entlehnung zu denken. Die Gruppe ist werthlos.

Nicht mehr Bedeutung dürfen wir dem Umstande beilegen, daß in einigen Versen übereinstimmend der Gedanke, daß der Dichter seine Geliebte lieber als alle andern Frauen habe, Ausdruck gefunden hat [2]). Solche Gedanken, solche Versicherungen werden wohl jedem einmal in Sinn und Mund gekommen sein; nicht daß nur einer sie gehabt haben könnte oder gar keiner, und sie alle aus alten Versen hätten schöpfen müssen. Die Form ist in jedem Verse eine verschiedene.

Kürenberc: [in weiz wiech ir gevalle mir wart
nie wîp alsô liep MF. 10, 16

Husen: er hat gesprochen dicke wol, ich
solte im sîn] immer liep für
alliu wîp „ 54, 34

Reinmar: Wart ie manne ein wîp so liep [als
si mir ist, sô müez ich ver-
teilet sîn] „ 173, 27 [3])

Ps.-Veldegge: [ir vil minneclicher lîp] der liebet
mir für elliu wîp. „ 261, 8.

Die Gruppe, deren Verse den Ausdruck *als der lîp* zur Bezeichnung des höchsten Grades von Liebe enthalten, führe ich erst hier auf [ich hätte sie schon bei Gelegenheit des vorigen Abschnittes bringen können], weil vielleicht der überschwänglichen Liebespoesie ein solcher Vergleich am nächsten liegt [4]). Daß der Gebrauch der Wendung nicht auf eine verlorene Volksdichtung zurückzuführen, vielmehr sprichwörtlich geformt schon lange der Zunge eines jeden herzlich Beteuernden geläufig gewesen sei: dessen wird man wohl gewiß sein dürfen.

Daß zu Versen wie *diu mir ist als der lîp* (und ungefähr so lauten die übrigen alle) die Stelle

Reinmar: [ein ritter mînen willen tuot] der
hât geliebet mir den lîp MF. 203, 13

herzlich wenig paßt, leuchtet wohl auf den ersten Blick ein; dennoch

---

[1]) ib. S. 145. [2]) ib. S. 146.

[3]) Die andere Stelle:
daz si mir lieber sî, den elliu wîp MF. 197, 4.

[4]) ib. S. 147.

fügt sie Meyer bei; sollte ihn wirklich das Wort *lip* allein dazu verführt haben?

Es schließen sich an die Verse:[1])

Meinloh:	[sô muoz er under wîlen] senelîhe swaere tragen | verholne in dem herzen	MF. 12, 6 – 7
Dietmar:	[sît mich der allerbeste man] verholn in sîme herzen minne	» 38, 8
Neithart:	[daz ist mînes lieben herzen swaere] der ich tougenliche vil in mînem herzen trage	N. 94, 16.

Vers für Vers finden wir anderen Sinn, anderen Ausdruck, anderes Reimwort; das einzige Gemeinschaftliche ist der Gedanke, daß etwas im Herzen verborgen ruht oder geschieht. Eine Entlehnung ist ganz undenkbar.

In den Stellen mit *gâhen, vergâhen* und *gâch*[2]) sind außer diesen Wörtern weder formelle noch inhaltliche Übereinstimmungen vorhanden. Die Gruppe hat für uns keine Bedeutung.

Von den folgenden Versen[3]) sind zunächst drei, welche der Volkslyrik angehören, auszuschließen; die übrigen sieben schrumpfen auf vier zusammen, da Neithart dreimal, Fenis zweimal citiert ist. Ich greife von diesen diejenigen Stellen heraus, die sich am meisten entsprechen:

Meinloh:	dâ ist gnuogen ane gelungen, [die daz selbe hânt getân]	MF. 12, 25
Fenis:	[vil lîhte gefröuwent si die liehten tage,] den dâ vor ist nâch ir willen gelungen.	» 83, 30
Morungen:	dêswâr mirn ist nâch werde niht gelungen	» 136, 22
Neithart:	[... nûne lât | jener Irenber |] mir niht wol an ir gelingen	N. 100, 28.

Was bei allen diesen Versen übereinstimmend zu Grunde liegt, ist der Gedanke: Glück bei der Frau. Dieser Gedanke aber — ohnedies höchst natürlich in Anbetracht des Vorstellungskreises, in dem wir uns bewegen — findet seinen Ausdruck vom verschiedensten Standpunkte aus und im mannigfaltigsten Zusammenhange, so daß an einen Originalvers, der nachgeahmt sein könnte, von Vornherein gar nicht zu denken ist. Das Wort *gelingen* in dem hier angewandten Sinne ist unzweifelhaft schon in der Umgangssprache gebraucht gewesen.

[1]) ib. S. 147. [2]) ib. S. 147—148. [3]) ib. S. 148.

Nur der gemeinschaftliche, aus dem Wesen der uns vorliegenden Poesie ganz ungezwungen sich ergebende Gedanke: ich bin traurig — nur die Geliebte kann mich trösten, findet sich in seinem zweiten Theile als Übereinstimmung in den Versen: [1])

Meinloh:	[ich trûre mit gedanken : | niemen kan erwenden daz,] ez tuo ein edeliu frouwe	MF. 12, 31
Regensburc:	[des ist mîn herze wunt | ez heile mir ein frowe mit ir minne	» 16, 21
Husen:	[Wer möhte mir den muot | getroesten,] wan ein schoene frouwe	» 49, 30.

Wie sollte man hier auf einen zu Grunde liegenden Vers, der nachgeahmt worden wäre, denken?

Über die Gruppe mit *sehen* oder besser mit *mîn ouge* oder *mîne ougen, siht* oder *sehen* oder ähnlich [2]) verweise ich auf das schon oben bei demselben Verbum Gesagte [3]). Der Zusatz von *ouge* ändert nichts an der Bedeutungslosigkeit der Übereinstimmung; dergleichen weist doch nimmermehr auf Liebeslyrik hin.

Was ich oben von manchen Versgruppen schon bemerkte [4]), gilt auch bei der folgenden: [5])

Meinloh:	sturbe ich nach ir minne [und wurde ich danne lebende, sô wurbe ich aber umb daz wîp]	MF. 13, 11
Wolfram:	ich stirb, mir werde ir minne	Wolfr. 10, 8
Neithart:	nâch sîner minne bin ich tôt	N. 3, 13.

Die formelle Verschiedenheit der Verse liegt auf der Hand; nur die Vorstellung ist dieselbe.

Über die Verse mit *nâhe ligen* etc. [6]) gilt, was ich über den entsprechenden Ausdruck schon früher zu sagen hatte [7]). Die Reimwörter wechseln obendrein mehrfach, und von den elf Stellen werden sechs aus den schon mehrfach angegebenen Gründen untauglich.

Für den Gebrauch des Ausdrucks *herze wunt* [8]) wird man wohl kaum einen andern Ursprung als die Sprache nöthig haben; daß er sich so oft findet, liegt in der Natur der Sache.

In den Stellen mit *mîden* haben wir nur Wortentsprechung [9]). Der Zusammenhang ist immer ein anderer, wie aus der folgenden Auswahl [10]) ersichtlich ist:

---

[1]) ib. S. 148. [2]) ib. S. 148. [3]) oben S. 55. [4]) oben S. 58 u. ö. [5]) ib. S. 149. [6]) ib. S. 149. [7]) oben S. 52. [8]) ib. S. 151. [9]) ib. S. 151—152.

[10]) Fortgelassen sind je zwei Stellen Dietmars und Reinmars.

Regensburc:	Nu heizent si mich mîden | einen ritter.	MF. 16, 23
Dietmar:	Si wellent daz ich mîde [den besten friunt, den ieman hât]	„ 36, 8
Walther:	[. .: swenn ich si solte sehen,] sô muoz ich si mîden	W. 98, 21
Reinmar:	[mir waere | lip und guot unmaere] het ich si vermiten	MF. 179, 20
Rugge:	[nu wil ich trûren iemermè] die wile ich si vermîden muoz	„ 108, 2.

Die Wendung *gerne sehen* liefert eine bedeutende Gruppe [1]). Daß sie zu den geläufigsten Redensarten gehört haben wird und somit gar kein Recht zur Annahme einer Versentlehnung giebt, zumal weitere Übereinstimmungen nicht hinzutreten, leuchtet ein. Ihr Vorkommen überhaupt ist für eine Liebeslyrik besonders wenig auffallend [2]).

Vollkommen verfehlt ist die Sammlung der Stellen mit *frô* [3]). Ganz abgesehen von der Hinfälligkeit der Übereinstimmung — sie hängt nur an dem einzigen Wörtchen *frô* — schrumpft die große Zahl von Versen, es sind einundzwanzig, auf sieben zusammen [4]). Was soll nun das beweisen, wenn wir bei sieben verschiedenen Dichtern das Wörtchen *frô* so verwerthet finden, daß es das Reimwort abgibt?

Auch die Redensart *holdez herze tragen* [5]) ist gewiß schon in der Umgangssprache geformt vorhanden gewesen. Daß sie auch durchaus nicht etwa nur in den Minnesang gehört, zeigt schon die Art ihrer Verwendung bei

Spervogel:	[ob man dem hêrren widersage] daz er im holdez herze trage	MF. 22, 4

und wohl auch bei

Husen	[den (*got*) wil ich iemer vor in allen haben,] und in dâ nâch ein holdez herze tragen	„ 47, 8.

Die zwei Stellen, welche wirklich auffallendere Ähnlichkeit zeigen, gehören leider ein und demselben Dichter an, nämlich

Reinmar:	deich im holdez herze trage	MF. 178, 16
	deich ir sô holdez herze trage	„ 104, 24.

Die Stellen mit *vergezzen* [6]) würde ich schon bei Gelegenheit der

[1]) ib. S. 152. [2]) Vgl. oben S. 55 u. 59. Fast die Hälfte der Stellen gehört Reinmar. [3]) ib. S. 152.

[4]) Es kommen allein 8 Stellen auf Walther, 3 auf Reinmar, 3 auf Morungen, 2 auf Dietmar, 2 auf Rietenburc.

[5]) ib. S. 154. Vgl. dazu das oben S. 36 über *tragen* Gesagte.

[6]) ib. S. 154.

bloßen Wortentsprechungen behandelt haben, wenn nicht insofern eine engere Übereinstimmung obwaltete, als in allen den aufgeführten Versen von dem gegenseitigen Vergessen oder Nichtvergessen im Sinne von „treu bleiben“ der Geliebten die Rede wäre. Das ist aber auch Alles; formelhaft sind die Verse nirgends. Die mehrmalige Wiederholung des Gedankens, der übrigens durch den jedesmaligen Zusammenhang entsprechend verändert wird, kann nicht befremden; dazu liegt er dem den Liebesverkehr behandelnden Dichter viel zu nahe. Obendrein sind es nur fünf Dichter, aus deren Liedern Parallelen beigebracht sind [1]).

Die folgende Zusammenstellung mit *fröide stât* oder *lît* [2]) mag auf den ersten Blick, zumal wenn derselbe mit den mittelhochdeutschen Wendungen weniger vertraut ist, einer gewissen auffallenden Übereinstimmung nicht entbehren. Wenn man aber bedenkt: daß die Redensarten mit *stân* und *ligen* in den mannigfaltigsten Verbindungen gebräuchlich sind, daß durch das Conventionelle, das dem Minnesang nun einmal anhaftete, der Dichter unwillkürlich immer wieder zum Ausdruck ähnlicher Gedanken gedrängt wurde, daß endlich eine wörtliche Übereinstimmung nirgends vorliegt, vielmehr die Stellen mit *lît* recht bedeutende Abweichungen zeigen: so wird man trotz der Ähnlichkeit in Form und Gedanken der Vermuthung einer Entlehnung nicht viel Raum geben können.

Daß *gescheiden sîn* einigemal vorkommt [3]), will doch gewiß wenig besagen; man vergleiche nur die Verse im Zusammenhang:

Dietmar:	nu muoz ich von ir gescheiden sîn	MF. 32, 19
Ders.:	[des werdent mir diu jâr sô lanc] sol ich von der gescheiden sîn	„ 34, 26
Husen:	ich waene an mir wol werde schîn] daz ich von der gescheiden bin [die ich erkôs für elliu wîp]	„ 43, 13
Walther:	[und engêts uns beiden,] wir zwei sîn gescheiden	W. 41, 11
Reinmar:	[daz er iemer solhes iht getuo] dâ von wir gescheiden sîn	MF. 178, 7.

Die Übereinstimmung beruht in Wirklichkeit nur auf dem einen Ausdrucke *gescheiden* und gestattet gar keine weiteren Schlüsse.

Betrachten wir die Gruppe mit *eigen* [4]) genauer, so werden wir

[1]) ib. S. 154. [2]) 3mal Neithart, 2mal Walther, 2mal Dietmar, 2mal Reinmar, 1mal Rugge. [3]) ib. S. 154. [4]) ib. S. 155.

bei einigen Stellen gewiß eine weitergehende Entsprechung finden; so bei

Dietmar: der ich den lîp | hân gegeben für eigen MF. 40, 20. 21

Fenis: Lîp unde sinne die gap ich für eigen [ir ûf genâde] „ 82, 34

Walther: eime sult ir iuwern lîp | geben für eigen, [nement den sînen] W. 86, 19. 20.

Daß aber diese Übereinstimmung nicht etwa auf einer Versentlehnung beruht, sondern der Anschauungs- und Gemüthswelt der betreffenden Dichter unbewußt entsprungen ist, zeigt wohl mehr noch als der eben citierte, durchaus nicht formelhaft zu den beiden ersten Parallelen stimmende Vers Walthers, die Stelle aus

Reinmar: Ich hân ir niht ze gebenne] wan mîn selbes lîp; derst ir eigen. MF. 182, 18, 19.

So drückt man sich nicht aus, wenn man an eine alte feste Formel denkt, sondern nur wenn die Vorstellung, die in den Worten sich zeigt, einem ganz geläufig ist.

Eine Wendung, die ebenfalls in einer Liebeslyrik kaum entbehrlich scheinen möchte, so wenig sie auch einer solchen ausschließlich eigen ist, enthalten die Verse mit *gedanc* [1]). Was ist natürlicher, als daß dem Gedanken hier und da Ausdruck gegeben wird: all' mein Sinnen und Denken steht bei der Geliebten, treibt mich zu ihr hin; ich denke gern an sie, ich kann nur noch an sie denken u. s. w.

Auch die bei drei verschiedenen Dichtern gleichartige Formung der Wendung *aller mîn gedanc stêt* darf nicht befremden; wir haben es nur mit einer allgemein üblichen, gewiß auch schon in der Umgangssprache gebrauchten Redeformel zu thun. Das zeigt uns schon der verschiedenartige, keineswegs nur in den Bereich der Liebeslyrik gehörige Zusammenhang, dem die Stellen angehören:

Dietmar: [frouwe, mînes lîbes frouwe] an dir stêt aller mîn gedanc MF. 36, 35

Rugge: ie noch stêt aller mîn gedanc [mit triuwen an ein schœne wîp „ 99, 36.

In ähnlichem Zusammenhange stehen die verwandten Ausdrücke:

Morungen: nach der mîn gedanc | sêre ranc MF. 139, 23. 24

Husen: .. daz ich niene kan | gedenken wan an si alleine „ 44, 15. 16.

Daß diesen Versen mit den vorhergehenden gleiche Originalverse zur Nachahmung vorgelegen haben sollten, ist eine Behauptung, die

[1]) ib. S. 156.

Meyer wohl selbst nicht recht glauben wird, ebensowenig wie er ernstlich meinen kann, daß ein Vers wie der folgende

Neithart: von im sô treit mich aller mîn gedanc N. 45, 22

der genau den entgegengesetzten Sinn hat, oder die übrigen, die in ihrer Anwendung der fraglichen Redensart nichts mit jenen bereits genannten Stellen gemein haben, in einem andern Zusammenhange stehen als wie ihn die Sprache selbst an und für sich zu bieten pflegt. Ich führe den Rest der Stellen auf:

Rugge: ûf bezzer lôn stêt aller mîn gedanc MF. 102, 26
Neithart: umbe ein scheiden, so stêt aller mîn gedanc N. 87, 17
Gnotenburc: [hete ich funden deheine sô guote] dâ nâch kêrt ich gerne mînen gedanc MF. 78, 18.

Es finden sich ferner zusammengestellt: [1])

Dietmar: als wirz uns beide hân gedâht, | sô hât erz an ein ende brâht mit maneger fröide und liebes vil.] MF. 40, 7. 8
Dazu Rugge: [mit ir ze redenne âne strît] nâch mînem willen alsen ich hân gedâht, „ 109, 21
Walther: ezn kome als ich mirz hân gedâht [umb ir vil minneclîchen lîp] W. 72, 3.

In welcher Absicht fügt nun Meyer diesen drei Stellen als Parallele bei:

Nibelungenl.: 'du hâst ez z'eime ende nach dîme willen brâht,
und ist ouch rehte ergangen als ich mir hête gedâht V. 2307, 3. 4.

Könnte er wirklich meinen, jenen drei Minnesingern und dem Dichter der Nibelungenliedesstelle habe ein Vers aus der Volksliebespoesie vorgelegen, den sie nun pflichtschuldigst nachgeahmt hätten? Ich möchte doch wohl eher Recht haben, wenn ich gerade im Hinblick auf die obigen Entsprechungen besondern Nachdruck auf meine schon oft ausgesprochene Ansicht lege, daß die Sprache wie heute so damals dem Dichter viel mehr an die Hand gab, als es beim ersten Blicke scheinen will: nicht nur Wörter, nicht nur Wendungen, sondern oft genug ganze Vorstellungen, geformt und ungeformt; sprichwörtliche Redensarten u. dergl. so gut wie das heute und jederzeit geschieht [2]).

[1]) ib. S. 156. [2]) Dasselbe gilt auch für die Stellen auf S. 154.

In der folgenden Gruppe [1]) beruht die Entsprechung auf den beiden Worten *alliu wîp* oder ähnlich mit geringen Abänderungen. Bei einer Anzahl von Stellen tritt wenigstens noch ein ähnlicher Sinn hinzu, nämlich daß der Dichter der Geliebten den Vorzug vor allen Frauen einräumt; in anderen fehlt diese Beziehung. Aber auch wo sie vorhanden ist, läßt sich mit den Stellen nichts erweisen. Daß die zwei nebeneinander stehenden Worte *alliu wîp* entlehnt sein sollen, kann Niemand behaupten, ohne sich lächerlich zu machen. Daß der Gedanke „ich bin Dir vor Allen ergeben", ausgedrückt in der allerverschiedensten Weise in einer Liebeslyrik nicht gerade mit Verwunderung aufzunehmen ist, wird mir wohl auch keiner bestreiten. Die Zusammenstellung hat durchaus keine Bedeutung. Ebensowenig die folgende [2]), die ihre Übereinstimmung in dem Verbum *erkorn* oder *erkôs* mit entsprechender Ähnlichkeit des Sinnes findet. Wie in der vorigen Gruppe, so ist auch in dieser der Gedanke durch die Art der Poesie, in deren Kreis wir uns befinden, nothwendig gegeben. Daß die Wörter *erkôs* oder *erkorn* und *wîp* vorkommen müssen, ist ja klar; im Übrigen unterscheiden sich die Verse sammt und sonders so gründlich von einander, als es nur möglich ist. An eine Versentlehnung kann gar nicht gedacht werden.

Den Schluß dieser Abtheilung bilde die Gruppe mit *gesach* [3]), von der zum Theil dasselbe sich sagen läßt, was von den beiden vorhergehenden galt. Es sind die Stellen:

Morungen:	wan in gesach nie wîp sô rehte guot	MF. 142, 25
Reinmar:	Ich ensach nie wîp so staete [... diu sô harte missetaete, | sô si tuot]	„ 202, 19
Neithart:	ich gesach nie jungez wîp so grimmeclîch geslahen	N. 47, 32
Ders.:	Ich gesach nie jungez wîp sô lôse [diu ir lîp den mannen kunde baz versagen]	„ 48, 29.

Daß bei den folgenden Stellen blos die drei ersten Worte der Verse angeführt sind, macht allein ihre Heranziehung möglich; denn wer sollte wohl auch nur einen Augenblick an eine Beziehung zwischen den oben angeführten Versen und

[1]) ib. S. 157. [2]) ib. S. 157. Bemerken will ich hierbei doch, daß in dieser Gruppe drei Stellen, die bereits in der vorigen angeführt sind (N. 43, 14; N. 50, 31; Mor. 130, 31. 32), nochmals voll citiert werden. [3]) ib. S. 161.

Ich gesach den sumer nie[1] CB. 115'
oder Walther: In gesach nie houbet baz gezogen W. 52, 31
glauben wollen, wenn er die vollen Verse zu Gesicht bekommen hat?

Eine Anzahl von Gruppen habe ich bisher von der Besprechung ausgeschlossen, weil mir die Übereinstimmung, die ihre Verse untereinander verbindet, weitgehender erschien, als es für gewöhnlich der Fall war.

Entweder sind es hier die ganzen Verse, die eine formelhafte Gleichheit eines nicht gerade durch den Zusammenhang nothwendig bedingten Gedankens zeigen, oder es sind Theile von Versen, die oft nur wie zur Füllung erscheinen, oder auch nur regelmäßig in einigen Stellen wiederkehrende Gedanken, Vorstellungen oder Wortverbindungen, von denen man nicht so ohne Weiteres vermuthen dürfte, daß sie den verschiedenen Dichtern durch den Zufall allein eingegeben worden seien.

Gleichwohl haben auch diese Gruppen für uns keinen Werth.

Wir werden bei ihrer Besprechung zu der Einsicht kommen, daß sie auf alles Andere, nur nicht auf die nothwendige Existenz einer Liebeslyrik schließen lassen, die der Natur des Minnesanges entspräche, ja nicht einmal auf eine Liebeslyrik überhaupt[2].

Sie mögen aus sprichwörtlichen Redensarten der Umgangssprache, festen Formeln anderer Dichtungsarten hervorgegangen und so in ganz natürlicher Weise in die Lieder der ritterlichen Poesie — ohnehin nicht in bedeutender Anzahl — übergegangen sein.

Ich wende mich also nunmehr

4. zu denjenigen Gruppen, die trotz größerer Übereinstimmungen doch nicht auf eine Liebeslyrik schließen lassen infolge ihres entweder nicht auf eine solche beschränkten oder sogar ihr fern stehenden Inhaltes.

Es begegnet mir zuerst die Gruppe mit *volge du mîner lêre*[3]. Die Wendung, die doch gewiß den echt lehrhaft-spruchartigen Charakter nicht verleugnen kann, findet sich in ziemlich unveränderter Form nur

[1] Übrigens hat Meyer in dieser Stelle eine größere Ähnlichkeit dadurch erreicht, daß er — ohne es anzudeuten — das die Übereinstimmung störende Wort *den sumer* einfach ausgelassen hat!!

[2] Damit wird natürlich eine solche nicht bezweifelt; es handelt sich hier nur um den Schluß, den uns die folgenden Stellen erlauben.

[3] ib. S. 133—134.

3. lat. Liebesbr.:	friunt volge du miner lêre	MF. 224, 26
Spervogel:	[.... neme ze wîsem manne rât] und volge ouch sîner lêre	„ 20, 16
Walther:	dâ von volge mîner lêre [leg ûf die wâge ein rehtez lôt]	W. 23, 7
Ders.:	doch volg ich der alten lêre:	„ 65, 12 [1]
Neithart:	[die râtent und prüevent daz ich âne lôn belîbe] niht envolge ir lêre	N. 54, 21

Ist es nicht hierbei auffallend, oder vielmehr recht bezeichnend, daß die Wendung gerade bei den Vertretern der Spruchdichtung Spervogel und Walther und sonst nur bei dem späteren Neithart in ihrer festeren Form sich findet? Denn die Stelle aus dem Liebesbriefe ist ja auf keinen bestimmten Ursprung zurückzuführen, sie hat in dieser Beziehung keine Bedeutung [2].

Eine vollere Wendung, deren Gebrauch ebenfalls ganz unzweifelhaft der Umgangssprache bereits eigen gewesen ist, bieten dann die Verse [3]:

	Solde ih noh den tach geleben	CB. 99[a]
	solde ih nah dem willen min die zît geleben	„ 127[a]
Johansdorf:	Und solde ich iemer daz geleben	MF. 92, 28
Husen:	Gelebt ich noch die lieben zît	„ 45, 1
Walther:	Müeste ich noch geleben ..	W. 112, 3 [4]
Neithart:	Owê, gelebte ich noch den tac	N. 80, 9.

Nicht eben auf's beste paßt dazu

	Solde aver ich mit sorgen iemmer leben [swenne ander lüte weren frô?]	CB. 128[a]

Hierher gehören auch die vier Stellen, die den Ausdruck hoher Freude ziemlich übereinstimmend wiedergeben [5]:

	so wolde ih in wunne sweben	CB. 99[a]
Johansdorf:	sô mües mîn herze in fröiden sweben	MF. 92, 30
Walther:	[wî wie tuont die jungen sô] die von fröiden solten in den lüften sweben	W. 42, 34 [6]
Neithart:	der waenet in den lüften sweben	N. 93, 31.

[1]) Die anderen beiden Stellen schon ganz anders:

	[Welt .....] volge wîser liute tugent	W. 60, 25
	mîn friunt, nu volge mir	„ 89, 13.

[2]) Nicht wörtlich stimmen zu den aufgeführten Stellen

Johansdorf:	volgent mîner raete	MF. 94, 5
Neithart:	jâ volge ich iuwer raete	N. 21, 19

[3]) ib. S. 135. [4]) Die beiden anderen Stellen Walthers:

	noch müeze ich geleben	W. 31, 27
	doch müeze ich noch die zît geleben	W. 98, 22.

[5]) ib. S. 135. [6]) Der andere Vers:

	mîn herze swebt in sunnen hô	W. 76, 13.

Auch mögen hier ihren Platz finden die Verse [1]:

	lazze mich mit fröuden werden alt.	CB. 94[a]
Neithart:	mit vröuden sul wir alten	N. 16, 16
Bligger:	[Er fünde guoten kouf an minen jären,] der âne vröude wolte werden alt, [wan si mir leider ie unnütze wâren]	MF. 118, 20
Walther:	[Swer sich sô behaltet | daz im niemen niht gesprechen mac | wünneclîche er altet, [im enwirret niht ein halber tac.]	

Daß die Verse nur einer allgemeinen Redeweise oder Vorstellung ihre Ähnlichkeit verdanken, ist wohl ebenso leicht einzusehen, als es offen auf der Hand liegt, daß bei ihnen an eine Entlehnung aus einer Liebeslyrik gar nicht zu denken ist; an eine Entlehnung überhaupt, jedenfalls wohl nicht bei Bligger und Walther. Verse, die so wie bei diesen im engsten und keineswegs formelhaften, sondern eigenthümlichen Zusammenhange stehen, sind sicherlich nicht entlehnt, sondern selbständig — höchstens mit unbewußter Anlehnung an in der Sprache liegende Ausdrücke oder Vorstellungen — entstanden.

Dasselbe gilt von den folgenden drei Versen [2]:

	.. wer were alt, [da sih diu zit so schönet?]	CB. 101[a]
	Nieman chan nu werden alt,	» 102[a]
Walther:	[swar er vert in sîner wünne,] dân ist nieman alt	W. 51, 20.

Der Gedanke ist ganz gewiß volksthümlich, aber beweisen läßt sich darum noch nichts damit. Ich möchte sogar geradezu behaupten, daß er recht eigentlich den volksthümlichen Frühlingsliedern angehöre, daß er die Kunde von der Ankunft des *meien* gewiß recht regelmäßig in dergleichen Liedlein begleitet haben mag. Mit einer dem ritterlichen Minnesang als Vorstufe dienenden Liebeslyrik hat er aber nichts zu thun. Findet er sich doch auch sonst kaum wieder in der höfischen Poesie früherer Zeit; nur Walther hat ihn, und bei diesem dürfen solche Anklänge nicht befremden.

Ganz unpassend ist die Heranziehung der Stellen, welche eine Umschreibung des Namens Gottes enthalten [3]; sie haben für unsere Frage auch nicht den leisesten Werth und geben nur ein Zeugniß davon, wie unklar das Bewußtsein von dem Zwecke der ganzen Sammlung gewesen ist.

[1] ib. S. 135. [2] ib. S. 135. [3] ib. S 139.

Es sind die Verse:

	der al der werlt ein meister sî,	CB. 165[a]
Dietmar:	der al die welt geschaffen hât	MF. 38, 23
Ders.:	der uns alle werden hiez, wie ...	„ 36, 28. 29
Johansdorf:	der al der werlte fröude gît	„ 92, 14.

Was bei der Stelle [1])

Namenl. Lied: nû entgilte ich des ich nie genôz MF. 4, 4

der Hinweis auf Anm. 4, 4 im Minnes. Fr. bedeuten soll, ist mir höchst unklar. Die Anmerkung mitsammt ihren mannigfachen Parallelen besagt gerade gegen Meyer, daß die ganze Wendung allgemein gebräuchlich gewesen sein muß, jedenfalls weder auf Liebeslyrik noch auch auf Lyrik überhaupt beschränkt werden darf.

Die Gruppe, deren Verse Redensarten mit *maere* enthalten [2]), hätte ihren Platz vielleicht schon in einer der früheren Abtheilungen erhalten können. Nur der in einer Anzahl von Stellen ziemlich ersichtliche formelhafte Charakter der Verbindungen hat mich dazu veranlaßt, die Zusammenstellung erst hier zu erörtern. Es gilt von ihr dasselbe, was ich schon mehrmals betont habe: einen Schluß auf Liebeslyrik erlaubt sie nicht, im besten Falle mag man sie auf andere Dichtungsarten zurückführen.

Auch die Stellen mit der Redensart *sîne arebeit verliesen* [3]) hätte ich schon andernorts behandelt, wenn nicht bei zwei Dichtern je einmal ganz genau derselbe Vers sich fände, nämlich:

Rietenburc:	sie fliesent alle ir arebeit	MF. 18, 7
Reinmar:	sie fliesent alle ir arebeit	„ 184, 27

und noch einmal bei demselben wenigstens ähnlich:

der verliuset al sîn arebeit „ 172, 31.

Ich glaube zwar durchaus nicht, dieser Übereinstimmung irgend welchen bedeutenden Werth beimessen zu müssen; vielmehr besteht für mich gar kein Zweifel darüber, daß hier Zufall gewaltet habe; bei einer Redensart, die schon selbst aus drei Wörtern besteht, kann ja naturgemäß zur Bildung eines vierhebigen Verses nicht viel mehr hinzutreten: wie leicht ist da also eine Übereinstimmung möglich. Indessen sind noch zwei andere Stellen angeführt:

Walther:	[daz er den (dorn) furder leite] von sîner arebeite : sist anders gar verlorn	W. 103, 27. 28.
Neithart:	mîn verloren arebeit ..	N. 64, 2

um derentwillen ich die Gruppe hier behandelt habe. Daß mit ihrer

[1]) ib. S. 140. [2]) ib. S. 150. [3]) ib. S. 152.

Zuhilfenahme eine Versentlehnung nicht bewiesen werden kann, bedarf keines Wortes; dazu ist ihre formelle Verschiedenheit von den oben angezogenen Stellen zu groß. Darauf möchte ich hier nur noch aufmerksam machen, daß auch die Redensart selbst nicht etwa einer poetischen Bildung zu verdanken sei, sondern offenbar in der Umgangssprache ihren Ursprung hat.

Unzweifelhaft eine feste, wenn auch höchst einfache Formel, liegt uns in den Versen mit *ist min rât* vor [1]). Daß sie mit Liebeslyrik nichts zu thun hat, bedarf nicht der Erörterung.

Dasselbe gilt auch von den Stellen mit *daz ist wâr* [2]) (wenn man nicht von vornherein den Zufall will gelten lassen).

Ebenso ist die Wendung *senfter wære mir der tôt* [3]) gewiß als sprichwörtliche Redensart allgemein gebräuchlich gewesen, um etwas ganz besonders Unerträgliches auszudrücken; jedenfalls hat sie nichts an sich, was sie nothwendig einer Liebeslyrik allein zuwiese.

Es folgen die Stellen [4]):

Rugge:	nu hât er beidinthalb verlorn, [wande er vorhte daz got im gebôt, durch in ze liden die nôt und den tôt]	MF. 98, 39
Hartmann:	[Die friunde habent mir ein spil geteilet vor,] dêst beidenthalp niht wan verlorn :	„ 216, 9
Ps.-Spervogel:	[Swer des biderben swache phliget,	dâ bi des bœsen wol] der hât si beide verlorn	„ 245, 27.

Ich weiß nicht, ob Meyer das Wort *beidinthalp* auffallend vorkommt, was es ja durchaus nicht ist, oder ob er die Verbindung mit *verlorn* als etwas Besonderes betrachtet: hätte er die Verse im Zusammenhange betrachtet, so würde er wohl kaum in einer offenbar zufälligen Übereinstimmung — obendrein eigentlich doch nur in zwei Stellen — den Grund für eine Entlehnung haben finden können. Sollte übrigens wirklich eine Entlehnung irgendwoher stattgefunden haben, so wäre man jedenfalls weder auf Liebeslyrik noch auf Lyrik überhaupt — fast möchte ich sagen: noch auf poetisch gestaltetes Material überhaupt angewiesen, sondern dürfte sich vielmehr richtiger im Formelschatze der Umgangssprache umsehen.

Auffallender sind entschieden die folgenden Verse: [5])

[1]) ib. S. 153.
[2]) ib. S. 153.
[3]) ib. S. 154.
[4]) ib. S. 160.
[5]) ib. S. 160.

Bligger:	Mîn alte swaere die klage ich für niuwe [wan sie getwanc mich so harte nie mê]	MF. 118, 1
Morungen:	[Leitlîche blicke und ..... hânt mir daz herze ..... verlorn] mîn alte nôt, die klagte ich für niuwe	„ 133, 15
Guotenburc:	[daz lenget mir die kurzen tage] und niuwet mir die alten klage, [von der ich wânde sîn erlôst]	„ 70, 35
Reinmar:	Nu muoz ich ie mîn alten nôt | mit sange niuwen unde klagen, wan si mir alsô nâhen lit]	„ 187, 31. 32
und ders.:	ich klag iemer mînen alten kumber, der mir iedoch sô niuwer ist [den si mir gap dô si mir fröide nam]	„ 189, 11. 12.

Eine feste Formel liegt uns auch unstreitig vor in den Versen: [1])

Morungen:	owê war umbe tuot er daz?	MF. 143, 1
Walther:	wê war umbe tuot si daz?	W. 112, 33
Ders.:	[die kunnen niuwan sorgen:] wê wie tuont si sô?	„ 124, 20
Neithart:	wê warumbe tuont si daz?	N. 89, 17
Reinmar:	wê wie tuost du sô?	R. 190, 32
Ders.:	wê warumbe spriche ich daz?	„ 193, 17.

Aber die Herleitung dieser Formeln aus der Liebeslyrik ist nicht begründet. Darum, daß sie jetzt in einer solchen gebraucht sind, darf man natürlich noch lange nicht rückwärts schließend sagen, sie wären darin entstanden. Entweder war die Wendung allgemein verbreitet, oder sie hatte sich in irgend einer der vorhandenen Dichtungsarten geprägt. Bestimmtes läßt sich über dergleichen Vorgänge natürlich selten sagen, umsomehr muß man sich hüten darauf Behauptungen zu gründen.

Damit ist auch diese Abtheilung geschlossen, und es bleiben mir nur noch einige Stellen übrig, welche

5. Ausdrücke enthalten, die ich darum für unsern Zweck als unbrauchbar zurückweisen muß, weil sie offenbar nicht volksthümlich sind.

Hierher gehört zunächst die Gruppe mit *hôhen muot* [2]). Für volksthümlich halte ich diesen Ausdruck, wie er im Minnesang vorkommt, nicht. Er ist durchaus nicht etwa identisch mit unserm

[1]) ib. S. 161. [2]) ib. S. 134.

„Fröhlichkeit“ schlechthin, vielmehr bezeichnet es den stolz gehobenen Sinn, der den Ritter im Dienste der Frau erfüllte, wenn ihm Gewährung winkte. Man vergleiche die Stelle bei

Morungen: liebe diu git mir hôhen muot, [dar
zuo freud unde wunne] MF. 132, 23.

Der Zusatz *freud unde wünne* verlangt nothwendig eine andere Bedeutung für *hôhen muot.*

Man beachte ferner die Stelle bei

Walther: edel unde rîche | sint si (d. frouwen)
sumeliche, daz zuo tragent
si hôhen muot W. 51, 1—4.

Auch hier ist der Sinn des Ausdrucks deutlich erkennbar; edeln, hohen Sinn rühmt Walther an den Frauen, nicht Fröhlichkeit, frohen Sinn oder dergleichen.

hôher muot ist ein Ausdruck, der wohl in dem höheren gesellschaftlichen Kreise, dem der Minnesang zugehört, seine Stätte hatte, nicht aber in dem „bäuerischen Stegreifdichten“, von dem Meyer spricht, seinen Ursprung suchen darf [1]).

Dasselbe urtheile ich über den Gebrauch des Verbums *undertân*, das eine nicht geringe Gruppe bildet [2]).

Ich fasse mit dem Ausdruck *undertân* gleich die Wendung *swaz sie gebiutet, daz allez sî getân* und ähnlich [3]) zusammen.

Beide Ausdrücke halte ich in ihrem Gebrauche innerhalb der höfischen Poesie für echt höfisch und von vornherein nicht für volksthümlich. Diese dienstbare Ergebenheit unter den Willen der Frau ist ein charakteristisches Merkmal für den conventionellen Frauendienst und die denselben feiernde Poesie: den ritterlichen Minnesang. Volksthümlich ist ein solches Verhältniß, wie es sich aus jenen Wendungen kundgibt, durchaus nicht.

Das Gleiche darf ich wohl, ohne noch weitere Worte zu verlieren, von den Stellen mit *dienen* behaupten [4]).

Auch die Stellen mit *edel unde guot* etc. [5]) bleiben der höfischen Poesie unweigerlich zu eigen. *edel* wird zur damaligen Zeit von Menschen immer nur mit Bezug auf vornehme Abkunft gebraucht; wir dürfen noch nicht mit einer verallgemeinerten Bedeutung des Wortes rechnen. Dieser Sinn des Wortes verbietet aber, dasselbe einer

[1]) Übrigens sind nur vier Dichter mit dem Ausdrucke vertreten: Nameul. Lied einmal, Morungen und Reinmar je zweimal und Walther viermal.

[2]) ib. S. 136—137. [3]) ib. S. 151. [4]) ib. S. 149—150. [5]) ib. S. 151.

volksthümlichen Lyrik noch früherer Zeit als Epitheton für die Frau zuzusprechen.

Ebenfalls der ritterlichen Poesie weise ich die Stellen mit *rîten* zu [1]).

Jedenfalls nicht volksthümlich sind endlich Verse wie

Venus schiuzet iren bolz	CB. 111[a]
Venus wil mi schiezen	„ 124[a]

die Meyer ebenfalls heranzieht [2]).

Damit habe ich die Stellengruppen der Meyer'schen Sammlung vollzählig besprochen. Nur zwei Gruppen habe ich absichtlich bislang übergangen, weil ich später auf sie noch werde eingehender zu sprechen kommen. Es sind dies die Parallelen zu MF. 3, 1—4 [3]) und diejenigen zu CB 136[a] [4]).

Es bleibt mir nur noch übrig, kurz das Ergebniß meiner Untersuchung zusammenzufassen.

Fragen wir uns zunächst noch einmal: **was beansprucht Meyer durch die vorliegende Sammlung bewiesen zu haben; und welche Consequenzen knüpft er an das angeblich erlangte Resultat?**

Wir sind in der Lage, mit seinen eigenen Worten zu antworten [5]): „Wir haben nun, wie ich glaube, die Existenz einer großen Anzahl von Versen, die in der verloren gegangenen Volksdichtung gerade wie noch in den ältesten erhaltenen Liedern zu neuen Liedern zusammengefügt wurden, für alle an der litterarischen Cultur Deutschlands betheiligten Länder nachgewiesen." Er sagt ferner von diesen Versen [6]): die betreffenden Dichter hätten dieselben gleichsam als Bausteine in ihre Gedichte eingefügt und sie nur insoweit behauen, als es der Bau ihrer Strophen erfordert hätte.

Aus diesen Worten folgt mit voller Nothwendigkeit, daß die „verloren gegangene" Volkslyrik so ziemlich den älteren Zeugnissen der höfischen Dichtung muß gleich gewesen sein; daß der ritterliche Minnesang ein **Abklatsch** der „bäuerischen Stegreifdichtung" sei, eine Folgerung, die er selbst vollkommen als die seinige anerkennt, wenn er äußert [7]): die Kunstdichtung habe sich zunächst so wenig

[1]) ib. S. 136. [2]) ib. S. 136. [3]) ib. S. 133. [4]) ib. S. 139.
[5]) a. a. O. S. 174. cf. oben S. 10.
[6]) Meyer a. a. O. S. 167—168. cf. oben S. 9.
[7]) Meyer a. a. O. S. 225. cf. oben S. 1, Anm. 4; S. 2, Anm. 4; S. 10.

von der „bäuerischen Stegreifdichtung" entfernt, daß sie **„zuerst ganz die alte Art fortgesetzt" habe.**

Fragen wir nun weiter: **inwieweit hat sich die Meyer'sche Sammlung beweiskräftig erwiesen?**

Wir haben zunächst von ziemlich äußerlichem Gesichtspunkte aus eine Anzahl der Gruppen von Parallelen ausscheiden müssen, nachdem wir die Überzeugung gewonnen hatten, daß zum Beweise einer Entlehnung von Versen aus früherer Zeit von Seiten späterer Dichter solche Stellen nicht tauglich wären, die entweder einem Dichter allein entnommen wären oder nur eine einzige Parallele aufwiesen; das Gleiche behaupteten wir von den Stellen, die einer Volkslyrik späterer Zeit (also nach den entlehnenden [?] Dichtern) angehörten [1]).

Wir gingen dann auf die einzelnen Gruppen näher ein und fanden, daß die Übereinstimmungen in den zusammengestellten Versen entweder auf einem einzigen Worte beruhten, oder auf Wendungen, zusammengesetzteren Ausdrücken, die zweifelsohne der täglichen Umgangssprache entstammen; oder auf solchen, die so nothwendig dem Kreise jeder Liebeslyrik angehören, daß ihr wiederholtes Auftreten nicht befremden darf.

Es blieben uns darnach noch eine Anzahl anderer Gruppen übrig, bei denen wir oft nicht umhin konnten, dem Gedanken an eine Entlehnung Raum zu geben. Suchten wir aber nach einer Quelle, aus der solche formelhafte Verse geflossen sein mochten, so fanden wir, daß jede andere Dichtungsart mehr dafür zu gelten geeignet sei, als gerade die Liebeslyrik; daß man selbst der Alltagssprache des Umgangs die Fähigkeit zur Bildung derartiger Formeln nicht absprechen dürfe. Die lyrische Form, in der

[1]) Verwahren möchte ich mich hier gegen einen etwaigen Vorwurf. Man könnte mir vorhalten, ich hätte diese Stellen ausgeschieden, weil sie aus den Minnesingern entlehnt sein müßten. Das aber zu behaupten liegt mir ferne. Ich würde nöthigenfalls gerne zugeben, daß die spätere Volkslyrik aus der früheren, d. h. vor dem Minnesange vorhandenen, Allerlei bewahrt oder übernommen haben mag und wird; ich leugne nur, daß sich irgendwie von bestimmten Stellen, die uns die Sammlung bietet, behaupten lasse, sie müßten der Volkslyrik entstammen; sie könnten nicht auch dem höfischen Minnesange ihre Entstehung oder auch Anregung verdanken. Dem gegenüber zu sagen: dann müßten diese Volkslyrikstellen wenigstens mit gleichem Rechte wie die späteren Minnesinger zugelassen werden, ist werthlos. Die späteren Minnesinger haben natürlich für den Ursprung der höfischen Dichtung ebenfalls nicht die geringste Bedeutung; die Heranziehung Neitharts ist schon das äußerste, was man sich gefallen lassen kann.

sie uns, wie Meyer bemerkt, entgegentreten (meist in vierhebigen Versen), durfte uns natürlich nicht anders stimmen. Liegt uns doch eine lyrische Poesie vor; was also ihr entnommen ist, muß doch selbstredend lyrisches Gewand tragen.

Endlich fanden wir auch die Sammlung nicht frei von solchen Stellen, die ganz offenbar nicht auf einen volksthümlichen Ursprung zurückgeführt werden durften, weil ihr ganzer Charakter einer solchen widersprach.

Wir haben in dieser Weise die ganze Sammlung durchgeprüft, Stelle für Stelle, ohne anscheinenden Schwierigkeiten auszuweichen oder sie todtzuschweigen; wir haben bei unserer Prüfung noch nicht einmal den strengsten Maßstab angelegt; sonst hätten wir Dichter der späteren Zeit, die doch bereits mit dem vollen überlieferten conventionellen Materiale der höfischen Poesie arbeiteten, die aber auch, wo sie unzweifelhaft sich mit der Volkspoesie berührten, nicht für den Ursprung des Minnesangs in Anrechnung gebracht werden durften — ebenfalls ausscheiden müssen; wir hätten auch noch auf die gegenseitigen Entlehnungen der ritterlichen Sänger selbst aufmerksam machen, wir hätten ein Wort von der allmähligen Bildung eines höfischen conventionellen Kreises, aus dem die Minnesinger mit wenigen Ausnahmen nicht herauszutreten vermochten, mit einfließen lassen müssen.

Umsomehr halten wir uns jetzt für berechtigt, unsere Ansicht, die wir durch die voraufgegangene Untersuchung gewonnen haben, dahin auszusprechen:

Die Meyer'sche Sammlung hält nicht, was sie verspricht. Zum Theil ist sie nur auf eine wenig berechtigte Weise zu einer bedeutenden Stärke angewachsen. Im Übrigen beweist sie auf keinen Fall, daß die zusammengestellten Verse einer Liebespoesie entstammen: sie beweist also nicht einmal die Existenz einer Volksliebeslyrik überhaupt[1]), geschweige denn einen Zusammenhang zwischen einer solchen und der höfischen Minnepoesie, wie er oben[2]) verschiedentlich mit Meyers Worten als Behauptung aufgestellt worden ist.

(Schluß folgt.)

LEIPZIG. E. TH. WALTER.

[1]) Wie schon oben bemerkt, leugnen wir eine solche durchaus nicht.

[2]) Oben S. 9 ff. und öfter.

DER MINNESÄNGER ALBRECHT VON JOHANSDORF.

(Schluß.)

V. Gedankenwelt.

1. Minne.

Liebesbekenntniß. Joh. 88, 9 *Ich minne sie vür allin wîp und swer ir îdes bî gote.* 90, 14 *Ich minne ein wîp vor al der werlte in mînem muote.* 87, 7 *Wand ich zeiner vröude si mir hân erkorn.*

Haus. 45, 27 *der si vor al der werlte hât.* 50, 31 *ich hâns erkorn ûz allen wiben.* Veld. 56, 17 *die ich zer besten hân erkorn odr in der werlte mohte schouwen.* Rugge 103, 5 *dur die ich elliu wîp verbir.* 103, 12. *dô ichs ûz al der werlte erkôs.* Mor. 122, 11 *daz ich die mîne für allin andriu wîp hân zeiner krône gesetzet sô hô und ich der dehein ûz gnomen hân.* 130, 31 *Ich hân si für allin wip mir ze frouwen und ze liep erkorn.* 147, 6 ... *und iuch sô herzeliche minne zewâre frouwe gar für elliu wîp?* Reinm. 150, 3 *die sol mir iemer sîn vor allen wiben.* 160, 9 *got weiz wol, sît ichs êrste sach, sô het ich ie den muot, daz ich vür si nie kein wîp erkôs.* 183, 24 *diu mich troesten mac für elliu wîp.* 197, 4 *Waz unmâze ist daz, ob ich des hân geswôrn, daz si mir lieber sî dan elliu wip?*

Joh. 90, 16 *Ich wil geschen, die ich von kinde her geminnet hân für alliu wîp.*

Der Ausdruck ‚*von kinde her minnen*' beruht auf dichterischer Übertreibung. Das beweist Hartm. 215, 29 *si was von kinde und muoz mê sîn mîn krône*, verglichen mit dem Anfange des Liedes, wonach die erste Bekanntschaft der bereits herangewachsenen Schönen gilt [1]).

Hartm, 206, 17 *der ich gedienet hân mit stætekeit sît der stunt deich ûfem stabe reit.* Mor. 136, 10 *Ich bin noch alse si mich hât verlân vil stæte her von einem kleinen kinde.* 134, 31 *si ist mir liep gewest dâ her von kinde.* Hausen 50, 11.

Auch bei den Troubadours, besonders Ventadorn häufig [2]).

Eigenschaften der Geliebten. Mit welchen Eigenschaften die Geliebte von den älteren Minnesängern dargestellt ist, hat Gottschau (Beitr. 7, 380 ff., Johansdorf besonders S. 388) gezeigt. Her-

[1]) Lehfeld, Friedrich von Hausen, Beitr. II, 398.

[2]) Vgl. F. Michel, Heinrich von Morungen und die Troubadours. Straßburg 1880. S. 128 f.

vorgehoben zu werden verdient nur, daß Johansdorf die Güte seiner Dame mehr betont als die Schöne. Der Ausdruck ‚*schoene*' findet sich nur in zwei unechten Liedern: *92, 16 *der vil schoenen* und *93, 2 *die vil schoenen,* in den echten Liedern nur einmal *diu wolgetâne* 87, 13. — *wolgeborn* 87, 11 heißt nicht, wie G. Freytag[1]) übersetzt, „schön", sondern „hohen Standes".

Ausdrücke für Güte sind: 91, 3 *der guoten.* 95, 9 *ir vil guoten lîp.* 95, 7 *diu mit ir wîbes güete gemachen kan, daz man si vüeret über sê.* 90, 22 *diu tugende nie verlie.* Aus den unechten Liedern kommen noch hinzu: *93, 14 *diu guote.* *94, 13 *frouwe guot.* *93, 4 *sist aller güete ein gimme.* *92, 10 *wær sie vil reine niet und alles wandels frî.*

In dieser Hinsicht steht Johansdorf besonders mit Rugge und Reinmar zusammen. Rugge 101, 15 *got hât mir armen ze leide getân, daz er ein wîp ie geschuof alsô guote.* 103, 6 *si mêret vil der vröide mîn und kan mit güete sich erwern, daz man ir valschheit niht engiht.* v. 17 *der schoenen der sol man den strît vil gar an guoten dingen lân.* v. 19 *mîn lîp vor liebe muoz ertoben, swenne ich daz allerbeste wîp sô gar ze guote hoere loben.* Die Güte wird über die Schönheit erhoben: 105, 22 *ichn weiz, ob ieman schoener sî, ezn lebt niht wîbes alse guot.* 107, 27 *nâch frouwen schoene nieman sol ze vil gefrâgen, sint si guot.*

Reinm. 151, 19 *alse guoten lîp.* 165, 30 *ez wart nie niht sô lobesam, swâ duz an rehte güete kêrest, sô du bist* (= wie es deinem Wesen entspricht). 169, 29 *ein wîp, diu hât sich underwunden guoter dinge und anders niet.* 183, 22 *diust an güete ein ûzerwelter lîp.* 183, 27 *wir suln alle frouwen êren umb ir güete.* 184, 14 *ir güete wendet mîniu leit.* 190, 3 *wie tuot diu vil reine guote sô?* v. 9 *si ist vil guot.* 198, 22 *si ist sô guot.* Die Güte erscheint hier als das eigentliche Wesen der Frau.

Dienst und Lohn. Dienst: 91, 5 *der ich diene und iemer dienen wil.*

Den Ausdruck ‚dienen' haben seit Meinloh alle Minnesänger.

Joh. 88, 12 *in ir gebote stên.*

Reinm. 158, 34 *von ir gebote wil ich niemer werden frî.*

Das Bemühen um die Huld der Dame wird als ein Ringen bezeichnet:

Joh. 90, 24 *ich hân alsô her gerungen.*

Hausen 46, 19 *Mit grôzen sorgen hât mîn lîp gerungen alle sîne zît.* Gutenburc 78, 15 *daz er* (= *der muot*) *ie sô nach ir minne gerane.* Fenis 85, 17 *der müez als unsenfte ringen, als ich tuon mit seneden*

[1]) Bilder deutscher Vergangenheit I, 539.

dingen. Horheim 114, 1 *si was ie, nâch der mîn herze ranc und iemer muoz.* Mor. 135, 9 *Wê, wie lange sol ich rungen?* 139, 23. 27. Reinm. 158, 18 *dar nach ich ie mit triuwen ranc.* 190, 2. Hartm. 209, 7 *nâch der ie mîn herze ranc.* 218, 27.

Indem die Dame das kecke Werben abzuwehren sucht, entbrennt der Streit zwischen den Liebenden.

Joh. 87, 29 *ich unde ein wîp wir haben gestriten nu vil manege zît, ich hân von ir zorne vil erliten. noch heldet si den strît.*

Hausen 46, 9 *mîn herze unsanfte sînen strît lât, den ez nu manege zît behabet wider daz aller beste wîp.* Gutenb. 75, 36 *mir ist verseit, dar nâch ich streit.* Rugge 106, 36. Reinm. 200, 39. Hartm. 207, 7. 17 etc.

Die Dame gestattet den Dienst.

Joh. 92, 11 *Si sol mir erlouben, daz ich von ir tugenden spreche.*

Gutenb. 76, 35 *der gedinge tuot mir wol, daz ich wol weiz daz si mir gan ze dienen umbe ir hulde.*

Der Ritter stellt seine ganze Persönlichkeit in den Dienst der Dame.

Joh. 88, 11 *alle mîne sinne und ouch der lîp daz stêt in ir gebote.*

Horheim 114, 15 *sît ich ir gap beidiu herze unde lîp ûf ir genâde.* Fenis 82, 34 *lîp unde sinne die gap ich für eigen ir ûf genâde, der hât si gewalt.* Reinm. 152, 5 *ich hân vil tedeclîche brâht in ir genâde mînen lîp.*

Der Dichter rechnet dabei auf Lohn.

Joh. 90, 37 *noch gedinge ich, der ich vil gedienet hân daz si mir ez lône.*

Hausen 49, 21 *Sît ich daz herze hân verlâzen an der besten eine, des sol ich lôn enpfân.* Gutenb. 70, 17 *doch var ich gern hin an daz zil, dâ si dâ sol und lônen wil.* 70, 37 *nu wil ich noch ir gnâden trôst erbeiten.* 71, 1 ff. 77, 25 *dô ich si mir erkôs — ûf guoten rîche schernen lôn.* Horheim 114, 18 *ich hoffe des, daz mîn reht iht sî sô guot, daz si mir schier ein vil liebez ende gît.* Reinm. 183, 13 *mir ist liebes niht geschên: ich gedinge ab, ob ich ez verdiene, ez müge mir wol ergên.* 189, 37 *guot gedinge âz lônes rehte nie gebrach. des habe ich hin zir hulden guot gedinge.* 191, 37 *mit fuoge ichz tougenlichen trage und gedenke 'es wirdet vât'. alsô hab ich gelebet her, daz mir mîn dinc noch schône stât.*

Der Dichter bittet um Lohn.

Joh. 92, 18 *scheide frouwe disen strît, der in mînem herzen lît,*

mit reines wîbes güete. *93, 36 *lânt mich noch geniezen, daz ich in von herzen ie was holt.* Negativ: *92, 25 *du lâ gein mir den dînen haz.*

Rugge 190, 27 *frouwe tuo des ich dich bite, daz ich iemer sî dînes heiles vrô.* v. 37 *troeste mir den lîp.*

Der Dichter überläßt sich ganz der Huld seiner Dame.

Joh. 91, 18 *ich wil ez allez an ir güete lân. ir genâden der bedarf ich wol.* *92, 33 *ir genâde stânt dâbî.*

Eist 37, 2 *du nim mich in dîne genâde.* 38, 14. 40, 25. Hausen 46, 35 *dô sich verlie mîn herze ûf genâde an sie.* Gutenb. 71, 22 *ob si mîn leben, deich hân gegeben an ir genâde, nœme.* 77, 32. Fenis 82, 34 *Lîp unde sinne die gap ich für eigen ir ûf genâde: der hât si gewalt.* Rugge 106, 36 *nâch rehte liez ich mînen strît, daz mir ir minne lônes gnâde tæte.* Horheim 114, 15 *sît ich ir gap beidiu herze unde lîp ûf ir genâde.* Reinm. 158, 31 *genâde ist endeliche dâ. diu 'rzeige sich als ez an mînem heile sî.* 193, 19. 194, 33. Mor. 134, 25 *ich darf vil wol, daz ich genâde vinde.* Hartm. 214, 38 *der wil dur dînen willen disen sumer sîn vil hôhes muotes verre ûf die genâde dîn.*

Die Dame treibt ein falsches Spiel mit dem Dichter.

Joh. 86, 9 *ich wil ir râten bî der sêle mîn durch keine liebe, niht wan durch daz reht. waz möht ir an ir tugenden bezzer sîn, dan obes ir umberede lieze sleht, tæte an mir einvalteclîche, als ich ir einvaltec bin.*

Gutenb. 76, 3 *si giht ahrêrst, wan sît dernâch versaget si mir in spotes wîz.* v. 12 *si sprichet dicke deich erschricke frömdiu wort von schimpfe. si tuot vertrett, swaz si gerett vor liuten mit gelimpfe.* Mor. 128, 25 *Lachen unde schoenez sehen und guot gelæze hât ertoeret lange mich. mir ist anders niht geschehen.* Reinm. 195, 23 *nieman weiz, ob si mich wert od wiez ergât: nein oder jâ. ich enweiz enwederz dâ.* 171, 11 *In ist liep, daz man si stæteclîchen bite, und tuot in doch sô wol, daz si versagent. hei, wie manegen wunderlîchen site si tougenliche in ir herzen tragent!*

Die Dame belohnt den Dichter durch einen Kuß.

Joh. *93, 5 *geprüevet hât ir rôter munt, daz ich muoz iemer mêre mit fröuden leben zaller stuont, swar ich des landes kêre. alsô hât si gelônet mir. gescheiden hât mich niht von ir frou Zuht mit süezer lêre.*

Der Lohn besteht in gesellschaftlicher Veredlung des Ritters.

Joh. *94, 11 *‚Ju sol wol gelingen. âne lôn sô sult ir niht bestân.' Wie meint ir daz, frouwe guot? ‚Daz ir deste werder sint und dâbî hôchgemuot'.'*

Eist 33, 26 *si hât getiuret mir den muot.* Reinm. 180, 20 *nu lône ir got, ich bin von ir genâden wol gezogen.*

Mag nun aber die Dame lohnen oder nicht lohnen, der Dichter lobt sie dennoch.

Joh. 90, 18 *und ist, daz ich genâde vinde, sô gesach ich nie sô guoten lîp. ob ab ich ir wære vil gar unmære, so ist si doch, diu tugende nie verlie.*

Hausen 47, 1 *Swaz schaden ich dâ von gewunnen hân, sô friesch nie man, deich ir iht sprâche wane guot, noch mîn munt von frouwen niemer tuot.* Gutenb. 76, 8 *Swaz si mir tuot, dast allez guot, ichn mac ir niht entwenken.* 77, 29. Mor. 140, 27 *des muoz ich ringen mit der klage unde mit der nôt, diech selbe mir geschaffet hân. so ist siz doch diu frouwe mîn: ich binz, der ir dienen sol und wünsche ir des, dazs iemer sælic müeze sîn.* Reinm. 184, 8 *ez sol mich* (Haupt mit C: *ich*) *allez dünken guot, swaz si mir tuot.* Hartm. 207, 29 *Sît ich mich rechen sol, dêswâr daz sî und doch niht anders wan alsô, daz ich ir heiles gan baz dan ein ander man, und bin dâbî ir leides gram ir liebes frô.* 208, 4 *ich spriche ir niuwan guot ê ich beswære ir muot, sô wil ich ê die schulde zuo dem schaden hân.*

Vergeblicher Dienst.

Joh. 87, 29 *ich und ein wîp wir haben gestriten nu vil manege zît. ich hân von ir zorne vil erliten.* 89, 9 *Swaz ich nu gesinge, deist allez umbe niht: mir weiz sîn niemen danc: ez wiget allez ringe. dar ich hân gedienet, da ist mîn lôn vil kranc. ez ist hiure an genâde unmacher danne vert, und wirt über ein jâr vil lihte kleines lônes wert.* *93, 24 *Neinâ, küneginne! daz mîn dienest sô iht sî verlorn!*

Gutenb. 75, 36 *Mir ist verseit, dar nâch ich streit.* 76, 1 *mîn lôn der ist noch unbereit.* Fenis 81, 2 *si wil, daz ich iemer dien an solhe stat, dâ noch mîn dienest ie vil kleine wac.* Rugge 101, 23 *kunde ich die mâze, sô lieze ich den strît, der mich dâ müeget und lützel vervâhet.* 101, 28. Horheim 114, 3 *Mich hât daz herze und ein unwîser rât ze verre verleitet an tumplîchen muot, dâ doch mîn dienest vil kleine vervât.* Mor. 136, 12 *dêswâr mir ist nâch werde niht gelungen.* 133, 5 *sist mit tugenden und mit werdekeit sô behuot vor aller slahte unfrôuwelicher tât, wan des einen, daz si mir verseit ir genâde und mînen dienest sô verderben lât* Reinm. 164, 7 *ich diende ir ie: mirn lônde niemen.* 175, 15 *ich bin aller dinge ein sælic man, wan des einen dâ man lônen sol.* Hart. 206, 24 *daz kan mich niht vervân an einer stat, dâ ich noch ie genâden bat.* 208, 3 *si wil mich ungelônet lân.* 209, 7 *wan, nâch der ie mîn herze ranc, diu lât mich trôstes âne.*

Die Dame weist den Dichter ab.

Joh. *94, 6 *lânt die bete, die niemer mac geschehen.* *93, 23 *sô wil ich in tûsent jâren niemer iuch gewern.*

cf. Gutenb. 75, 31 *jô hât si mînes lônes zil gesetzet an wol tûsent jâr.*

Die Dame weist ihn an andere Frauen.

Joh. *94, 8 *got der wer iuch anderswâ, des ir an mich dâ gert.*

Sie verweigert dem Dichter sogar den Gruß.

Joh. 86, 19 *nu hât mich gar ir friundes gruoz vermiten.*

Hausen 53, 7 *wâfen, waz habe ich getân sô zunêren, daz mir diu guote ir gruozes erbunde?* Fenis 80, 22 *ir schoener* (Haupts Conjectur *swacher*) *gruoz scheidet mich von ir lîbe.* Rugge 102, 5 *Nu scheidet mich dâvon* (von Liebessorgen) *ein ungemacher gruoz.*

Der Dichter verzweifelt an der Erfüllung seiner Hoffnung.

Joh. 86, 23 *herre, wan ist daz mîn lêhen, daz mir niemer leit geschiht?* Der Lohn als Lehen bezeichnet.

Ähnliche verzweifelnde Ausrufe bei Morungen und Reinmar.

Mor. 126, 39 *wenne sol mir iemer liep geschên?* 135, 9 *wê, wie lange sol ich ringen?* 128, 1 *Ôwê, daz ich ie sô vil gebat und geflêhte an eine stat, dâ ich gnâden nienen sê!* Reinm. 156, 32 *wenne sol mir iemer spilndiu fröide komen?* 165, 22 *gewinne ab ich nu niemer guoten tac?* 188, 38 *wê, wanne kumt mir heiles tac?* 199, 16 *wenne sol ich lieben tac an dem geleben?*

Der Dichter sieht sich in seiner Hoffnung getäuscht.

Joh. 86, 17 *Ich wânde, daz mîn kûme wær erbiten. dar ûf het ich gedingen manege zît. nu hât mich gar ir vriundes gruoz vermiten. mîn bester trôst der wan dâ nider gelît. Ich muoz alse wîlen vlêhen und noch harter. hulfe ez iht!*

Mor. 143, 10 *Ich was eteswenne frô, dô mîn herze wânde neben der sunne stân. dur die wolken sach ich hô : nu muoz ich mîn ouge nider zer erde lân. mich triuget alze sêre ein vil minneclîcher wân, sît daz ich von ir niht wan leit und herzeswære hân.* 138, 10 ff. (besonders v. 14). Mor. 145, 29 *Ôwê leider, jô wând ichs ein ende hân ir vil wünneclîchen werden minne. nu bin ich vil kûme an dem beginne, des ist hin mîn wunne und ouch mîn gernder wân.* Gutenb. 70, 30 *Nu ist ze lanc ir habedanc. daz tuot mich kranc. des hân ich mengen ungedanc. daz lenget mir die kurzen tage und niuwet mir die alten klage, von der ich wânde sîn erlôst.* Reinm. 153, 36 *dô wând ich ie, si wolt ez wenden. bæt ich si noch, ich kunde ez niht verenden.* Reinm. 158, 37. 190, 11 *lieber wân ist âne troesten dâ.*

Getheilter Dienst.

Joh. 89, 16 *des frâg ich, ob ez mit fuoge müge geschehen, wær ez niht unstæte, der zwein wîben wolte sîn für eigen jehen?*

Es ist dies die einzige Stelle in den Liedern der älteren Minnesänger, wo der Dichter durch das Vergebliche seines Werbens um die Huld der einen Dame sich veranlaßt fühlt, nach der Zulässigkeit eines doppelten Dienstes zu fragen. Die übrigen Minnesänger sprechen in diesem Falle meist nur den Wunsch aus, sich einer anderen Dame zuzuwenden, welchem dann häufig aber die Revocatio folgt. So vor Allem Reinmar, z. B. 160, 35 *möht ich mich noch bedenken baz unde næme von ir gar den muot! Neina, herre! jô ist si sô guot.* 173, 1 ff. 194, 15 ff. etc. Fenis 81, 5 ff. v. 14. v. 22. Hartm. 208, 37 ff.

Lust und Leid.

Der Ausdruck der Freude ist seltener als der Ausdruck des Schmerzes, zumal wenn wir die unechten Lieder *92, 14 und *92, 35 nicht berücksichtigen.

Alle Freude geht von der Geliebten aus.

Joh. 87, 8 *wand ich zeiner vröude si mir hân erkorn.*

Reinm. 175, 29 *die ich mir ze fröuden het erkorn.* Meinloh 14, 26 *wan diu guote ist fröiden rîch. des wil ich iemer fröuwen mich.* Eist 32, 11 *an der al mîn fröide lît.* Hausen 43, 28 *an der genâden al mîn fröide stât.* 45, 3. Veld. 59, 32 *ich wil frô sîn durch ir êre, diu mir daz hât getân, daz ich von der riuwe kêre.* Gutenb. 78, 19 *si schuof, daz ich fröiden mich underwant, die ich mir hân zeiner frouwen erkant.* Fenis 83, 2 *diu mich sol machen vrô, vroelich gemuot.* 82, 4 *diu mac mich wol ze vröuden hûs geladen.* Rugge 100, 3 *in der gewalt mîn fröide stât.* 103, 6 *si mêret vil der fröide mîn.* 110, 31 *si kan verkêren sorgen, der ich wa'de.* Mor. 123, 4 *des wirde ich stæter vröide vil rîch* (= von ihrer *tugende*). 131, 38 *und an der ist al mîn wünne behalten.* Reinm. 154, 25 (*got*) *hât ze vröiden mir gegeben an einem wîbe liebes vil.* 158, 23 *daz beste gelt der fröiden mîn daz lît an ir.* 202, 13. Verallgemeinert: von den Frauen kommt alle unsere Freude. 183, 31 *elliu fröide uns von in kumt und al der werlte hort uns ân ir trost ze nihte frumt.* 195, 6 *an in lît der werlte wunne und ouch ir heil. Wol im, erst ein sælic man, der wol an in erwirbet phliht der fröiden, der ir güete wunder geben kan.*

Joh. 90, 23 *vröude und sumer ist noch allez hie* (in der Person der Geliebten vereinigt).

Gutenb. 69, 12 *si ist mîn sumerwünne.* Namenloses Lied 6, 9 *mich dünket winter unde snê schoene bluomen unde klê, swenn ich in um-*

bevangen hân; anklingend an 90, 23. Die Frau empfindet Sommerlust, wenn sie ihren Ritter umfaßt hält.

Auffallend reich sind in den beiden unechten Liedern (*92, 14. 35) die Freudenergüsse. *92, 16 *mîn fröide an der vil schoenen lît, nâch der mîn herze wüetet.* *93, 2 *Swenne ich die vil schoenen hân, sôn mac mir niemer missegân.*

Die Erhörung mit den Freuden des Himmels verglichen: *92, 25 *du lâ gein mir den dînen haz, son mac mir niemer werden baz, wan in dem himelrîche.*

Die Gewährung des Kusses erscheint dem Dichter als „eine Krönung durch die Sælde". *92, 35 *diu Sælde hât gekroenet mich gein der vil süezen minne.* *93, 7 *geprüevet hât ir vôter munt, daz ich muoz iemer mêre mit fröuden leben zaller stunt, swar ich des landes kêre.* *92, 28 *Und solde ich iemer daz geleben, daz ich si umbevienge, sô mües mîn herze in fröuden sweben. swenn daz alsô ergienge, sô wurde ich von sorgen frî etc.*

Die Freude äußert sich im Gesange.

Joh. 90, 28 *‚Wol mich' singe ich gerne, swenn ichz gelerne.*

Einen geradezu überschwänglichen Ausdruck verleiht der Dichter seiner Freude, indem er sich das Erscheinen eines Liebesboten vorstellt, 91, 36. In drei analogen Sätzen spricht er den Gedanken aus, daß der Bote, wie auch immer er persönlich zu ihm stehen möge, doch als von der Geliebten gesendet hochwillkommen sein solle.

Sæhe ich ieman, der jæhe, er wære von ir komen, wære ich dem vînt, ich wolt in grüezen. | allez, daz ich ie gewan, het er mir daz genomen, daz möht er mir mit sînen mæren büezen. | swer si vor mir nennet, der hât gar mich ze friunde ein ganzez jâr, het er mich joch verbrennet.

Viel einfacher geben die übrigen Minnesänger ihre Freude kund, wenn sie auf die *mære, liebiu mære* oder den *boten* zu sprechen kommen. Meinloh 14, 26 *Ich hân vernomen ein mære. mîn muot sol aber hôhe stân.* Rugge 107, 15 *mîn wurde rât, wolde si mir künden liebiu mære.* 110, 17 *Mich fröit ân alle swære wol, daz ich sô liebiu mære hân vernomen, der ich mich gerne troesten sol. mir ist der muot von grôzen sorgen komen.* Mor. 147, 19 *nu hât man mir mære brâht, der ist frô mîn herze inbinnen.* Reinmar 175, 13 *gesæhe ich wider âbent einen kleinen boten, sô gesanc nie man von fröiden baz.* 196, 15 *‚weste ich, ob ez alsô wære, sô engehôrte ich nie vor maneger wîle ein lieber mære'* (Frauenstr.). 152, 14 *wan ir (= der werlte) nîden moht ich nie sô wol erlîden. ein liebez mære ist mir gesaget.* Hartm. 215, 2 (Bote zur Frau:) *daz solt*

dû minneclîche enpfân, daz ich mit guoten mæren var, sô bin ich willekomen dar.

Umgekehrt liegt auch die Freude der Frau an dem Ritter.

Joh. 94, 38 (Frauenstrophe) *‚vröudelôser lîp, wie wil du dich gebâren, swenne er hinnen vert, durch den du wære ie hôchgemuot?'*

Eist 39, 29 (Tagelied) *‚Ôwê, du füerst mîn fröide sament dir'* (nach Pfeiffer Germ. III, 489). Hausen 54, 35 *‚des ist er mîn leitvertrîp und diu hoehste wunne mîn.'* Reinm. 199, 39 *‚man sô guoten, baz gemuoten hân ich selten noch gesehen, im gelîchen noch so gemellîchen, bî dem vür die swære bezzer fröide wære.'* 200, 20 *‚wol dem lîbe, der dem wîbe selhe fröide machen kan.'* Hartm. 217, 22 *‚dô ich sîn pflac, dô fröite er mich.'*

Bedingte Freude.

Joh. 91, 5 *ich sol ze mâze lachen, unz ich sîn genâde erkenne. als ich danne bevinde, wie ez allez stât, dâ nâch lache ich denne.*

Reinm. 156, 34 *Michn scheide ein wîp von dirre klage und spreche ein wort, als ich ir sage, mir ist anders iemer wê.* 168, 32 *michn beswære ein rehte herzelîchiu nôt, mîn sorge ist anders kleine. Sô daz danne an mir ergât, sô kumt aber hôher muot, der mich niht trûren lât.*

Leid. Grund zu Trauer und Klage findet der Dichter in der abweisenden Haltung der Geliebten, in ihrem zweideutigen Benehmen, der Versagung ihres Grußes, der Trennung von ihr.

Sprödigkeit der Geliebten.

Joh. *93, 28 *frouwe iur haz tuot mir den tôt.* — Der Entschluß, trotz der Erfolglosigkeit seines Werbens der Geliebten treu zu bleiben, kostet dem Dichter Überwindung. 86, 1 *mîn êrste liebe, der ich ie began, diu selbe muoz an mir diu leste sîn. an vröuden ich des dicke schaden hân.*

Die Koketterie der Dame schmerzt den Dichter weniger um seinetwillen, als aus dem Grunde, weil die Dame damit einen Verstoß gegen Recht und feine Sitte begeht.

Joh. 86, 9 *Ich wil ir râten bî der sêle mîn durch keine liebe, niht wan durch daz reht: waz möht ir an ir tugenden bezzer sîn, dan obes ir umberede lieze sleht, tæte an mir einvaltecliche, als ich ir einvaltec bin. an vröuden wirde ich niemer rîche, es enwer ir beste sin.*

cf. Gutenb. 76, 9 ff. Mor. 123, 29 *wie stêt mîner frouwen daz, daz si sich vergaz und verseite mir ir hulde? owê des, wie rehte unsanfte ich dulde beide ir spot und ouch ir haz.*

Reinmar hat nicht den Muth, die Koketterie der Damen geradezu zu tadeln, er bezeichnet sie nur als eine wunderliche Sitte. 171, 11 *In ist liep, daz man si stæteclîchen bite, und tuot in doch sô wol, daz si versagent. hei, wie manegen muot und wunderlîche site si tougenlîche in ir herzen tragent!* cf. 187, 9.

Verweigerter Gruß.

Joh. 86, 19 *nu hât mich gar ir friundes gruoz vermiten. mîn bester rôst der wæn dâ nider gelît.* cf. Hausen 53, 7.

Getrenntsein von der Geliebten.

Joh. 91, 1 *Ez ist manic wîle, daz ich niht von vröuden sanc und enweiz och rehte niht, wes ich mich vröuwen mac. daz ich der guoten niht ensach, des dunket mich vil lanc.* Gleichzeitig liegt darin die Klage über die lange Dauer des Dienstes, die auch aus 90, 24 spricht. *Ich hân alsô her gerungen, daz vil trûreclîche stuont mîn leben. dicke hân ich wê gesungen.*

Schmerz über die lange Trennung finden wir auch bei Eist: 32, 13 *Seneder friundinne bote, nu sage dem schoenen wîbe, daz mir tuot âne mâze wê, daz ich si sô lange mîde.* 34, 25 *des werdent mir diu jâr sô lanc, sol ich von der gescheiden sîn.* Reinm. 199, 31 *sol ich lîden von ir langez mîden, daz müet mich wol sêre.* Gut. 74, 21.

Reichlicher fließt die Klage über den allzu langen Dienst: Gutenb. 70, 30 *nu ist ze lanc ir habedanc. daz tuot mich kranc. des hân ich mengen ungedanc. daz lenget mir die kurzen tage und niuwet mir die alten klâge, von der ich wânde sîn erlôst.* Reinm. 185, 35 *ich wæn iemen lebe, der mir beneme ein trûren, daz nu menegen tac in mînem herzen lît begraben.* 186, 1 *Êst nu lanc, daz mir diu ougen mîn ze fröweden nie gestuonden wol.* Hartm. 207, 4 *die swæren tage sint alze lanc die ich si gnâden bite und si mir doch verseit.* 209, 5 *mîn dienest der ist alze lanc bî ungewissem wâne: wan, nâch der ie mîn herze ranc, diu lât mich trôstes âne. ich möht iu klagen und wunder sagen von maneger swæren zît. sît ich erkande ir strît, sît ist mir gewesen vür wâr ein stunde ein tac, ein tac ein woche, ein woche ein ganzez jâr.*

Furcht vor der Trennung.

Joh. 91, 10 *dâ daz ende denne unsanfte tuo, ich wæne des wol, daz ensî niht guot.* 91, 22 *Wie sich minne hebt, daz weiz ich wol; wie si ende nimt, des weiz ich niht. ist daz ich es inne werden sol, wie dem herzen herzeliep geschiht, sô bewar mich vor dem scheiden got, daz wæn bitter ist. diesen kumber fürhte ich âne spot.* 91, 34 *verlür ich mînen friunt, seht sô wurde ich niemer mêre frô.* *92, 23 *unsanfte mir daz tuot, und sol ich von dir wîchen.*

Horheim 114, 26 *der* (= *der künic*) *wil mich scheiden von liebe in die nôt, der ich gewinne vil michelen riuwen.* Besonders häufig bei Reinmar: 150, 7 *waz darf ich leides mêre wan swenn eht ich si müden sol.* 155, 36 *got helfe mir, deiz wol ergê, daz ich ûz ir triuwen kome niemermê.* 173, 36 *zallen ziten fürhte ich, daz si mich vergê. sô wær ich an vröuden tôt.* 176, 5. 197, 20.

Die Dame beklagt die bevorstehende Trennung.

Joh. 94, 35 *‚Owê', sprach ein wîp, ‚wie vil mir doch von liebe leides ist beschert! Waz mir diu liebe leides tuot! Vröudelôser lîp, wie wil du dich gebâren, swenne er hinnen vert, durch den du wære ie hôchgemuot? Wie sol ich der werlde und mîner klag' geleben?'*

Kürenb. 7, 10 *‚Wes manest du mich leides, mîn vil liebez liep? Unser zweier scheiden müez ich geleben niet. Verliuse ich dine minne, sô lâz ich die liute harte wol entstân, daz mîn fröide dez minnist ist umb alle ander man.'* Reinm. 200, 22 *‚mîme heile ich gar verteile, mîdet mich der beste man.'*

Der Dichter fordert die Geliebte auf, das Trauern zu lassen.

Joh. 87, 21 *nu mîn herzevrowe nu entrûre niht sêre. daz wil ich iemer zeim liebe haben.*

Mor. 131, 1 *Owê des scheidens, des er tete von mir, dô er mich senende lie. wol aber mich der lieben bete und des weinens, des er dô begie, dô er mich trûren lâzen bat und hiez mich in fröiden sin.*

Aller frühere Schmerz reicht an den gegenwärtigen nicht heran.

Joh. 87, 20 *ê was mir wê : dô geschach mir nie sô leide.*

Hausen 52, 23 *erkennen wând in ê* (= *den kumber*), *nu hân in baz befunden. mir was dâheime wê und hie wol dristunt mê.* Fenis 83, 34 *wan mîner swære enwart nie mêre.* Horheim 112, 9 *sô kumberlîche gelebte ich nie.* 113, 16 *mir wart nie wirs.* 114, 34 *dô was mir wê unde nu michels mê.* Mor. 138, 7 *ich erkande mâze vil der sorgen ê. disiu sorge gêt mir über der mâze zil, hiute ba*[23] *und aber dan über morgen mê.* Reinm. 164, 18 *noch daz mir nie sô wê geschach.* 179, 5 *mir ist unsanfter nu dan ê.* 185, 20 *alse reht unfrô enwart ich nie.* 188, 5 *von herzeleides schulden hât mîn lîp vil kumberliche nôt, daz si nien kunde groezer sîn.* 198, 6 *‚von sîner schulde ich hân erliten, daz ich nie groezer nôt erleit'* (Frauenstr.).

Beides, Freude und Schmerz des Dichters liegt in der Gewalt der Geliebten.

Joh. 91, 20 *und wil si, ich bin vrô, und wil si, so ist min herze leides vol.*

Reinm. 197, 31 *mir enmac ein herzeleit noch grôziu liebe niemer âne si geschehen.* 199, 20 *diu mir fröide hât gegeben unde sorge manicvalt, der dien ich die selben tage. mîniu jâr diu müezen mit ir ende nemen, sô mit fröiden, só mit klage.* Hartm. 215, 32 *si mac mir leben und fröide wol leiden, dâ bî alle mîne swære vertrîben : an ir lît beide mîn liep und mîn leit. swaz si mîn wil, deist ir iemer bereit, wart ieh ic vrô, daz schuof niht wan ir güete.* cf. Mor. 138, 33 *ich wæne, si ist ein Vênus hêre, diech dâ minne, wan si kan sô vil.*

2. Außenwelt.

Es fällt auf, daß Johansdorf im Gegensatze zu der Mehrzahl der zeitgenössischen Minnesänger nie Klagen über *huote* und *merkære* laut werden läßt. Das Wort *huote* findet sich nur in dem unechten Liede *93, 12 (v. 12 *ich vant si âne huote*), wo *âne huote* nur ganz allgemein ‚allein' bedeutet. Von *merkære* wird überhaupt nicht gesprochen. Und doch möchte man auf das Vorhandensein von Aufpassern und Zwischenträgern[1]) schließen. Mit einem gewissen Nachdruck ist 87, 7 gesagt: *er ist mîn friunt niht, der mir si wil leiden* und 91, 29 *Swâ zwei herzeliep gefriundent sich und ir beider minne ein triuwe wirt, die sol niemen scheiden, dunket mich, al die wîle unz si der der tôt verbirt.* Geradezu auffällig aber erscheint das Widerspruchsvolle in den beiden Liedern 91, 8 und 91, 22, welche darauf angelegt erscheinen, den wahren Sachverhalt, d. h. den Abschluß des Verhältnisses zu verdecken, oder wenigstens die Aufpasser darüber im Ungewissen zu lassen. Auf einen Abschluß des Verhältnisses deutet der Anfang von 91, 8 *Dâ gehoeret manic stunde zuo, ê daz sich gesamene ir zweier muot. dâ daz ende denne unsanfte tuo, ich wæne des wol, daz ensî niht guot. Lange sî ez mír vil unbekant.* Es wäre doch merkwürdig, wollte der Dichter für die Trennung Sorge tragen, bevor noch die Vereinigung stattgefunden hätte. Der Gedanke aber, daß dieselbe erfolgt sei, wird durch die beiden nächsten Verse, wie durch die folgende Strophe zurückgewiesen. Die Worte: *und werde ich iemen liep, der sî sîner triuwe an mir gemant etc.* rücken das Zustandekommen des Verhältnisses in die Zukunft. Derselbe Widerspruch findet sich in dem folgenden Liede 91, 22. Wieder diese merkwürdige Sorge für die Zukunft. Der Dichter fürchtet den Bruch eines Verhältnisses, das noch nicht geknüpft ist: *Ist daz ich es inne werden sol, wie dem herzen herzeliep geschiht, sô bewar mich vor dem scheiden got, daz wæn bitter ist*; ebenso in der zweiten Strophe: *swâ zwei herzeliep ge-*

[1]) Michel a. a. O. S. 141. 146 ff.

friundent sich unde ir beider minne ein triuwe wirt, die sol niemen scheiden etc. Dieses *wirt* aber ist schon zweideutig, indem es das Geschehen in der Gegenwart wie in der Zukunft ausdrücken kann. Nimmt man nun noch das Folgende hinzu: *wær diu rede mîn, ich tæte alsô : verlüre ich mînen friunt, seht, sô wurde ich niemer mêre frô,* so bleibt kein Zweifel, daß der Abschluß der *friuntschaft* wirklich erfolgt ist; denn über die Person des *friundes* (= der Freundin) kann man nicht im Unklaren sein; verlieren aber kann man nur einen Freund, wenn man schon einen hat. — Für diese Ansicht spricht auch die geflissentliche Anwendung von Bedingungssätzen, welche die Sache nur als möglich hinstellen sollen, und das Bestreben, die persönlichen Bezüge durch allgemeine Sätze zu verwischen. Wir werden also nicht irren, wenn wir annehmen, das Ganze sei darauf angelegt, die Aufpasser über den Abschluß des Verhältnisses zu täuschen. Gedichtet aber sind die Strophen zu dem Zwecke, die Geliebte zum treuen Festhalten an dem Bunde zu ermahnen.

3. Natur.

Naturgefühl ist bei unserem Dichter vorhanden, wenn es auch nur ganz vereinzelt hervorbricht, dann aber auch mit großer Stärke. In dem zweistrophigen Liede 90, 32 nimmt der Natureingang fünf von den sieben Zeilen der ersten Strophe ein. Blumen unter der Linde und Vogelsang auf der Linde, wie auch sonst. Was aber sonst nicht zu finden ist, das ist die hier geschilderte Farbenpracht der Blumen: *Wîze rôte rôsen, blâwe bluomen, grüene gras, brûne gel und aber rôt, dar zuo des klêwes blat, von dirre varwe wunder under einer linden was. dar ûfe sungen vogele. daz was ein schoeniu stat. kurz gewahsen bî ein ander stuont ez schône.*

Ganz ähnlich wie bei Eist 34, 3 *Ûf der linden obene dâ sanc ein kleinez vogellîn. vor dem walde wart ez lût : dô huop sich aber daz herze mîn an eine stat, da 'z ê dâ was. ich sach die rôsebluomen stân : die manent mich der gedanke vil, die ich hin zeiner frouwen hân*; nur daß bei Eist die innere Verbindung, die zwischen den Naturerscheinungen, eventuell Vorgängen in der Natur und der Liebesempfindung besteht, auch äußerlich hergestellt ist, ihren sprachlichen Ausdruck findet. Von dem Vogelsang wird das Herz zur Geliebten entrückt, von den Rosen an die Geliebte gemahnt. Bei Johansdorf fehlt die äußere Verknüpfung. An die Schilderung der Natur schließt sich der Satz: *noch gedinge ich der ich vil gedienet hân, daz si mir es lône.* Dieser Fall kommt sonst im älteren Minnesange nur noch einmal vor, wo aber die innere Verknüpfung eine stärkere ist.

Namenl. Lied 4, 1 *diu linde ist an dem ende nu jârlanc sleht und blôz. mich vêhet min geselle.* Beide Thatsachen lassen sich vergleichen: die Linde ist ihres Laubes beraubt, ich des Geliebten.

Auch in einer zweiten Stelle bei Johansdorf zeigt sich, wie eng er selbst den Zusammenhang zwischen Natur- und Liebesleben empfindet. Der Sommer mit seinen Freuden erscheint ihm in der Geliebten verkörpert: 90, 23. 31 *vröude und sumer ist noch allez hie* (nämlich bei der Geliebten).

4. Gott.

Religiöse Anschauungen. Gott wird vom Dichter als *heilic* 87, 12 und als allmächtig 94, 17 bezeichnet: *der al der werlte hât gewalt.*

Kolmas 120, 24 *der vil milte got, den ir lip unbevie, der hât bevangen die welt umbe gar. sîn kraft mac langen noch verrer dan dar.*

Er wird als gütiger Herr, der uns die ewige Seligkeit schenkt, vorgestellt: 94, 15 *guote liute, holt die gâbe, die got unser herre selbe gît*; ferner als einer, der uns Leib und Seele gegeben hat, aber die Rückerstattung des ersteren zum Heile der letzteren fordert: 94, 22 *got hât iu beide sêle und lîp gegeben. gebt ime des libes tôt. daz wirt der sêle ein iemerleben.*

Etwas verändert ist das Bild bei Kolmas (121, 3). Er macht Gott zum Wirthe an der Landstraße, der den Pilgern zwar etwas borgt, dasselbe aber bei der Wiederkehr ihnen wieder abverlangt: *Wir sîn bilgerîne und zogen vaste hin, in der sünden lîme stecket mîn sin, daz ich sîn drûz niht gebrechen enmac. wir varn eine strâze, die nieman verbirt. wir suln durch niht enlâzen, wir bereiten den wirt, der uns hât geborget dâ her mangen tac. gelt im.*

Gott aufgefaßt als Kriegsherr, in dessen Sold wir uns zu begeben aufgefordert werden: 94, 18 *dienet sînen solt, der den vil sældehaften dort behalten lît mit vröuden iemer manecvalt.*

Das Verhältniß zu Gott ist bei unserem Dichter ein enges. Nicht selten erhebt er den Blick nach oben, um bei Gott Beistand und Hilfe zu erflehen.

Um Nachsicht wegen seiner unerlaubten Liebe bittet er Gott 90, 14: *ich minne ein wîp vor al der werlte in mînem muote. got herre, daz vervâch ze guote.*

Hausen 46, 14 *Ich bin ir holt: swenn ich vor gote getar, so gedenke ich ir. daz ruoch ouch er vergeben mir.*

Als Beschützer beider Liebenden wird Gott angerufen 87, 12: *heileger got, wis genædic uns beiden.*

Um Schutz vor Trennung 91, 24: *Ist daz ich es inne werden sol, wie dem herzen herzeliep geschiht, sô bewar mich vor dem scheiden, got, daz wœn bitter ist.*

Er wird gebeten, die Ehre der Geliebten zu bewahren: 86, 27 *nu helfe er mir, ob ich herwider kome, ein wîp, diu grôzen kumber von mir hât, daz ich si vinde an ir êren: sô wert er mich der bete gar. sül aber si ir leben verkêren, sô gebe got, daz ich vervar.* 88, 13 *ine erwache nimer, ezn sî mîn êrste segen, daz got ir êren müeze phlegen und lâze ir lîp mit lobe hie gestên.*

Horheim 114, 28 *ich wil bevelhen ir lîp und ir êre got und dâ nâch allen engelen sîn.* Hart. 207, 25 *sô ruoche got, daz ez der schœnen müeze gân nâch êren unde wol.* 215, 37 *got sî, der ir lîp und ir êre behüete.* Rietenburc und Morungen bitten nur um das Leben der Geliebten. Rietenburc 19, 31 *swar ich danne landes var, ir lîp der hoehste got bewar.* Mor. 122, 19 *got lâze si mir vil lange gesunt.*

Umgekehrt läßt der Dichter die Geliebte für sein Wohl während der Kreuzfahrt flehen: 95, 14 *‚sô müeze sîn der pflegen, durch den er süezer lîp sich dirre welte hat bewegen'.*

Reinmar 187, 24. 201, 1. Hartm. 217, 23.

Weiter erbittet Johansdorf für sich und die Geliebte die ewige Seligkeit: 88, 16 *dar nâch ewecliche gip ir, herre, vröude in dîme rîche. daz ir geschehe, alsô müeze ouch mir ergên.*

Reinmar läßt die Geliebte darum bitten: 168, 27 *wis ime genædic, herre got, wan tugenthafter gast kam in dîn ingesinde nie.* Kolmas (120, 21) fordert zu gemeinsamer Bitte auf: *Des biten unser frouwen ze hilfe an der ger, daz wirz beschouwen, daz uns des* (= das ewige Leben) *gewer der vil milte got, den ir lîp umbevie.*

Bei Versicherungen und in der Schwurform wird der Name Gottes öfter gebraucht: *92, 7 *got weiz wol.* 87, 9 *swenne ich von schulden erarne ir zorn, sô bin ich verfluochet vor gote als ein heiden.* 87, 35 *got vor der helle niemer mich bewar, ob daz min wille sî.* 88, 10 *und swer ir des bî gote.*

Veld. 68, 1 *got weiz wol.* Ebenso Hausen 44, 19. — *weiz got* Reinm. 161, 14. 175, 25. 181, 11. 203, 33. — *sem mir got* 157, 13. — 170, 21 *daz weiz er wol, dem nieman wiht erliegen kan.* — 173, 19 *dâ vor müeze mich got hüeten alle tage.* — 186, 32 *sô mich iemer got behüete.*

Auch beim bloßen Stoßseufzer fehlt der Name Gottes nicht: Joh. 86, 23 *herre, wan ist daz mîn lêhen, daz mir niemer leit geschiht?*

Bemerkenswerth erscheint, daß Johansdorf sich stets direct an Gott wendet, sich nie der Vermittlung der heiligen Jungfrau bedient, wie Kolmas (120, 21 f.), Reinmar (181, 31), so hoch er auch dieselbe verehrt (90, 1 ff.).

Die religiösen Erwägungen, welche den Dichter zur Kreuzfahrt antreiben, und welche sich als sämmtlichen Kreuzfahrern gemeinsame darstellen, hat bereits Wolfram in seinem schon angeführten Aufsatze Zs. f. d. Alt. 30, 97 ff. zusammengestellt und zu den gleichzeitigen Kreuzpredigten in Beziehung gesetzt. Es sind die folgenden:

I. Gott hat für uns gelitten.

II. Wir müssen's ihm vergelten.

III. Auch unsere Sünden fordern eine Sühne.

IV. Wir erwerben durch unseren Dienst die ewige Seligkeit.

Als V. Beweggrund kommt bei Johansdorf noch der Wunsch hinzu, der Beschimpfung der Mutter Gottes durch die Heiden ein Ende zu machen. 90, 1 *die heiden wellent einer rede an uns gesigen, daz gotes muoter niht ensî ein maget.*

Auch sonst läßt sich bei Johansdorf christliches Denken und Empfinden beobachten. In dem Schicksale der Völker und Menschen erkennt der Dichter das Walten Gottes. 88, 27 *wir haben in eime jâre der liute vil verlorn. dâ bî sô merket gotes zorn.*

Die Welt sieht er als unbeständig an. Die Treulosen, die ihr folgen, trifft als Lohn die Verdammniß. 88, 30 *diu werlt ist unstæte. ich meine, die dâ minnent valsche ræte, den wirt ze jungest schîn, wies an dem ende tuot.*

Wie aber der Dichter Andere zum Insichgehen auffordert (88, 29 *nu erkenne sich ein ieglich herze guot*), so arbeitet er auch an seiner eigenen sittlichen Vervollkommnung und überwindet die Regungen natürlicher Schwachheit, die sich seinem Entschlusse, das Kreuz zu nehmen, entgegenstellen. 90, 5 *Mich habent die sorge ûf daz brâht, daz ich vil gerne kranken muot von mir vertrîbe. des was min herze her niht frî. Ich denke alsô vil manege naht: waz sol ich wider got nu tuon, ob ich belîbe, daz er mir genædic sî?*

Ein merkwürdiger Widerspruch scheint sich in der religiösen Weltanschauung Johansdorfs vorzufinden. Der Gott, dem er alle Gewalt über die ganze Welt zuschreibt (94, 17), dessen Zorn die Menschen hinsterben läßt (88, 28), während seine Gnade im Stande wäre sie zu erretten, der die Ehre der Geliebten zu hüten vermag (86, 27. 88, 15), und unter dessen Schutz er die Geliebte auch sein eigenes Leben stellen läßt (95, 14), dieser Gott scheint Johansdorf nicht mächtig

genug, das heilige Land von den Heiden zu befreien, er bedarf dazu der menschlichen Hilfe (89, 27). Nicht ist etwa der Gedanke der, wie bei Coelestin[1]) (1195), daß Gott durch die Befreiung des heiligen Landes dem Menschen ein Mittel in die Hand gebe, für seine Sünde Vergebung zu erhalten, nein, Gott hat die menschliche Hilfe nöthig. Wollte man den ersteren Gedanken auch der Strophe 94, 15 zu Grunde legen, was sehr wohl anginge, so würde dieser doch in Widerspruch gerathen mit 89, 21 ff., wo Johansdorf die Spottreden der Daheimbleibenden, der die Kreuzpredigt Bekämpfenden anführt: „Wäre es für Gott eine Beschimpfung, er würde dieselbe ohne Hilfe der Kreuzfahrer rächen." Johansdorf widerlegt diesen Einwand nicht, er sucht vielmehr andere Motive hervor, um die verstockten Herzen zu bewegen, er sucht Dankbarkeit, Mitleid mit Gott, Furcht vor der Strafe, christliches Selbstgefühl den Heiden gegenüber zu erwecken. „Gott hat so, wie Ihr jetzt, einst nicht gedacht, als er Euch durch seine große Marter vom Falle errettete. Wie wird es Euch an Euerem Ende ergehen, wenn Ihr Gott helfen könnt und es nicht thut? Immerhin! Laßt Grab und Kreuz, dann werden die Heiden mit ihrem Spotte siegen!" Die Thatsache bleibt jedenfalls bestehen: ohne die Kreuzfahrer wird das heilige Land nicht befreit, auch Gott vermag es nicht zu befreien. Dazu stimmen nun auch 86, 25 *ich hân durch got daz kriuze an mich genomen.* 87, 23 *wir suln varn durch des rîchen gotes êre.* 89, 21 *die hinnen varn, die sagen durch got, daz Jersalem etc.*

Der Widerspruch scheint indeß nur ein äußerer zu sein. Der Dichter will sich offenbar ein wirkungsvolles Motiv im Kreuzlied nicht entgehen lassen. Denn wirkungsvoller ist die Aufforderung allerdings, wenn es heißt: „Gott selbst in Noth", als wenn es heißt: „Gott hat die Noth geschaffen oder zugelassen, damit ihr durch Aufhebung derselben euere Sünden sühnt." Aber der Dichter trägt auch kein Bedenken — und daran erkennen wir eben, daß der Widerspruch nur ein äußerer ist — den letzteren Gedanken an anderer Stelle, wo er ihn gerade braucht, wenigstens verhüllt auszusprechen. 88, 27 heißt es: *wir haben in eime jâre der liute vil verlorn. dâ bi sô merket gotes zorn.* Bezieht sich der erstere Satz, wie Wolfram vermuthet, auf die Schlacht von Hattin, so folgt aus dem zweiten Satze, daß Gott nur um seines

[1]) Zs. f. d. Alt. 30, 103 verumtamen misericordiam in ira sua non continens, qui nunquam obliviscitur misereri cum populo suo — multa fidelium milia .... ad agendam poenitentiam de commissis plures eorum ad vitam praesentem termino laudabili concludendam terre illius amissionis occasione clementer invitans (ähnlich auch Gregor und Innocenz 1213).

Zornes willen die Feinde der Christenheit siegen läßt, um die Christen damit zu strafen, und daraus folgt wieder, daß er sehr wohl mächtig wäre, ohne der Letzteren Hilfe sein Land zu befreien.

Es läßt sich nun erwarten, daß des Dichters tiefes religiöses Empfinden auch auf seine übrigen Anschauungen von Einfluß ist, vor allen Dingen auf seine Auffassung der Liebe. Wir glauben diese am besten darstellen zu können, wenn wir

die sittlichen Begriffe

der älteren Minnesänger bis auf Walther, soweit dieselben sich auf die Minne beziehen, im Zusammenhange untersuchen.

Die von Frankreich nach Deutschland verpflanzte Sitte des Frauendienstes, welche dem heimischen Minnesange einen neuen, von da ab ständigen Charakter verleiht, hat nicht nur einen Wandel der Sitte, eine Verfeinerung der Umgangsformen im Gefolge, sie arbeitet auch an der Umgestaltung der sittlichen Anschauungen, allerdings, wie dies nach der unsittlichen Grundlage des Frauendienstes zu erwarten steht, nicht zu deren Verbesserung.

Einen Anstoß zur Umkehr oder wenigstens ein augenblickliches Besinnen bewirkt die Kreuzzugsidee und die Kreuzpredigt, welche die Seelen der Menschen mächtig erschüttert und auch im Herzen der ritterlichen Sänger den Kampf zwischen der conventionellen Auffassung der Liebe und dem natürlichen Sittlichkeitsbewußtsein entfacht.

Ich will versuchen, zunächst den durch den Frauendienst geschaffenen Wandel der sittlichen Anschauung und sodann den durch die Kreuzpredigt hervorgerufenen inneren Kampf mit seinem Ausgange, wie derselbe sich in den Minneliedern spiegelt, zu schildern.

Da im Frauendienst die Huldigung des Ritters einer verheirateten Frau galt, so war Verschwiegenheit Ehrenpflicht. Sie gilt bereits Meinloh, der als einer der ersten die neuen Ideen in seinen Liedern vertritt, als die vornehmste ritterliche Tugend (MF. 14, 22). Der sittliche Einfluß, den die Liebe auf das Gemüth des Menschen ausübt, erscheint verflacht. Sie vermag den Ritter nur in gesellschaftlicher Hinsicht zu veredeln, ihm jene stolze Freudigkeit zu verleihen, die der Umgang mit feinen Damen erfordert (Eist 33, 26. Joh. *94, 14. Mor. 142, 30. Reinmar 151, 12. 183, 20 etc.).

Die Begriffe von Treue und Untreue sind vollständig vertauscht.

Als Treue wird von dem Anbeter die ihm seitens der Dame bewiesene anhaltende Zuneigung mit allen ihren Consequenzen bezeichnet, welche natürlich die Treulosigkeit gegen den Gatten bedingt.

Dagegen nennt derselbe die Standhaftigkeit gegen seine Liebeswerbungen Sünde und Unrecht (Eist 38, 30. Gutenb. 78, 25. 79, 4. Rugge 100, 18. Horh. 115, 29. Mor. 130, 4. Reinmar 160, 33. 165, 15. 180, 18. 176, 38), wenn er daneben auch sich selbst als den Urheber seiner Leiden ansieht (Fenis 83, 11. 24. Mor. 125, 3. 134, 13. Reinmar 171, 25. 174, 10. 191, 23). Als Treue des Ritters wird die der Dame gewidmete andauernde Verehrung gepriesen, welche doch nach so vielen Zurückweisungen und Demüthigungen als erbärmliche Schwäche und als unmännliches Gebahren erscheint. Reinmar sieht dies ein: 160, 22 ff., besonders v. 32 *tæte ez danne ein kint, deiz sus iemer lèbete nâch wîbe, dem solt ich wol wîzen daz.* 173, 3 *ich wæn mich sîn gelouben wil. nein, sô verlür ich a'ze vil. ist daz alsô, seht welch ein kindes spil.*

Einmal (Reinmar 177, 37) scheint *stæte* in doppeltem Sinne gebraucht zu sein, was der geistreichen Manier Reinmars entsprechen würde, zuerst als Treue gegen den Gatten, dann als Treue gegen den Freund: *‚daz wir wîp niht mugen gewinnen friunt mit rede, si enwellen dan noch mê. daz müet mich, ich wil niht minnen.'* Begründung: denn *stæten wîben tuot unstæte wê*, geht auf die Pflicht gegen den Gatten. Nun aber kommt die Höflichkeit gegen den Freund: *wære ich, des ich niene bin, unstæte, lieze er danne mich, sô lieze ich in.* Hier ist natürlich nur an die Entziehung der Neigung, nicht etwa eines vertraulicheren Verkehrs zu denken.

Die Lage, in welche die Dame geräth, ist in der That eine schlimme: denn einerseits möchte sie sich die schmeichelhaften Huldigungen des Ritters und die Verherrlichung im Gesange nicht entgehen lassen, andererseits wünscht sie ihre Frauenehre zu bewahren (Reinmar 171, 11. 187, 9). Sie verfällt darum meist auf ein heuchlerisches Spiel, indem sie sich anfangs dem ritterlichen Sänger gewogen zeigt und ihm Lohn verheißt, später aber, wenn derselbe eingefordert wird, die Ertheilung desselben in die Ferne rückt oder gänzlich verweigert (Gutenb. 76, 3). Daher dann die ungemessenen Klagen der Dichter über unaufrichtiges Wesen der Herrin, über getäuschte Hoffnung (Joh. 86, 11. Mor. 128, 25. 138, 10. 143, 10. 145, 29. Reinmar 158, 37. 171, 11 [cf. 187, 9] 195, 23).

Auch der Begriff der Ehre muß sich eigenthümliche Veränderungen gefallen lassen, zunächst der Begriff der Frauenehre, wobei die Auffassung des Mannes von der der Frau zu unterscheiden ist.

In den Frauenstrophen ist gewöhnlich die natürliche und ursprüngliche Auffassung vertreten, insofern *êre* die Treue gegen

den Gatten und den darauf gegründeten guten Ruf bezeichnet.

So Hausen 54, 14 *torst ich genenden, sô wold ich im enden sîne klage, wan daz ich vil sendez wîp erfürhten muoz der êren mîn.*

Damit stimmt auch die Auffassung des Weibes bei Veldegge, wenn er sich auch des Wortes *êre* nicht bedient, 57, 5 ff., auch Eist 40, 35 ff. Das Weib hält die völlige Hingabe an den Freund für ein Unrecht.

Rugge 110, 8 *dem ich alsolher êren sol getrûwen, als ich her behalten hân, den muoz ich ê bekennen wol, sîn wille mac sô lihte niht an mir ergân.* *êre* ist hier der gute Ruf.

Reinmar 178, 19 *‚meine er wol mit triuwen mich, swaz im danne müge ze fröuden komen, daz mîn êre sî, daz sprich'*, sagt die Frau zum Boten. Zur Erklärung des Begriffes *êre* tragen v. 10 f. und v. 24 ff. bei. v. 10 f. *‚swâ du mügest, dâ leite in abe, daz er mich der rede begebe . .'* v. 24 ff. *‚sô bit in daz er verbir rede, die er jungest sprach ze mir. sô mac ich in an gesehen. wes wil er dâ mite beswæren mich, daz doch niemer mac geschehen?'* Die Frau wünscht also den Boten daran zu hindern, daß er dem Ritter Aussicht auf Lohn eröffne, er soll nur insoweit freudige Botschaft bringen, als es die Ehre der Dame zuläßt. Reinmar 186, 25 *‚der mir ist von herzen holt, dem versprich ich sêre niht durch ungefüegen haz, wan durch mînes libes êre'*. 192, 37 *‚nu wil er (daz ist mir ein nôt), daz ich durch in die êre wâge und ouch den lîp'*.

Hartm. 217, 19 *‚wand ich wâgen wil durch in den lîp, die êre und al den sin'*.

Bisweilen treffen wir aber auch bei der Frau auf andere Anschauungen. Die dem Gatten zu wahrende Treue wird auf den Freund übertragen und dementsprechend der Begriff gewandelt.

Reinmar 200, 33 *er scheit hinnen mit den sinnen, daz ich niht vergizze sîn. wîp mit güeten sol ir êre hüeten, wider ir friunt niht strîten. alsô wil ich sîn mit êren bîten.* Das Bewahren der Ehre kann hier nur gleichbedeutend mit der Treue gegen den Freund sein.

Öfter begegnet uns die letztere Auffassung beim Manne. Für ehrenvoll gilt die Hingabe an den Geliebten bei Veldegge 67, 8: *joch ist diu minne als si was wîlen êre.* Aus dem vorhergehenden Verse: *und wil doch daz ich klage mîne sêre* ergibt sich, daß unter Minne die Entgegennahme der Huldigung einschließlich des Lohnes zu verstehen ist; denn durch diesen allein kann die *sêre* des Dichters gestillt werden. Auch 59, 32 hat man an keine andere

Erklärung zu denken: *ich wil frô sîn durch ir êre, diu mir daz hete getân, daz ich von der rinwe kêre, diu mich wîlent irte sêre. daz ist mich nu sô vergân, daz ich bin rîch und grôz hêre, sît ich si muoste al umbevân, diu mir gap rehte minne sunder wîch und âne wân.*

Vgl. auch Rugge 105, 6, wo die Erhörung von der *tugent* der Frau gefordert wird. 110, 30 *mîn heil in ir genâden stât, si kan verkêren sorge, der ich walde. ir güete mich gehoehet hât. daz sol si mêren nâch ir êre manicvalde.*

Als Treue gegen den Geliebten fassen Johansdorf und Horheim den Ehrbegriff.

Joh. 86, 27 *Nu helfe er mir, ob ich herwider kome, ein wîp, diu grôzen kumber von mir hât, daz ich si vinde an ir êren.* 88, 13 *Ine erwache nimer ezn sî mîn êrste segen, daz got ir êren müeze phlegen* (nämlich während seiner Entfernung auf dem Kreuzzuge).

Horheim 114, 28 *Ich wil bevelhen ir lip und ir êre got und dâ nâch allen engelen sîn. si sol wizzen, swar ich landes kêre, daz ich ie bin und muoz iemer sîn, als ich ê was.* Das Gelöbniß der eigenen Treue steht hier dem Wunsche, die treue Liebe der Dame zu behalten, gegenüber. — Der Vorwurf der Treulosigkeit gegen die Freunde ist mit eingeschlossen, wenn es Hausen als *êren slac* (48, 16), als *laster* (48, 22) der Frauen bezeichnet, würden sie sich während der Abwesenheit der Kreuzritter den zurückgebliebenen feigen Männern hingeben.

Aber nicht nur dem treuen Freunde sich hinzugeben und ihrerseits die Treue zu wahren, gilt als ehrenvoll für die Frau, sondern auch den treulosen Anbeter zu verstoßen. Hartm. 205, 24 *grôz was mîn wandel. dô si den entsaz, sô meit si mich, vil wol gelobe ich daz, mê dur ir êre, dan ûf mînen haz*[1]).

Reinmar macht eine Ausnahme. Wohl beklagt auch er sich über die Hartherzigkeit seiner Dame, über ihr zweideutiges Benehmen, dann aber widerruft er plötzlich und rechtfertigt ihr Verfahren als ein ehrenvolles. 195, 25 *war umbe rede ich solhen nît? si endâhte an mich ze keiner zît, wan als ein wîp gedenket, an der triuwe und êre lît.* Damit stimmt denn auch 165, 37 *Ich hân ein dinc mir für geleit und strîte mit gedanken in dem herzen mîn: ob ich ir hôhen werdekeit mit mînem willen wolte lâzen minre sîn, ode ob ich daz welle, daz si groezer sî und si vil sælic wîp stê mîn und aller manne*

[1]) Der Interpretation Naumanns (Reihenfolge der Werke Hartmanns Ztschr. f. d. Alt. 22, 47), welcher die Ehre als Standesehre faßt, kann ich mich nicht anschließen.

vrî. die tuont mir bêde wê. ine wirde ir lasters niemer vrô : vergêt si mich, daz klage ich iemer mê. Einmal wendet auch er die conventionelle Bedeutung an: 189, 34 *an der ich aber triuwe und êre erkenne, wære ich des, daz mir diu ungelônet lâze, sô geschæhe an mir, daz nie geschach.*

Wie in den meisten der angeführten Stellen der Begriff der Frauenehre, so ist nun auch weiter der Begriff der Mannesehre, soweit diese sich auf die Minne bezieht, verschoben. Was das natürlich-sittliche Bewußtsein als unehrenhaft verurtheilt, die ausdauernde Liebe zur Gattin des fremden Ritters, das Hegen und Pflegen dieser Liebe gilt nach der neuen Auffassung als ehrenvoll, sowohl im Munde der Frau, wie des Mannes. Veldegge geht hierin voran. Er stellt freilich diese Treue als eine alte gute Sitte der Flatterhaftigkeit als einer neuen Unsitte gegenüber, ohne daran zu denken, daß die alte Treue der noch unverheirateten Frau oder doch wenigstens nicht der Gattin eines Anderen galt. 61, 18 *dô man der rehten minne pflac, dô pflac man ouch der êren, nu mac man naht unde tac die boesen site lêren.* Die ehrenvolle Gesinnung ist an die *rehte minne* geknüpft. Was aber Veldegge unter dieser versteht, besagt 59, 30. 60, 2: *swer hât rehte minne sunder riuwe und âne wanc,* und: *diu mir gap rehte minne sunder riuwe und âne wanc.* Die *boesen site* sind nach 61, 1. 5 *lîhtekeit* und *lôsheit*; ihnen gegenüber kann *rehte minne* nur „treue Hingabe" bezeichnen, treue Liebe, die sich auch durch Mißerfolge nicht abschrecken läßt: 60, 11 *diu mich durch rehte minne lange pîne dolen liet* (um die Treue zu erproben). Danach würde auch 60, 14. 18. 26 *êre* auf treue Liebe zu beziehen sein: *der blîtschaft sunder riuwe hât mit êren, hê ist rîche. — Swer mit êren kan gemêren sîne blîtschaft, daz ist guot* (Refrain).

Derselben Anschauung huldigt Reinmar: 199, 34 (Frauenstrophe) *‚ich sprich im niht mære, wan daz er mich siht, daz sint sîn êre'.* Die Ehre des Ritters verlangt es, daß er der Dame nicht lange seine Gesellschaft entzieht, ihr eine treue Pflege angedeihen läßt. cf. v. 31 ff. *sol ich lîden von im langez mîden, daz müet mich wol sêre.*

Das Werben um Frauengunst einschließlich ihres letzten Zieles ist gleichbedeutend mit der *‚sorge umb êre'*, dem *‚werben umb êre'*.

Reinmar 198, 30 *der ie gern umb êre warp und dar an ist unverzagt, deme tuot vil menegez wê, des sich jener getroestet, ... der dir ist verdorben ê. Man sol sorgen, sorge ist guot, âne sorge ist nieman wert.* Das *‚umb êre werben'* ist gleich *‚sorgen'*, *sorgen* gleich um Liebe

ringen trotz aller Zurückweisungen, cf. 199, 8 *wer hât liep ân arebeit?* 192, 20 *Mêre umb êre sol ein man gesorgen danne umb ander guot.* R. stellt sich in dem Liede seinen Spöttern gegenüber, indem er sich seines Werbens nach Frauengunst und des Anstandes, mit dem er seinen Liebesschmerz zu tragen weiß, rühmt. Auch 202, 30 dürfte *êre* in dem bezeichneten Sinne zu fassen sein. v. 25 *Mir ist der werlde unstæte von genuogen dingen leit. Swie gerne ich rehte tæte (wande ez wære ein sælekeit), sô enlât mich manic man, der umb êre noch um fröude nie deheinen muot gewan.*

die sorge umb êre bei Rugge 110, 7 bezeichnet schon mehr die Besorgniß, des Lohnes nicht theilhaftig zu werden. *Swes muot iedoch zer werlte als der mîne stât, ich wæne er manege sorge umb êre hât.* Vgl. den Anfang der Strophe: *ich hân nâch wâne dicke wol gesungen, des mich anders niht bestuont*[1]).

Die entgegengesetzte Beurtheilung, welche dieselbe Handlungsweise (Gewährung bez. Erringen des höchsten Lohnes) bei beiden Geschlechtern erfährt, spiegelt sich in Joh. *93, 25, wo die Dame zu ihrem Ritter sagt: *wert ich iuch, des hetet ir êre, sô wær mîn der spot.*

Es handelt sich nun darum, zu untersuchen, ob dem Einzelnen die unsittliche Grundlage der Zeitsitte zum Bewußtsein kommt. Nur bei den Wenigsten finden wir in den Liedern eine Andeutung. Wenn auch anzunehmen ist, daß Viele in ihrem späteren Leben, wie Walther, Wolfram und Hartmann dem Minnedienste den Rücken zukehrten, um wie Wolfram (wahrscheinlich auch Hartmann)[2]) Befriedigung im ehelichen Leben zu suchen, so hat doch dieser Wandel in ihren Liedern keinen Ausdruck gefunden. Dieser Gedanke gehörte eben nicht in den Rahmen des conventionellen Liebesliedes. Andeutungen aber, daß Einzelnen die sittliche Erwägung nahegetreten ist, finden wir doch. Gerade gegen sie kämpft Rute mit seinem trotzigen und leidenschaftlichen Sinne an und stellt sich denen gegenüber, die in der Todesstunde ihre Sünde bereuen und beichten: 116, 15 *Swie mir der tôt vast ûf dem rugge wære unde dar zuo manic ungemach, sô wart mîn wille nie, deich si verbære, swie nâhen ich den tôt bî mir gesach. dô manic man der sünden sîn verjach, dô war daz mîn allermeistiu swære, daz mir genâde nie von ir geschach.* Auch Adelnburc hat sich die Frage nach der Zulässigkeit der conventionellen Liebe vorgelegt. Das Lied 148, 25 erscheint als eine Antwort auf diese Frage: *Swer*

[1]) Erich Schmidt versteht unter *êre* hier ‚Lob der Welt'. Heinrich von Rugge und Reinmar von Hagenau. S. 28.

[2]) Naumann Zs. 22, 59 f. 74.

mit triuwen umbe ein wîp wirbet, als noch maneger tuot, waz schadet der sêle ein werder lîp? — Ich swüere wol, ez wære guot. ist aber ez ze himele zorn, sô koment die boesen alle dar und sint die biderben gar verlorn. Wie Anderen scheint auch ihm die unsittliche Grundlage verdeckt durch die scheinbare Tugend der Treue, sodann aber durch die Liebe zu einem würdigen Gegenstande (*waz schadet der sêle ein werder lîp?*). Dieselben Gedanken, die wir bei Johansdorf wiederfinden werden! cf. auch Mor. 142, 26 *gerne sol ein riter ziehen sich ze guoten wîben, dêst mîn rât. boesiu wîp diu sol man vliehen etc.* Als dritte Entschuldigung kommt bei Adelnburc noch die Autorität aller trefflichen Männer hinzu, welche der gleichen Sitte huldigen (149, 2). Wann dieses Lied abgefaßt ist, ob Adelnburc vielleicht im Ausgange der achtziger Jahre unter dem Einflusse der Kreuzpredigt sich diese sittliche Frage vorgelegt hat, läßt sich nicht bestimmen, wäre aber möglich. Das aber ist gewiß, daß die für die Christenheit so erschütternden Vorgänge im Morgenlande vom Jahre 1187 (Schlacht bei Hattin, Einzug Saladins in Jerusalem), die wiederaufgenommene und aller Orten gepredigte Kreuzzugsidee Viele zur Selbstschau, zum stillen Insichgehen veranlaßte. Suchte doch der Kreuzprediger die Menschen zur Kreuznahme gerade dadurch zu bewegen, daß er sie einerseits an ihre Sünden erinnerte, anderseits auf den himmlischen Lohn hinwies. Und so werden wir eine ganze Gruppe von Sängern kennen lernen, in welchen diese Idee zündend wirkt, und welche nun entweder einen Bruch oder einen Ausgleich mit ihrer bisherigen Anschauung herbeizuführen bemüht sind: ich meine die Minnesänger Hausen, Johansdorf, Rugge, Reinmar und Hartmann.

Das diesen Männern, etwa mit Ausnahme von Rugge, Gemeinsame ist das Bewußtsein, daß die conventionelle Liebe eine Sünde sei.

Hausen 46, 14 *Ich bin ir holt : swenne ich vor gote getar, so gedenke ich ir. daz ruoch ouch er vergeben mir.*

Joh. 90, 8 *Ich gedenke manege naht : waz sol ich wider got nu tuon, ob ich belîbe, daz er mir genædic sî? sô weiz ich niht vil grôze schulde, die ich habe, niuwan eine, der enkume ich niemer abe. alle sünde lieze ich wol wan die : ich minne ein wîp vor al der werlte in mînem muote, got herre daz vervâch ze guote.*

Reinmar 181, 35 *In erloube in* (nämlich *den gedanken*) *eteswenne dar* (nämlich *zur Geliebten*) *und aber wider sâ zehant. sôs unser beider friwent*[1]) *dort gegrüezen, sô kêren dan und helfen mir die sünde büezen.*

[1]) So Becker S. 139, Haupt *friunde*.

Hartm. 209, 25 *dem kriuze zimt wol reiner muot und kiusche site. sô mac man sælde und allez guot erwerben mite. ouch ist ez niht ein kleiner haft dem tumben man, der sîme lîbe meisterschaft niht halten kan. ez wil niht, daz man sî der werke drunder frî.* 210, 11 *diu werlt mich lachet triegent an und winket mir. nu hân ich als ein tumber man gevolget ir. der jhacken hân ich manegen tac gelouffen nâch. dâ nieman stæte vinden kan, dar was mir gâch. nu hilf mir herre krist, der mîn dâ vârende ist, daz ich mich dem entsage mit dînem zeichen, deich hie trage.* Die Reue über das weltliche Treiben bezieht sich natürlich auf das vorangegangene erste Minneverhältniß Hartmanns[1]).

Unklar bleibt nur die Stellung von Rugge. Die Stelle im Kreuzleiche ist zu allgemein gehalten, als daß aus ihr ein Schluß gezogen werden könnte. 97, 2 *ob ich verbir die blœden gir, die noch mîn herze treit, sô wirt mir hin ze den frœweden gâch.* Die ‚*blœde gir*' kann sich auf alles Mögliche beziehen. 98, 33 wendet sich der Dichter nicht gegen die conventionelle Liebe im Allgemeinen, sondern gegen diejenigen, welche sie der Pflicht der Kreuznahme nicht opfern wollen. Nach 105, 33 ff. scheint er sie mehr für eine Thorheit als eine Sünde zu halten: *Ich hân der werlte ir reht getân ie nâch der mâze als ez mir stuont, der volge ich noch ûf guoten wân, alsam die tôren alle tuont.* Leicht möglich, daß Rugge zu der Zeit, als er den Leich dichtete, seinen Minnedienst beendet und so nicht mehr nöthig hatte, persönlich Stellung zu der Frage zu nehmen, möglich aber auch, daß er, der an leichtem und fröhlichem Muthe Veldegge gleicht, ebenso wie jener den inneren Widerspruch nicht empfand.

Es handelt sich nun um die Stellungnahme, um den sittlichen Kampf der Übrigen und um dessen Ausgang. Herauszuheben ist zunächst Hartmann, der allein von Allen mit seiner bisherigen Anschauung bricht. Er hat dieselbe als unrichtig anerkannt und versucht keinen Ausgleich. Im November-December des Jahres 1195 hat Hartmann das Kreuz genommen[2]). In demselben Winter folgen die Lieder 209, 25 *dem kriuze zimt wol reiner muot etc.* und 210, 35 *Mîn frœide wart nie sorgelôs etc.*, in denen er seinem früheren weltlichen Treiben entsagt. Wenn er nun im Frühling des folgenden Jahres sich abermals verliebt, so ist dies keine Inconsequenz, kein Rückfall in die alte Anschauung, mit dem sich zugleich der Widerspruch mit seiner Würde als Kreuzträger hätte einstellen müssen. Nein, diese

[1]) Naumann Zs. 22, 74.

[2]) Naumann Zs. 22. 60. 43 ff.

zweite Liebe hat eine ernste Neigung zum Hintergrunde, sie sucht eine dauernde Verbindung mit der Geliebten, die dann nach dem Kreuzzuge wahrscheinlich auch erfolgt. Bei Hartmann löst sich also der Conflict klar und einfach.

Nicht so bei den Übrigen. Hausen, Johansdorf, Reinmar wollen von ihrer Liebe nicht lassen, und sie suchen deshalb einen Ausgleich zwischen ihrer Liebesempfindung und ihrem religiösen Gefühle herbeizuführen, jeder auf andere Weise und mit verschiedenem Erfolge.

Hausen, der von den Dreien am meisten weltmännischen Sinn zeigt, weiß am leichtesten über den Conflict hinwegzukommen. 46, 14 *Ich bin ir holt: swenn ich vor gote getar, so gedenke ich ir. daz ruoch ouch er vergeben mir; wan ob ich des sünde süle hân, zwiu schuof er si sô rehte wol getân?* Er rechnet auf Gottes Nachsicht, indem er ihm vorwirft, daß er ja die Geliebte so schön geschaffen habe, und meint, daß damit eigentlich seine Sünde wegfalle: eine mehr geistreiche Wendung, als wirklich ernste Erwägung. Am Schlusse trifft er den Ausgleich, daß er Gott den ersten, den Frauen den zweiten Platz in seinem Herzen einräumen wolle. 47, 7 *den* (nämlich *got*) *wil ich vor in allen haben, und in* (= *den frouwen*) *dâ nâch ein holdez herze tragen.* Die Ruhe, die er damit gewinnt, ist darum keine nachhaltende. Er hat sich getäuscht, wenn er geglaubt hat, daß mit der einfachen Thatsache der Kreuznahme auch der innere Streit entschieden sei (47, 17. 23). Von Neuem kämpfen seine Empfindungen gegen den gefaßten Entschluß an, kämpft sein *herze* gegen den *lîp* (47, 9). Er ist nicht stark genug, die ersteren zu unterdrücken, und läßt ihnen darum freien Lauf. Religiöse Empfindung und Liebesgefühl stehen unvermittelt nebeneinander, und das letztere hat sogar die Oberhand (47, 25 ff.).

Weit ernster nimmt es Reinmar mit diesem Widerstreit der Ideen. Auch er hat den kühnen Entschluß gefaßt, das Kreuz zu nehmen und den Frauen zu entsagen, und wie schwer ihm dies auch gefallen ist (180, 28 ff.), er sucht sich im Hinblick auf die zu erwartende weltliche Ehre und auf die Gnade Gottes zur Freude durchzuringen, wie er denn auch die Anderen zur Freude ermahnt (180, 36 ff.). Aber freilich der Wille ist zu schwach, wie bei Hausen und vielen Anderen (181, 22), um die einmal als unberechtigt anerkannten Gedanken völlig zu bannen. Und so gestattet auch er ihnen (181, 33), weil ihm nichts Anderes übrig bleibt, den gewohnten Weg vom Herzen zur Geliebten, aber — und hier zeigt sich der Unterschied von Hausen — während jener sie dort ruhig weilen läßt (47, 25), ruft sie Reinmar gebieterisch zurück, damit sie die begangene Sünde

büßen helfen und Vergebung erlangen (181, 38). Kleinlaut schließt Reinmar mit der Befürchtung, daß ihn die Gedanken noch recht oft betrügen werden (182, 2). Der Widerspruch bleibt also bestehen, aber die religiöse Empfindung überwiegt.

Ohne Beimischung religiöser Ideen wird uns der sittliche Kampf 165, 37 ff. geschildert. Nachdem Reinmar drei Strophen hindurch in der conventionellen Anschauung sich bewegt hat, bricht plötzlich das sittliche Bewußtsein durch: *Ich hân ein dinc mir für geleit und strîte mit gedanken in dem herzen mîn, ob ich ir hôhen werdekeit mit mînem willen wolte lâzen minre sîn, ode ob ich daz welle, daz si groezer sî und si vil sælic wîp stê mîn und aller manne vrî. die tuont mir bêde wê. ine wirde ir lasters niemer vrô. vergêt si mich, daz klage ich iemermê.* Es handelt sich also um die Frage, ob Reinmar seine Dame zu einer Handlungsweise veranlassen soll, die sie in seiner eigenen sittlichen Werthschätzung herabsetzt, ihm aber Befriedigung seines Herzensdranges verschafft, oder ob er sie lieber sittlich rein, befreit von seiner und aller übrigen Männer Liebe zu sehen wünschen soll. Reinmar schwankt, ohne zu einer Entscheidung zu kommen; ihren Schimpf mag er nicht mitansehen, aber ihr entsagen kann er nicht. Die letzte Strophe des Liedes, die nur in E überliefert ist (die übrigen in ABC) und mit der eben besprochenen in durchaus keinem Zusammenhange steht, ist wahrscheinlich eine Zusatzstrophe. Das Lied schließt, wie das Kreuzlied, unbefriedigt.

Auch die Revocatio in 195, 25 weist diesen Widerstreit der Ideen auf. *nieman weiz, ob si mich wert oder wiez ergât, nein oder jâ. ich enweiz enwederz dâ. warumbe red ich solhen nît? si endâhte an mich ze keiner zît, wan als ein wîp gedenket, an der triuwe und êre lît.*

Ganz anders als bei Hausen und Reinmar steht die Sache bei Johansdorf. Auch er hat einen harten Kampf durchzumachen (90, 5 ff.): schlaflos wälzt er sich die Nacht auf seinem Lager und überlegt, ob er das Kreuz nehmen soll; zwar drücken ihn nicht viele, schwere Sünden, aber die eine, die Liebe zu einer Frau erfordert eine Sühne. Nicht aber, wie Reinmar, beschließt er darum, dieselbe zu lassen, dazu ist seine Empfindung zu mächtig; er bittet Gott um Nachsicht (90, 15), wie Hausen darauf rechnet (46, 16 ff.). Einmal (94, 25 ff.) versucht auch er die Minne von sich zu weisen, aber im nächsten Augenblicke gestattet er ihr, in seinem Herzen die Reise nach dem heiligen Lande mit ihm zu unternehmen, und wagt es sogar, für die Geliebte den

halben Lohn der Fahrt bei Gott zu erbitten. Nichts von Unruhe und Widerspruch mehr in seinem Herzen. Noch mehr erstaunen wir, wenn der Dichter dieser Liebe zuschreibt, daß sie von Sünden vor Gott freimache (88, 33 ff.): *Swer minne minneclîche treit gar âne valschen muot, des sünde wirt vor gote niht geseit. si tiuret und ist guot.* Johansdorf muß einen Ausgleich in seinem Herzen getroffen haben. Was aber ermöglichte diesen? Er betont die reine Liebe (*swer minne minneclîche treit gar âne valschen muot*) und die Empfindung für reine Frauen (88, 37 *man sol mîden boesen kranc und minnen reiniu wîp*). Sie veredelt den Menschen nicht nur nach der geselligen Seite hin, wie das die übrigen Minnesänger hervorheben, sie heiligt auch das Innere des Menschen (v. 88, 35 *des sünde wirt vor gote niht geseit. si tiuret und ist guot*). Dazu kommt die Treue, die starke, die anhaltende Empfindung. 86, 1 *Min êrste liebe, der ich ie began, diu selbe muoz an mir diu leste sîn. an vröuden ich des dicke schaden hân; iedoch sô rætet mir daz herze mîn : solde ich minnen mêr dan eine, daz enwære mir niht guot, sône minnet ich deheine. seht, wie maneger ez doch tuot!* 87, 5 *Mich mac der tôt von ir minnen wol scheiden, anders nieman, des hân ich geswom.* 89, 1 *tuo erz (= minne er ein reinez wîp) mit triuwen, sô hab iemer danc sîn tugentlicher lîp. kunden si ze rehte beidiu sich bewarn, für die wil ich ze helle varn .... ich meine die da minnent âne gallen, als ich mit triuwen tuon die lieben frouwen mîn.* 91, 29 *Swâ zwei herzeliep gefriundent sich und ir beider minne ein triuwe wirt, die sol niemen scheiden, dunket mich, al die wîle unz si der tôt verbirt.* 91, 24 *ist daz ich es inne werden sol, wie dem herzen herzeliep geschiht, sô bewar mich vor dem scheiden got, daz wœn bitter ist.* Vgl. auch 91, 13. In 89, 15 liegt eine Polemik gegen die getheilte Liebe. Reine und starke, anhaltende Empfindung, sie beherrschen das Herz des Dichters in so hohem Grade, daß er über die unsittliche Grundlage seiner Liebe hinwegsieht, und daß eine Vereinigung der Liebesempfindung mit dem religiösen Gefühle ermöglicht ist.

Psychologisch interessant ist es nun weiter, den Gründen nachzugehen, welche den Einzelnen direct oder indirect zur Erkenntniß seines unsittlichen Handelns und damit zur Kreuznahme bewegen. Zwei Motive treten hierbei in den Vordergrund: einmal die Furcht vor dem Tode, welcher dem Gemüthe nahegebracht wird durch die großen Verluste der Christenheit im Orient, und sodann die Erfolglosigkeit in der Liebe.

Das erste Motiv erscheint bei Hausen, Rugge, Johansdorf.

Hausen 46, 28 *nieman weiz, wie nâhe im ist der tôt.* Rugge 99, 15 *nieman weiz, wie lange er lebet.*

Johansdorf wird erschüttert durch das Massensterben der Menschen: er sieht darin eine Folge des Zornes Gottes. 88, 27 *Wir haben in eime jâre der liute vil verlorn. dâ bî sô merket gotes zorn.*

Das zweite Motiv, die Erfolglosigkeit der Liebe, hat Hausen. 46, 29 *einer frouwen was ich zam, diu âne lôn mîn dienest nam, von der sprich ich niht wan allez guot, wan daz ir muot zunmilte ist wider mich gewesen. vor aller nôt ich wânde sîn genesen, dô sich verlie min herze ûf genâde an sie, der ich dâ leider niene funden hân. nû wil ich dienen dem, der lônen kan.*

Reinm. 153, 22. *Dô sprechens zât was wider diu wîp, dô warp ich als ein ander man, dô wart mir einiu als der lîp, von der ich ninwan leit gewan. dô wânde ich ie, si wolde ez wenden. bæt ich si noch, ich kunde ez niht verenden. nu hân ich mir ein leben genomen, daz sol, ob got von himele wil, mir noch ze staten komen.* Indirect spricht Reinmar den Gedanken auch 180, 28 ff. aus.

Hartm. 211, 8 ff. *Mich hât diu werlt alsô gewent, daz mir der muot sich zeiner mâze nach ir sent. dêst mir nu guot. got hât vil wol ze mir getân, als ez nu stât, daz ich der sorgen bin erlân, diu manegen hât gebunden an den fuoz, daz er belîben muoz, swenn ich in Kristes schar mit fröiden wünneclîchen var.*

Bei Hartmann häufen sich die Motive. Der Tod seines Herrn hat ihm alle irdische Freude geraubt, so daß er nur noch an sein Seelenheil zu denken wünscht. 210, 23 *Sît mich der tôt beroubet hât des herren mîn, swie nû diu werlt nâch im gestât, daz lâz ich sîn. der fröide mîn den besten teil hât er dâ hin, und schüefe ich nû der sêle heil, daz wære ein sin.* Freilich hält das erste Motiv, wonach Hartmann auf die Liebe verzichtet, nicht nach. Noch vor dem Kreuzzuge (1197) verliebt sich der Dichter zum zweiten Male, ohne daß freilich dies für ihn die Veranlassung würde, in der Heimat zu bleiben. Im Gegentheil ist es gerade die Geliebte, die ihn antreibt, dem geleisteten Versprechen nachzukommen, und so für ihn ein neues Motiv zur Kreuzfahrt hinzufügt. 217, 20. *Swelch frouwe sendet lieben man mit rehtem muot ûf dise vart, diu ...* 218, 10 *Nu hât si mir enboten bî ir liebe, daz ich var.* v. 17 *ez ist geminnet, der sich dur die Minne ellenden muoz.*

Mit den genannten Dichtern vergleiche man Morungen, welcher durch die Erfolglosigkeit seines Minnewerbens nicht zu religiösem Denken, sondern nur zur Todessehnsucht geleitet wird. 139, 11 ff.

Auch die Zwecke, die der Einzelne durch die Kreuzfahrt zu erreichen hofft, sind nicht die gleichen.

Reinmar und Hartmann betonen neben dem ewigen auch den zeitlichen Lohn, neben der Seligkeit den irdischen Ruhm.

Reinmar 180, 38 *wir solten hiure wesen frôer danne vert. sône* (Regel, *jô* Haupt) *mac ein man erwerben des er gert, lop und êre und darzuo gotes hulde.*

Hartm. 210, 7 *wan swem daz ist beschert, daz er dâ wol gevert, daz giltet beidiu teil, der werlte lop, der sêle heil.*

Hausen, Johansdorf, Rugge kennen nur den himmlischen Lohn.

Hausen 46, 38 *nu wil ich dienen dem, der lônen kan.* Er denkt hierbei gewiß nicht an den irdischen Ruhm, mit dem ja Gott ebenfalls lohnen könnte. Dafür spricht 53, 35: *Swerz kriuze nam und wider warp, dem wirt doch got ze jungest schîn, swann im diu porte ist vor verspart, die er tuot ûf den liuten sîn.*

Johansdorf 87, 23 *wir suln varn durch des rîchen gotes êre gerne ze helfe dem heilegen grabe. swer daz bestrûchet, der mac wol besnaben. dâne mac niemen gevallen ze sêre, daz meine ich, sô die sêle werden gevage, sô si mit schalle ... himele hêren.* 94, 15 *Guote liute, holt die gâbe, die got unser herre selbe gît der al der welte hât gewalt. dienet sînen solt, der den sæle aften dort behalten lît mit vröuden iemer manicve* etc. Vgl. auch 89, 32 ff.

Rugge 96, 19 *ez wurde ein langer wernder hort, swer got nu dienen kunde. daz wære guot und ouch mîn rât, daz wizzent algeliche. vil maneger drumbe enphangen hât daz frône himelrîche*; und sonst öfter.

Bei Johansdorf und Hartmann kommt aber noch der Wunsch hinzu, den halben Lohn für die Fahrt der Geliebten zukommen zu lassen.

Joh. 94, 31 *Wilt ab du* (= Minne) *ûz mînem herzen scheiden niht, ..., vüer ich dich dan mit mir in gotes lant, sô sî er umbe halben lôn der guoten hie gemant.*

Hartm. 211, 20 *Swelch frouwe sendet lieben man mit rehtem muote ûf dise vart, diu koufet halben lôn daran, ob sî sich heime alsô bewart, daz sî verdienet kiuschiu wort. sî bete für sî beidiu hie, sô vert er für sî beidiu dort.*

Ursprünglich freilich hat Hartmann den halben Lohn seinem verstorbenen Herrn zugedacht. 210, 31 *mac ime* (= *dem herren*) *ze helfe komen mîn vart, diech hân genomen, ich wil irm halber jehen, vor gote müeze ich in gesehen.*

Überblicken wir nochmals den Inhalt der Gedankenwelt Johansdorfs, so ist es das Sittliche seines Denkens und Empfindens, was vor Allem hervortritt, und wodurch er sich vor sämmtlichen Minnesängern der älteren Zeit auszeichnet. Er ist ein vorzugsweise sittlicher Charakter. Die Unsitte seiner Zeit vermag auch er nicht zu durchbrechen, aber die Stärke und Reinheit seiner Empfindung hilft ihm darüber hinweg, das Unsittliche fernerhin noch als Unrecht zu empfinden. Reinmar gegenüber, der ihm an sittlicher Feinfühligkeit am nächsten steht, ist er Realist. Jener erkennt sehr wohl das Unzuträgliche seines Handelns. Er stellt sich (165, 37) vor die Wahl zwischen dem Rechten aber Unangenehmen einerseits und dem Unrechten aber Angenehmen anderseits. Aber er entscheidet sich nicht. An anderer Stelle (181, 13), wo er sich für das Rechte entschieden hat, vermag er mit dem Unrecht nicht vollständig zu brechen, nicht Meister seiner Gedanken zu werden. Die Kluft zwischen Denken und Handeln bleibt bei ihm bestehen, während Johansdorf Beides zu verschmelzen weiß und in sich befriedigt ist.

Was die Form der Gedanken anlangt, so berühren sich natürlich einzelne Ausdrücke und Wendungen in den Minneliedern mit denen anderer Minnesänger, und doch fehlt auch hier das Originelle nicht, was zum Theil durch das Sittliche von Johansdorfs Empfinden, zum Theil durch die Stärke seines Naturgefühles bedingt ist. Auf letzterem beruht die Beschreibung der Blumenpracht 90, 32 und der herrliche Refrain (90, 23. 31): *fröude und sumer ist noch allez hie*, auf ersterem die Betonung des Unrechts, was die Dame durch ihr falsches Spiel an dem Dichter begeht: 86, 9 *Ich wil ir râten bi der sêle min durch keine liebe niht wan durch daz reht etc.*

Auch durch Entlehnung aus fremdem Gebiete führt derselbe neue Wendungen und Formen in den Minnesang ein. In den Schatz der Volkspoësie greift er, um den vollklingenden, im älteren Minnesange einzig dastehenden Ausdruck der Freude über die vorgestellte Ankunft eines Liebesbotens zu gewinnen. 91, 36 cf. S. 111.

Als den ersten Versuch, die romanische Form des *jeu parti* in freier Weise nachzuahmen, sehe ich das Lied 89, 9 an. cf. S. 110.

VI. Zeitliche Anordnung.

Auf formelle und inhaltliche Gesichtspunkte gestützt, versuche ich eine Anordnung der Lieder zu geben, indem ich dabei von der Voraussetzung ausgehe, daß die Lieder eines Tones zeitlich nicht allzufern auseinanderliegen und vor oder nach denjenigen eines anderen

Tones entstanden sind. Nur 86, 1 und 86, 25 trenne ich zeitlich, da der Ton der letzteren Strophe eine Modification von dem der ersteren ist.

Einen Anhaltspunkt bei Bestimmung der Reihenfolge gewinnt man zunächst durch den Kreuzzug, wodurch sich diejenigen Lieder, welche eine Andeutung desselben enthalten (= Kreuzlieder) von den übrigen (den Minneliedern) als besondere Gruppe abheben. Man wird sie zeitlich hinter die Minnelieder stellen müssen, da sie der conventionellen Formeln, die in diesen noch ziemlich häufig sind, entbehren und eine höhere Stufe der Technik aufweisen. Ausschließlich in den Kreuzliedern findet sich die Form der Ausrufe (90, 4. 94, 35 ff. 95, 6 ff.), der Anrede an die Dame (87, 21), an die Minne (94, 25), an die eigene Person (Rede der Frau 94, 38), die Schwur- und Fluchform (87, 5. 88, 9. 87, 37. 87, 9. 35. 89, 30), Personification (94, 25), Chiasmus (94, 23. 86, 17), die ungemein kühne Parenthese (89, 5), die wirkungsvolle doppelte Antithese (94, 21. 22. 94, 24) oder die in zwei benachbarten Versen wiederholte Antithese (94, 36 f.), der Dialog (87, 15 ff.), die Einführung anderer Personen als redend (87, 14. 94, 35. 95, 13. 89, 25). Mit Absichtlichkeit wiederholt der Dichter bestimmte Satzformen (88, 19. 94, 15. Haupt- mit Relativsatz wiederholt oder einfache Parataxe), um seine Rede ernst und eindringlich zu gestalten. — Auch die complicirteren Töne gehören den Kreuzliedern an (Stollen mit drei Versen: 89, 21. 94, 15; mit vier Versen: 87, 29). — Was die Formelhaftigkeit der Minnelieder anlangt, so lese man nur 89, 9. 90, 16. 92, 7.

Innerhalb der Kreuzlieder werden die wenigen Anspielungen auf die Kreuzfahrt und auf die Bulle Gregors, welche Wolfram in der angeführten Abhandlung[1]) aufgedeckt hat, maßgebend sein. 89, 21 fällt mit seiner Hindeutung auf den ersten Zug der Kreuzfahrer unter Friedrich („*die hinnen varn*“) in den Sommer 1189[2]). 87, 29 (speciell 88, 19 ff.), 86, 25 und 94, 15 enthalten Anklänge an die Bulle Gregors, welche am 27. März 1188 auf dem Reichstage von Mainz zur Verlesung kam, fallen also hinter diesen Termin. Weiter sind 87, 29 und 87, 5 entstanden, nachdem der Dichter das Kreuz genommen hat. In der dritten Strophe von 89, 21 dagegen schwankt der Dichter noch, ob er in der Heimat bleiben oder sich am Zuge betheiligen soll. Entweder ist also die Kreuznahme noch nicht erfolgt, oder sie ist erfolgt, und der Dichter denkt trotzdem an die Möglichkeit des Zurückbleibens.

[1]) Ztschr. f. d. Alt. 30, 111.
[2]) Ztschr. f. d. Alt. 30, 114.

Freilich würde er sich in letzterem Falle eines Wortbruchs Gott gegenüber schuldig machen. Dieser Gedanke tritt aber bei seinen nächtlichen Erwägungen nicht auf; es peinigt ihn nur die Schuld seiner unerlaubten Liebe. Ich nehme demnach das Erstere an: die Kreuznahme ist noch nicht erfolgt. Dann aber fallen 87, 5 und 87, 29 nach 89, 21, also zwischen den Sommer 1189 und den Aufbruch Leopolds von Österreich Sommer 1190[1]), mit dessen Heere Johansdorf den Zug antrat. Innerhalb dieses Zeitraumes muß der Dichter das Kreuz genommen haben.

Kurz vor dem Aufbruche sind 86, 25 und 94, 15 entstanden. In 94, 15 (v. 35 ff.) ist der Streit mit der Geliebten wegen der Kreuznahme ausgeglichen, welcher in 87, 5 und 87, 29 noch eine große Rolle spielt. Der Dichter bittet die Minne (94, 25), ihn bis zu seiner Rückkehr freizulassen. Die Geliebte zittert vor dem nahen Tage der Abfahrt (95, 5 *ez nâhet. er wil hinnen varn*). In 86, 25 bittet der Dichter Gott, über die Ehre der Geliebten bis zu seiner Rückkehr zu wachen. 94, 15 fällt wohl noch etwas später als 86, 25, da sich der Dichter in der zweiten Strophe schon in der Ferne wähnt.

Die Ordnung der Lieder ist also folgende:

89, 21 Sommer 1189.

87, 5. 87, 29 Sommer 1189 bis Sommer 1190.

86, 25. 94, 15 Sommer 1190.

Mit geringerer Sicherheit lassen sich die Minnelieder ordnen.

Ich habe schon früher wahrscheinlich zu machen gesucht, daß die beiden Lieder 91, 8 und 91, 22 den Abschluß des Minneverhältnisses zur Voraussetzung haben; sie würden wir demnach an das Ende der Reihe stellen müssen.

89, 9. 90, 16. 90, 32 enthalten viel conventionelle Phrasen: Schmerz über die Entfernung von der Geliebten und über ihre Hartherzigkeit, Freude über den erhofften Anblick.

92, 7 ist geradezu stümperhaft und erscheint als Erstlingswerk.

91, 36 ist ein Virtuosenstückchen, welches des schlichten Ausdruckes wahrer Empfindung, wie ihn die späteren Lieder aufweisen, entbehrt. Alle die genannten werden wir aus den bezeichneten Gründen an den Anfang zu stellen haben, etwa in der Reihenfolge: 92, 7. — (89, 9. 90, 16. 90, 32) — 91, 36.

86, 1 schlägt plötzlich einen neuen Ton an. Das conventionelle Minnetreiben scheint unserem Dichter lästig, das Kokettieren seiner

[1]) Wolfram a. a. O. S. 114.

Dame widerlich; die Eigenart Johansdorfs, der speciell sittliche Charakter kommt zum Durchbruch, er verlangt nicht um der Liebe, sondern um des Rechten willen Offenheit von der Dame, bestimmte Zusage oder Absage ohne Umschweife (86, 9). Das dürfte der Anlaß zu dem folgenden Abschluß des Verhältnisses gewesen sein, und so schließt sich der Kreis. Das Bild der Reihenfolge würde dieses sein:

I. 92, 7. 89, 9. 90, 16. 90, 32. 91, 36.
II. 86, 1.
III. 91, 8. 91, 22.

Prüfen wir nun noch, wie sich die Strophenzahl der Lieder zu der aufgestellten Anordnung verhält.

Die Strophenzahl kann nur insoweit als Kriterium gelten, als man annehmen darf, daß der Entstehung mehrstrophiger Lieder die einstrophiger vorangegangen sein muß, in unserem Falle, daß die Entstehung der dreistrophigen Lieder den Vorgang mindestens eines zweistrophigen, die Entstehung der zweistrophigen den Vorgang mindestens eines einstrophigen Liedes voraussetzt.

Falsch dagegen wäre die Annahme, daß sämmtliche einstrophigen vor den zweistrophigen, sämmtliche zweistrophigen vor den dreistrophigen gedichtet seien, dem Dichter mithin die Möglichkeit benommen gewesen wäre, vom dreistrophigen Liede zum zwei- und einstrophigen zurückzukehren.

Die Strophenzahl der Lieder stellt sich nun folgendermaßen:

Von den Minneliedern sind die meisten zweistrophig: 89, 9. 90, 16. 90, 32. 91, 8. 91, 22; nur eines dreistrophig: 86, 1; zwei einstrophig: 91, 36. 92, 7.

Unter den Kreuzliedern finden sich zwei dreistrophige: 87, 5 und 89, 21, zwei zweistrophige: 87, 29. 94, 35. Die übrigen sind einstrophig: 86, 25. 88, 19. 88, 33. 94, 15. 94, 25. — Daß gerade unter den Kreuzliedern, deren Entstehung später angesetzt wird, als die der Minnelieder, so viel einstrophige erscheinen, darf nicht wunder nehmen, da drei von den fünf Liedern sich der Spruchform nähern, zu deren Charakter ja die Einstrophigkeit gehört: 88, 19 (indirecte Ermahnung zum Kreuzzuge). 94, 15 (directe). 88, 33 (allgemeine Ermahnung zur Treue, an Liebende gerichtet).

Betrachten wir nun die Aufeinanderfolge der Lieder mit Rücksicht auf ihre Strophenzahl, so beginnt ein einstrophiges die Reihe der Minnelieder: 92, 7. Es folgen die zweistrophigen: 89, 9. 90, 16. 90, 32, mit Unterbrechung durch ein einstrophiges (91, 36) das drei-

strophige 86, 1. Den Beschluß bilden zwei zweistrophige Lieder 91, 8. 91, 22.

Die höchste Strophenzahl ist bereits innerhalb der Minnelieder erreicht. Die Reihe der Kreuzlieder beginnt gleich mit zwei dreistrophigen: 89, 21. 87, 5 und wird fortgesetzt mit zwei- und einstrophigen. Ton 87, 29 enthält ein zweistrophiges: 87, 29, und zwei einstrophige Lieder: 88, 19. 88, 33. —— 86, 25 ist einstrophig. — Ton 94, 15 setzt sich aus zwei einstrophigen (94, 15. 94, 25) und einem zweistrophigen Liede (94, 35) zusammen.

Wir haben also thatsächlich ein Fortschreiten vom ein- bis zum dreistrophigen Liede festzustellen. — Auch von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich die Möglichkeit wenigstens der obigen Anordnung nicht bestreiten.

Haben wir die Minnelieder vor die Kreuzlieder zu setzen, so sind sie etwa in der Zeit 1187—1188 entstanden. In das Jahr 1189, wo Johansdorf der Entschluß der Kreuznahme nahetritt, dürfte keines der Minnelieder fallen, da ja sonst ein Hinweis auf den Kreuzzug nicht zu umgehen gewesen wäre[1]).

VII. Fremde Einflüsse.

Am deutlichsten tritt der Einfluß der romanischen Dichtung hervor, welcher durchaus kein directer zu sein braucht, sondern von den romanisierenden Standesgenossen Johansdorfs übermittelt sein kann. Dieses gilt vor allen Dingen von den Phrasen der conventionellen Minnepoësie, die auch Johansdorf im Anfange seines Dichtens häufig verwendet (89, 9 ff. 90, 16 ff. 91, 1 ff.), die aber später, je näher ihm der Entschluß zur Kreuznahme tritt, um so mehr verschwinden und einem warmen Tone der Empfindung Platz machen.

Romanisch ist die Durchführung zweier Reime durch Stollen und Abgesang (87, 5) und die Verknüpfung zweier Strophen durch den Reim (87, 5 erste und zweite Strophe). Die Anwendung vocalischen Gleichlautes in den Reimen der Stollenverse und in der Waise des Abgesangs innerhalb der beiden Strophen von 90, 32 haben wir auf eine freie Behandlung des romanischen Princips der Reimhäufung und Reimentsprechung zurückzuführen gesucht. — Der umschließende Reim[2]), wie die Verbindung kurzer und langer Verse[3]), die bei Johansdorf sich nicht selten findet, deuten auf denselben Ursprung.

[1]) Nach Becker (a. a. O. S. 229) hat J. nicht vor 1189 gedichtet.

[2]) Becker a. a. O. S. 126.

[3]) Bartsch Germ. II, 282.

Einen Ansatz zu dem *jeu parti* (*prov. jocx partitz, partimens* oder *partia*[1]), dem *geteilten spil* (cf. Hartm. 216, 8) möchte ich in 89, 9 finden. Der Dichter richtet hier, nachdem er über das Vergebliche seines Dienstes geklagt hat, an einen Standesgenossen (*herre*) die Frage, ob es erlaubt sei, zwei Frauen heimlich zu dienen (oder nicht)? An die Antwort desselben müßte sich, wenn das Lied ein durchgeführter *jeu parti* wäre, eine Discussion schließen, in welcher der Fragesteller die Gegnerschaft übernimmt. Diese Discussion erfolgt nicht, ist aber doch in der Antwort andeutungsweise enthalten. Der Gefragte gibt die Zulässigkeit des doppelten Dienstes stillschweigend zu, läßt aber den zu erwartenden Einwand des Gegners: daß man dann auch den Frauen die Entgegennahme mehrseitiger Huldigung gestatten müsse, nicht gelten. Der Dichter erspart sich eine weitere Entgegnung, da diese Entscheidung sich als einseitig und damit als unzulässig für jeden gerecht Urtheilenden ergibt. Der Antwortende erscheint somit gleichsam als der Geschlagene. Es ist, wie gesagt, nur ein Ansatz zum *jeu parti*, aber als solcher nicht zu verkennen. Man vergleiche hierzu Rubin MSH. I, 314[a], vierte Strophe des Kreuzliedes VII, wo die umgekehrte Frage an eine Frau gerichtet ist.

Das Lied *93, 12 mit einem der lang ausgesponnenen höfischen Wechselgespräche, deren Ursprung bereits W. Grimm (Athis und Prophilias S. 19)[2]) als romanisch nachgewiesen hat, fällt als unecht außer Betracht.

Eine zweite Quelle, aus der Johansdorf wie überhaupt der ganze Minnesang schöpft, ist die Volkspoësie. Richard Meyer[3]) hat die in Minnesangs Frühling, Carmina Burana, bei Walther, Wolfram, Neithart häufig wiederkehrenden, gleichartigen Wendungen, wo nicht an gegenseitige Entlehnung zu denken ist, als volksthümliche Bestandtheile des Minnesangs aufgefaßt. Es sind dies bei Johansdorf die folgenden: *94, 5 *volgent mîner ræte.* — *92, 28 *und solde ich iemer daz geleben.* — *92, 30 *sô mües mîn herze in fröiden sweben.* — *93, 36 *lânt mich noch geniezen.* — *93, 38 *iuch mac wol verdriezen.* — *92, 23 *unsanfte mir daz tuot.* — *92, 14 *der al der werlte fröide gît.* — 86, 8 *seht, wie maneger ez doch tuot.* — *92, 32 *sô wurde ich von sorgen frî.* — 95, 1 *durch den du wære ie hôchgemuot.* — *94, 14 *und dâbî hôchgemuot.* — *93, 37 *daz ich iu von herzen ie was holt.* — 95, 6 *wol si sælic wîp.* — 91, 35 *seht, sô wurde ich niemer mêre vrô.* — *94, 14 *daz*

[1]) Diez, Poësie der Troubadours 2. Aufl. von K. Bartsch. Leipzig 1883. S. 98 f.

[2]) Burdach a. a. O. S. 82.

[3]) R. Meyer, Alte deutsche Volkslieder. Ztschr. f. d. Alt. XXIX, 134 ff.

ir deste werder sint. — 89, 19 *wurre ez iht.* — 86, 22 *hulfe ez iht.* — 88, 9 *für alliu wîp.* — 87, 21 *nu entrüre niht sêre.* — 91, 22 *daz weiz ich wol.* — 91, 21 *so ist mîn herze leides vol.* — 91, 29. 31 *swâ zwei herzeliep gefriundent sich, .. die sol niemen scheiden dunket mich.*

Als sprichwörtliche Redensarten sind bezeichnet: 86, 5. 7 *solde ich minnen mêr dan eine, sône minnet ich deheine.* 95, 14 *sô müeze sin der pflegen* (, *durch den etc.*).

Berger[1]) fügt noch hinzu: 91, 37 *wære ich dem vînt, ich wolt in grüezen.*

Als gnomische, dem Volksliede entstammende Elemente: 87, 5 *Mich mac der tôt von ir minnen wol scheiden.* Zu 91, 29 ff. vgl. Uhland, Volkslieder 80, 1. 98, 1. 101, 4. Schriften III, 442. — 94, 36 f. wie *vil mir doch von liebe leides ist beschert. waz mir diu liebe leides tuot.* — 95, 13 *lebt mîn herzeliep od ist er tôt.* cf. Uhland 150, 3. Schriften III, 428. 524. IV, 179.

Als Wünsche und Verwünschungen volksthümlicher Art führt B. auf (S. 453): 88, 13 *Ine erwache nimer ezn sî mîn êrste segen, daz got ir êren müeze phlegen und lüze ir lîp mit lobe hie gestên etc.* 87, 12 *heileger got, wis genædic uns beiden.* 91, 26 *sô bewar mich vor dem scheiden got.*

Verwünschungen: 87, 9 *swenne ich von schulden erarne ir zorn, sô bin ich verfluochet vor gote als ein heiden.* — 87, 35 *got vor der helle niemer mich bewar, ob daz mîn wille sî.*

Die Umschreibung der Negation durch Ausdrücke, die etwas Unmögliches bezeichnen, wird als volksthümliches Element in Anspruch genommen (S. 455). 92, 3 *swer si vor mir nennet, der hât gar mich ze friunde ein ganzez jâr, het er mich joch verbrennet.* — Verglichen wird damit MSH. II, 171[b] *lieber het ich Rôme und Engellant verbrennet.* Von der Volkspoësie hat der Dichter auch geborgt, wenn er andere Personen als redend einführt cf. Germ. XXXIII, S. 431.

Unbedeutender als romanische Kunst- und deutsche Volkspoësie wirkt die geistliche Dichtung auf Johansdorf ein. Das aus ihr entlehnte Bild für die Geliebte *93, 4 *sist aller güete ein gimme* fällt mit dem ganzen, als unecht erkannten Liede hinweg. Die Form des Gebetes 87, 12. 88, 17. 90, 15. 95, 14, die Berger zum Theil zu der volksthümlichen Grundlage zieht, ließe sich etwa noch hierher rechnen. Besonders dürfte der Schluß von 87, 29 (88, 18) *daz ir geschehe, alsô*

[1]) Arnold Berger, Volksthümliche Grundlagen des Minnesangs. Ztschr. f. d. Phil. XIX, 440.

müeze ouch mir ergên an die Schlüsse geistlicher Epen erinnern, wo der Verfasser für sein Seelenheil bittet, oder den Leser auffordert, dies zu thun. Burdach findet weiter in der Neigung zum Parallelismus, in der Anknüpfung der Sätze mit *nu,* in der Voranstellung des Hauptbegriffs (cf. a. a. O. S. 92. 93), in der Anwendung der rhetorischen Frage mit negativem Sinne (S. 73) einen Einfluß der geistlichen Literatur. Hinsichtlich der Anrede der Zuhörer läßt er die Möglichkeit geistlicher oder volksthümlicher Einwirkung gelten. — Die religiösen Anschauungen und Empfindungen aber, die Johansdorfs Lieder durchziehen, haben mit der geistlichen Dichtung nichts zu thun; sie sind auf des Verfassers Naturell und persönliche Beziehungen zu geistlichen Herren zurückzuführen.

LEIPZIG, im Mai 1888. J. HORNOFF.

ZUR LAUTFORM DES ALEMANISCHEN.

I. Die e-Laute

In dem Aufsatze über die umlauthindernden Consonanten des Ahd., Beitr. 4, 542 f., 549, hatte Braune die Ansicht aufgestellt, das erst im 12. Jahrh. an Stelle eines frühern unumgelauteten a auftretende Umlauts-e dürfe nicht als ein auf rein lautlichem Wege entstandener Laut aufgefaßt werden; „denn die Zeit, wo der Umlaut des a zu e lautlich herbeigeführt wurde, war das 8. und 9. Jahrh.“ Jene später auftauchenden e seien vielmehr analogisch nach dem Muster der ältern, echten Umlauts-e gebildet worden.

Franck, der Zs. f. d. A. 25 auf die doppelte Vertretung des Umlauts-e in modernen Maa. aufmerksam machte, geht, ohne sich doch zu Braune's Auffassung in bestimmten Gegensatz zu stellen, offenbar von der umgekehrten Anschauung aus, wenn er S. 224 sagt: „die Fälle, in denen der Umlaut nur durch die Beschaffenheit der zwischen dem a und dem i der folgenden Silbe befindlichen Consonanz aufgehalten war, scheinen den geschlossenen Laut noch zu erreichen.“ Auch seine Worte „die Mouillierung hatte nicht mehr die Kraft, so viel i-Farbe in die zweitvorhergehende Silbe abzugeben, als in die unmittelbar vorhergehende“ zeigen klar, daß er auch in Fällen wie mhd. menege, megede den einer jüngeren Periode angehörenden Umlaut des stammhaften a auf lautmechanischem Wege entstanden sein läßt.

Im Anschluß an Franck spricht Kauffmann, der die beiden zeitlich getrennten Umlaute im Schwäbischen genauer nachweist (Vocalismus des Schwäb. §. 9), von einem „jüngern Lautwandel" des a > ę. Besonders die Ortsnamen, die er als Beispiele dafür anführt, beweisen vollkommen, daß dieses secundäre Umlautsproduct auf rein lautlichem Wege entstanden sein muß; kann doch von analogischem Eindringen des e bei den außerhalb jedes Formensystems stehenden Ortsnamen nicht die Rede sein.

Anderseits bemerkt jedoch Franck a. a. O. S. 224: „Zugleich scheint sich das grammatische Bewußtsein für den Umlaut geltend gemacht zu haben, und es ist zu begreifen, daß Wörter, die ihn bloß der Analogie zufolge bekommen, kein e mehr, sondern nur e^a erhalten."

Hier scheint mir nun ein Irrthum zu liegen. Wo das Sprachgefühl bloß an ein Gegenüber von sack — sęcke, blat — blęter gewohnt ist, wird zweifellos ein neugeschaffener Umlautplural — nehmen wir z. B. die im Aleman. verbreiteten secundären Plurale zu Tag, Fahne — ebenfalls geschlossenes e enthalten müssen. Es ist ganz undenkbar, daß die Analogieschöpfung ihr Muster nicht genau befolgt hätte. Da die in Frage kommenden Maa. die Scheidung verschiedener e-Qualitäten mit völliger Sicherheit durchführen, können sie nicht aus irgend einem Grunde bei den Neubildungen nach der Proportion a : ę = a : x fehl gegangen sein und für x ein ę statt eines ę eingesetzt haben. Auch dürfen wir doch nicht glauben, der Sprechende habe ein Gefühl davon, daß geschlossenes ę weiter von a abliege als offenes ę, und könne deshalb bei jener jungen Pluralbildung nur zu einer Form mit ę, nicht zu einer mit ę sich entschließen.

Wenn also die erwähnten Plurale tę̄g und fęnə mit offenem ę lauten, wie dieß thatsächlich der Fall ist, so müssen sie sich nach einem ältern Muster a : ę gerichtet haben. Dieses Muster wurde nun eben dargeboten von den zahlreichen Substantiven, deren einstiges Endungs-i wegen der bekannten hemmenden Consonanten und Consonantenverbindungen oder wegen einer zwischenliegenden Silbe erst in einer spätern Zeit umlautend gewirkt und demgemäß lautgesetzlich offenes ę erzeugt hatte. Wörter wie mhd. beche, nehte, belge stellten in den aleman. Maa. lautgesetzlicher Weise ein offenes ę des Plurals dem a des Singulars gegenüber. Diese häufigen Wörter konnten naturgemäß in eine Art von Concurrenz mit jenen Wörtern wie sack — sęcke, blat — blęter treten. Es war eine Machtfrage, ob ein neu

gebildeter Umlauts-Plural das geschlossene ę der letztern oder aber das offene ę der erstern annehmen würde.

Bevor ich dieß an der Hand einer lebenden aleman. Mundart näher ausführe, möchte ich die Frage berühren: wie alt ist der Umlaut in beche nehte belge, menege megede, kurz in all den Stellungen vor umlauthindernden oder besser ‚umlautverzögernden' Consonanten bezw. vor einer zwischenliegenden Mittelsilbe?

Braune a. a. O. weist ihn dem 12. Jahrh. zu. Kauffmann a. a. O. bemerkt: „In späterer (mhd.) Zeit ist hier ein neuer Umlaut eingetreten." Dieß gründet sich auf das erste Auftreten geschriebener Formen mit e in den bewußten Stellungen. Allein, sobald man annimmt, daß auch diese spätere Schicht umgelauteter a lautmechanisch entstanden sei, stellt sich die Schwierigkeit entgegen: im 12. Jahrh. war das ahd. kurze i der meisten Endsilben längst zu e geschwächt. Wie konnte aus Notker'schem náhte, áher, chálber, ármer, fáreuuen, mágede ein Jahrhundert später nehte, eher, chelber, ermer, ferwen, megede werden? — Man könnte zunächst einwenden, daß zahlreiche Endsilben jener Schwächung nicht unterlagen; daß in mahtîg, chaltî, halsing auch im 12. Jahrh. noch das erhaltene Endungs-i Umlaut wirken konnte. Allein wie sollten von diesen Formen die Plurale oder die Comparative beeinflußt worden sein? [1]) Durch ein maht : mę̇htig, chalt : chę̇lti konnte doch die völlig verschiedene, unabhängige Beziehung von bach : bache oder arm : armer unmöglich den Anstoß erhalten, einen neuen Plural bę̇che, einen neuen Comparativ ę̇rmer zu formen. Mit andern Worten: eine Proportion maht : mę̇htig = naht : nę̇hte wäre für das Sprachgefühl ein Unding. Das ‚grammatische Bewußtsein' für den Umlaut d. h. für den mit einem functionellen Wechsel Hand in Hand gehenden lautlichen Wechsel von a und ę bezw. ę ist nur innerhalb der einzelnen grammatischen Reihen lebendig. Der Plural der Substantive, der Comparativ, die Ableitungen auf -ig u. s. f. haben je ihr eigenes selbständiges ‚Bewußtsein für den Umlaut': die eine Reihe kann die andere nicht beeinflussen. Dieß zeigen uns klar die lebenden Mundarten (s. u.). So müssen wir auch annehmen, daß die Plurale wie mhd. nę̇hte, die Comparative wie mhd. ę̇rmer selbständig, aus rein lautlichen Bedingungen erwachsen sind.

[1]) Ein theilweise analogisches Eindringen des späteren Umlauts wird auch Gramm. I, 304 (Neudruck) angenommen; doch wird hier noch nicht mit der doppelten Klangfarbe der Umlauts-e gerechnet, so daß eine Einwirkung der älteren Umlaute auf die jüngeren als möglich erscheint. S. o.

Zudem zeigen uns die Dialecte eine Anzahl Wörter mit ę, in denen dieser Umlautsvocal isoliert ist, d. h. in keinem beweglichen Wechsel mit dem unumgelauteten a steht; so z. B. hęchel Hechel (mhd. hechel), g'schlęcht Geschlecht (mhd. geslehte), węrze Warze (mhd. warze), viele Subst. und Verben mit -ętsch- (s. Winteler S. 49): hier war eine analogische Einwirkung von irgend einer Formreihe her nicht möglich; der Umlaut muß hier trotz der im 12. Jahrh. längst geschehenen Schwächung des i lautmechanisch eingetreten sein.

Es bleibt nichts anderes übrig, als auch diesen secundären Umlaut des a in eine beträchtlich frühere Periode zu rücken, in eine Zeit, da das kurze i der End- oder Mittelsilbe noch nicht zu e geschwächt war. Schon Notkers Sprache muß diesen Umlaut besessen haben. In dem a seiner náhte, máhte, máhtîg, chálber, cháltî, ármer, mánegi, mágede muß sich ein anderer Laut bergen als in dem a von náht, máht, chálb, chált, árm, máged. Diese Annahme ist keineswegs abenteuerlich. Hat man doch für die Notker'schen â, o ô, u, ûo, ou, an deren Stelle das spätre Alemanisch die Umlaute æ, ö œ, ü, üe, öü zeigt, längst annehmen müssen, daß sie schon von der i-Färbung afficiert waren, nur nicht genugsam, um den Schreiber zur Wahl eines neuen Zeichens zu drängen (Braune ahd. Gr. §. 51, auch Kögel Lit. Blatt 1887, 109). Dem â ist das a vor umlauthindernden Consonanten durchaus gleich zu stellen. Inwieweit hiebei schon der Vocal selbst, inwieweit bloß der folgende Consonant die Moullierung angenommen hatte, läßt sich nicht entscheiden. Jedenfalls war der erst später (12. Jahrh.) als e auftretende Laut in Notkers Sprache dem a noch sehr nahestehend, offener als sein e = mhd. ë; sonst ließe sich die Schreibung náhte, máhtig etc. nicht verstehen. Wir haben guten Grund anzunehmen, daß dieses a bei Notker gleiche Qualität hatte wie sein â in stâte, sâlig, dû uuâre, râzi (s. u.).

Dieses a^{e} des 10. 11. Jahrh. muß sich nun, sei es spontan, sei es unter fortdauernder Einwirkung der folgenden moullierten Consonanz, zu etwas mehr geschlossener Qualität entwickelt haben, bis es endlich im 12. Jahrh. den andern e-Vocalen so nahe stand, daß der Buchstabe e an die Stelle des Buchstaben a eintreten konnte. Doch wird auch in jener Zeit noch das Alemanische das e in nehte, beche, belge offener gesprochen haben als in rëht, brëche, hëll u. s. f.

Nachdem auf diese Weise viele ę-Plurale neben die älteren e-Plurale getreten waren, konnte auf die Länge ihr beiderseitiges Gebiet nicht reinlich gesondert bleiben. Es mußte sich allmählig entscheiden, ob das Gegenüber von ę zu a oder aber von ę zu a von

dem Sprechenden als das lebendige, productive empfunden wurde. Ganz dieselbe Frage trat aber nicht nur beim Subst., sondern bei einer ganzen Reihe anderer Formsysteme ein. Wir müssen uns hier ganz an die lebenden Mundarten halten. Dieselben zeigten bei genauer Betrachtung eine auffallende Buntscheckigkeit in der Vertretung des mhd. Umlauts-e. Es blieben trotz sorgfältiger Ermittlung der consonantischen Einflüsse immer noch eine große Reihe von Ausnahmen übrig. Dieß rührt eben daher, daß der lautlich berechtigte Zustand durch zahlreiche Analogieschöpfungen aufgehoben worden ist. Die ẹ und ę der aleman. Mundarten lagern sich in der großen Mehrzahl der Fälle nicht mehr nach den ursprünglichen lautlichen Bedingungen, sondern nach einem jüngern gruppenbildenden Formgefühl.

Man that daher Unrecht, wo es sich um Ermittlung der direct lautlichen Fortsetzung von mhd. e handelte, immer wieder mundartliche Beispiele heranzuziehen, die innerhalb eines Formsystems stehen. So sind die von Franck S. 224 angezogenen kelber, kelte, wechst als nicht isolierte Formen wenig beweisend. So wird Stickelberger durch die massenhaften Plurale, Diminutive, Comparative, die er Schaffh. Mundart §. 9 anführt, zu falschen Schlüssen geleitet: l und r haben nicht Vorliebe für den geschlossenen Vocal; Offenheit des e vor Nasalverbindungen ist strenges Lautgesetz. Kauffmann, der doch in der Anmerkung zu §. 12 a. a. O. auf das Besondere des ‚angelehnten' Umlautes aufmerksam macht, bringt dennoch §. 11 f. zahlreiche nicht isolierte Formen als Belege und gründet auf solche (wẹ̄rmr, šlẹχt, wẹ̄st, kʿẹlbr; nẹ̄χt) §. 14 die Annahme, daß die Regel von den umlauthindernden Consonanten zu modificieren sei; daß „meist durch Systemzwang sich im einen Falle der nicht umgelautete Vocal gehalten hat, während bei anderen Kategorien der Umlaut eingetreten ist". —

Außer dem Gegensatze von erster und zweiter Umlautsperiode und den daran sich knüpfenden analogischen Neubildungen giebt es noch einen Umstand, der auf dem ganzen aleman. Gebiete, wie es scheint, auf die Qualität des Umlauts-e einwirkte: die dem e folgenden Nasale oder Nasalverbindungen. In entschiedenem Gegensatze zum Schwäbischen (Kauffmann §. 18) wie auch zum Österreichischen (Luick, Beitr. 11, 499) hat e in diesen Stellungen ausgesprochen offenen Klang bekommen. Im Einzelnen weichen die Mundarten von einander ab: in Baselstadt, Leerau, Beromünster ist dieses ę nur vor Nasal + Cons. (wozu aber auch ñ aus einstigem ñg, mhd. ng zu rechnen ist) eingetreten, in Ottenheim und Schaffhausen auch vor

bloßer Nasalfortis (hier also brẹnnə, šwẹmmə, dort brennə, šwemmə resp. das daraus weiter entwickelte); Kerenzen endlich zeigt den betr. offenen Laut auch vor Nasallenis.

Da sich so vor Nasalen der Unterschied von älterem und jüngerem Umlautproduct in dem einen offenen ẹ verwischt, könnte man auf den Gedanken verfallen, das offene Umlauts-ẹ im Allgemeinen sei überhaupt bloß vor Nasalen lautmechanisch erwachsen und habe von hier aus sein Gebiet analogisch erweitert; also etwa bach — bẹche zu bach — bẹche umgeformt nach dem Muster von bank — bẹnke u. s. f. Dann würde natürlich die oben versuchte Zurückführung des secundären Umlauts ins 10. Jahrh. hinfällig. Allein außer den isolierten Formen mit ẹ, die einem Einfluß von bank — bẹnke nicht ausgesetzt waren, spricht mit entscheidender Bestimmtheit gegen diese Annahme der Lautstand der Toggenburger und der Appenzeller Mundart: hier ist nämlich das einstige ẹ vor Nasalen nicht mit dem secundären Umlauts-ẹ zusammengefallen, sondern zeigt eine geschlossenere Klangfarbe als dieses, z. B. kχenə, šwemə, heñkχə gegen brẹχtə, kχẹrli, fẹrbə, tsẹnə. Hier muß dieser spätere Umlautsvocal unabhängig, ohne Zuthun des e vor Nasalen, seine offene Farbe erhalten haben. Dasselbe dürfen wir für die übrigen aleman. Mundarten annehmen.

Ich erwähne kurz, daß es eine dritte Quelle für offenes ẹ in den aleman. Mundarten giebt: in der Lautverbindung -asch- (— ašš) wurde a regelmäßig zu ẹ (Brandstetter §. 19) [1]): ẹššə Asche, wẹššə waschen, dẹššə Tasche, flẹššə Flasche. Dieses ẹ hat seine eigene Genesis, hat mit dem Umlauts-ẹ nichts zu schaffen. —

Das Nebeneinander von ẹ und ẹ, soweit sie älteres und jüngeres Umlautproduct sind, hat nun in meiner eigenen Mundart, der baselstädtischen, zu folgenden Resultaten geführt. Ich kann sechs Fälle aufstellen, in denen der Umlaut noch heutzutage als productives Sprachmittel im Dienste bestimmter Functionen empfunden wird. Es sind 1. der Plural von Substantiven; 2. die Diminutive auf -li; 3. die abstracten Feminina auf -i; 4. die Comparative und Superlative; 5. Weiterbildungen von Adjectiven durch das Suffix -lig; 6. diminutive Weiterbildungen von Verben.

In der Reihe 1. ist der offene Vocal ẹ zum Sieg gekommen. Ich kann die vielen ẹ-Plurale hier nicht aufzählen. Bezeichnend ist das

[1]) In den Wörtern öššə Esche und öššəbaχχ Eschenbach müht sich Brandstetter mit einer gar nicht vorhandenen Schwierigkeit: hier liegt alter Umlaut vor. Die Wörter lauteten schon esche, eschenbach, als die labialisierende Wirkung des šš begann.

ę der modernen Bildungen wie wę̄gə die Wagen, ę̄rm Arme, kšpęss Späße. Daneben findet sich eine nicht ganz geringe Zahl von e-Pluralen. Sie sind als Reste eines frühern formativen Princips zu betrachten, die von dem neuern Princip nicht weggeräumt werden konnten. Die Fälle sind bletər Blätter, štet Städte, ešt Aeste, gešt Gäste, sek Säcke, kχeft Kräfte; rę̄dər Räder, glę̄sər Gläser, kχę̄sər Gräser, tsę̄n Zähne, nę̄gl Nägel, šlę̄g (Baum)schläge, kχę̄bər Gräber [1]). Es sind lauter Wörter, die ihr e in der ersten Umlautsperiode erhielten. Andrerseits haben šęft Schäfte (ahd. scefti), štę̄b Stäbe (ahd. stebi) ihr primäres e der neuern Bildungsweise aufgeopfert. Belehrend ist der doppelte Plural von šats Schatz: šets im Sinne von ‚thesauri', šęts im Sinne von ‚amores', deutlich die alte und die neue Bildung nebeneinander. — Der Angehörige der Mundart hat ein schwer zu beschreibendes aber untrügliches Gefühl, daß in den ę-pluralen die eigentlich lebendige Pluralbildung steckt. Äußerlich zeigt sich dieß daran, daß er zu einem ihm das erste Mal begegnenden Worte mit a den Umlautsplural auf ę, nicht auf e bilden würde.

In der zweiten Reihe, den Diminutiven, hat gleichfalls das offene ę die Oberhand bekommen. Vgl. die modernen Bildungen bę̄nlį kl. Eisenbahn, ę̄χpədlį kl. Handarbeit. Unter den paar Fällen mit bewahrtem e finden wir dieselben Substantive, die auch den Plur. mit e bilden: geštlį kl. Gast, glę̄slį kl. Glas u. s. w.

Dagegen ist in der dritten Gruppe, bei den zu Adj. gebildeten abstr. Fem., die Form mit geschlossenem e vorbildlich geworden. Wir haben leññį Länge, šweχį Schwäche, nessį Nässe, blessį Blässe; stę̄χkį Stärke, wę̄rmį Wärme, šwę̄χtsį Schwärze, hę̄χtį Härte; pχę̄fį Bravheit, šmę̄lį Schmalheit. Formen mit ę sind mir hier überhaupt nicht bekannt. Trotzdem im Ahd. häufig das Umlauts-e dieser Wörter dem a des zugehörigen Adjectivs weichen mußte (Braune ahd. Gr. §. 26 Anm. 1), hat später der primäre Umlautsvocal von den Wörtern aus, die ihm geblieben waren, das ganze Feld zurückgewinnen können.

Ebenso zeigen die Comparative und Superlative ausnahmslos geschlossen e dem a des Positivs gegenüber. Zu den Adj., die wir in der vorigen Reihe fanden, kommen noch elltər älter, belldər bälder, ę̄rmər ärmer. Hier wie bei den abstr. Fem. ist besonders beachtenswerth, daß das Formgefühl für den geschlossenen Laut sich stark genug entwickelt hat, um selbst in der Stellung vor Nasal + Cons.

[1]) Geschlossenes e spaltet sich in Baselstadt in die Kürze e und die Länge ę̄; d. h. die Länge ist um einen Grad geschlossener. Nur vor r hat die Länge den halbgeschlossenen Klang ē. Für offenes e, Kürze wie Länge, erscheint gleichmäßig ę ę̄.

das lautlich geforderte offene ę zu verdrängen. Es heißt leṉnər leṉnst länger längste, kχeṉṉkər kχeṉṉkst kränker kränkste. Dagegen spricht man ęṉṉər ęṉṉst zu ęṉṉ eng, weil hier der Positiv kein a zeigt, das Wort also nicht derselben Gleichung a : e verfällt.

Ferner haben wir die Adj. auf -lig (mhd. -lîch), die ihrerseits von Adjectiven abgeleitet sein müssen. Nach dem ahd. Stande der Dinge sollten wir hier das offene, secundäre ę erwarten (s. Braune ahd. Gr. §. 27 Anm. 5). Statt dessen zeigen uns šweχlig schwächlich, leṉṉlig länglich, elltlig ältlich, šwēχtslig schwärzlich, ērmlig ärmlich den geschlossenen Vocal — also wiederum der ältere Zustand von einigen wenigen Wörtern aus analogisch umgestaltet. Doch sind diese Bildungen nicht zahlreich, das Formgefühl daher nicht völlig bestimmt: neben kχeṉṉklig kränklich geht kχęṉṉklig mit dem hier spec. durch die Nasalgruppe bedingten offenen ę. Nicht hieher gehören die (übrigens der Schriftsprache nachgebildeten) Wörter šeṉntlig schändlich, glēglig kläglich, dēglig täglich: diese sind von Subst. abgeleitet, und das begriffliche Verhältniß der Ableitung zum Grundwort ist bei ihnen ein ganz anderes als bei leṉṉlig : laṉṉ. Darum unterliegen sie auch nicht dem gleichen Formgefühl.

Endlich kommen verbale Wortbildungen meist diminutiver Function, z. B. lępələ zu lapə lappen, schlürfen, dępələ zu dapə tappen, schleichen, (ūs-)tsęklə zu (ūs-)tsakə mit Zacken versehen, šęffərlə zu šaffə arbeiten, blęmmpərə zu blammpə baumeln u. a. Hier herrscht durchweg der offene Vocal ę.

Was im Einzelnen die Begünstigung des einen oder des andern Typus veranlaßt hat, was insbesondere beim Subst. Plur. das offene ę, beim Comparativ das geschlossene ę zur Geltung gebracht hat, ist hier wie in so manchen Fällen analogischer Neuschöpfung kaum zu bestimmen. Doch glaube ich, das lautlich nicht zu erklärende Durcheinander von ę- und ę-Formen in aleman. Mundarten verliert bei obiger Betrachtung sein Auffallendes. Verkehrt wäre es, wie man beim ersten Blick zu thun geneigt ist, schriftsprachlichen Einfluß heranzuziehen. Mag auch das eine und andre der hergehörigen Wörter nach schriftsprachlichem Muster gebildet sein: so lange die betr. Bildungsweise der Mundart noch geläufig ist, könnte sie nicht dem Schriftbild zu Liebe eine gewohnte Klangfarbe durch eine andre ersetzen. Überdieß wäre es wunderbar, daß gerade der Comparativ von all den ä der Schriftsprache unbeeinflußt geblieben wäre, und daß all die modernen Bildungen wie węgə die Wagen, fęnə die Fahnen, ęχpədli kl. Handarbeit, denen im Nhd. gar kein umgelauteter

Vocal gegenüber steht, das offene ę bekommen haben. Vollends beweisend ist der Umstand, daß sogar auf die Aussprache des Schriftdeutschen in aleman. Munde der Einfluß der Schule, woselbst für geschriebenes ä die Aussprache ę gelehrt wird, nur sehr beschränkt ist. Der Basler spricht meinen Beobachtungen nach für das kurze nhd. ä stets den geschlossenen Laut, wenn die Mundart dazu stimmt, also nhd. Säcke Säckchen Blätter Städte Äste Schwäche länger kränklich als Secke u. s. f. Umgekehrt wird für das e der Schriftsprache durchaus ę gesprochen, wo dieser Klang den betr. mundartlichen Wörtern zukommt; also Stecken brechen Wetter hell mit ę, Weg stehlen nehmen gern mit ę̄. Dagegen wird gewöhnlich beim Gutdeutschsprechen die mundartliche Länge ē durch ę̄ ersetzt, wo die Schriftsprache ä schreibt; also Zähne Räder Nägel Gläs-chen mit ę. Der Grund liegt offenbar darin, daß das sehr geschlossene ē von Baselstadt zu auffällig von dem unter ä gelehrten Laute abliegt. Damit stimmt, daß das lange geschlossene e vor r in seiner der Mundart eigenen halbgeschlossenen Qualität beibehalten wird: nhd. Wärme schärfer ärmlich werden mit ę̄, dem Mittellaute zwischen ę̄ und ē, gesprochen. Wo das schriftsprachliche ä keinen mundartlichen e-Vocal sich gegenüber hat, wird es der officiellen Aussprache nach als ę ę̄ gesprochen: so in wächst gräbt schlägt fährt (mundartlich mit unumgelauteten a). Auch zählen schälen hört man häufig mit ę̄ gesprochen; die mundartl. tsellə šellə, die alten Formen mit -ll- fortsetzend, liegen von dem Schriftbild zu weit ab. — Wenn also selbst beim Schriftdeutschsprechen nur in einem Falle die dialectische e-Qualität preisgegeben wird, die kurzen ę und e der Mundart aber, der nhd. Schreibung e und ä zum Trotz, immer beibehalten sind, so kann das Verhältniß von ę und e, ę̄ innerhalb der Mundart sich unmöglich nach der nhd. Orthographie oder Normalaussprache gerichtet haben. (Man vergleiche die Behandlung des schriftsprachlichen e, ä in anderen Mundarten, Braune Beitr. 13, 579, Luick Beitr. 14, 139 ff.)

Soviel ich aus den Darstellungen alemanischer Dialecte ersehe, zeigt die Vertheilung des primären und des secundären Umlauts-e auf dem ganzen Gebiet große Verwandtschaft mit der oben für Baselstadt kurz angedeuteten. Zumal für den Subst. Plur. scheint offen ę, für den Comparativ geschlossen e überall Geltung erlangt zu haben. Ich erwähne hier nur aus Winteler KM. S. 181 die charakteristischen Fälle, die unserm šets — šęts entsprechen: neben dem ältern Plural Telər, der als geographische Benennung erstarrt ist, steht die jüngere

Bildung tẹlər ‚Thäler' im Allgemeinen, deren späte Entstehung außer durch das offene ẹ auch durch die Vocallänge bezeugt wird; ganz entsprechend verhält es sich mit fẹ̄d Pfade neben dem ältern und isolierten fedə. — Aus der beträchtlichen Übereinstimmung der verschiedenen weit entlegenen Mundarten darf man wohl den Schluß ziehen, daß die Ausgleichung zwischen ẹ und ẹ schon seit Jahrhunderten zu dem Resultat gekommen ist, das uns heute entgegentritt: ohne langedauernden Verkehr und Austausch zwischen den Einzeldialecten wäre jene Gleichheit nicht zu verstehen. Doch wäre die Annahme wohl unberechtigt, daß schon in früh mhd. Zeit die laut gesetzlichen Verhältnisse durch Analogie in der heutigen Weise umgestaltet waren.

Bei der obigen Beschränkung auf diejenigen Umlauts-e, die in lebendigem Wechsel mit unumgelautetem a stehen, blieben die Wörter unberücksichtigt, deren secundäres Umlauts-ẹ außerhalb eines Systems steht und daher für jeden Einzelfall eine rein lautliche Erklärung fordert. Es bieten sich hier manche Schwierigkeiten. Ich möchte hier nur auf einen Punkt hindeuten. Für das häufige secundäre Umlauts-ẹ vor der Lautverbindung tš (Beispiele bei Winteler S. 49) können wir wohl die Endung ahd. -ezzen (< atjan), in welcher i von dem a des Stammes durch eine Silbe getrennt war, verantwortlich machen. Wo die Gruppe etš geschlossenes ẹ zeigt, möchte dagegen an ahd. -isôn zu denken sein. Offen ẹ kann aber auch durch ein einstiges ch, das sich in dem tš birgt, gegen den primären Umlaut geschützt worden sein. —

Luick hat, Beitr. 14, 127 ff., im Anschluß an seinen frühern Aufsatz Beitr. 11, 497 ff., eine verdienstliche Übersicht über die e-Vocale des Bairisch-Österreichischen gegeben. Er zeigt, was sich für die Qualität der e-Laute in mhd. Zeit, zum Mindesten auf bair.-österr. Gebiet, erschließen läßt. Da er S. 138 f. über das Aleman. nur eine kurze Bemerkung gibt, und da auch das Beitr. 11, 515 f. über die schweizerischen e-Vocale Geäußerte nicht übersichtlich und großen Theils unzutreffend ist, möchte ich hier eine Betrachtung der verschiedenen e-Laute im Alemanischen — ausschließlich des Schwäbischen — folgen lassen. Dabei gehe ich nicht auf einzelne Wortformen und specielle einzelmundartliche consonantische Einflüsse ein. Ich fuße auf den vorliegenden [1]) Dialectdarstel-

[1]) Titus Tobler, Appenzellischer Sprachschatz (behandelt vier Dialectgruppen, die hinsichtlich der Vertretung der mhd. e-Laute unter sich nicht wesentlich differieren, vgl. Einl. S. XXIX ff.); Winteler, Kerenzer Mundart (behandelt auch eine

lungen, die zum Theil selbst schon die e-Laute etymologisch gruppiert haben, zum Theil aber durch das da und dort zerstreute, genau transscribierte Wortmaterial auch dem Nichtkenner der Mundart ein Aufsuchen der Gesetze ermöglichen.

So durchsichtig im Großen und Ganzen die Verhältnisse innerhalb einer Mundart liegen, so sehr weichen die verschiedenen unter sich ab. Man sehe z. B. die Statistik der hellen ē-Vocale, die Joh. Meyer F. DM. VII 177 ff. aus einem Theilgebiet des Nordostaleman. geliefert hat. Ein klarer Einblick in die gesammte aleman. Entwicklung, eine geographische Abgrenzung der Verschiedenheiten ist noch nicht möglich. Ich verhehle mir nicht, wie sehr die folgende Zusammenfassung Stückwerk bleiben muß. Doch kann sich schon jetzt einiges Beachtenswerthe ergeben.

Inwiefern die absolute Qualität der e-Laute der verschiedenen Mundarten unter einander differiert, glaube ich hier ohne Schaden außer Betracht lassen zu dürfen. So fehlt z. B. in Basel und in Schaffhausen völlig jenes bekannte, überaus offene ę (vgl. Rapp, F. DM. II 481). Das offenste e dieser zwei Mundarten ist merklich geschlossener als das offenste e von Ottenheim, von Beromünster oder von Kerenzen: es wird dort nicht, wie hier, gleich dem engl. a in bad, happy gesprochen (im elsäß. Münsterthal ist dieser Laut sogar = a in nhd. satt, Hase). Dennoch kann ich diese Laute einander gleichstellen und mit demselben Zeichen ę versehen, weil sie eben innerhalb ihrer eigenen Mundart eine analoge Stellung einnehmen. Sie bilden nach Wintelers schöner Darlegung KM. S. 92 ff. die i-Basis ihres jeweiligen mundartlichen Vocalsystems. Nur auf die proportionelle Lagerung der ‚gegensätzlich' (nach Wintelers Ausdruck ‚dynamisch') geschiedenen e-Klangfarben innerhalb der einzelnen Mundart kommt es hier an.

Mundart des Toggenburgs); Hunziker, Aargauer Wörterbuch in der Lautform der Leerauer Mundart; Stickelberger, Schaffhauser Mundart; Brandstetter, Zischlaute der Mundart von Beromünster (im nördlichen Kanton Luzern); Mankel, Mundart des elsässischen Münsterthals (unweit Colmar. Die Darstellung des Etymologischen bleibt hinter den bescheidensten Ansprüchen zurück; die Beobachtung der Laute scheint gut zu sein, so daß man sich dem Materiale anvertrauen kann); Heimburger, Mundart von Ottenheim (Baden, unweit Offenburg). Die mundartlichen Darstellungen von Schott, Bühler, Birlinger lassen in ihrer Transscription das Einzelne nicht in der Genauigkeit erkennen, wie es hier für uns erforderlich ist. Es liegen also, meine eigene Mundart, die baselstädtische, dazu genommen, neun verschiedene Dialecte, sechs hochalemanische, drei niederalemanische vor.

Die Mehrzahl[1]) der aleman. Mundarten besitzt drei verschiedene e-Schattierungen ę — e — ę. Schaffhausen und Ottenheim[2]) stehen mit ihren zwei Schattierungen ę — ę allein.

Allen gemeinsam ist, daß die am meisten nach a hin liegende Nuance das mhd. æ fortsetzt[3]). Und die nämliche Lautung zeigt überall das secundäre Umlauts-e.

Während nun ferner, wie wir oben sahen, in fast allen Mundarten eben dieselbe offenste Qualität ę auch dem e vor Nasalen (bezw. Nasalverbindungen) zukommt, sondern bloß Toggenburg und Appenzell sich hier ab, indem sie hiefür ihre mittlere Nuance einsetzen.

Sodann treten Toggenburg und Appenzell mit Kerenzen zusammen in einen weitern markanten Gegensatz zu den sechs übrigen. Diese letztern nämlich lassen in dem gleichen offensten ę auch das mhd. ë, seis kurz erhalten, seis gedehnt, zusammenfallen. App.-Togg.-Ker. dagegen sprechen für mhd. ë eine geschlossnere Qualität, und zwar App.-Togg. durchgängig, Ker. theilweise (s. u.) die mittlere ihrer drei Klangfarben.

Beispiele[4]) hiefür: allgemein wird gesprochen nęm (mhd. næme); nęχt adv. vorige Nacht (mhd. nehte, Gen. oder Dat. sg. ?), fę̄l Fälle (mhd. felle);

dagegen in App.-Togg.:	in den übrigen:
ennd (mhd. ende), leñnə	/ ęnnd, leñnə.
langen (mhd. lengen);	
endlich in App.-Togg.-Ker.:	in den übrigen:
šteχə (mhd. stëchen), [męl (mhd. mël)][5]):	šteχə, męl.

(Die Mundarten, welche mhd. ë und sec. Umlauts-e auseinanderhalten, können bisweilen über fragliche Wortformen entscheiden; so

[1]) Hier wie im Folgenden spreche ich natürlich bloß von den neun erwähnten alemanischen Mundarten.

[2]) Ottenheim zeigt eine dritte, mittlere Klangfarbe vor r: da sie nur in dieser Stellung vorkommt, also von speciellem consonantischem Einfluß bedingt ist, kann sie hier unberücksichtigt bleiben.

[3]) Es gibt auch Schweizer Mundarten, die mhd. æ zu geschlossenem ē gewandelt haben (s. Seiler, Basler Mundart S. 94 f., Brandstetter S. 208). Leider liegt keiner dieser Dialecte in genauer Einzeldarstellung vor.

[4]) Man möge sie nicht urgieren. Da und dort mag eines der angeführten Wörter in einer Mundart nicht vorkommen oder einem Speciallautgesetz unterliegen. Ich möchte sie nur als ideelle Vertreter der betreffenden e-Schattierungen betrachtet wissen.

[5]) Das in [ ] stehende trifft nur für App.-Togg. zu; Ker. weicht hier noch weiter ab; s. d. F.

steckt z. B. in aleman. mert Markt nicht das ë von lat. mercatus, wie man wohl angenommen hat: Ker. mẹrt beweist, daß wir es mit secundärem Umlaut zu thun haben, mhd. merket aus *markit.)

Umgekehrt setzt in allen neun Mundarten die am meisten nach i hin liegende e-Schattierung das mhd. ê fort. Während nun aber in sechs Mundarten mit diesem nämlichen ẹ̄ auch das gedehnte mhd. (primäre) Umlauts-e zusammenfällt, hat der letztere Laut in Beromünster, Leerau, elsäß. Münsterthal einen etwas offneren Klang, den mittlern zwischen den zwei Extremen. Also allgemein [1]) wird gesprochen sẹ̄ (mhd. sê, sêwes) — aber nur von dem größern Theile rẹ̄d (mhd. diu rede), von den drei genannten Mundarten aber rēd.

Ganz eigenartig, abweichend von allen andern Mundarten, zeigt sich Kerenzen, indem es mhd. ë mit dem (primären) Umlauts-e, mhd. e, zusammenfallen läßt, mögen sie nun als Kürze bewahrt oder gedehnt worden sein. Beispiele: klegə (mhd. gelëgen) — legə (mhd. legen), šnek (mhd. snëcke) — štrekə (mhd. strecken), fressə (mhd. vrëzzen) — bessər (mhd. bezzer), hellffə (mhd. hëlfen) — wellə (mhd. wellen, wollen); wẹ̄g (mhd. wëc) — rẹ̄d (mhd. rede), bẹ̄rg (mhd. bërg) — ẹ̄rb (mhd. erbe), štẹ̄rnə (mhd. stërn) — ẹ̄rml (mhd. ermel). — Nicht das ganze aleman. Gebiet hält also Brechungs- und Umlauts-e auseinander.

Fassen wir endlich das Verhältniß von Kürze zu Länge ins Auge, so zeigt sich, daß in sämmtlichen Mundarten das secundäre Umlauts-e, ob kurz oder gelängt, gleichen Klang besitzt: nẹχt vorige Nacht — fẹ̄l Fälle. Kurzgebliebenes mhd. ë stimmt in allen Mundarten außer Kerenzen qualitativ zu gelängtem mhd. ë, kurzgebliebenes (primäres) Umlauts-e in allen außer Kerenzen und Baselstadt zu gelängtem e. Basel gibt hier der Länge die geschlossenste Klangfarbe ẹ, während dieselbe als Kürze der Mundart überhaupt mangelt und durch die mittlere Schattierung e ersetzt wird; also red (mhd. rede) — bessər (mhd. bezzer). In Ker. liegt die Sache einfach so: mhd. ë und e, als Kürzen bewahrt, fallen in e, der mittlern Färbung, zusammen; mhd. ë und e, gelängt, vereinigen sich in ẹ. Auch in Ker. kommt also die geschlossenste e-Qualität nur als Länge vor.

Während also im Österr. die Längung den Gegensatz von ë — e vielfach aufhebt (Beitr. 14, 134), wird im Aleman. jene Differenz von der Dehnung als solcher nicht angetastet. Denn in Ker. sind ja

[1]) Die nächsten Nachbaren von Kerenzen weichen nach Winteler S. 124 in diesem Punkte von den uns vorliegenden neun Mundarten ab.

gleichwie die gelängten ë und e, so auch die kurzen ë und e unter sich zusammengefallen.

Wir können die behandelten neun Mundarten in folgende engere Gruppen ordnen.

I. Es stimmen zu einander die weit entlegenen Schaffhausen und Ottenheim, die Mundarten mit bloß zwei Klangfarben. Sie sprechen ihre offene e-Qualität (ę) für mhd. æ, ë, e vor Nasal, secundäres Umlauts-e; die geschlossene (ę) erscheint für mhd. ê, primäres Umlauts-e.

II. Übereinstimmend sind die e-Laute ferner vertheilt in den eng benachbarten Beromünster und Leerau und in dem elsäß. Münsterthal. Alle drei sprechen ihr offenstes e (ę) für die gleichen vier etymologischen Fälle wie die Mundarten unter I. Das geschlossenste e (ę) gibt mhd. ê, die mittlere Schattierung (e) das primäre Umlautsproduct, mhd. e, wieder.

III. Appenzell und Toggenburg geben gleichmäßig ihre offenste Klangfarbe (ę) dem mhd. æ und dem secundären Umlauts-e; die geschlossenste (ę) dem mhd. ê und (primären) e; die mittlere (e) dem e vor Nasalen und dem mhd. ë.

Die zwei übrigen, Kerenzen (IV) und Baselstadt (V), stimmen weder unter sich noch mit einer der obigen drei Gruppen überein. Wir haben also in dem uns vorliegenden Material mit fünf verschieden entwickelten Typen zu rechnen.

Auf welchen mhd. Lautstand werden wir sie zurückführen? Wollten wir annehmen, daß all die heut bestehenden Differenzen in das ältere Mhd. zurückgehen und damals in einer nach dieser Seite hin einheitlichen, gemein-alemanischen Mundart sich beisammen gefunden hätten, so erhielten wir folgendes Bild. Am meisten gegen i hin liegt mhd. ê. Einen Schritt weiter nach a zu (so fordert es Gruppe II) liegt die Kürze e, das primäre Umlauts-e. Dann folgt auf der Linie nach a hin das ‚Brechungs'-ë. Eine weitere Stufe offener (nach Ausweis von Ker.) ist e vor Nasalgruppen. Und die Grenze gegen a zu wird (hiefür ist besonders Gruppe III beweisend) durch mhd. æ und durch das secundäre Umlauts-e eingenommen. Wir hätten also fünf verschiedene e-Klangfarben, die sich, an einzelnen Wörtern veranschaulicht, in folgender Linie lagerten:

1.	2.	3.	4.	5.
sę;	rede;	stęchen;	ende;	næme, nehte megede.

Unmöglich ist es nicht, daß thatsächlich einst das Gemeinaleman. diese fünf verschiedenen e-Qualitäten besaß, und daß die Einzeldialecte in ihrer Sonderentwicklung durch Vermischen hier der einen, dort der andern Doppelheit endlich zu ihren drei bezw. zwei Klangfarben gelangten. Aber jenes Additionsverfahren ist willkürlich. Wir müssen vielmehr fragen, welche der heute vorhandenen Doppelheiten aus secundärer Entwicklung haben entstehen können. Da sehen wir zunächst, daß, solange die quantitative Scheidung zwischen ursprünglicher Länge und ursprünglicher Kürze streng innegehalten wurde (was bekanntlich in keiner aleman. Mundart heute mehr der Fall ist), die Länge sich ungehindert nach einer Seite hin fortentwickeln konnte, ohne die Kürze mit sich zu reißen, und umgekehrt. Mhd. sê kann z. B. leicht auf dem ganzen Gebiete gleiche e-Schattierung gehabt haben wie rede, bezzer; in der Gruppe II hat es sich zu geschlossenerem Klange secundär entwickelt, doch jedenfalls bevor rede sein e dehnte; daher lautet es nun in dieser Gruppe sē — rēd, bessər. — Ebenso kann das e vor Nasalen, als unter einem bestimmten combinatorischen Einfluß stehend, seine Qualität in den einzelnen Mundarten geändert haben, ohne daß die nicht vor Nasal stehenden e seiner Entwicklung folgen mußten. Vielleicht besaß denchen bei Notker noch gleiche Geschlossenheit wie reda; erst im Laufe der Zeit erhielt es in den Mundarten den Klang von stëchen bezw. von næme.

Ziehen wir diese Möglichkeiten späterer Entwicklung in Betracht, so können wir für die aleman. e-Laute in mhd. Zeit nur Folgendes mit Bestimmtheit aussagen:

1. Es gab zwei Längen, eine mehr geschlossene, mhd. ê, und eine mehr offene, mhd. æ.

2. Es gab drei Kürzen, eine geschlossene in mhd. rede, eine offene in mhd. nehte, eine mittlere in mhd. stëchen.

Diese Dreiheit wird durch die Mundarten App., Togg., Ker. erwiesen. Denn es ist klar und bedarf keiner weitern Worte, daß der Unterschied zwischen reχt (mhd. rëht) — neχt (mhd. nehte); fēl, Ker. fę̄l (mhd. fël) — fę̄l (mhd. felle pl. zu fal), wie er uns in diesen Mundarten entgegentritt, nicht aus einer ältern einheitlichen Lautung erwachsen konnte. Wohl aber konnte in den andern Mundarten die ursprüngliche Doppelheit sich leicht in einem Laute secundär verschmelzen. Nur ist zuzugeben, daß diese Verschmelzung sehr früh geschehen konnte: möglich, daß schon um 1200 nehte zu der Geschlossenheit von rëht gelangt war in all den Mundarten, die heute

die beiden Laute nicht mehr unterscheiden [1]). In diesem Falle könnten wir nur für die früheste mhd. Zeit von gemein-alemanischer dreifacher e-Qualität sprechen.

Es bleibt endlich die Frage, wie diesem dreifachen Klang der kurzen e die beiden langen e-Vocale (mhd. æ und ê) sich gegenüberstellten. Daß æ gleich secundärem Umlauts-e klang, also die offenste Schattierung ę besaß, ist mehr als wahrscheinlich; Kauffmann a. a. O. S. 9 weist mit Recht auf die gleichen Bedingungen ihrer Entstehung. Fraglich ist dagegen, ob dem mhd. ê die geschlossenste Qualität, die von den lebenden Mundarten bezeugt wird, schon zu Beginn der mhd. Zeit zukam; ob es also qualitativ = e (in rede) oder aber = ë (in stëchen) anzusetzen ist. Nach Luicks Bemerkungen, Beitr. 14, 133, wird man nicht mehr dem ê gemeinmhd. geschlossenste Qualität zuschreiben wollen. Auch im Aleman. hat gesë(h)en, geschë(h)en den gleichen Laut ergeben wie altes ê. Wenn anderseits mhd. hêrre aleman. nicht durchweg zu hërre sondern zu herre gekürzt wird, wie Martin Anz. f. d. A. 14, 287 richtig hervorhebt, so mag dieß vielleicht nur auf eine spätere Zeit dieses Lautvorgangs deuten, als eben ê schon geschlossen geworden war.

Wenn wir annehmen dürfen, daß mhd. ê im Aleman. den geschlossenen Klang, den die Mundarten ihm zutheilen, schon zu der Zeit erhalten hatte, als noch das ganze aleman. Gebiet die drei kurzen e-Laute unterschied, so können wir uns von der Lagerung der e-Vocale im Gemein-Alemanischen der mhd. Zeit folgendes hypothetische Bild entwerfen:

1. (geschlossener Klang: ę) mhd. sê; rede, bezzer.
2. (mittlerer Klang: e) mhd. mël, stëchen; ende,
3. (offenster Klang: ę) mhd. næme; nehte, megede.

Auf diese Gruppierung lassen sich die vorhandenen mundartlichen Typen sehr leicht und ungezwungen zurückleiten.

Die Gruppe III (App.-Togg.) ist dem hier angesetzten Stande der Dinge treu geblieben.

Von den übrigen verfährt am einfachsten Gruppe I. (Schaffh.-Ottenh.): sie läßt 2. und 3., den mittlern Klang mit dem offensten, zusammenfallen; und zwar scheint es, wenn wir nun die absolute Qualität ihrer e-Laute mit in Betracht ziehen, daß Schaffh. das ein-

[1]) Doch ist zu beachten, daß auch das Schwäbische das mhd. ë von dem secundären Umlauts-e in manchen Lautumgebungen bis heute auseinanderhält (Kauffmann a. a. O. S. 10 f.).

stige ẹ dem e zunäherte; denn ihm fehlt heute jener bewußte sehr offene e-Klang, daß aber Ottenh. umgekehrt das einstige e in ẹ aufgehen ließ; denn in dieser Mundart lauten die offenen ẹ heute a-ähnlich.

Auch Gruppe II (Berom.-Leerau-els. Münsterth.) ließ die Schattierungen 2. und 3. zusammenfließen und zwar unzweifelhaft in ẹ, dem prononciert offenen Klange (els. Mü. ging dann sogar weiter bis zu a); dann wurde die Kürze ẹ von der Länge ē̩ geschieden, indem jene die mittlere Klangfarbe e bekam, und zwar bevor ein Theil der Kürzen Dehnung erfahren hatte.

Auch in Baselstadt fielen 2. und 3. zusammen (vermuthlich in einer Mittelnuance zwischen e und ẹ); 1. blieb zunächst einheitlich, bis rẹde zu rē̩d gedehnt war; dann ließ die Mundart die noch als Kürze übrigen ẹ (in bẹssər etc.) eine Stufe offener werden, also die Mittelstufe zwischen sē̩ rē̩d und mē̩l štẹχə etc. einnehmen.

In Kerenzen endlich entwickelte e vor Nasalen die offenste Schattierung ẹ; außerdem mischten sich 1. und 2., nach Vollzug der partiellen Vocaldehnung, in der Weise, daß alle als Kürze bewahrten e (in bezzer etc., stëchen etc.) in der mittlern Klangfarbe, alle ursprünglich langen oder später gelängten e (in sê; rede, mël) in der geschlossensten Klangfarbe sich einigten. —

Es würde dem Entwicklungsgange, den wir hier für die verschiedenen Mundarten angesetzt haben, um ihren heutigen e-Vocalismus mit einem frühern gemein-alemanischen Zustande in lautgeschichtlichen Zusammenhang zu bringen, zur Bestätigung dienen, wenn in andern Theilen ihres Vocalsystems ein ähnlicher Gang der Bewegung sich auffinden ließe. Es fehlt zum Theil nicht an derartigen Übereinstimmungen. Doch möchte ich sie mit allem Vorbehalt vorbringen.

Zunächst die Parallele mit den o-Lauten. Sehr wahrscheinlich hatten im Aleman. der mhd. Zeit kurz o wie lang ô die gleiche geschlossene Qualität. Nun finden wir in der Dialectgruppe I (Schaffh.-Ottenh.), welche den mhd. sê — rede, bezzer ihre geschlossenste Schattierung ẹ bewahrt hat, entsprechend auch mhd. o, ob kurz erhalten oder gelängt, in derselben geschlossensten Klangfarbe wie die Fortsetzung von mhd. ô. So hat auch Baselstadt nach Ablauf der Vocaldehnung die kurzgebliebenen ọ zu offenerer Stufe geführt, während die ursprünglich langen und die gelängten ō̩ geschlossen blieben, ganz wie bei ẹ; also hō̩χ (mhd. hôch), wō̩l (mhd. wol) — rọss (mhd. ros, rosses) wie sē̩, rē̩d — bessər.

In Gruppe III (Berom.-Leerau-els. Münsterth.) ist ọ gleichwie ẹ um eine Stufe offener geworden, bevor die partielle Vocaldehnung

eintrat: das secundär gelängte wo̱l zeigt daher mit dem kurz gebliebenen ro̱ss die offenere Qualität als das ursprünglich lange hō̱χ.

Dagegen trifft für Kerenzen diese Parallele nicht zu. Wir sollten hier geschlossene Länge, offene Kürze erwarten. Statt dessen zeigt die Mundart nur noch geschlossenes o̱, ō̱. — In App.-Togg. ist die Anordnung der o-Laute complicierter. Bei der Vertretung von mhd. kurz o scheint sich der Gegensatz von gedeckter und ungedeckter Silbe geltend zu machen, vgl. χo̱pf, šo̱tə, ro̱ss. ro̱kχ, kšto̱χχə gegen to̱bl, o̱fə, ho̱lə, mo̱lə (Molch). Die Parallele zu den e-Lauten ist also jedenfalls keine vollständige.

Eine andere Erscheinung tritt uns in der Gruppe II (Berom.-Leerau-els. Münsterth.) entgegen. Unsere Annahme, dass diese Mundarten ihre einstigen e mittlerer Schattierung (in mhd. mël, stëchen; ende) einzelmundartlich zu ihrem heutigen sehr offenen e-Laute gewandelt haben, steht in gutem Einklang mit der Thatsache, daß in den nämlichen drei Mundarten mhd. i und u eine Stufe offener geworden sind: fürs Gemein-Aleman. der mhd. Zeit sind diese Laute als i̯ und u̯ anzusetzen: jene drei Dialecte sprechen sie heute als e̯ (ę̄) und o̯ (ǭ), d. h. geben ihnen den gleichen Klang wie der Fortsetzung von mhd. ê und ô. Daß auch in dieser Eigenthümlichkeit das weit entlegene elsäß. Münsterthal mit Beromünster-Leerau sich begegnet, ist jedenfalls bemerkenswerth.

Anderseits hat in Ottenheim, welches doch auch seine mittlern e zu e̯ gesenkt hat, das mhd. i und u nicht diese Annäherung an e und o erfahren. Und umgekehrt finden wir in dem größern Theile der appenzellischen Dialecte mhd. i > e̯, u > o̯, ü > ö̯ entwickelt, obwohl hier die mittlere e-Nuance unverändert blieb. Es ist also fraglich, ob nicht auch jene scheinbar zusammenhängenden Lautwandelungen in den andern Mundarten thatsächlich ganz unabhängig sich vollzogen haben. Schwerlich wird man a priori erwarten dürfen, daß eine Bewegung innerhalb der e-Laute einer Mundart andere Theile ihres Vocalismus in Mitleidenschaft ziehen müsse.

Für die Reime alemanischer Dichter mhd. Zeit ergiebt sich Folgendes. — Wo sich die Bindung e : ë fand, dachte man schon früh an consonantischen Einfluß, der dem e, bezw. dem ë, eine andere Qualität gab, als sie ursprünglich hatten. Franck präcisierte es dahin, daß das vor ht erscheinende offene Umlauts-e überhaupt nie geschlossen gewesen war. Man setzte dabei stillschweigend voraus, daß jene offene Sorte von Umlauts-e gleichlautend mit ë, die betr. Reime also rein waren.

Oben hat sich nun gezeigt, daß ein Theil des Aleman. (und das Schwäbische in gewissen Lautumgebungen) das secundäre Umlauts-e nie so weit von a sich entfernen ließ, daß es mit ë gleichen Klang bekommen hätte. Finden sich also bei aleman. Dichtern Reime, wie sie Gram. I 279 ff. (Neudruck) gesammelt sind (frevel : wëvel, effen : trëffen, welde : vëlde, geslehte : knëhte, ehte : rëhte, gebrehte : knëhte, ehtent : vëhtent; ich habe mir notiert aus dem Lanzelet: vëhten : wehten [doch s. die Anm. von Hahn zu V. 1774], aus Hadloub: geslehte (Schlachten) : rëhte, erne : gërne, aus K. v. Ammenhausen: tonrslegen : rëgen), so müssen entweder die Reime nicht völlig genau sein, oder aber das Theilgebiet des Alemanischen, dem die betr. Verfasser angehören, muß schon die Lautschattierungen 2. und 3. (s. o.) zusammengeschmelzt haben. In dem Falle slegen : rëgen, wofern wir es als genauen Reim aufzufassen haben, zeigt sich auch schon ein analogisches Umsichgreifen des secundären offenen Umlauts-e, wie es in den lebenden Mundarten uns entgegentrat.

BERLIN, November 1888. ANDREAS HEUSLER.

ZU DEN „DREI MAREIEN".

Ernst Ludwig Rochholz hat in seinem trefflichen Werke: „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz" (Leipzig 1857), S. 139 ff. unter den größeren Spieltexten auch „die drei Mareien" nach Abkunft und Inhalt erklärt. Diese drei verhängnißvollen Spinnerinnen leben aber nicht nur in den Sagen, Märchen und Liedern der germanischen Völker fort, sondern auch im Glauben anderer Völkerschaften finden sich Anklänge an diese mythischen Vorstellungen. Ich erlaube mir nun zu den Erörterungen Rochholz' einige hiehergehörige Kinderlieder und Sagen aus Siebenbürgen und Ungarn mitzutheilen, die vielleicht bei einer ausführlichen Erklärung nicht gerade unbeachtet bei Seite geschoben werden dürfen.

Daß diese drei spinnenden Mareien ursprünglich die dem Menschen bei seiner Geburt den Schicksalsfaden spinnenden Nornen unserer germanischen Mythen sind, das bezeugen alle die einschlägigen Kinderlieder aus Siebenbürgen, — aber was noch mehr, sie liefern uns nebenbei auch den Beweis, daß dieser Glaube indogermanisches Gemeingut ist. In beiden Beziehungen interessant ist das folgende Kinderlied der Siebenbürger Rumänen, das ich 1886 im Südwesten Siebenbürgens

gehört und aufgezeichnet habe. In genauer deutscher Übersetzung lautet es:

Heida ihr Lieben,
Wir reiten ins Land!
Haben ein gold'nes Seil in der Hand!
Zwei Frauen, die haben es gemacht,
Haben es gesponnen über Nacht;
Aus der Nabelschnur zart und klein,
Spannen sie das Seil, so golden und fein!
Die dritte Frau, die will es zerschneiden. —
Drum müssen wir reiten, immer nur reiten,
Denn die dritte aus ihrem dicken Fuß
Viel Kroten und Schlangen gebären muß.
Auf jeden Schritt wohl dreißig;
Drum reiten wir, reiten wir fleißig.
Sonst kommen die Kröten und Schlangen
Und nehmen uns Bubchen gefangen!

Wie es im Deutschen eine weiße, schwarze und eine eiserne Bertha gibt, eine gute Spinnerin und eine verfluchte, eine Frau Breite mit der eisernen Nase, im Französischen eine *Reine pédauque*, *regina pede anca*, die mit dem Platsch- und Gänsefuß, *Berthe au grand pied*, und wie auch die drei Mareien ein ähnliches Maß von Körperschönheit und Herzensgüte und hinwieder von Häßlichkeit und Hexenhaftigkeit einhalten, so spinnen die beiden „Guten“ auch im rumänischen Liede „aus der Nabelschnur“ des Kleinen das goldene „Glücksseil“, das die dritte, „die Böse“, die mit „ihrem dicken Fuß“, zerschneiden will, die aus ihrem Bein Schlangen und Kröten zur Welt bringt (Über Beingeburten s. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 490 ff.). Auch den ungarischen Märchen ist diese Unholdin unter dem Namen „*a vasorrú*“ („die mit der eisernen Nase“) bekannt (s. Katona, Zur Litteratur und Charakteristik des ungarischen Folklore in der Ztschr. f. vergl. Litt. und Renaissance-Litteratur Bd. I, S. 31). Zwei dieser drei Frauen sind, dem rumänischen Volksglauben gemäß, auch bei Geburten behilflich; die dritte aber, die „mit dem dicken Fuß“, bewirkt — sobald sie sich der Gebärerin nähern kann — den Tod des Kindes. Um sie daher von der Geburtsstätte ferne zu halten, wird Haferstroh zu einem Bündel gewunden ins Herdfeuer geworfen. Dieser Brauch hängt wohl mit dem deutschen „Weidendrehen“ zusammen. „Im Aargau löst man diejenigen Knoten sorgfältig auf, die man an den Ruthen einer dem Wohnhause zunächst stehenden Weide gewahrt; auch das Weidenband einer jeden Strohgarbe, die man im Stalle streuen will, wird erlesen und aus gleichem Grunde nicht mitgestreut. Es könnte ein Hexenschaden mit darin 'verknüpft' sein“ (Rochholz a. a. O. S. 146). Ein Strohwisch war in früheren Zeiten in den sächsischen Gemeinden das Schandzeichen gefallener Mädchen, und noch

bis in die Mitte dieses Jahrhunderts wurden „fremde Dirnen“ mit „Schúb“ (Strohschaub) aus der Gemeinde abgeführt, d. h. auf einen zweirädrigen Karren wurde ein Strohbund gelegt, die Dirne hinaufgesetzt und vom Wasenmeister über die Grenze der Stadt geschafft. Hafer- und Erbsenstroh verscheucht auch nach siebenbürgisch-sächsischem Volksglauben die bösen Geister, und unter dem Sterbenden wird dieserwegen das Federbett behutsam weggezogen, denn auf dem Strohsack stirbt man leichter, namentlich aber auf einem Polster mit Erbsenstroh gefüllt, das sofort unter den Kopf geschoben wird (s. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen, S. 255) und „*stín dékel kalt árbes*“ (Steindeckel, kalt Erbsen) klingt die Glocke, wenn Jemand begraben wird.

Auffallend ist es, daß das rumänische Kinderlied zweier, nicht nur dem deutschen Volke, sondern auch den Liedern anderer Völker gemeinsamer Züge entbehrt, nämlich der Erwähnung der „Weiden“ und Anführung der Grenzen, welche das „goldene Seil“ umspannt. In den deutschen Varianten sind stets die Orte angeführt, „von welchen aus und bis zu welchen das Wiegenseil oder Deichselseil für den Neugeborenen gesponnen und gespannt wird, damit dieser Glücksfaden schirmend um die ganze Heimat herum reiche“ (Rochholz a. a. O. S. 142). In einem Kinderliede der oberungarischen Slovaken — das mir Herr Králik aus seiner unedirten Sammlung zu überlassen die Güte hatte — finden sich auch diese zwei Züge wieder. Das Lied lautet in genauer Übersetzung also:

O du gold'nes Halfterband,
Führe uns durch's ganze Land,
Führ' du uns von Dobschau
Hin zum schönen Kaschau
Und von da nach Leutschau,
Wo drei Frauen wohnen,
Die uns strafen und belohnen:
Einen gold'nen Apfel rund
Hält die eine in dem Mund;
Eine lange Gerte flicht
Eine sich aus grünen Weiden, —
Schlägt dich, wenn du folgst mir nicht! —
Und die dritte spinnt aus Seiden
Dir ein schönes, neues Kleid,
Darum Bübchen reite, reit',
Hopp, hopp, hopp, reite, reit'!

Der Zug „mit den Weiden“ ist hier gänzlich verwischt, dafür aber entspricht die Frau „mit dem goldenen Apfel im Mund“ der fünften Frau bei Rochholtz a. a. O. S. 140, wo es von ihr heißt:

„de feuft' isch eusi liebi Frau,
sie sitzt ennet a der Wand,
hät en Oepfel i der Hand,
sie goht durh-ab zum Sunnehûs
und lôt die heilig Sunne ûs,
und lôt die Schatten îne
für ihre liebe Chlîne“ u. s. w.

Daß überhaupt den Nornen auch ein Einfluß auf die Witterung zugeschrieben wird, zeigt das rumänische Lied, das die Kinder singen, wenn sich der Himmel umwölkt; es lautet deutsch also:

Weisse Mutter, öff'ne Thür und Thor,
Lass' die liebe Sonn' hervor;
Vor der lieben Sonne muß
Rasch entfliehen Frau Klumpfuß.

Durch die Erwähnung des „goldenen Fadens“ steht ein Lied der deutschen Kinder in der Zips, das sie bei Regenwetter zu singen pflegen, noch näher zum Kreis „der drei Mareien“; es lautet also:

Liabe Frau, mach's Thürl auf,
Bring' die liabe Sunn herauf,
Lass' de Regen drinne,
Lass' de Schnee verrinne;
Komm' aus danem Brünnchen,
Briang' dan goldig Kindchen,
Briang' a goldnen Faden
Behüete uns vor Schaden!

Ganz verwischt sind diese Beziehungen im folgenden siebenbürgisch-sächsischen Kinderliede (s. Schuster Fr. W., Siebenb.-sächs. Volkslieder, S. 337):

Et fêd un ze rènen,
God kid enkènen;
dî de rèn afhält,
dâd äs e sêlich mân,
dî ed uch wèder mâche kân,
dî ed uch wèder zerdrimere kan.

Es fängt an zu regnen,
Gott kommt entgegen,
Der den Regen aufhält,
Das ist ein seliger Mann,
Der es auch wieder machen kann,
Der es auch wieder zertrümmern kann.

Einen viel deutlicheren Bezug auf die drei Nornen und „das goldene Seil“ finden wir in den folgenden siebenbürgisch-sächsischen Kinderliedern:

Ich lâsz mer a részken guor wol beschlô,
ich lâsz et ân der sailgasz gô.
Dô et na kôm for Katiche sai dir,
dô wôr en galden bräk
dô wór och mai gläck.

Ich lasz mir ein Rößchen gar wohl beschlagen,
Ich lass' es in die Seilgass' gehn.
Da es nun kam vor Käthchens (seiner) Thür,
Da war eine goldene Brücke,
Da war auch mein Glück.

Bei Schuster a. a. O. S. 327 steht wohl *zailgasz* (Zeilgasse); doch glaube ich „Seilgasse“ lesen zu dürfen, besonders da im Siebenbürgisch-sächsischen „Zeile“ für „Gasse“ gebraucht wird und somit „Zeilgasse“ eine Art Tautologie wäre; „Seilgasse“ hingegen — so wie ich es im Volksmunde hersagen hörte — mag vielleicht einen verwischten Bezug auf das „Glücksseil“ haben. Das folgende Lied der siebenb.-sächs. Kinder nimmt auch Bezug auf die drei Nornen; es lautet:

Drá Náne' kun äm rár eraf,	Drei Nane (Nornen) kommen im Rohr hervor,
se branjen e käinjt gefángen;	Sie bringen ein Kind gefangen;
se löchten et än en trigeltchen,	Sie legten es in ein Trögelchen,
et schléft wä e réne figeltchen.	Es schläft wie ein Regen-Vögelchen.

Vgl. auch das von Fr. Fr. Fronius a. a. O. S. 34 mitgetheilte siebenb.-sächs. Kinderlied:

Si, si sigelchen	Si, si Siegelchen,
Der tuëwe flecht e figelchen,	Dort oben fliegt ein Vögelchen,
Hae nédde flaegen de Nonnen,	Hier unten fliegen die Nonnen,
Se hatten e Kaendj gefángen,	Sie hatten ein Kind gefangen,
Se schmieszent en de bach,	Sie warfen's in den Bach,
Dat et alles zebrách.	Daß es Alles zerbrach.

Die nächste Verwandtschaft mit den deutschen „Mareien-Liedern" zeigt unter den hiehergehörigen Kinderliedern der Siebenbürger Sachsen wohl das folgende — meines Wissens bislang unedirte — Liedchen:

Zuzu, zuzu, reddjen;	Zuzu, zuzu reiten;
De Baschfrá af den wedjen	Die Buschfrau auf den Weiden
Wál áser részken gekt beschlón,	Will unser Rößchen gut beschlagen,
Dat wer hedj nó Krúne gón,	Daß wir heut' nach Kronstadt gehn,
Dó ás en hisch gálden bräck,	Da ist eine hübsche goldne Brück',
Do fándj Hani uch se gläck;	Da find't Hanchen auch ihr Glück;
Baschfrá git ás sejeltcher,	Buschfrau gibt uns Schüchen,
Uch en sedán kereltchen.	Auch ein seid'nes Kittelchen.

Nach dem Kinderglauben kommen die Kinder von der *Baschmoter, Baschfrá*, die sie unter einem großen, dicken Baum im Walde hervorgräbt oder aus ihrem Brunnen, der unter einem großen Baume sich befindet, herauszieht und oft — besonders wenn die Kinder nicht fromm sind — wieder zu sich nimmt. Darum werden auch die Hebammen selbst häufig — wenn auch nur scherzweise — *Bäschmatter* (Buschmutter) genannt. Das sind Alles auf Hel zurückweisende Anschauungen (s. Fr. W. Schuster, Deutsche Mythen aus siebenb.-sächs. Quellen im Archiv d. Ver. f. siebenb. Landeskunde Bd. IX und X, S. 251 und 281 ff.; dies Werk ist für die siebenbürgische und vergleichende Mythenforschung unentbehrlich. Über die drei Mareien, Nornen überhaupt, die im Siebenb.-sächsischen neben „*Nane, Nonne*" auch „*Wäinjken*" heißen, s. ebenfalls Schuster a. a. O. S. 76 ff.).

Der Ort, an dem diese Wesen wohnen, liegt nach dem Volksglauben in der Nähe einer Quelle, eines Brunnens oder Baches. Diesen Zug finden wir auch in einem ungarischen Kinderliede, das unter den Siebenbürger Szeklern verbreitet ist; es lautet in genauer Übersetzung also:

Heida, heida auf nach Kronstadt!
Haben unser Roß verloren,
Wollen uns ein neues kaufen,
Und dazu auch gold'ne Sporen,
Dann wird's rascher laufen!
Heida, heida auf nach Kronstadt!
Hei! da steht ein Schlößlein,
Und nicht weit in Sepsi-Szent-György
Steht ein gold'nes Häuschen,
Und ganz nah' in Angyalos
Fließt ein klares Brünnlein, —
Sitzen dort drei Fräulein,
Hält das eine ein Kindchen,
Das andre schneidet Weiden
Für den Hintern, hopp, hopp, hopp!
Und das dritte spinnet Seide,
Spinnt für dich den neuen Rock!
Hopp, hopp, hopp!

Merkwürdig ist der Umstand, daß in der ungarischen Volksdichtung überhaupt drei Nornen als solche nicht erwähnt werden, und ich bin geneigt, obiges Kinderlied der Szekler eben deswegen für eine Entlehnung aus dem Deutschen, resp. Sächsischen zu halten. Vielleicht ist dies Lied einem verlorenen sächsischen nachgebildet worden. Immerhin bleibt seine Zusammenstellung recht interessant, der eben nur der Zug vom „Seil, goldener Brücke“ abgeht. Diese drei Fräulein glaube ich auch in folgender Sage der Siebenbürger Szekler wiederzufinden.

„Vor vielen, vielen Jahren lebte ein Ritter, der war gegen seine Untergebenen gar strenge und hartherzig. Seine eigene Gattin hatte er einmal in seinem Zorn zu Tode geprügelt, und seine drei wunderschönen Töchter behandelte er schlechter denn Hunde. Da traf es sich einmal, daß der böse Ritter in eine gar ferne Stadt zog, um sich von da eine Gattin zu holen. Bevor er abzog, sprach er zu seinen Töchtern: „Allen Hanf, der sich am Aufboden des Hauses befindet, müßt ihr bis zu meiner Rückkehr gesponnen haben, sonst lasse ich jede von euch an einen Baum binden und dann zersägen.“ Also sprach der Rittersmann und zog von dannen. Seine armen Töchter weinten nun Tag und Nacht, denn sie wußten nicht, wie sie den vielen Hanf aufspinnen sollten. Da traf es sich einmal, daß die drei Fräulein spät in der Nacht noch spannen und weinten, als sich die Thüre der Stube öffnete und ein riesiger schwarzer Stier hereintrabte. Mitten im Hanfstoß, der am Boden lag, blieb er stehen, nahm einen Bund nach dem andern auf seine Hörner, und während er seinen Hals von rechts nach links beständig bewegte, verwandelte sich der Hanf sofort in die schönste Leinwand. Das eine der drei Fräulein stieg nun schnell auf den Aufboden hinauf und reichte ihrer Schwester, die auf der Leiter stand, einen Hanfbund nach dem andern herab. Die mittlere Schwester reichte den Hanf der Jüngsten, die unten in der Stube stand, und diese warf ihn vor den Stier, der mit seinen Hörnern so rasch spann, daß die Schwestern kaum Zeit hatten, ein-

ander den Hanf zu überreichen. Die eine rief stets der andern, diese wieder der dritten zu: „*Nyujtod-e már?*“ („Reichst du ihn einmal her“), um sich gegenseitig zur Eile anzufeuern. Als es dämmerte, spann der Stier noch immer. Aber er war auch schon sehr müde, denn so oft er den Hals von rechts nach links bog, da flog ihm stets der Speichel in langen Fäden zum offenen Fenster hinaus und schwebte als glänzender Faden in der Luft fort. Diese Fäden sieht man auch jetzt noch im Herbste in der Luft schweben, und wir nennen sie eben: „*ökörnyál*“ (Ochsenspeichel). Gegen Mittag war der gesammte Hanf aufgesponnen, und da stürmte der Stier auf die drei Jungfrauen los und warf sie in die Luft; die eine fiel oben auf dem Gebirge neben einer Quelle auf die Erde, die andere fiel auf einen Acker, und die dritte fiel auf einen hohen Baum. Jede sitzt nun seit vielen Jahren auf ihrer Stelle und spinnt den „Ochsenspeichel“; aus dem Gespinst verfertigen sie dann Hemden, und wer ein solches findet und am Leibe trägt, der ist in Allem glücklich. An der Stätte, wo das Haus des Ritters gestanden, hörte man lange Jahre hindurch allnächtlich den Ruf erschallen: „*Nyujtod? nyujtod-e már?*“ Und als mit der Zeit sich daselbst Leute ansiedelten, nannten sie das Dorf „Nyujtod“ [1])...“

Diese Sage erinnert uns an das Zauberhemde und Nothhemde der deutschen Mythe, das Jungfrauen woben, um Kämpfer fest und unverwundbar zu machen. In solchem Zusammenhange nennt man in Deutschland die im Herbste über das Feld schillernden Fäden der Feldspinne noch den Marienfaden, den Altenweibersommer, in Westphalen Unser laiwe Frauen Suemer, und die Spinneweben in der Stube heißen sogar Friggers, der Göttin Frîa Gewebe“ (Rochholz a. a. O. S. 142; s. Woeste in Wolfs Ztschr. 2, 96). Dem Volksglauben der Siebenbürger Armenier gemäß webt die „Glücksfrau“ dem Kinde, das in der Stunde geboren wird, wo sie ihr eigenes Kindlein, den „Zufall“, säugt, aus ihrem Speichel ein Glückshemd. Man legt daher jedes Kind vor der Taufe an einen Ort, wohin der Mond scheint, und entfernt sich aus dem Zimmer, damit die Glücksfrau ihm ungestört das „unsichtbare Glückshemd“ anziehe, das es dann sein Lebelang unbewußt an hat, um nun in allen seinen Handlungen vom Glücke begünstigt zu werden. Nach dem Glauben der Siebenbürger Rumänen ist es gut, wenn man von der Nabelschnur des Kindes ein Stückchen bei zunehmendem Mond in den Garten wirft; dann kommen die „guten Frauen“ und weben das Stückchen zu einem „Glücksfaden“; sie weben

[1]) Im Südosten Siebenbürgens.

ihn so lange, bis daß ihn die „dritte“ abschneidet: „dann ist es aus mit dem Glücke des Menschen!“

Auch ein Kinderlied der Siebenbürger Zeltzigeuner gehört in den Kreis der „drei Mareien“. Das „goldene Seil“ umspannt auch hier die Grenzen der engeren Heimat. Der unedirte Originaltext dieses Kinderliedes lautet — so wie ich denselben 1883 in der Gegend von Hermannstadt aufgezeichnet habe — also:

Andro báro Sibineske
Stukár cercá hin dádeske;
Andrál e cercá beshás,
Vásh Reshnáre grástárás;
Pál Reshnáre sheloro
Hin shukár somnákuno;
Sheloro hin may shukár,
Oh gráiyá, tu sityár!

Keshályi les kerelás,
Ráciye lisperpelás.
Pál sheloro Orláforos
Sár e bárvál grástárás;
Te o phánro uripen
Odoy yon den sik ámen.
Kiyá sheloro shukár,
Oh gráiyá, tu sityár![1])

Die genaue Übersetzung desselben lautet:

Auf der Haid' von Hermannstadt,
Schönes Zelt dein Vater hat;
Vor dem Zelte sitzen wir,
Reiten. reiten weg von hier,
Reiten, hin nach Reschinar,
Dort gemacht aus Gold, so klar,
Ist ein langes, langes Seil;
Hopp, mein Pferdchen, eile, eil'!

Keschalyi hat es gemacht,
Es gewoben über Nacht.
Auf dem Seil nach Orlat hin
Mit den Winden wir dann ziehn,
Kleider schön aus Seiden
Schenkt man uns dort Beiden.
Wollen hin zum gold'nen Seil,
Hopp, mein Pferdchen, eile, eil'!

Die *Keschalyi* sind Feen, die verdammt sind kinderlos zu leben. Sobald eine Keschalyi ein Kind zur Welt bringt, so stirbt dasselbe auch gar bald. Dann flieht die trostlose Mutter hinauf ins Gebirge, wo sie auf einsamen Felsen in unzugänglichen Schluchten regungslos sitzt und ihr meilenlanges Haar im Winde wehen läßt, wodurch der Nebel entsteht, der zigeunerisch neben *nebulo* auch „*bál Keschályákri*“ (Haar der Keschályi) heißt. Stirbt ein Mann, den eine Keschalyi begünstigt hat, da reißt sie sich in ihrem Grame Haare vom Kopfe, die dann als Sommerfäden (zig. *brigá Keschályákri*, Gram der Keschalyi) über die Gefilde schweben. Kinderlose Weiber der Zigeuner, die sich Kinder wünschen, sammeln solche Fäden und verzehren sie mit ihrem Gatten zusammen, und zwar bei zunehmendem Monde, wobei der Spruch gemurmelt wird:

[1]) Was die Orthographie anbelangt, so entspricht c = tsch, ç = sh, j = dsch, ń = nj, sh = sch, y = ĭ (s. meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner“. Leipzig 1884, S. 3).

Keshályiyá lisperpen,
Cin páñi hin ándre len!
Mángávás pál bolyipen,
Káná lolo sheloro
Mende tumen lisperpen
Vásh rákleske, ko ávlá
Mende, oh Keshályiyá!

Ihr Keschalyi spinnet, spinnt,
Bis noch Wasser in den Bächen rinnt!
Euch zur Kindstauf' wir einladen,
Wenn den rothen Glücksfaden
Ihr gesponnen, ihr gesponnen
Für das Kind, das wir gewonnen
Haben von eurer Gnad', ihr Keschalyi.

Der hier erwähnte „rothe Glücksfaden" ist nicht identisch mit dem im vorhergehenden Kinderliede erwähnten „langen, goldenen Seil". Letzteres erscheint nur dem Geliebten der Keschalyi und zeigt ihm den Weg zu derjenigen, die in Liebe zu ihm entbrannt ist. Wenn aber eine Keschalyi einem Kinde „Glück für das ganze Leben" verleihen will, so spinnt sie den „rothen Glücksfaden", den sie dann als rothes Striemchen am Halse des Bevorzugten erscheinen läßt (vgl. Rochholz a. a. O. S. 147). Ein solches rothes Striemchen brachte auch der Stammvater eines der vier Zeltzigeunerstämme Siebenbürgens, des Leïla-Stammes, bei seiner Geburt mit auf die Welt, woher er den Beinamen „*Lolo*" (der Rothe) erhielt. Die Stammsage der Leïla, die in mancher Beziehung zum Kreis der „drei Mareien" zu rechnen ist, lautet im Originaltext, so wie ich denselben nach der Erzählung des gegenwärtigen Wojwoden des Stammes, Namens Paul Csutak, zubenannt „der Großfuß", im Jahre 1886 gehört habe, also:

„*Andre but sel bershá jidelás pál yek bes yeká máy shukár ráklyi. Yoy ráklyi báre thágáreskro ávlás. Káná leskre dád merelás, leskre pcrál te leskro romñi lá trádená; e romñi ná kámelás, the ándre them shukáreder romñi the ávlás sár yoy. E shukár ráklyi gelyás ándro cátáro themákri, te odoy pál yek báro bes ándre cignê cev beshélás. Bibáctáles jidelás yevensá besheskro te buter ándre bokh máy merelás. Vucoyes ánare besh beshená trin Keshalyiyá, ke butvár pro besh dikhená te dikhená, so e ráklyi kerel. Atunci penelás yeká Keshályi kiyá leskre pceñenge: „Core ráklyáke hin misec jidipen; yoy may bokháles! Mire bálá ándre them telebicáv; yoy bálá cál te kerel yek rákles, ko pro láke gindisárel!" Te Keshályi bálá telebicelás te ádá cávelas sik e ráklyi; átunci penelás: duyte Keshályi: „Me kerel, hoy yeká somnákune leñori the ávelás ángál cen te yek somnakuno ruk odoy th' ávelás, ko sáke yevá limákri bárel!" — „Te me", penelás trite Keshályi, „me kerel, hoy rákleske, káná yov mánush hin, ná táysá báct hin!" May voyikerelás e core ráklyi, káná ávre jivese ángál cev somnákune leñori te yek somñákune ruk dikhelás. Atunci láke ávlás bute cabená te e páñi somnákune leñorákri ávlás legfeder mol. Te átunci e ráklyi kerelás yek rákles, káske pro kor yek lolo sheloro ávlas. Te e ráklyi jánelás. ko láke ráklás kerdyás! Káná yoy rákles*

ándre páñi somnakune leñorákri tovelas, sekvár shukár ráklo ávlas. Te ná butvár voyipen ávlás! O perál ráklypákri áshunelás, hoy e peen Leïla beshel kiyá somnákune leñori te somnákune ruk. Yov bicelás ketáná odoy te ádá pál mol somnákune leñorákri mátovená. Te mátes mudárená Leïla: leskre ráklo may merelás. Yov ándre lime jiálás te romñi lelás te ráklen: yov átunci penelás kiyá mánushenge: „Kámár, tha men Leïla ánáphenen, hoy ánává dáyákri táysá jidel!“ Te ámen kádo kerás te ájes ánáphenen men: e Leïlá .....“

Die genaue deutsche Übersetzung lautet:

„Vor vielen hundert Jahren lebte am Rande eines Waldes eine wunderschöne Maid. Sie war die Tochter eines mächtigen Königs gewesen. Als ihr Vater starb, da verstieß sie ihr Bruder und dessen böse Frau, die es nicht haben wollte, daß im Lande ein schöneres Weib als sie lebe. Die schöne Maid floh also an die Grenze des Landes, wo sie am Rande eines großen Waldes in einer kleinen Höhle wohnte. Kümmerlich ernährte sie sich von den Früchten des Waldes und war oft nahe daran, vor Hunger zu sterben. Hoch oben im Gebirge da wohnten auch drei Keschalyi, die oft ins Thal hinabblickten und dem Treiben der Maid zusahen. Da sprach einmal die eine Keschalyi zu ihren Schwestern: „Die arme Maid hat ein gar schlechtes Leben; sie ist sehr hungrig! Ich werde einige meiner Haare zu ihr hinab ins Thal fallen lassen; sie wird diese Haare verzehren und dann einen Sohn zur Welt bringen, der wird für sie sorgen!“ Während die Keschalyi einige Haare hinabfallen ließ, welche von der Maid sogleich verzehrt wurden, sprach die zweite Keschalyi: „Ich werde bewirken, daß ein goldenes Bächlein vor ihrer Höhle fließe und ein goldener Baum ebenda wachse, der alle Früchte der Welt tragen soll.“ — „Und ich“, sprach die dritte Keschalyi, „werde schon sorgen, daß es dem Kinde, wenn es zum Manne erwachsen, nicht immer gut ergehe!“ Wie freute sich die arme Maid, als sie am nächsten Morgen ein goldenes Bächlein vor ihrer Höhle fließen und einen goldenen Baum stehen sah. Nun hatte sie Speisen in Fülle, und das Wasser des goldenen Bächleins schmeckte wie der allerbeste Wein. Da gebar eines Tages die Maid ein Knäblein, das ein rothes Striemchen am Halse hatte. Nun wußte die Maid, wer ihr das Kind bescheert habe! Als sie es im Wasser des goldenen Bächleins badete, da wuchs es auf einmal zu einem schönen Jüngling heran. Doch nicht lange sollte die Freude der Beiden dauern! Der Bruder der Maid hatte erfahren, daß seine Schwester Leïla in einer Höhle wohne, wo ein goldenes Bächlein fließe und ein goldener Baum stehe. Er

schickte seine Soldaten hin, und diese berauschten sich vom Weine des goldenen Bächleins. In ihrem Rausche tödteten sie Leïla, deren Sohn nur mit Mühe dem Tode entrann. Er floh in die Welt, und als er geheiratet hatte und Kinder besaß, sprach er zu seinen Leuten: „Wir wollen uns Leïla nennen lassen, damit der Name meiner Mutter ewig lebe!“ Und wir haben es gehalten, denn auch noch heute heißen wir die Leïla .....“

Dies die Stammsage der Leïla, die — wie schon bemerkt — durch die Züge, die sie eben enthält und die sich leicht aus der ganzen Darstellung herausschälen lassen, mit in den Kreis von den „drei Mareien“ zu zählen ist.

Zum Schlusse erlaube ich mir nur noch eine kleine Bemerkung. In den von Rochholz mitgetheilten Liedern heißt es zum Schlusse:

z'morge-n-am drü
chömmet drei Mareie,
die eint spinnt Sîde,
die ander schnäflet Chrîde,
die dritt schnîdet Haberstrau:
s'hüet mer Gott mîs Chindli au!

Rochholz hat nun das Wort *Chrîde* als = Falschheit und Streit gedeutet (a. a. O. S. 148) und, wie ich glaube, wohl ganz richtig. „Die Chrideschnatzlerin bringt Hader und Verdruß zwischen die Freunde.“ In meiner Schülerzeit am Honterusgymnasium zu Kronstadt nannten wir einen feigen, unverträglichen Jungen einen „Kreidenscheißer“; im Siebenbürgisch-sächsischen bedeutet *sech bekríden* = sich ängstigen, bekümmern.

MÜHLBACH (Siebenbürgen), 20. Februar 1888.

Dr. HEINRICH v. WLISLOCKI.

Mittheilungen.

Karl Weinhold ist als Nachfolger Müllenhoff's nach Berlin berufen, Eduard Schröder in Berlin zum Nachfolger Zuche's in Starburg ernannt worden.

Prof. H. von Waldberg in Czernowitz ist an die Univerrsität Heidelberg übergesiedelt; ebenda hat sich Herm. Wunderlich als Privatdocent für deutsche Sprache und Literatur habilitiert.

† am 17. Januar zu Lichtenfelde bei Berlin im Alter von 72 Jahren Prof. Dr. Ludwig Herrig; am 22. Januar in Halle Prof. Dr. Karl Elze im Alter von 67 Jahren; † am 31. Januar in Oxford Prof. Dr. Guđbrand Vigfusson im Alter von 58 Jahren.

ÜBER DEN URSPRUNG DES HÖFISCHEN MINNESANGES UND SEIN VERHÄLTNISS ZUR VOLKSDICHTUNG.

(Schluß.)

Capitel III.

Werth des Aufsatzes von A. Berger über „die volksthümlichen Grundlagen des Minnesanges“ für die Frage nach dem Zusammenhange zwischen diesem und der Volksdichtung.

Wenn ich der Meyer'schen Sammlung eine so eingehende Behandlung habe zukommen lassen, wie es geschehen ist, so hat mich dazu vor Allem der Umstand bewogen, daß ich fürchtete, Mancher möchte sich durch den imponierenden Umfang derselben vielleicht bei nachlässiger Prüfung der Einzelheiten dazu bestimmen lassen, der Ansicht Meyers beizutreten, ohne sich selbst recht klar über die Consequenzen zu werden, die er damit zu den seinigen macht.

Ich hatte zu dieser Befürchtung umsomehr Recht, als es in dem so umfangreichen Aufsatze Meyers durchaus an einer Übereinstimmung unter dem anfangs Behaupteten, dem beim versuchten Beweise ins Auge Gefaßten und dem Resultate fehlt.

Obendrein zeigte mir der Aufsatz A. Bergers[1]) bereits die ersten schädlichen Folgen oder Einflüsse der Meyer'schen Arbeit.

Berger sagt selbst, er theile die Ansichten, die den „scharfsinnigen Untersuchungen von Richard M. Meyer“[2]) zu Grunde lägen; er schließe sich ihnen „vollständig“[3]) an; er theile den Standpunkt jenes „in allem Wesentlichen“[4]). Nun: zu „allem Wesentlichen“ gehört doch jedenfalls auch das Gesammtresultat; welches dies ist, haben wir bereits mehrfach bestimmt zum Ausdruck gebracht.

Daß Berger sich zu ihm bekenne, erfahren wir eigentlich nur daraus, daß er uns dessen verschiedentlich am Anfange und Ende seiner Untersuchungen versichert. Aus diesen selbst, aus den zum

[1]) Ztschr. f. d. Phil. XIX, S. 440—486. [2]) ib. S. 441. [3]) ib. S. 473.
[4]) ib. S. 441.

Beweise verwandten Mitteln müßte man auf eine andere Behauptung schließen. Er vergißt offenbar — ganz wie oft Meyer — im Gange seiner Abhandlung zu Zeiten, was er sich zum Ziele gesetzt hat. Er beweist; aber er beweist nicht mehr, was er behauptet hat. Er gibt uns sein Resultat; aber dieses ist in Wahrheit nicht dasselbe, zu welchem ihn seine Untersuchungen geführt haben.

Doch ich habe dies im Einzelnen darzuthun.

Fragen wir uns zunächst nochmals: Was wollte Meyer mit seiner Stellensammlung, was will jetzt A. Berger, sich ihm „vollständig" anschließend, beweisen? Nicht nur, daß es „eine große Menge lyrischer Verse, die durch ganz Deutschland im Volke fortlebten, 'Blumen, wie sie überall aus der Erde hervorbrachen und nur zu Sträußen zusammengebunden zu werden brauchten'", [1]) gegeben habe; sondern auch, daß eben die Vertreter des Minnesanges diese „Blumen" zu den „Sträußen" zusammengewunden haben, die wir in ihren Liedern besitzen; daß also jene Sträuße der Volksdichtung denen der ritterlichen Poesie ähnlich oder gleich gewesen seien: d. h. daß Charakter und Aussehen der „verloren gegangenen Volksdichtung" im Großen und Ganzen dieselben gewesen seien.

Das ist in bestimmter Fassung das, was Meyers Untersuchungen und somit auch Bergers als Ziel aufstellen.

Während nun Meyer in seinem Aufsatze gewöhnlich von Liebeslyrik oder wenigstens Lyrik, worunter er dasselbe versteht, spricht, ist bei Berger zum großen Theile nur von Volksdichtung überhaupt die Rede.

Er verspricht „eine Reihe von charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Volkspoesie, die sich im Minnesang wiederfinden" zu behandeln, dann „eine Anzahl von Vorstellungen, Bildern und Gleichnissen" zusammenzustellen, „die aus volksthümlicher Dichtung stammen" und endlich „gnomische Elemente" und eine Reihe syntaktischer, stilistischer und metrischer Beobachtungen „uns vorzuführen, an denen ein Einfluß der Volkspoesie deutlich wird" [2]).

Schon dies Programm zeigt zur Genüge, daß das anfangs gesteckte Ziel bereits ein sehr verschwommenes geworden ist, was uns die Prüfung der einzelnen Abtheilungen noch deutlicher darthun soll.

Zunächst sehen wir die „Epische Situation" [3]), die sich im Minnesange wieder findet, als Beweis aufgeführt. Was läßt sich aber damit anfangen?

[1]) cf. Berger a. a. O. S. 472 und R. M. Meyer a. a. O. S. 208.
[2]) Berger a. a. O. S. 442. [3]) ib. 443—444.

Soll daraus, daß auch in unseren Volksliedersammlungen „die episch-lyrische" Form als Lieblingsform der Volksdichtung zur Geltung kommt, etwa geschlossen werden, daß der höfische Minnesang eben dies aus volksthümlichen Liebesliedern geschöpft, gerade solche in diesem Punkte nachgeahmt haben müsse?

Soll daraus dann weiter gefolgert werden können, daß es eine derartige Volksliebeslyrik gegeben haben müsse, daß der höfische Minnesang als naturgemäßes nächstes Entwickelungsproduct zu demselben zu betrachten sei?

Beides sollte doch schwerlich möglich sein. Dem Minnesang gaben natürlich ebenso gut wie den späteren Volksliedern die lange bestehende epische Dichtung und ihre dem Lyrischen sich zuneigenden Weiterbildungen ein Mittel an die Hand, welches naturgemäß in der Volkspoesie wie der Kunstdichtung angewendet, von jener bevorzugt, von dieser mehr vernachlässigt worden ist.

Den höfischen Epen ihr Theil an dieser Einwirkung abzusprechen, haben wir natürlich durchaus kein Recht, ohne daß wir jedoch beanspruchen wollten, ihren Einfluß in den Vordergrund gestellt zu sehen.

Es mag immerhin die Volkslyrik in diesem Punkte vorangegangen sein, durch ihr Beispiel gewirkt haben: Schlüsse, wie Meyer-Berger sie sammt den nothwendigen Folgerungen zu einem Gesammtresultate zusammenfassen, gewinnen dadurch keine Berechtigung.

Mit der Besprechung dessen, was Berger[1]) über die „Natureingänge" bemerkt, darf ich wohl die der Auseinandersetzungen Meyers über den gleichen Gegenstand verbinden.

Vor Allem wiederhole ich: „daß es Lieder gegeben habe — Frühlings-, Sommer-, Winter- und Tanzlieder — habe ich nirgends bestritten; daß in diesen Liedern der Volkspoesie Natureingänge üblich gewesen seien, gebe ich gleichfalls zu (sichergestellt ist es aber vorläufig durch nichts!), daß den Minnesingern solche Lieder bekannt gewesen sein werden, läßt sich gewiß nicht in Abrede stellen: daß aber diese Lieder sammt ihren Natureingängen dem Minnesang als Muster, als Vorbilder gedient haben sollen; daß durch sie der „plötzliche Aufbruch" der höfischen Poesie sich sollte erklären lassen — das leugne ich entschieden.

Wenn dies der Fall sein sollte, so müßten es nicht gerade die späteren Dichter sein, nicht gerade die Dichter, die sich geflissentlich

[1]) a. a. O. S. 444 f. [2]) Meyer a. a. O. S. 192 f.

der Volkspoesie näherten, wie Walther und Neithart, bei denen die Natureingänge vornehmlich sich fänden.

Daß natürlich dem Minnesinger, dem die Poesie des Volkes auch an die Ohren drang, die leichten Verse, die er gehört hatte, im Bewußtsein blieben; daß er in gleicher Weise gelegentlich auch selbst einmal sein Lied begann, obgleich er dazu gewiß der Vorlage nicht bedurft haben würde, ist ganz denkbar.

Daß aber gerade in den Anfängen des Minnesanges, also zu der Zeit, da er noch der „bäurischen Stegreifdichtung" — wie Meyer will — gleich war; da er ihre Verse noch zu Liedern zusammensetzte; da er sich, noch „die alte Art fortsetzend, langsam aus ihr erhob": daß gerade *damals* der Natureingang *selten* genug ist; daß gerade dies als charakteristisch für gewisse Volkslyriksarten Bezeichnete nicht überwiegt, sondern gleich im ersten Anbeginn dem conventionellen Frauendienste weicht: scheint mir gerade ein Beweis dafür zu sein, daß der Minnesang als Entwickelungsproduct der Volkslyrik *nicht* zu betrachten sei[1]).

Was Berger dann weiter über das „*Naturgleichniß*"[2]), über „*Mythologisches*"[3]), „*Liebesgrüße*" und „*Wunschlieder*"[4]), „*Verwünschungen*"[5]), „*Gnomisches*"[6]), „*Einzelne Bilder und Anschauungen*"[7]) und „*Rechtsalterthümer*"[8]) sagt, führt uns auch zu keinem Resultate.

Er beweist damit nur, daß der ritterliche Dichter ein Kind seines Volkes war, mit den herkömmlichen Anschauungen, den Gebräuchen und Sitten des Volkes, auch seinem Sange bekannt; daß in ihm auch der ganze im Laufe der Jahrhunderte gesammelte Schatz von Wendungen, Bildern und sprichwörtlichen Redensarten lebte; keineswegs aber, daß der ritterlichen Dichtung eine ihr ganz ähnliche Volkspoesie vorausgegangen sei (wie sie Meyer bestehen lassen will), aus deren Versen die ersten Lieder der Minnesinger zusammengesetzt seien.

Von Bergers sonstigen Ausführungen habe ich nur noch des „*Metrischen*" zu gedenken.

Wir finden bei ihm[9]) eine größere Menge von Versen der älteren

[1]) Über die Entlehnung der Natureingänge aus classischen Mustern hier zu handeln würde mich zu weit führen.

[2]) Berger a. a. O. S. 445—448.

[3]) ib. S. 449—451. [4]) ib. S. 451—453. [5]) ib. S. 453. [6]) ib. S. 457 bis 464. [7]) ib. S. 464—466. [8]) ib. S. 467.

[9]) Berger a. a. O. S. 473 ff.

Minnesinger und der CB als „stabreimende Langzeilen und Halbzeilen" zusammengestellt.

Wie er selbst sagt, will er damit darthun, daß der Sinn für die Alliteration noch nicht bei den ritterlichen Dichtern erloschen war. Er macht gar keinen Anspruch darauf, daß die angeführten Zeilen als mit den „feineren Regeln" der bewußten Kunstform übereinstimmend angesehen werden sollen; er gibt zu, daß solche allitterierenden Zeilen sich dem Dichter unbewußt eingestellt hätten. Er will nur, daß man die Thatsache bestehen lasse.

Ich muß gestehen, daß es mir recht wahrscheinlich dünkt, wenn man annimmt, daß nach der Jahrhunderte langen Übung das Ohr noch fernerhin das feine Gefühl für den Stabreim bewahrt habe; daß das Wohlgefallen an demselben gelegentlich auch zur bewußten Anwendung geführt haben mag.

In den meisten Fällen jedoch — denke ich mir — wird die Allitteration unbewußt sich eingestellt haben; recht oft auch nur auf zufälligem Zusammentreffen beruhen.

Doch selbst für den Fall, den wir übrigens kaum für sehr wahrscheinlich halten, daß die Anwendung der Allitteration zur damaligen Zeit wirklich aus bewußtem Streben hervorgegangen wäre, so würde doch dadurch nichts weiter dargethan, als daß eben eine alte, vorvornehmlich epische Kunstform noch in der Sprache sich lebendig erhalten hätte.

Was hat aber dies mit dem „plötzlichen Aufbruche" des höfischen Minnesanges zu thun?

Mir scheint, nicht das Geringste. In einer Hinsicht hält die Berger'sche Abhandlung, was sie verspricht: sie legt Beziehungen zwischen höfischem Minnesang und volksthümlichem Denken, Wesen und Dichten ganz im Allgemeinen und ziemlich ohne Abgrenzung der Zeit dar. Solche Beziehungen aber hat — meines Wissens — noch Niemand ernstlich bestritten.

In Bezug auf die Frage nach dem Ursprunge des höfischen Minnesanges bleibt uns Berger dagegen die Antwort schuldig; oder, wo er sie uns gibt, indem er sich Meyer anschließt, geschieht dies ohne innere Begründung und erwiesene Berechtigung.

Capitel IV.

Die *Carmina Burana* und ihr Zusammenhang mit dem höfischen Minnesange.

Was Meyer sowohl wie Berger durch ihre Verszusammenstellungen — wie wir glauben nachgewiesen zu haben — vergeblich als Thatsache hinzustellen versuchten: nämlich daß der älteste Minnesang als ein Entwickelungsproduct der „verloren gegangenen" Volksliebeslyrik, dieser in seinen ersten Anfängen also gleich, erst später allmälig von ihr sich abwendend, aufzufassen sei; daß wir uns demnach von dieser verlorenen Volksdichtung, oder vielmehr Volksliebeslyrik ein richtiges und ziemlich deutliches Bild dadurch machen könnten, daß wir eben den Minnesang in seiner Anfangsgestalt uns vor Augen führten: das alles soll sich endlich aus den *Carmina Burana* erweisen lassen.

In ihnen glaubt nämlich Meyer eine ergiebige Fundgrube für solche Liedlein zu besitzen[1]), wie sie ihm als Vorstufe für den höfischen Minnesang nöthig scheinen; das heißt: Lieder, Liebeslieder ähnlich oder gleich den Erzeugnissen des Minnesanges und dabei volksthümlichen Charakters.

Von den erhaltenen deutschen Strophen weist er selbst als für seinen Zweck nicht brauchbar eine Anzahl zurück[2]).

Zunächst 129[a], da es nicht lyrisch sei[3]) und auch keine lateinische Entsprechung habe[4]); ferner 98[a], 100[a], 101[a], 102[a], 103[a], 104[a], 116[a], 126[a], 132[a], 133[a]; 139[a], 143[a], 165[a], 166[a] als nicht altvolksthümlich wegen Reinheit der Reime oder Reimkünstelei; ferner 109[a], 117[a], 125[a], 140[a], 163[a] als nicht formelhaft; ferner 111[a], 124[a], 135[a], 144[a] als nicht volksthümlich wegen ihres Inhaltes; endlich 105[a] gleichfalls wegen seines Inhaltes.

Es bleiben also zunächst noch folgende mit dem Anspruche auf Alter und Volksthümlichkeit versehen übrig und kommen demnach zur Besprechung ungefähr chronologisch geordnet:

vor 1160: 108[a],
vor 1180: 112[a],
vor 1190: 127[a], 134;

---

[1]) ib. S. 177. [2]) ib. S. 179.

[3]) Wie Meyer dieses Gedicht — es ist das bekannte *Swaz hie gat umbe* — „nicht lyrisch" nennen kann, ist mir ganz unfaßbar. Sollte er vielleicht hier mit 'lyrisch ritterliche Lyrik meinen? Dann müßte ich ihm allerdings sehr Recht geben.

[4]) Er prüft nämlich die Strophen zugleich auf ihre Originalität gegenüber dem Lateinischen.

unbestimmt aber möglicherweise älter sind ferner die Strophen 107ª, 136ª; jünger, aber nicht über den Rietenburger hinauszuweisen sind 141ª, 100ª, 115ª, 142ª.

Ich beginne mit 108ª = MF. 3, 7[1]):

Were diu werlt alle min
von deme mere unze an den Rin,
des wolt ih mih darben,
daz diu chünegin von Engellant
lege an minen armen.

Meyer hält diese Strophe mit Martin[2]) „wegen der Anspielung auf die Königin von England" und „der Frechheit der ganzen Stelle zwar nicht für ein altes Volksliedchen, sondern vielmehr für die Originaldichtung eines Fahrenden[3]);

doch aus den darüber verzeichneten lateinischen Strophen 108 glaubt er eine, 108, 4, als Umbildung eines alten Liedchens erweisen zu können.

Die Strophe lautet:

Late pandit tilia
frondes, ramos, folia,
thymus est sub ea
viridi cum gramine,
in ‚quo' fit chorea.

Meyer reißt diese Verse aus ihrem Zusammenhange heraus, erklärt sie für die lateinische Umbildung eines deutschen Tanzliedchens, und das ganze Gedicht für eine Compilation.

Stichhaltige Gründe für seine Behauptung bringt er freilich nicht.

Ihm erscheint die Strophenfolge innerhalb des Gedichtes unrichtig. „Auf Frühlingseingang und Aufforderung zum Gesange folgen zwei Strophen voll Nachahmungen von Vogelstimmen; danach heißt es dann: *Pulchre cantant volucres* — eine unmögliche Zusammenfassung dieser zwei Strophen in eine Zeile. Die beste Ordnung entsteht dagegen, wenn wir Strophe 4 (Schmeller: Strophe 3) an Strophe 1 anrücken: die formelhafte Angabe des Vogelgesangs setzt den Natureingang in ganz regelrechter Weise fort." So sagt Meyer. Daß er Recht hat, glaube ich nicht.

Ich halte die überlieferte Strophenfolge für die einzig richtige. Gedanke schließt sich leicht an Gedanke: Kommt, laßt uns singen,

[1]) Meyer a. a. O. S. 180 ff.

[2]) Nach mündlicher Besprechung, wie er sagt.

[3]) Scherer, Deutsche Studien II, 7 (441).

denn Alles ist wieder grün geworden[1]). Schon in der Morgenfrühe singt die Lerche etc.[2]). Ja! die Vögel singen schön, die Erde strahlt in farbigem Glanze, von Wohlgeruch ist Alles erfüllt[3]), die Linde breitet ihre Äste aus, unter dem Grase sprießen die Blumen hervor, ein Tanz hebt sich an[4]); dazu rieselt mit lieblichem Murmeln ein Bach durch das Gras: kurz der Platz ist ganz herrlich, zumal ein sanfter Wind sich gerade recht angenehm erhebt[5]).

Was an diesem Zusammenhange nicht in Ordnung sei, in wiefern man nach Strophe 2 (bei Schmeller) „*Pulchre cantant volucres*" als „eine unmögliche Zusammenfassung" der zwei voraufgegangenen Strophen ansehen soll, leuchtet mir nicht ein, umsoweniger, da Meyer nicht ein einziges beweisendes Wörtchen seiner kurzgefaßten Behauptung anzufügen für nöthig hält.

Recht klar ist mir dagegen geworden, daß Meyers Anordnung ganz zwecklos ist und weit eher der Erklärung bedürftige Gedankensprünge zumuthet. Er will also die Strophe 3 (bei Schmeller) an Strophe 1 (also hinter *prata, rus et nemus*) angefügt haben und dann die Strophen *mane garrit alaudula* und *hirundo jam finsat* folgen lassen.

Was gibt aber das für einen Zusammenhang? Der vorhandene wird geradezu zerrissen:

Strophe 1: *Kommt laßt uns singen, Alles ist grün.*
Strophe 2: *Schön singen die Vögel, die Erde steht in Farbenpracht, Wohlgeruch überall.*
Strophe 3 u. 4: *Es singt die Lerche in der Frühe etc.*
Strophe 5: *Die Linde breitet ihre Äste aus etc. etc.*

Ich denke, das Gezwungene dieser Ordnung liegt auf der Hand. Das, was zusammengehört, Naturschilderung und Naturschilderung, Vogelsang und Vogelsang sind glücklich getrennt; das ganze Gedicht, um seinen einheitlichen Charakter gebracht, macht nun einen unfertigen Eindruck.

Und wozu das Alles? Um die Strophe *late pandit tilia* herausreißen und für Nachbildung erklären zu können. Die Strophe gehört fest in den Zusammenhang hinein. Grund, sie für Neubildung zu halten, ist nicht vorhanden.

So wenig wie *viridi gramine*[6]) etwas beweist, hat die Nennung

[1]) Musa venit — rus et nemus. Strophe 1, Vers 1—5.
[2]) Mane garrit — nemora vernata. Strophe 1, Vers 6—10 und Strophe 2.
[3]) Strophe 3. [4]) Strophe 4. [5]) Strophe 5.
[6]) Wenn Meyer übrigens selbst weiß, daß die Formel *viride gramen* sich „auch in ursprünglichen Vagantenliedern (so 65, 5)" findet, so hätte er sie nicht erst zum Beweise für den deutschen Ursprung anführen sollen. Es ist doch völlig zwecklos.

der *tilia* irgend welchen Werth, sobald dadurch Nachbildung darzuthun beansprucht wird. Man kann daraus nur erkennen, daß der Vagant nicht immer sklavisch und gedankenlos seinem herkömmlichen Phrasenschatze sich anbequemte, sondern daß er auch — was doch so ungemein natürlich ist — gelegentlich seiner Umgebung, dem Volksbewußtsein Rechnung zu tragen verstand [1]).

Nun ist freilich Meyer auch nicht entgangen, daß Strophe 2 (1ᵇ Schmeller) und 3 (2 Schmeller) nach seiner Umstellung nicht mehr in den Zusammenhang passen; darum müssen sie interpoliert sein. Es würde mich viel zu weit führen, wollte ich mich hier mit den weiteren Auseinandersetzungen Meyers befassen [2]), zumal dadurch im besten Falle nur bewiesen werden könnte, daß der Autor allerlei Reminiscenzen verwerthet, nicht aber daß er ein Tanzliedchen (nämlich v. 4) nachgebildet hätte.

Doch hätte selbst Meyer in allen seinen Behauptungen über das Gedicht 108 vollkommen Recht, was ich bestreite, so würde er damit nur die Existenz eines alten Tanzliedchens zur Thatsache gemacht haben.

Solch ein Tanzliedchen bedeutet aber nichts für die Behauptung, daß der Minnesang aus der Volkslyrik entstanden sei; solch ein Tanzliedchen hat auch mit den ältesten erhaltenen Stücken des höfischen Minnesanges nicht so viel gemeinsam, daß man sagen könnte, solche Liedlein wären die Vorstufe für eine Poesie wie die ritterliche Dichtung gewesen.

Bestritten haben wir, das sei nachdrücklich bemerkt, das Vorhandensein von Tanzliedern nirgends; im Gegentheil, wir legen auf sie einen ganz besonderen Werth, wie wir später noch eingehender berichten werden.

Wir kommen zu dem zweiten von Meyer behandelten Stücke CB. 112 [3])

Refl. floret silva undique,
nach mîme gesellen ist mir wê.
Gruonet der walt allenthalben:
wa ist min geselle 'alselange'?
Der ist geriten hinnen,
owî, wer sol mich minnen?

---

[1]) Deutsche Tanzlieder werden den Vaganten wohl auch genug um die Ohren geschwirrt sein, so daß sie ihnen die Linde geläufig machen konnten, ohne directe Nachahmung.

[2]) Ich gedenke über die *Carm. Bur.* in Kürze eingehend zu handeln.

[3]) cf. Meyer a. a. O. S. 185.

Gegen die Ursprünglichkeit der deutschen Strophe gegenüber dem Lateinischen und ihren offenbar lyrischen Charakter habe ich nichts einzuwenden.

Für entschieden im Volke entstanden kann ich die Strophe aber nicht erklären; daran hindert mich sowohl das Latein als auch die Anwendung des Verbums *geriten* in dem gegebenen Zusammenhange [1]).

Zum Beweise kann ich sie jedenfalls nicht gelten lassen.

Es folgen die Strophen 127[a] und 134[a]. Daß sie hier nicht zum Beweise angeführt werden dürfen, hat Meyer richtig erkannt. Sie stehen beide bereits vollkommen im Kreise des Minnesangs [2]).

Die Strophen 107 und 107[a] fördern unsere Untersuchung ebenfalls nicht [3]).

107[a] ist von Vornherein aus demselben Grunde, wie die vorigen 127[a] und 134[a] auszuscheiden.

Meyers Beobachtung aber, daß das lateinische Gedicht so viel Formelhaftes zeige, daß man es nicht für eine Originaldichtung halten könne, was durch eine Zusammenstellung ähnlicher Verse darzuthun versucht wird, läßt, Alles zugegeben, höchstens auf einen gewissen Formelschatz des Vaganten schließen, wie man ihn sich immerhin recht gut vorhanden denken mag, ohne daraus einen Vortheil für unsere Besprechung nehmen zu können.

In 136[a] sieht Meyer wieder ein altes Volksliedchen [4]), und zwar eines der ältesten Art. Damit hat er gewiß Recht. Wenn er aber auch diese beiden Strophen zu Überarbeitungen stempeln will, so hat er meiner Ansicht nach sich auf einen gänzlich falschen Weg begeben.

Seiner Ansicht nach hat das Lied ursprünglich nicht aus den beiden Strophen:

chume, chume geselle min, Suzer rosenvarwer munt,
ich enbite harte din, chum uñ mache mich gesunt,
ich enbite harte din, chum uñ mache mich gesunt
chum, chum geselle min. suzer rosenvarwer munt.

bestanden; ihn stört die Wiederkehr der Zeilen, obgleich er sich der Analogie Walthers (W. 87, 1) wohl bewußt ist.

Der Dichter habe sich die Reime leicht gemacht, sagt Martin; ich glaube nicht darin den Grund der Verswiederholung finden zu dürfen; vielmehr scheint mir dieser in der Melodie gelegen

[1]) cf. oben S. 122 unten. Übrigens bin ich mit der Fixierung des Gedichtes auf die Zeit vor 1180 wegen mangelnder Scheidung stumpfer und klingender Reime durchaus nicht einverstanden. Ich halte das Gedicht für viel später entstanden.

[2]) Meyer ib. S. 185—186. [3]) ib. S. 186—188. [4]) ib. S. 188—189.

zu haben und in der Bestimmung des Liedleins, beim Spiel oder Tanz von Paaren gesungen zu werden.

Gerade diese Wiederholung der Verse gibt dem Liede den charakteristischen Reiz, der es zu einem unbeschreiblich anmuthigen, schlichten Erzeugnisse der frühen Volkspoesie macht.

Durch die unmotivierte Meyer'sche Veränderung geht dieser Reiz ganz verloren. Was liegt denn wohl noch von der lockenden und fliehenden Bewegung des Spieles in der einen Strophe, die uns Meyer läßt, nachdem er beide Strophen halbiert und die Hälften zusammengesetzt hat:

Chume, chume geselle min
ich enbite harte din,
suzer rosenvarwer munt
chum und mache mich gesunt.

Der herzige Schalk, der aus jenen beiden Strophen hervorlugt, ist wenigstens glücklich vertrieben.

Ob nun Jemand sich dazu verstehen dürfte, zwischen diesem jugendfrischen Tanz- oder Spielliedchen, dieser neckischen Improvisation einerseits und dem Minnesange der ritterlichen Kreise auch mit Rücksicht auf seine ältesten Zeugnisse anderseits einen derartigen Zusammenhang zu sehen oder auch nur zu empfinden, wie Meyer es verlangt, und wie wir es von seinem einmal eingenommenen Standpunkte aus ja auch zu fordern für nöthig fanden, erscheint doch sehr zweifelhaft.

Ich kann das Gedicht nicht für unsere Besprechung gelten lassen.

Besonderes Gewicht wird auf 141[4] gelegt[1]). Es soll wiederum ein altes deutsches Volksliedchen sein[2]).

An eine Nachbildung des lateinischen Gedichtes – wie Martin – denke ich hier nicht. Eher würde mir ein umgekehrtes Verhältniß einleuchten. Ich halte das Gedicht gleichfalls für ein Originallied, und auch der Zeitbestimmung 1175–1180 habe ich nicht gerade mit ausdrücklichem Widerspruche zu begegnen.

Jedoch in einem Punkte bin ich anderer Ansicht: ich halte es für entstanden unter der Voraussetzung der Einführung und des Einflusses des höfischen Minnesanges. Das zeigt ganz deutlich der Schluß des Gedichtes:

daz sol tragen ein stolzer man,
der wol wiben dienen chan[3]).

Damit verliert das Lied aber für uns ebenfalls seine Beweiskraft.

[1]) ib. S. 189—190. [2]) cf. K. Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide S. 163. [3]) Vgl. oben S. 71.

Dies war die letzte der Strophen, von denen behauptet wurde, daß sie in ihrer jetzigen Form ursprüngliche Volksliedchen darstellen könnten.

Von den Stücken, deren Alterthümlichkeit in der vorliegenden Gestalt nicht anzunehmen ist, muß ich das erste 100ª gleich zurückweisen[1]), weil es unzweifelhaft ein Tanzliedchen ist. Beginnt es doch gleich mit den Worten:

'Springewir den reigen.'

Das folgende 115ª[2]) ist ein einfaches Frühlingslied ohne jede Hindeutung auf Liebeslyrik. Es gehört jedenfalls nicht zu der Lyrik, als deren Entwickelungsproduct der Minnesang gelten soll.

Ganz dasselbe gilt von dem Herbstliede 142ª, es hat für unseren Gegenstand keinen Werth[3]).

Somit wären wir mit unserer Besprechung der deutschen Strophen in den *Carm. Buran.* zu Ende[4]).

Ich fasse unser Resultat zusammen:

Nr. 108ª blieb unbeachtet als Originaldichtung eines Fahrenden; 108 dagegen führte uns nur auf ein Tanzliedchen; Nr. 112 glaubten wir nicht volksthümlich nennen zu dürfen; Nr. 127ª und 134ª mußten wir als nicht alterthümlich, vielmehr bereits unter Einfluß des Minnesanges stehend ausschließen; Nr. 107 wies uns nur auf einen Formelschatz des Vaganten hin; Nr. 136ª war ein Spiel- oder Tanzlied; bei dem letzten der von Meyer als alterthümlich bezeichneten Strophen: Nr. 141ª blieb uns wiederum der Einfluß des Minnesanges nicht verborgen. Von den übrigen, in der jetzigen Gestalt offenbar nicht alterthümlichen Gedichten erkannten wir in Nr. 100ª wiederum nur ein Tanzliedchen; bei dem Frühlingsliede Nr. 115ª und ebenso dem Herbst- oder Winterliede Nr. 142ª fehlt jede, auch die leiseste Hindeutung auf Liebeslyrik.

Mit einem Worte: **wir haben auch nicht eine einzige Strophe gefunden, die uns das geboten hätte, was wir suchten: ein Lied, ein Liebeslied ähnlich oder gleich den Erzeugnissen des Minnesangs und dabei volksthümlichen Charakters und Ursprungs.**

---

[1]) Meyer a. a. O. S. 191; 165ª glaube ich mit Hinweis auf Meyers Zugeständniß schlechtweg übergehen zu können. [2]) Meyer a. a. O. S. 216. [3]) ib. S. 217.

[4]) Von den übrigen Liedern sind 98, 103ª (Meyer a. a. O. S. 218) und 139ª (ib. 219) Tanzlieder; bei allen anderen liegt Nachahmung lateinischer Muster vor.

Capitel V.

Schluß.

Wir glauben im Laufe unserer vorstehenden Untersuchung nunmehr gezeigt zu haben, daß die Versuche, den höfischen Minnesang als ein Entwickelungsproduct, als die höchste Blüthe einer Volksliebeslyrik hinzustellen, nicht zu dem gewünschten Resultate geführt haben.

In den *winileodi*, den „Liebesgrüßen" und *puellarum cantica* fanden wir keine directe Vorstufe für eine derartige Dichtung, wie die ritterliche es war: *die trautliet* begegneten uns nur in den ritterlichen Kreisen Österreichs; in den „Kürenbergliedern" Volkslieder zu erblicken, wollte uns nicht gelingen; der Versuch Meyers, durch Verszusammenstellungen eine dem höfischen Sange entsprechende „bäuerische Stegreifdichtung" zu erweisen, stellte sich als verfehlt heraus; die Berger'sche Untersuchung fiel einestheils mit der Meyer'schen, anderseits bestand ein Widerspruch zwischen des Verfassers Behauptung und Beweisführung; auch die Erörterung Meyers in Betreff der *Carmina Burana* ließ uns ohne Erfolg; wir kommen somit zu dem Schlusse:

Der höfische Minnesang ist nicht als ein Entwickelungsproduct der Volksliebeslyrik zu betrachten; er hat sich nicht „zuerst noch ganz die alte Art fortsetzend", „aus der bäuerischen Stegreifdichtung" erhoben; die ihm zugehörigen Lieder sind nicht „Sträuße", die von den höfischen Dichtern einfach aus den „Blumen" der Volkslyrik „nur zusammengebunden zu werden brauchten" und zusammengebunden wurden.

Aus diesem Schlusse ergibt sich unmittelbar die Behauptung, deren Beweis zugleich in der vorstehenden Abhandlung zu sehen ist: **die dem höfischen Minnesange vorausgehende Volkslyrik trug nicht einen ähnlichen Charakter, wie die ritterliche Dichtung, vielmehr war sie ihrem ganzen Wesen nach von dieser verschieden.**

Es ist nicht der Zweck dieser Arbeit, den gewonnenen negativen Resultaten ausführliche positive Erörterungen folgen zu lassen. Was ich hinzufüge, soll nur dazu dienen, meinen Standpunkt in den hier behandelten Fragen und den sich nothwendig anschließenden weiteren deutlich zu machen und die Ansichten über die Entwickelung der mittelhochdeutschen Poesie des vorliegenden Zeitraumes so anzudeuten, wie ich sie binnen Kurzem ausführlich darzuthun Gelegenheit nehmen werde.

Daß eine reiche Volkspoesie auch die Zeit lange vor dem höfischen Minnesange belebt habe, ist genügend belegt und nicht zu bezweifeln. Gebete, Klage- und Spott-, Lob- und Schelt-, Fabel-, Räthsel-, Wunsch- und Gruß-, besonders aber Tanzlieder werden hinreichend bezeugt. Sie geben Kunde von dem poetischen Triebe, von dem poetischen Können der Jahrhunderte und ihrer Kinder. Alle Empfindungen werden in der Dichtung auch der damaligen Zeit ihren Ausdruck gefunden haben; auch die Liebe wird selbstverständlich nicht stumm geblieben sein. Wohl am meisten bei Spiel und Tanz wird sie laut geworden sein.

Daß unendlich viel verloren gegangen ist, unterliegt keinem Zweifel. Doch genug — meine ich — ist entweder vorhanden oder läßt sich erschließen, um wenigstens ein ungefähres Bild von dem uns zu gewähren, was vielleicht in reicher Blüthe vorhanden war.

Ich muß hierbei vor Allem auf die *Carmina Burana* hinweisen.

Die deutschen Strophen derselben haben wir bei Gelegenheit der Meyer'schen Erörterung bereits zu betrachten gehabt und auf die lateinischen einen Blick geworfen. Wo uns Lieder entgegentreten, die volksthümlichen Ursprungs und nicht unter Einfluß des höfischen Minnesanges entstanden sind, da erkennen wir in ihnen Tanz- und Spiel- oder Jahreszeitenlieder; selbst wo uns aus dem lateinischen Liede, ich will nicht sagen ein deutsches Originalgedicht — sondern auch nur das lebendige Bewußtsein des Vaganten, ein Kind seines Volkes mit seinem Wesen und Sange zu sein, entgegenschaut, sind es nur derartige Lieder, die uns verrathen werden.

Ich erinnere an die Strophe 108, 4, ferner an 136ª, ebenso 100ª; ferner 115ª, 142ª und füge hinzu das bekannte Gedichtchen CB. 129ª:

Swaz hie gat umbe,
daz sint allez megede,
die wellent ân man
alle disen sumer gân.

Gewiß ist in dieser Strophe eine Art Blindekuhspiel oder dergleichen zu sehen.

Solche Lieder mögen wohl „wie Sommerfäden“ auf den „grünen Wiesen, auf denen die Bauern tanzten“, umhergeflogen sein[1]); solche Lieder und wohl auch andere, wie das herzlich schlichte

Du bist mîn, ich bin dîn[2]).

---

[1]) Scherer, Gesch. d. d. Lit. S. 202.

[2]) Burdach meint von dergleichen Liedern Ztschr. XXVII, S. 345: „Sie bringt hervor und verweht der Augenblick.“ Ich glaube, damit verkennt er das Wesen der

Wäre der Minnesang aus solchen Fäden gesponnen, die an „den Schlössern des Adels“ hängen geblieben wären, so müßten seine ältesten Lieder dies verrathen. Daß dem nicht so ist, haben wir gesehen[1]).

Die höfische Dichtung ist und bleibt mit ihrem ganzen conventionellen Charakter ein Product der gesellschaftlichen Erhebung des ritterlichen Standes[2]).

Neben seiner Entwickelung und Ausbreitung lebte der Volksgesang ungestört weiter fort: in derselben Art und Weise, denselben Gattungen wie zuvor, Spiel und Tanz vor Allem bevorzugend.

Ihr Einfluß wird erst fühlbar in den Liedern Walthers, hauptsächlich aber Neitharts und seiner Nachfolger. Und was finden diese in dem Volksgesange noch jetzt, nachdem er sich ein Jahrhundert lang hätte entwickeln können, vor?

Dasselbe, was wir in den *Carmina Burana* vertreten und lebendig sahen: Spiel- und Tanz- und Jahreszeitenlieder.

Ihnen wandten sich die Dichter der sogenannten höfischen Dorfpoesie, ausgerüstet mit dem überkommenen höfischen Kunstmaterial zu.

Volkspoesie. Es ist eine von Burdach selbst nicht nur zugegebene, sondern sogar (S. 352) benutzte Beobachtung, daß in Volksliedern mehr die dritte als die erste Person sich findet, cf. das oben erwähnte *Swaz hie gat umbe* (die „Schnadahüpfle“ verwenden freilich auch oft die erste Person). Daraus folgt schon, daß solche Lieder den Charakter einer gewissen Allgemeinheit und zugleich die Fähigkeit an sich tragen, von mehreren verschiedenen Individuen angewendet zu werden. Freilich aufgezeichnet auf Pergament dürfen wir sie nicht suchen, sondern wir müssen ihre Gestalt in dem Laufe der Zeiten zu verfolgen trachten, wie sie die mündliche Tradition bewahrt hat. [Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit noch einer anderen, das Wesen des Volkes mißverstehenden Bemerkung Burdachs: „Die culturlosen Menschen haben wie die Kinder ein schlechtes Gedächtniß für die Vergangenheit.“ Und doch ist es nicht eine Behauptung, sondern allbekannte Thatsache, daß mit dem Wachsen der Cultur, mit dem Überwiegen der schriftlichen Fixierung die Abnahme der Fähigkeit, Thatsachen der Vergangenheit durch das Gedächtniß festzuhalten, Hand in Hand geht.]

[1]) Ich komme hierbei noch einmal auf die Meyer'sche Sammlung zurück. Gerade zu den in der späteren Volkslyrik so viel sich wiederholenden schlichten, herzlichen Versen MF. 3, 1 ff. fehlen die Parallelen im höfischen Minnesange; außer dem Verse bei

Veldegge: lâ mich wesen dîn | unde wis du mîn MF. 159, 9—10

bringt kein Gedicht mehr den treuherzigen Vers. Die Entsprechung

Veldegge: des sol si sîn von mir gewis MF. 64, 15

kann man bei ihrem allgemeinen Sinne nicht wohl auf Entlehnung deuten.

[2]) Positives über den Ursprung des höfischen Minnesanges zu erörtern, behalte ich mir vor. Es läßt sich doch bei genauer Untersuchung einer Lösung nahe kommen.

Es beginnt eine Zeit der Wechselwirkung zwischen höfischer Poesie und Volksdichtung. Und wenn schon vor Neithart der Einfluß des Minnesangs auf die Volkspoesie sich vereinzelt mag gezeigt haben: so wirkt er jetzt allseitig, hier und da das Gepräge dieser verändernd, allmälig sogar theilweise sie in neue Bahnen lenkend[1]).

E. TH. WALTHER.

ZUR ALEXIUSLEGENDE. II.

Im zweiten Theile meiner Arbeit[2]) will ich mich mit der von Maßmann in „Sanct Alexius Leben etc.“ Quedlinburg u. Leipzig 1843 (Band 9 der Bibl. der ges. deutschen Nat.-Lit.) als B herausgegebenen Darstellung der Alexiuslegende beschäftigen. Bisher war nur eine Hs. dieses mhd. Gedichtes bekannt, die bei Maßmann p. 68—76 abgedruckte Wiener Hs., die wir mit V bezeichnen wollen; dieselbe steht auf Bl. 243ᵃ—253ᵃ der Papierhs. Nr. XC der altdeutschen Hss. der Wiener Hofbibliothek (vgl. Hoffmann v. Fallersleben: Verzeichniß der altd. Hss. der k. k. Hofbibliothek zu Wien 1841, wo p. 176—181 die aus dem Jahre 1472 stammende Hs., allerlei, als: Gebete, Recepte, Legenden, einen Lucidarius u. s. w., am Schlusse als 14. Stück den Alexius enthaltend, eingehend beschrieben ist).

Durch die Güte des Herrn Prof. Dr. Meltzer, Directors des Wettiner Gymnasiums in Dresden, habe ich eine von diesem Gelehrten selbst genommene Abschrift einer zweiten Hs. erhalten. Über die ganze Hs. theilte mir Hr. Prof. Meltzer Folgendes mit:

„Die Hs. gehört der Kirchenbibliothek zu Annaberg im Erzgebirge an und trägt gegenwärtig die Signatur D 187. Sie ist von Papier, in Folio; die Schrift ist in der zeitüblichen Minuskel von einer und derselben Hand sehr sauber und leserlich ohne erhebliche Abkürzungen ausgeführt, und zwar *per manus Johannis Pauli notarii civitatis Misne* im Jahre 1447. Der Band enthält auf den ersten 154 Blättern vier prosaische Schriften geistlichen Inhalts. Am Ende des ersten unter diesen Tractaten ist der Name des Schreibers und die Jahreszahl nebst Datum (sabbato Divisionis apostolorum = 15. Juli),

[1]) Ich habe absichtlich bisher nicht des französischen Einflusses Erwähnung gethan, da ich nicht Behauptungen ohne Beweise — und zu solchen war hier nicht der Ort — bringen wollte. — Das was bereits über Nachahmungen deutscher Dichter aus der französischen Poesie erörtert worden ist, trifft im Grunde doch nicht die eigentliche Frage nach dem Ursprunge des höfischen Minnesanges, so daß ich mir einen Hinweis darauf glaubte ersparen zu dürfen.

[2]) Vgl. Jahrgang 33 (1888) dieser Zeitschrift, S. 181 [vgl. dazu G. Paris, Romania 18, 299. O. B.]

am Ende des vierten abermals die Jahreszahl und das Datum (feria 2ª post Sy. et Jude = 30. October) angegeben. Drei Gedichte bilden den Schluß: 1. Bl. 155ª—159ᵇ(?) Von der messe,
2. Bl. 159ᵇ—163ª de sancto Cristofero,
3. Bl. 163ᵇ—166ᵇ de sancto Allexio.“

Diese zweite Hs. heiße A.

Von einer dritten Hs. erfuhr ich aus Franke: „Veterbuch 1. Lfg., Leipzig 1880“, wo wir auf p. 38 ff. eine eingehende Beschreibung derselben finden: Franke kommt zu dem Resultate, daß die unseren Alexius als Anhang zu dem den ganzen Band füllenden „Väterbuch“ enthaltende Pergamenths. Nr. 900 der kön. Universitätsbibliothek zu Königsberg, im 15. Jahrhundert geschrieben, aus dem nördlichen Theile Osthessens stammt. Unser Gedicht, das, wie gesagt, den Schluß der Sammlung bildet, steht auf Bl. 103ª -105ᵇ. Da mir die Königsberger Bibliotheksverwaltung in zuvorkommendster Weise die Hs. zur Verfügung stellte, so war es mir möglich, das mich interessirende Gedicht abzuschreiben. Es heiße diese Hs. R. — Die Angabe Walter Müllers, Germania XXXI, p. 323, nach welcher man noch drei weitere Hss. unseres Gedichtes vermuthen müßte, beruht auf einem Irrthume, da die Königsberger Hs. des „Buches der Väter“ durchaus nicht der Hamburger, Hildesheimer und Straßburger nebenzureihen ist: die von den drei letztgenannten Hss. gebildete Gruppe des Väterbuches hat zwar auch einen Alexius, es ist das aber der von Maßmann mit E bezeichnete (vgl. a. a. O. p. 105—117).

Während V und A vollständige Texte bieten, haben wir in R, entsprechend der Eigenart oder vielmehr Unart des Schreibers der ganzen Hs.[1]) nur eine starke Verkürzung desselben vor uns: R zählt 265 Verse, gegen 518 in A und 517 in V. (Maßmann hat die in der Hs. wirklich fehlenden Verse V 144. 164. 232. 242. 426 mitgerechnet, vgl. ebenda p. 3, Anm. 1.) Der Schreiber von R eilt, damit er sein *finito libro sit laus et gloria Christo* hinter diese Legende setzen kann. Übrigens hat die große Flüchtigkeit des Schreibers wohl dem Inhalte, aber nicht der Schrift geschadet, denn diese ist sauber und klar, auf jeder Abtheilung der zweigespaltenen Seite stehen 24 Verse in schöner Schrift, die vielleicht noch auf das Ende des 14. Jahrhunderts weist.

Da bereits Franke die naheliegende Vermuthung, unsere Redaction B gehöre zum „Väterbuche“, auf Grund dichterisch-technischer Eigenthümlichkeiten, betreffend Reim und Versbau, zurückgewiesen (p. 18)

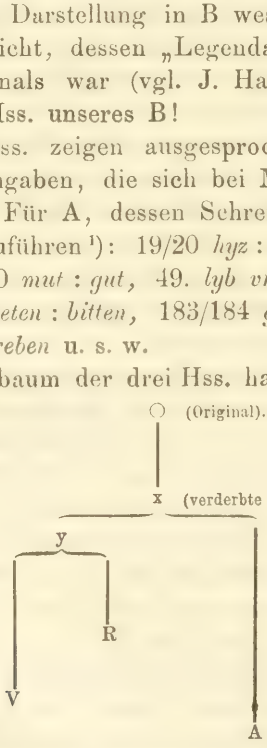
[1]) Ich verweise auf Franke p. 42.

und anderseits Jos. Haupt: „Über das md. Buch der Väter, Wien 1871“ nachgewiesen hat, daß der Alexius **E**, wenn nicht vom Dichter des Väterbuches, so doch von einem Zeitgenossen und Landsmanne desselben stammt (p. 73), habe ich auf diese Frage nicht näher einzugehen. Der von J. Haupt (a. a. O. p. 62) gemuthmaßte Grund für die Wahl von B in der Königsberger Hs. des Väterbuches ist wohl nicht zutreffend; warum sollte der kürzende Schreiber Skrupel gehabt haben, in E große Stücke fortzulassen, wie er es ja auch in B that? Da „das buch von sinte Allexio“ am Schlusse der Hs. steht, so ist wohl eher zu vermuthen, daß in seiner Vorlage ein Alexius gefehlt und er eine zufällig vorhandene Darstellung (eben unser B) vorgenommen und nachgetragen hat.

Daß B nicht etwa zu der anderen großen Sammlung von Heiligenleben, dem „Passional“ gehört, geht — ganz abgesehen davon, daß keine Hs. des letzteren dieses Alexiusleben gibt — auch daraus hervor, daß die Darstellung in B wesentlich von der des Jacobus a Voragine abweicht, dessen „Legenda aurea“ ja Vorlage für diesen Theil des Passionals war (vgl. J. Haupt a. a. O. p. 45 ff.). Doch zurück zu den Hss. unseres B!

Alle drei Hss. zeigen ausgesprochen md. Charakter: ich verweise auf die Angaben, die sich bei Maßmann p. 3 und bei Franke p. 38 ff. finden. Für A, dessen Schreiber ja notarius civitatis Misne ist, genüge anzuführen[1]): 19/20 *hyz* : *lyz*, 21/22 *geste* : *wuste*, 23/24 *gnug* : *trug*, 39/40 *mut* : *gut*, 49. *lyb vnd leit*. Ferner 123/124 *seder* : *weder*, 133/134 *seten* : *bitten*, 183/184 *gebin* (conj. praet.) : *lebin*, 397/398 *blebin* : *beschreben* u. s. w.

Den Stammbaum der drei Hss. haben wir folgendermaßen anzusetzen:



[1]) Ich citire im Folgenden nach der beigegebenen Neuausgabe von B, da Maßmann zu gewaltthätig mit dem Gedicht verfahren ist und die beiden neugefundenen Handschriften vieles zu ändern zwingen.

Also V und R bilden die eine Gruppe, A ist Vertreter einer zweiten. Diese Eintheilung gründet sich auf folgende Beobachtungen:

V und R zeigen die gleiche Verderbniß des Namens Euphemian: v. 27. *fennan* V, *femian* R, 171. *h' fennam* V, *her femian* R, 280. *h' re her femian* V. f. R., 386. *ffemiam* V (R liest den Vers anders); A liest immer *Eufemian.*

Ebenso ist für V R noch ein Fehler nachzuweisen in v. 199, wo beide *daz sibende jâr* lesen, während es nach der Legende mit A heißen muß: *daz sibenzehende jâr.* Dieser Fehler von y hat in V dann einen andern nach sich gezogen: dieses verbösert — entsprechend der Angabe in v. 199. — v. 398. *vier und drîzec* zu *vier vnd czweneczig* (*jâr*). (Vgl. auch noch unten zu vv. 107. 108).

Eine andere Gruppierung der Hss. ist nicht möglich: denn wenn wir etwa auf Grund des v. 10 und des Schlußgebetes v. 511 ff., welche beide in V stark von R A abweichen, V eine besondere Stellung zuweisen wollten gegenüber den dann zu einer Gruppe gehörenden R und A, so ließen sich die gemeinsamen Fehler von R und V bei richtiger Angabe in A nur dadurch erklären, daß ein der Legende bis aufs Einzelnste kundiger Schreiber in A den gleichen Fehler getilgt habe. Nun beweist aber die Variante von A zu v. 208 (wiederholt v. 332), daß der Schreiber nicht einmal das sprechende Muttergottesbild der Legende kennt, und wir haben demnach die oben gegebene Anordnung der Hss. als diejenige zu betrachten, die bei möglichster Einfachheit des Stammbaumes ohne Mühe die verschiedenen Abweichungen und Übereinstimmungen der Hss. unter einander erklärt.

Für eine gemeinsame verderbte Vorlage (x) aller drei Hss., welche also zwischen diese und das Original einzuschieben wäre, spricht das ganze letzte Drittheil des Gedichtes, wo die Hss. in auffallender Weise auseinander gehen, und um Einzelnes anzuführen, *vort* v. 151 in allen drei Hss., während nur *port* möglich ist, und v. 138 ff., wo die verschiedenen Hss. sichtlich einen alten Fehler der Vorlage zu bessern versuchen. (Vgl. auch zu v. 140—146. 256. 377 ff. 431. 432.)

Damit ist also für die Constituierung eines kritischen Textes der richtunggebende Grundsatz geboten: sobald A mit einem der beiden Vertreter von y zusammenstimmt, ist dieser Übereinstimmung entsprechend der Text anzusetzen.

Wie verhält es sich aber, wenn y [1]) gegen A steht?

[1]) Es ist gleich vorauszuschicken, daß bei der kläglichen Überlieferung von R öfter V für sich als Vertreter von y wird zu gelten haben: gebe ich nicht ausdrücklich die Lesart von R, so ist die betreffende Stelle in R nicht belegt.

Zur Bestimmung des Werthes der beiden Gruppen gehen wir wohl am besten von denjenigen Versen aus, die nur in einer derselben nachzuweisen sind; je nachdem sie als dem Original gehörig zu erkennen sind oder nicht, werden sie für oder gegen die sie bietende Gruppe sprechen.

An Stelle von v. 24. 25 finden sich in A folgende vor:

22. *swenne der herre daz wol weste*
23. *daz si heten alle gnuoc*]

24. V. [1]) *So gieng er hin an allen gefug* A *Daz man weder von en trug*
Er ging hen alz er wol woste
Noch alle syme luste.

25. V. *Vnd az mit dem all' erstē den er vant* *Vnd az mit den ermesten dy er fand.*

Die beiden Plusverse von A sind ohne Zweifel unecht. Eben, d. h. vv. 21. 22 begegnet der Reim *geste* : *weste*; wenn nun hier wieder der Reim mit dem gleichen Worte, diesmal aber in dialektischer Form vorkommt, so kann das nicht Arbeit ein und desselben Verfassers sein: einen solchen Grad der Geschmacklosigkeit dürfen wir keinem Dichter ohne dringendste Veranlassung zutrauen. Auch inhaltlich sind beide vv. durchaus flach und werthlos, elendes Gereimsel: mit ihnen ist auch die Variante zu v. 24 zu verwerfen, da dieselbe, an und für sich ansprechend, nicht in die Construction paßt, wenn die beiden in A folgenden gestrichen werden.

Zum Verständnisse der Lesung von v. 24 bei V möchte ich die beiden Stellen bei Maßmann p. 165 [1]) anziehen: „*sponsa pectus et genas indigne lacerabat*“ und „*sponsa quoque .. capillos indecenter evellens*“ u. s. w., aus der lateinischen Redaction A.

Der durch die ganze Art der Erziehung besonders kräftig ausgeprägte Sinn für äußere Wohlanständigkeit wurde ebenso durch den unverhüllten Ausdruck mächtiger Gemüthsbewegungen, wie durch die Vernachlässigung jener Exclusivität verletzt, welche der Vornehme, der Ritterbürtige den andern Ständen gegenüber zu wahren pflegte. Gegen den Gedanken, daß der hochgeborene Herr mit dem ersten Besten, den er findet, sich zu Tische setzte, empört sich die Wohlerzogenheit des Dichters.

[1]) Ich gebe V nach der Schreibung von Maßmann und ändere nur nach den dort unterm Drucke gebotenen Abweichungen der Hs. selbst; freilich fällt ein Vergleich der Lesarten der ersten 21 Verse mit dem auf p. 3 bei Maßmann gegebenen buchstäblich treuen Abdruck dieses Theiles der Hs. nicht gerade zu Gunsten der Zuverlässigkeit M.'s betreffs der Einzelheiten aus. Ich selbst habe mich vergeblich nach Wien wegen der Hs. gewandt. A und R werden handschriftengetreu wiedergegeben.

Die nächste Stelle, wo wiederum A zwei vv. mehr bietet, finden wir v. 106 ff.

106. V *Si sprach, daz muoz vns* A *Sy sprach daz muſs vns kundig wesin*
czukünftec seȳ.
107. *So hore libe frawe myn*
108. *Du salt kusch bis an dyn ende syn*
109. V. *Den selbigin orden wil ich tragen* *Denselben orden wil ich tragin.*

Der Zusammenhang verlangt unbedingt die beiden Plusverse in A. Wenn wir mit Maßmann v. 109 als directe Fortsetzung von v. 106 ansehen, so ist der Vers unverständlich: welchem Stande will sie sich denn anschließen? Erst durch v. 107. 108 erhält er seine Erklärung: der Mann, welcher von seinem Weibe Keuschheit verlangt, verspricht ihr seinerseits die gleiche Enthaltsamkeit.

Ein Grund für den Ausfall der Zeilen in V ist leicht zu finden. V hatte v. 106 für *wesen seȳ* geschrieben, das Auge glitt deshalb beim Hinüberblicken auf die Vorlage leicht über die folgenden zwei vv., die ja mit *sîn* schließen.

Betr. v. 117. 118 müssen wir auf die lateinische Legende Bezug nehmen; die vv. sind nur in V überliefert und lauten: (M[1]) 115. 116).

Er nam daz vingerlin von seyn' hant
Vnd gap ys der juncfrowen alzehant

Die vv. sind weder für den Zusammenhang unbedingt nöthig, noch zeigen sie besonders glatten Rhythmus; auch der hier allein belegte rührende Reim ist auffallend, aber da es ja in B lautet: „*deinde tradidit ei annulum suum aureum*“ (Maßmann p. 167 Z. 1 v. u.), so wird sich gegen die Plusverse in V nichts einwenden lassen.

Es folgt nun eine Stelle, bei welcher die Gruppe y in beiden Hss. vertreten ist.

135. *dô sie getrunken unde gâzen*
136. *unde alle in fröuden sâzen,*
137. *beidiu frouwen unde man,*
138. V *Allexius neig sein' liben brawt* R. *Allexius neik syn' brut gynk*
Vnd schit von dan *dan*
139. *Das das nymant wart gewar* *daz des nymant wart gewan* (!)
140. *Wenne seyne libe fraw clar* *wen si*[n] *lib alleyne gar*

[1]) M bedeutet im Folgenden immer die Maßmann'sche Ausgabe von V a. a. O. p. 68—76.

138. A *Do ging syne iunge brut an*
Das sy vil heiß weynen began
139. *Daz des nymant wart gewar*
140. *Wenn syn lib alleyne gar.*

Hier zeigt sich, daß y zuverlässiger ist als A. Was das letztere bietet, ist inhaltlich ganz unmöglich: wenn die Braut beim Weggange des Bräutigams angesichts aller Gäste in Thränen ausbricht, so wird doch die Flucht einfach vereitelt; warum sollte die Braut auf die theilnahmsvollen Fragen, die ihre plötzliche Trauer doch hervorrufen würde, die Ursache ihres Kummers verschweigen? Dem Schreiber A machte jedenfalls der in seiner Vorlage, wie in y schlecht überlieferte v. 138 Beschwerde, und so dichtete er keck bessernd darauf los, was ihm in die Situation zu passen schien, bekam dabei aber neben der Unwahrscheinlichkeit des von ihm Erzählten auch noch einen dreifachen Reim, deren sonst keine im Gedichte zu finden sind. Auch der Anschluß seiner Sonderverse an das Folgende ist durchaus verfehlt. Der Fehler liegt also in x, und wir werden mit y eine Besserung zu finden suchen. Da gegen eine Lesung: *Er neic der briute unt gie dan* spricht, daß Alexius doch zu lange nicht genannt ist, um ihn hier einfach mit *er* wieder einzuführen, und auch *der briute* wegen des v. 140 folgenden *sîn liep* kaum brauchbar erscheint, so wird wohl zu setzen sein:

Alexius neic und gie dan,

wennschon der Rhythmus bei der ersten Lesung glatter ist.

v. 140 ist mit AR zu lesen gegen V, das hier geändert hat. Das *lib* beider Hss. wird man wohl nicht mit *lîp* wiederzugeben haben, denn es ist doch unsinnig erzählen zu wollen, daß Alexius selbst sein Fortgehen bemerkt.

Hinter v. 140 finden wir nun einige vv., die nur in V belegt sind:

141. V *Vnt sines herzen grosse not*
142. *Silber unde ouch golt rot*
143. *Nam er vil ze siner zer*
144. *Er ilde balde uf daz mer*
145. *Daz sin der vater ich worde gewar* (bei M. v. 139—143).

𝔅 (Maßmann p. 168, Z. 4): „*post haec accepit de substantia sua et discessit ad mare*“ beweist, daß die vv. für das Original in Anspruch zu nehmen sind. Wir können Maßmanns Lesung annehmen: nur der erste Vers ist zu ändern. Dieser könnte höchstens eine Umschreibung für die Braut sein, aber diese ist ja im Verse vorher ausdrücklich genannt. Wir werden etwa lesen müssen:

des betwanc sie grôziu nôt.

oder in engerem Anschluß an die gegebene Lesart:

in sînes herzen grôzer nôt.

Der Grund, warum diese vv. in A fehlen — bei R muß man sich mit dem Factum als solchem begnügen, das seine allgemeine Ursache in der Hastigkeit des Schreibers findet — ist mit einer gewissen Sicherheit anzugeben. Der Schreiber hatte eben *gewar* : *gar* gehabt, sein Auge glitt auf das nächste *gewar* und dort setzte er die Arbeit fort. Dieses Abgleiten ist aber nur erklärlich unter der Annahme von x, welches bereits den Reimvers zum zweiten *gewar* verloren haben mußte; denn stand der entsprechende Vers noch in der allen gemeinsamen Vorlage, so ist dessen Verlust in V und A kaum erklärlich. Wir dürfen wohl die Ergänzung von M (v. 144) annehmen: 146. *als er nu quam zem urvar*, oder etwa mit Flore 3512: *als er nu quam an daz var.*

v. 166 hat in V keine Entsprechung, aber da er in R und A belegt ist, so gehört er dem Originale:

R *her duerte do leng' wen ym gezcā*

A *Er truerte do lenger wenn ym geczam.*

A muthet dem *athleta* (vgl. Maßmann p. 163 Z. 11) eine Schwäche zu, die durch nichts gerechtfertigt erscheint.

R gibt dem Gedanken Ausdruck, daß er — der Sohn des „gewaltigen und reichen" Euphemian —, wenn er schon, um Gott zu dienen, seiner hohen Stellung in der Welt entsagt habe, doch nicht immer in solch schmählicher Armuth hätte verweilen, sondern wieder in Glanz und Reichthum hätte zurückkehren sollen. Derselbe Geist spricht aus dieser Zeile, der v. 24 dem Euphemian den Vorwurf nicht ersparte, daß es gegen Sitte und Wohlanständigkeit verstoße, mit den Bettlern sein Mahl einzunehmen.

Wie im eben genannten Falle fehlt auch der folgende v. 234 in V, ist aber auch in R nicht überliefert.

230. *der liute giengen im vil nâ*

231. *unt truogen im alsô vil zuo.*

232. V	*Das ys icz en verdrocz de*	A *Daz en vorduchte do*
233.	*Er sprach h' leip daz ist ze vil*	*Er sprach leib es ist zcu vil*
234.		*Daz ich von dir nichten wil*
235.	*Ich wil euch fure ausz der vnmusz*	*Ich wil dich furen uß der maßen.*

v. 232. lesen wir wohl am besten mit A, dessen viel selteneres *verduchte* — das Mhd. Wb. gibt nur ein. Lexer zwei Beispiele — für diese Wahl spricht: *daz in des verdûhte dô* bezw. *duo*;

freilich läßt sich gegen die Lesung von V: *daz es in verdrôz dô* nichts einwenden. Und für v. 233 werden wir wohl sicher V's *her leip* in den Text aufnehmen. In dem nun von A gebotenen v. 234, den wir dem Originale zuzuweisen haben, ist außer *daz* in *des* nichts zu ändern, wenn man nicht entsprechend dem *euch* in V (zu v. 235) auch hier lieber *iu* für *dir* setzen will, was ja auch der förmlichen Anrede mit *her* mehr angemessen ist.

v. 235 ist in A sicher schlecht überliefert, V gibt wohl einen erträglichen Sinn, aber eine durchaus unrhythmische Zeile. Wir nehmen am besten einen Fehler in x an, so daß im Original gestanden hätte: *man wil iuch füeren ûz der mâze.*

Betr. des Ausfalles von v. 234 in V ist möglicherweise wieder einfach Übergleiten des Auges von „*vil*" auf „*wil*" anzunehmen, umsomehr, als ja im 13.—15. Jahrhundert im Mhd. recht häufig *uu* (*w*) für *v* = *f* geschrieben wird (vgl. Weinhold: Mhd. Gr.² §. 174).

Wir haben jetzt die Stelle v. 240 ff. zu betrachten:

240. *dâ wolde er sînen tôt emphân*

241. V *Vnd sins endes da erbeiten*

242. *Do begũde h' sin anders czu leiten*

243. A *Seet das mochte nicht geschen*

244. *in sluoc ein wint (daz sult ir spehen).*

Die Vergleichung mit B (Maßmann p. 169, Z. 3 u. 4): „*Deo itaque dispensante rapta est navis vento*" etc. gibt zu gleicher Zeit die Möglichkeit, den Sinn des nur in V überlieferten v. 242 zu bestimmen, und sichert v. 241. 242 dem Original. Schon M hat eine Besserung des ganz verderbten Verses nach B versucht, und wir können uns mit kleinen Änderungen seiner Lesung anschließen:

241. *unt sînes endes dâ erbeiten,*

242. *got begunde ez anders leiten.*

v. 243 darf wohl ohne Anstoß aus A aufgenommen werden; der Inhalt ist zwar nicht bedeutend, aber durchaus passend und sinngemäß.

Die nunmehr zu untersuchenden vv. sind für y durch V und R gesichert, fehlen aber in A.

(*einen brief*) v. 328 *daran sîn leben wart bekant*

329. R *wi daz eyn megetyn syn brut wär* V *Daz sin brut ein maget wær*

330. *vnd er eyn degen unwandel w',* *Vnd er ein dege vnwande we'.*

Wieder können wir diese vv. durch B stützen, wo es (Maßmann p. 169, Z. 25 ff.) lautet: „*scripsit per ordinem omnem vitam suam[qualiter respuerit nuptias et qualiter conversatus fuerit in peregrinatione qualiterque contra voluntatem suam redierit Romam et in domo patris sui*

opprobria multa sustinuerit." Denn durch den Satz „*qualiter respuerit nuptias*" wurde ja die Erwähnung der Braut als *maget* ganz direct veranlaßt. Die vv. sind also zu lesen:

329. *daz sîn brût ein maget wære*
330. *unde er ein degen unwandelbære.*

Zum Schluß führe ich noch die vv. 427. 428 an, die für y in Anspruch zu nehmen sind, da sie sich in V finden: (M. 421. 422)

423. *Si zestorte ir frewlich gebende*
424. *Ir czoppe beyde nā yn dy hende.*

Ein Vergleich mit der Darstellung in B (Maßmann p. 170, Z. 11 v. u.) „*Mater vero ejus haec audiens quasi lenena rumpens rete ita scissis vestibus exiens coma dissoluta ad coelum oculos levabat*" zeigt uns, daß die beiden vv. dem Originale zuzuweisen sind.

Das bisher Gebotene genügt wohl, um darzuthun, daß im Allgemeinen y vor A den Vorzug verdient: y stellt eine bessere, vor allem eine vollständigere Hs. dar. Freilich fehlen einzelne Verse in V; das haben wir aber wahrscheinlich — mehr dürfen wir, da ja R bei seiner großen Lückenhaftigkeit uns oft im Stiche läßt, nicht sagen — V allein zuzuschreiben (siehe o. zu v. 166), für dessen Auslassungen sich zumeist ein bestimmter Grund angeben läßt.

A hat sich nicht frei von Interpolationen und von — wenig glücklichen — Besserungsversuchen gezeigt: ich führe hier noch eine recht auffallende Stelle dafür an. v. 208 und dementsprechend v. 332 lesen die beiden Vertreter von y, bezw. V allein:

208. R *do rief eyn bilde lut' styme.* V *Do rief ein bilde mit lawter styme.*
332. V *Vnt wy ym des bildes hulle was,*

also entsprechend dem Codex der Legende, in die bereits der byzantinische Bearbeiter das sprechende Muttergottesbild eingeführt hatte. A verwässerte diese directe Beziehung auf die Legende zu den vv.

Do riff dy gotis stymme, bezw.
Wy em gotis hulffe wart bereit.

Außerdem aber zeigt A auch einige Lücken.

Ehe wir zu der Frage übergehen, welcher Hs. wir bei völligem Auseinandergehen der Lesungen zu folgen haben, ist noch auf einige Sonderverse, bezw. wohl besser Sonderzeilen in V und in R hinzuweisen.

Die in V nach v. 426 *Si sprach: nu ist mîn ungemach*
stehende Zeile *Vil gar czu irgangin*
ist nur hier belegt und ermangelt auch in V selbst des entsprechenden Reimverses. Wenn wir nun nicht wegen dieser einen Stelle —

bei A erwies sich die eine Stelle nach v. 24 von selbst als Interpolation — annehmen wollen, daß in V interpoliert oder doch herumgebessert sei, so müssen wir sie in eine brauchbare Form zu bringen suchen. Es wäre also etwa zu lesen:

harte gar ergangen.

Schon x muß dann den zugehörigen Reimvers verloren haben.

Für R haben wir allerdings nur im letzten, überhaupt stark verderbten Drittel des Gedichtes die Thatsache festzustellen, daß es eine Reihe von Sonderversen bietet, die aber entweder sicher unecht oder höchst verdächtig sind: Für den bereits angegebenen

v. 328 *daran sîn leben wart bekant,*

— V und A lesen fast gleich — hat R gesetzt:

d' brief d' waz geschriben so,

was natürlich, da der Reim fehlt und V und A zusammenstimmen, zu verwerfen ist. Die ganze Stelle in R:

d' brief d' waz geschriben so *vnd ouch diz alwar*
wi daz eyn megetyn syn brut wár *ganczer vier vnd drisic iar*
vnd er eyn degen vnwandel w' *hatte er di almuzē numen*
biz zcu dem tode waz kumen,

ist aus zwei verschiedenen Theilen des Gedichtes, v. 328—330 und v. 397—400, zusammengesetzt und nach Wortstellung und Rhythmus für Prosa zu halten.

Statt v. 366. *der iuwern tranc unde iuwer brot*
367. *sibenzehen iâr hât gnomen,*

wie A und — mit unwesentlichen Abweichungen — V liest, steht in R:

der sibenczen almuze genuñ hot,

was natürlich ganz verderbt ist, zumal der Schreiber *hot* mit *tôt* von v. 365 reimen zu wollen scheint.

Einen eigenen Zusatz (zwei vv. für einen des Originals) finden wir an der Stelle von

v. 394. *dirre heilec man ist iuwer kint*

— so im Wesentlichen nach V, A stimmt bis auf das fehlende *man* mit V überein —; R liest hier:

iz ist Allexi di liber dy son
dem dyn alemuze ist geton;

der Reim *son* : *geton* sagt genug!

Einfach Unsinn ist die Zeile nach v. 408:

408. *er hete leide unt unsinne*

— nach V, R; A weicht etwas ab —. R fährt dann fort:

durch den lieblich mynne.

Gegen Ende des Gedichtes faßt also den kürzenden Schreiber von R, bezw. seine Vorlage, die Laune, das Gedicht noch zu erweitern. Auch nach v. 434:

daz ir beginnet mit mir weinen,

dem in V und A auch ein Reimvers mit gutem Sinne nicht fehlt, liest R wieder ganz unverständig:

meynes liben kyndes reynen
den tot vnd elenedeschaft (!)
d' hat v' lorn syne craft.

Der erste Vers, der an sich brauchbar und gut ist, wird durch das Zusammenstimmen von V und A dem Originale mit Erfolg streitig gemacht, der 2. und 3. bilden wieder eine ganz unglückliche Zudichterei eines Schreibers, der denn auch noch nach v. 522, am Schlusse des Gebetes, eine Probe seiner poetischen Begabung liefert mit den folgenden vv., die eine Beachtung nicht verdienen:

521. *der ein ungemachez leben*
522. *kan um lange fröude geben*]
als dirre selig mensche tet
syn hulfe keyn gote
wegen syn heileges gebet.

— Der Rubricator hat diesem Zusatze dadurch eine treffende Censur ertheilt, daß er den letzten Vers roth ausgestrichen hat. —

Also R's Plusverse sind sammt und sonders werthlos und dem Originale abzusprechen.

Von V ist noch eine Stelle nachzutragen:

v. 490. *darzuo half der bâbest sêre*;
491. V *Daz ez also wol czam,* (falls M mit Recht die Va-
492. V *Daz ez dem heiligen zam,* riante zu V 489 gibt).

491. 492 fehlen in A und R, geben aber einen ganz verständigen Sinn — mit der Änderung von M.[1]) —, und so sind sie wohl dem Originale zuzuweisen.

An Stelle dieser zwei vv. finden wir in A wieder einen Besserungsversuch:

Das noch alldo gecziret steet,
Do manch hundert menschen hen geet,

und alsdann

493. *Do lyt syn heiliger lip begraben.*

[1]) Vielleicht lesen wir besser:

daz es alsô vollequam,
daz ez dem heiligen zam.

Der Sinn wird dadurch etwas weniger flach und die Verse glatter.

Die ersten beiden vv. sind nicht nöthig, und der zweite mit seinem Singular des Verbs nach *manch hundert menschen* wenig ansprechend, außerdem unrhythmisch: da wir bei A bereits einmal eine Interpolation fanden (vgl. Variante zu v. 24), so setzen wir am besten diese beiden vv. dem Interpolator auch auf die Rechnung. Anders verhält es sich mit dem dritten v., der freilich auch nur in A belegt ist, aber dessen Reimvers 494:

welch lôn sol nu diu sêle haben

auch in V vorliegt. Wir haben bei V Auslassungen constatiert; hier verlangt der Gegensatz zu *sêle* dringend den in A erhaltenen Vers, der also dem Originale angehört.

Es ist nun noch die Frage zu untersuchen, welcher Hs. wir den Vorzug zu geben haben, wenn keine Übereinstimmung unter den dreien, bezw. unter zweien von ihnen herrscht. Nach dem bisher Gefundenen ist es klar, daß es sich dabei nur um V oder R handeln kann; A hat ja nachweislich den mindest getreuen und zuverlässigen Text, was natürlich nicht ausschließt, daß ihm in einzelnen Fällen, wie z. B. in v. 160. 161, der Vorzug vor V R gegeben werden darf.

Trotz der ausführlicher dargelegten Mängel von R ist nun sicher diese Hs. diejenige, die in vielen Fällen noch Älteres bietet, während in V und A öfter moderne Formen eingedrungen sind; so z. B. ist R noch völlig frei von dem Gebrauch von *ze* (bezw. *zu*) beim Infinitiv, das bei V und A nicht selten begegnet, wo der Rhythmus deutlich zeigt, daß es fehlen muß, vgl. zu v. 110 (V), 216 (V, A), 224 (V), 268 (V, A), besonders auch zu v. 183, wo A den bloßen inf. der Vorlage als conj. gefaßt und demnach den Vers gebildet hat:

Daz sy em das almosin gebin : lebin.

V ist gerade, was Syntax betrifft, noch weniger treu als A; ich verweise dazu auch auf v. 84:

Der herre seynē sune hiez,

wo *sune* wohl deutlich für den dat. spricht, den Maßmann auch in den Text aufgenommen hat — R und A haben richtige Lesung[1]) —, ferner auf v. 251: *Ich wente ich sulde also irsterben,*

wo A und R den einfachen inf. bieten; auf v. 299:

Vil manege schande die er leit,

statt dessen in A steht:

Vil mancher schande er do leyt.

Von einzelnen Wörtern und Wendungen, die in R erhalten sind,

[1]) *heizen* mit dat. ist unanstößig, vgl. Ztschr. f. d. Phil. XII, 217. O. B.

während sie in A oder V, oder in beiden durch jüngere, den Schreibern geläufigere ersetzt wurden, führe ich folgende an:

v. 46: *daz wart also vletic synt* gegen
A *Daz wart en also lobelich sind* und
V *Daz wart in gegeben sint.*

v. 89: *ze bette quam* mit A gegen *für daz bette* in V.

v. 127. 128: *nu enwl ich nym'me gedagen*
ichen welle schrien vñ clagen.

V und A haben in v. 128 den nicht verneinten ind. *wil*, und man muß zugeben, daß derselbe durchaus gut und richtig ist. Indeß hat doch gerade die eigenthümliche Construction in R ihren Reiz, wennschon sie wohl zu den allerseltensten gehört. Kinzel führt in seinem Aufsatze: „Zur Charakteristik des Wolfram'schen Stils" Zs. f. d. Ph. V p. 5 ff. *gedagen* zwar nicht unter denjenigen Verben auf, bei denen Wolfram antiphasis liebt, aber es ist wohl nicht schwer, dieses *gedagen* so zu erklären, daß die specielle Beziehung, welche ein *vermîden, verbern, vergezzen* u. s. w. hier auf das Reden hat, durch *gedagen* ausgedrückt ward. Daß unserm Dichter die antiphasis durchaus geläufig war, geht besonders aus v. 294. 295 hervor:

sîn phlegeman des niht vergaz
er enbrœhte im sîne phründe dar,

wo freilich auch wieder nur R den negierten conj. bietet gegen A und V.

v. 131: *des morgens do der tag ufbrach* gegen *anbrach* in A und V.

v. 159: *den lichtenlozen syn rotes golt* gegen *blinden* in A und V.

v. 170: *her volgete syñ selden strazen*; V liest auch ganz gut *Vñ volgete einer tiuren strazen*, aber R ist unvergleichlich besser. A hat die Stelle ganz verwässert: *Er volgete syner straßen.*

v. 208: *do rief eyn bilde lut' stymc* gegen V *mit lawter stymc*, A hat wieder geändert.

v. 268: *do begonde er weyn sa czuhant* gegen V und A. In den folgenden sechs Stellen bietet R mit V, also y, gegen A das Richtige: v. 72: *holte*, v. 204: *ruogte*, v. 276: *aenic*, v. 290: *leides vil*, v. 341: *karfrîtage*, v. 468: *wie!*

Wir haben demnach als Grundsätze für die Gewinnung eines kritischen Textes von B die folgenden erhalten:

1. Stimmt A mit einem Vertreter von y, sei es V oder R, überein, so ist diese gemeinsame Lesung anzunehmen (doch s. 4.).

2. Stehen sich die beiden Gruppen y und A gegenüber, so verdient fast durchgängig y den Vorzug; die Annahme des Textes von A in solchem Falle bedarf besonderer Begründung z. B. durch das lateinische 𝔅.

3. Liest jede der Hss. verschieden, so ist in erster Linie auf den Text von R Rücksicht zu nehmen.

4. Die Übereinstimmung von V und A beweist noch nichts gegen R, wenn es sich um in jenen beiden vorliegende Modernisierungen des Ausdruckes u. dergl. handelt.

5. Alle vv. in V sind echt; R zeigt einige unbrauchbare Reimversuche eines Schreibers im letzten Drittel des Gedichtes und A ein paar leicht erkennbare Interpolationen.

6. In allen Fällen, wo y nur durch V vertreten wird, ist zuerst mit der Lesung von V ein Versuch zu machen: oft bietet allerdings auch A in einem solchen Falle den bessern Text.

Vergleichen wir den so gewonnenen Text mit dem bei M gebotenen, so fällt die außerordentlich starke Zahl viermal gehobener klingender Reimpaare auf. Maßmann ging von der Meinung aus, daß die beiden in der Darstellung der lateinischen Redaction 𝔄 folgenden deutschen Gedichte A und B in der ungefähren Zeitfolge vor diejenigen zu stellen seien, die den Text der lateinischen Redaction 𝔅 bieten (vgl. a a. O. p. 1).

Ich muß es mir versagen, an dieser Stelle den Nachweis zu versuchen, daß das deutsche A mit seinen vocalisch unreinen Reimen (besonders zwischen langem und kurzem Vocal im klingenden Reime), mit seinen starken Apokopen, mit seiner großen Anzahl viermal gehobener klingender Verse wohl schwerlich dem 12. Jahrhundert angehört, sondern eher der zweiten Hälfte des 13. zuzuweisen ist: jedenfalls aber kann man, auch ohne diesen Beweis erbracht zu haben, behaupten, daß Maßmann sich von seiner einmal vorgefaßten Ansicht auch bei der Construction des Textes von B hat leiten lassen. Daher erklärt sich die unbedingte Scheu vor dem viermal gehobenen Verse mit klingendem Ausgange, den ihm seine Wiener Hs. oft genug nahe legte: B sollte möglichst den Stempel des Alterthümlichen oder doch des Nichtjungen erhalten.

Wenn wir ohne Voreingenommenheit jeder Art an die Gewinnung des Textes gehen, zeigt sich, daß ungefähr ein Fünftel aller Reimpaare bei vier Hebungen den von Maßmann verpönten [1]) klingenden Ausgang haben; hingegen sind für den dreimal gehobenen Vers mit klingendem Ausgange nur sehr wenige sichere Beispiele zu erbringen, nämlich nur vv. 163/164. 177/178. 219/220. 251/252. 427. 479/480.

---

[1]) Schon Franke hat in seiner Arbeit (p. 18 und 19) auf die von M. gewagte Vergewaltigung des Textes hingewiesen.

Die Reime des Gedichtes sind verhältnißmäßig rein: einzig auffallend ist wirklich nur 13/14 *geviel* : *enthielt* — denn vv. 14. 15, die beide nur in V und A und nur in mangelhafter Gestalt überliefert sind, können doch allein einen Sinn geben, wenn wir mit antiphasis lesen:

ouch pflac er daz er sich niht enthiel(t)
erne machte die armen dicke frô —.

Da nun Abfall des auslautenden *t* im md. beliebt ist (vgl. Weinhold Mhd. Gr.[2] § 200 — p. 194 zwei Beispiele dafür nach *l* —), so ist uns bereits ein Anhalt für den Dialekt des Dichters gegeben [1]). Md. ist auch das zweimal im Reime auf *gezogen* belegte *gepflogen* (v. 73/74 und v. 363/364) leichter zu erklären. Denn die Analogieform *gepflogen* [2]) ist entschieden in Mitteldeutschland früher und öfter nachweisbar als in Oberdeutschland (vgl. Weinhold a. a. O. § 348); das mhd. Wb. bietet freilich nur drei o b d. Beispiele dafür.

Aus md. Dialekt erhalten auch die Reime *gebet* : *anetrit* 201/202 und *gebete* : *anetrite* 217/218 ihre Berechtigung. *anetrit stm.* Tritt, Stufe, Schemel ist im Mhd. Wb. als in Ehingen belegt angegeben, bei *anetret* stehen unsere beiden Stellen: wir haben hier den im md. so häufigen Wechsel zwischen *ë* und *i* anzunehmen.

Die Reime *gên* : *flên* 83/84[3]), *gân* : *emphân* 57/58, *stân* : *emphân* 239/240, *emphî* : *dâ* 187/188, (*al*)*dâ* : *nâ* 229/230, 315/316 und 513/514 sprechen sicherlich nicht gegen einen md. Verfasser, in dessen Dialekt solche Contractionen viel häufiger waren, als im obd. Aus dem Versinnern führe ich noch an: 79. *trûte* für *trûwete*, 303. *spîten* für *spîeten*, 489. *bân* für *bûwen*; diese drei contrahierten Formen sind wir durch den Rhythmus gezwungen anzusetzen. Ebenso sind die Bindungen *stille* : *willen* 95/96 und 263/264 und *ende* : *henden* 453/454 bei einem md. Dichter eher zu vermuthen, als bei einem obd., freilich könnte *henden* (für *hende*) 454 erst vom Schreiber stammen.

Von sonstigen Reimen ist noch bemerkenswerth: *gap* : *ap* 167/168, ferner *rêht* : *gesleht* 69/70, *man* : *hân* 269/270, *an* : *Eufemiân* 279/280, *Laterân* : *man* 347/348, aus denen allen sich nichts Weiteres schließen läßt.

Der Reim *herren* : *êren* 31/32 ist md. durchaus ohne Anstoß, freilich begegnet er auch im obd.

---

[1]) Ein *hiel* für *hielt* scheint mir äußerst zweifelhaft, so lange nicht andere als Reimbelege vorliegen. O. B.

[2]) Sollte dies nicht die alte lautgesetzliche Form sein? O. B.

[3]) Aus dem Schlußgebet ist noch nachzutragen, v. 517/518: *ergên* : *flên* mit R, während A *geschên* : *flên* bietet. V hat, wie wir sehen werden, ein anderes Schlußgebet.

Die Form *duo* für *dô,* im Reime auf *zuo* (231/232. 261/262. 287/288) ist md. ebenfalls beliebt (vgl. Weinhold a. a. O. § 139). vv. 335/336 sind wohl am besten mit Apokope zu reimen nach V, denn intervocalisch reimen *s* und *z* im md. nicht, also *spîs* : *flîz.*

Zum Schlusse führe ich aus dem Gedichte selbst noch eine Reihe von Ausdrücken an, die entweder speciell md., oder doch md. häufiger als obd., für den md. Ursprung des Gedichtes sprechen, das uns ja auch nur in drei md. Hss. überliefert ist.

v. 70. *frîete.* nach dem Mhd. Wb. nur in md. Denkmälern belegt, ebenso nach den im Lexer gegebenen Stellen, vgl. auch DWB IV, I 105.

v. 79. *trûte;* die für dieses Wort [1]) im Mhd. Wb. gegebenen Beispiele stammen aus dem md. Passional und Hermann v. Fritslar; der Beleg aus M. S. H. 3, 75[b] beweist nichts für obd. Gebrauch, denn die das Wort bietende Strophe nr. 38 ist als Randschrift bezeichnet, und Zingerle spricht in seiner Ausgabe des Friedrich von Sonnenburc dem Dichter auch diese — nur in der Jenaer Hs. überlieferte — Strophe ab.

v. 129. *anderweide* (vgl. z. B. Weinhold a. a. O. § 339).

v. 499. *erkreic.*

v. 502. *guoter* im Reime, also durchaus gesichert, st. Form des masc. für das ntr. (vgl. dazu z. B. Das hohe lied des Brun v. Schonebeck von Arwed Fischer (Germanist. Abhandl. v. K. Weinhold VI) p. 41). [Vgl. Literaturblatt 1877, Sp. 7. O. B.]

Aus allem Angeführten ergibt sich wohl so viel, daß wir das Gedicht mit Recht in das Gebiet des Md. weisen werden; eine genauere Localisierung ist nicht möglich, ebensowenig wie eine genauere Datierung. Jedenfalls dürfte der Dialekt des Verfassers dem ostfränkischen nicht zu ferne gestanden haben. (? O. B.) Unmöglich freilich ist es auch nicht, daß wir ihn mehr nach Norden, unter den Einfluß niederdeutscher Sprachgesetze, zu verlegen haben. Ich verweise auf die interessanten Formen in R: 70. *slecht* für *gesleht.* 217. *bete* für *gebete* (auch 344. *schach* für *geschach*), durch die allerdings der Versbau an den betreffenden Stellen bedeutend gewinnt, und nach deren Analogie man dann etwa auch in 73. *pflogen* für *gepflogen.* 201. *bet* für *gebet.* 359. *bôt* für *gebôt.* 380. *stalt* für *gestalt* zu setzen versucht sein könnte, um die Überlastung der letzten Senkung zu vermeiden. [*bit* 306 ist wohl = *bît* d. h. *bîret,* weist also auf das Nd. O. B.]

[1]) In der Bedeutung „ehelich zusammengeben".

Gleich im Anschlusse hieran bemerke ich, daß der Rhythmus sonst im Allgemeinen ein glatter ist. Ausfall der Senkung begegnet noch öfter (vgl. 9. *sûdín.* 34. *trûrén.* 55. 199. *jâr quám.* 63. *geístliche.* 65. *zwéinzígest jâr trát.* 138. *Aléxius néic únt gie dán.* 158. *krúmbén.* 346. *ein ándér.* 348. *heílígen* u. s. w.).

Synkope findet sich in den gewöhnlicheren Formen gar nicht selten, so z. B. fällt das *e* der Vorsatzsilbe *ge-* und *be-* vor *n, m, l, w* häufig aus (vgl. 23. *gnuoc.* 54. 80. *gnant.* 105. *gnesen.* 145. *gwar.* 157. *gwant.* 352. *gmeine.* 395. *bliben* u. s. w. Auch in Flexionssilben finden wir bei Nachbarschaft von *n, r* Synkope des *e* vgl. 8. 16. 29. *wârn.* 180. *sînn.* 265. *mînn.* 411. *míns.* 496. *mêrt.* Vgl. auch 79. 377. 443. *bâbst.* 258. *phennings.* 306. *kriucht.* 352. *frâgten.* 355. *gîft.* 380. *endlîch* u. s. w.

Apokope begegnet in den Formen wie 207. *zittert.* 215. 350. *wundert.* 342. *minnert.* Ferner in *sîm* 173. 217. 379. *eim* 341. und in der adv.-Endung *liche:* 418. *bermlich.* 505. *stæteclich.* 520. *kluoclich.*

Für Überfüllung der Senkung sind die schwersten Fälle

195. *jâre ze jâre,*

198. *quáeme ze gúote.*

wo man auch an Apokope denken könnte, ferner die oben erwähnten Fälle (v. 70 u. s. w.), dann etwa

2. *wólen ein hérre ze R.* 25. *áz mit den êrsten.*

108. *kúósche biz án.* (*unz* begegnet nie im Gedichte, deshalb ist auch wohl hier die naheliegende Besserung nicht gestattet.)

176. *quâmen die knéhte.* 188 *liézen in dâ.* 201. *kírchen an sín.* 216. *sliezen begán.* 271. *êre so íz.* 274. *vergízzestu díner.* 276. *lánge sol ích* (vgl. 442). 286. *ántlitzes bílde* (wo vielleicht auch *sín* im Verse zu streichen ist). 291. *tréppen begúnde.* 303. *âf in unt spíeten.* 323. *stérben am drítten.* 353. *móhte gesín.* 375. *kúnde mit állen.* 508. *víere ze hímel.* 514. *líbe die sêle.*

Man sieht, die meisten dieser Fälle, die ich vollzählig gegeben habe, sind durch die Annahme von leichten Synkopen u. dergl. ohne Mühe zu entfernen [aber unnöthig. O. B.]

Über den viermal gehobenen Vers mit klingendem Ausgange habe ich bereits oben gehandelt: Beispiele finden sich so zahlreich, daß es nicht lohnt, einzelne aufzuführen.

Ebenso macht der Dichter ausgiebigen Gebrauch vom zweisilbigen Auftacte, der einige Dutzendmal begegnet, ich verweise auf Fälle, wie v. 65. 199: *do er anz.* 85. 92. 102. 108. 163. 178. u. s. w.

Zum nachstehenden Texte habe ich zu bemerken, daß ich in den Lesarten selbstverständlich nicht alle orthographischen Abweichungen der Handschriften gegeben habe. Im Übrigen ist bei der späten Entstehung der Hss. nicht zu verwundern, daß in der Flexion durchaus nhd. Formen herrschen, auch in R, das freilich sonst noch einiges Ältere erhalten hat, z. B. v. 99 *swaz*, ferner einige Male *da*, während in V und A *do* und *da* ungeschieden als *do* geht.

Im letzten Drittel habe ich mich zu einigen Anmerkungen veranlaßt gesehen, da die betreffenden Stellen im zweiten Theile meiner Arbeit — um ihn nicht zu breit werden zu lassen — keine Besprechung finden konnten.

Über die Beibehaltung des auslautenden *e* (vgl. 3/4. 29/30. 71/72. 209/210. 227/228. 311/312. 329/330. 351/352. 389/392. 413/414. 449/450. 461/462) ließe sich vielleicht streiten, zumal ich v. 335/336 *spîs* : *flîz* (dat.) angesetzt habe und auch 101. 102 *reht* (adv.) : *kneht* steht (69. 70 könnte man ebenso gut *rehte* : *geslehte*, wie *reht* : *gesleht* lesen); indeß glaube ich, würde die Streichung des auslautenden *e* nach langer Silbe dem Gedichte einen so jugendlichen Anstrich geben, wie er ihm nach allem Übrigen (vgl. nur die nicht geringe Zahl der Fälle, wo wir Ausfall der Senkung feststellten) nicht zukommt, und ich habe deshalb mich nicht zur Streichung des *e*, das in den Hss. bald erhalten ist, bald nicht, entschließen können.

Über die Hss. selbst ist noch nachzutragen, daß die einzelnen Versanfänge in allen durch große Buchstaben hervorgehoben werden.

In eime buoche man uns las,
daz wilen ein herre ze Rôme was,
gewaltec unde vollen rîche,
er lebete schône unt tugentliche.
driu tûsent dienten ime für
nach sînes herzen willekür,
swaz er si hiez unt gebôt.
ir gürtel wârn von golde rôt,
al ir gewant was sidin,
er tete in lôn mit triuwen schîn.
dâ bi hete er solhe tugent,
daz sîn alter unt sîn jugent
den gerehten wol geviel.
ouch pflac er daz er *sich* niht ent hiel(t),
er*ne* machte die armen dicke frô:
drî tische wârn gesazt alsô,

Überschrift: f V.. daz buch von sinte Allexio *R*, de sancto Allexio *A*. 1 ich daz laß *A*. 2 [wilen] *A*. d. hy vor czu rome e$\bar{y}$ h. w. *V*. 3 [vollen] *AV*. 4 des lebins sch. *V*. [schône unt] toguntlichen *A*. 5 man dinten yn v. *V*. man di *R*. dry hundert *A*. 7 en gebot *V*. 8 w. en vor g. *V*. 9 w. edil vnd s. *V*. 10 l. vnd hulffe sch. *A*. do worn sy gepreyset eyn *V*. 11—26 f. *R*. 13 d. g. lûten *A*. 14 ouch phag h^{t} das das h^{t} nicht hil *V*. o. tat er [sich] *A*. 15 [ne] *VA*. 16 beleyt *A*.

daz man die spîse muose reisen,
(*mit* M)
der ein der diente den armen weisen,
der ander den witewen, als er hiez,
der dritte des rehten niht enliez:
dar sazte er pilgerîn unt geste.
swenne der herre daz wol weste,
daz sie heten alle gnuoc,
sô gienc er hin âne allen fuoc
unde az mit dem êrsten, den er vant:
dar was sîn diemuot gewant.
Eufemiân hiez er mit dem namen,
Aglais sîn wîp mit grôzen schamen.
geistlîcher liebe wârn si rîche,
sie lebeten beide tugentlîche.
sîn hof stuont mit grôzen êren,
iedoch gebrach dem selben herren
eines schatzes. des er leit gewan.
wie dicke er trûren began
unt sîn schœne frouwe ungespart,
daz ein kindlîn in niht wart!
des hete er dicke swæren muot.
er sprach: „waz sol mir al mîn guot,
silber, golt unt richiu wât,
sint unser ger niht enhât
eines erben, der daz guot besitze."
des trûreten alle sîne witze
unt sîner frouwen ouch alsam.
sie bâten dicke, als in wol zam,
daz in got bescherte ein kint;
daz wart in alsô vlætec sint.
daz si liebe unt leide an im sâhen.
dô die ammen des verjâhen,
daz daz kindlîn wart geborn,
dô zegienc sîn trûren unt sîn zorn
unt sîner frouwen ouch alsô:
ir beider herze daz wart frô.
er liez ez toufen alzehant,
Alexius wart sîn name gnant.
do er in daz sehste iâr quam,
daz im diu lêre wol anzam,
er liez in zuo der schuole gân.
dô begunde er an sîn herze emphân
sô grôzen sin al ungespart,
daz er der schrift so wîse wart,
daz er die werlt begunde hazzen
unt solhe liebe zuo im vazzen,

17 setczin *V*. neysen *A*. 18 dem a. weyszē *V*. eyne [der] *A*. 21 dorobʿ satczte her dy pilgerā v. g. *V*. der erste der p. v. der g. *A*. 22 wenn denn das d. h. wuste *A*. 23 alle hatten *A*. 24 gefug *V*, für diesen Vers liest *A*: daz man weder von en trug | er ging hen alz er wol woste | noch alle syme luste. 25 d. allʿ c. *V*. den ermesten dy *A*. 26 dorczu w. em s. mut g. *A*. 27 fennan *V*. femîan *R*. by d. n. *A*. 28 Agles *V*. Aglas *A*. Agalest s. w. genamen *R*. 31—36 f. *R*. 32 ydoch zo g. d. selbigȳ h. *V*. 33 syns sch. daz *A*. 34 vil d. *A*. 35 [unt] .... al ungesp. *V*. 36 daz in nie kein kint w. *V*. 37 [hete] *R*. hatten sy *A*. 37. 38 *in R umgestellt*. 38 [al mîn] *R*. m. groz g. *A*. 39 s. unt g. u. r. war *V*. 40 sint daz *R*. sit daz er vnser nichten h. *V*. sint mir got nicht gefüget h. *A*. 41 eyn erbe *R*. ein e. d. d. riche b. *V*. eynen e. d. min g. b. *A*. 42 witczin *V*. truren mir alle myne w. *A*. 43 min fr. *A*. [ouch] *V*. 44 baten beide als *V*. als dicke boten als *R*. geczam *A*. 46 [in] *R*. in gegeben s. *V*. also lobelich s. *A*. 47 leit vñ lib *R*. 48 daz v. *V*. das vernamen *A*. 49 do daz *AV*. 50 daz vorging s. tr. unde z. *V*. 51 rehte also *V*. 52 herze warn *A*. 53 tewfin? *V* (*nach M*). hyß touffen den son zcuh. *A*. 54 w. her gen. *R*. was *VA*. Allexius *alle drei Hss., und so immer*. 55 an daz *A*. 57 zeur sch. *R*. do liez ern *V*. 58 in sin h. *V*. begondes an *R*. so begunde an *A*. 59 grose synnē *V*. syn so ung. *A*. 60 daz is *R*. 61 czuh *VA*. daz is gegunde di wʿlt h. *R*. 62 [unt] al sulche *R*. l. ym czu f. *V*. an sich v. *A*.

die man heizet geistlîche minne.
got gap im solhe sinne.
Do er anz zweinzigest jâr trat,
sîn vater in mit worten bat:
„sun, du solt ein megetîn nemen,
diu dir künne wol anzemen
unt dir an êren füege reht".
dô frîete er im ein keisers gesleht,
schœne, züchtec unde rîche,
unt holte si im tugentlîche,
daz grœzer fröude nie wart gepflogen.
Alexius was alsô gezogen,
er wolde den vater niht betrüeben
noch sînen willen an im üeben.
er liez sie dô zesamene geben,
daz sich fröute ir beider leben.
sie trûte ein bâbst mit sîner hant,
Innocentius was er gnant.
dô diu naht den tac verstiez,
der herre sînen sun hiez:
„Alexi, du solt slâfen gên,
du solt triuten unde flên
dîne brût, daz ez ir wol behage,
daz gibet iu fröude âne clage.
dis ist zît an dirre stunt."
er enstrâfte niht des vater munt.
do er mit ir ze bette quam,
als in beiden wol gezam,
unt bî ir aleine saz,
sîne lêre er mit dem munde maz:
er sprach: „vil liebiu frouwe mîn,
wilt du alsô mit mir sîn,
daz du tuost al mînen willen?
si sprach „jâ" sunder stille:
„herre, swaz sô dir behaget,
ich bin dîn frouwe unt dîn maget.
ich sol dir undertænic sîn,
daz gebietent mir die sinne mîn."
Alexius sprach: „sô redest du reht,
jâ bin ich dîn herre unt dîn kneht.
frouwe, ich bitte dich niht mê,
wan alles, daz dir wol anstê,
daz lîp unt sêle müeze gnesen."
si sprach: „daz müeze uns künftec wesen."
„sô hœre, liebiu frouwe mîn,
du solt kiusche biz an dîn ende sîn,
denselben orden wil ich tragen."
daz begunde der frouwen wol behagen.

63 d. m. nu heiseit g. libe *V*. daz m. *A*. 64 al sulche *R*. synnen *V*. gap ich em *A*. 65 daz er *A*. 67 mayt *V*. wyb *A*. 68 kume *R*. dir wol kan an cz. *V*. dir wol mag gecz. *A*. 69 fuget *A*. f. *R*. 70 eynes k. slecht *R*. des k. *V*. er vreyte em *A*. 71 dy was sch. *A*. 72 er holte im si t. *V*. dy gap man ym gar t. *A*. 73 gehort *V*. groze *R*. 74 so *A*. 75 seynen v. *V*. f. *R*. 76 noch keyn em s. w. ub. *A*. f. *R*. 77 do liez er si z. *V*. dazcus. *R*. [dô] *A*. 78 [ir] *R*. so daz *V*. 81 also *V*. vorlyß *A*. 82 do her syn s. *R*. seynᵉ sune *V*. 81. 82 *in A umgestellt*. 83 Allexius *VA*. 84 vnd du *A*. 85 [ez] *V*. br. das ir b. *A*. din *VR*. 86 daz is uch vr. sundʿ cl. *R*. 87 daz *A*. das ist nu z. an der st. *V*. 88 [en-] *VA*. syns *A*. 89 für daz b. *V*. 90 anzam *V*. *Dahinter in R nochmals:* vñ yn beide wol ge. 91 unt er b. *V*, al. do was *A*. 92 die l. *V*. sin l. *R*. 94 by mir *R*. 95 den w. meȳ *V*. alle m. w. *A*. [al] *R*. 96 [jâ] s. stillen *R*. alsunder *V*. 97 hʿre wy so ys d. behayt *V*. swaz .... behait *R*. herre was uch b. *A*. 98 di vr. v. d. mait *R*. 99. 100 f. *R*. 99 wil *A*. 100 gernenoch dem willen dyn *A*. 101 nv redistu *V*. spr. du redest r. *A*. 102 so bin *R*. ich b. d. h. u. ouch d. k. *A*. 103 ich b. d. frawe n. m. *A*. 104 [wan] *R*, wan waz *V*. 105—118 f. *R*. 105 [müeze] *V*. 106 muoz unsczukünftec seȳ *V*. kundig *A*. 107. 108 f. *V*. 108 *etwa* unz *für* biz *zu setzen?* 109 selbigin *V*. 110 fr. czu b. *V*.

si sprach ze ime al überlût:
„mîn sêle werde gotes brût
unt dîn alsam, als wir verscheiden."
daz wart gelobet von in beiden.
daz gelobete ir beider munt alsô,
daz brâhte in sorge unt fröude dô.
er nam'z vingerlîn von sîner hant
unt gap ez der juncfroun alzehant.
er sprach: „vil liebiu frouwe mîn,
sô nim daz güldîn vingerlîn,
wan ich morgen von dir scheide,
ez sî mit liebe oder mit leide;
kume ich niemer zuo dir sider,
sô gip mir'z in dem himel wider."
si sprach „gerne" und weinte sêre,
als ir gap ir herzen lêre:
„nu enwil ich niemer mê gedagen,
ich enwelle schrîen unde klagen,
biz ich dich anderweide ersehe
oder dînen tôt genzlîche erspehe."
des morgens dô der tac ûf brach,
daz alte reht aldâ geschach:
man begienc mit in der briute siten,
man begunde alt unt junge biten.
Dô sie getrunken unde gâzen
unde alle in fröuden sâzen,
beidiu frouwen unde man,
Alexius neic unt gie dan,
daz des nieman wart gewar,
wan sîn liep aleine gar
in sînes herzen grôzer nôt.
silber unde ouch golt rôt
nam er vil ze sîner zer.
er îlte balde ûf daz mer,
daz sîn der vater iht wurde gwar.
[*als er nu quam an daz var*], (*nach M*)
ze eime schiffe er dâ stiez,
daz in beliben niht enliez:
ez truoc in in ein ander lant,
dârinne er niemen was bekant,
fürbaz in einen grôzen port.
daz was sîn wille unt sîn wort.
dô sach er eine grôze stat,
da er sint daz almuosen bat,
unt mitten dinne ein münster stên,
dar quam er für die tür gên.
er gap sîn gwant der armen diet,
daz silber den krumben beschiet,

111 vnd spr. weder en obirlut *A*. 112 trut *A*. 113 wenn w. *A*. 115. 116 *in A umgestellt*. 115 es g. .... aldo *A*. [ir] *V*. 116 fr. u. surge nv *V*. so *A*. 117. 118 f. *A*. 119 [vil] *R*. 120 [so] *V*. [so] nim hen *A*. 121 wen ich v. d. scheide morne *V*. 122 libe vn mit *R*. 123 ich czu dir niht sedir *V*. ich nicht zcu *A*. 125 vil z'e *V*. 126 also *V*. ires *R*. eres *V*. irs *A*. 127 [mê] *V*. [en] ... [mê] *A*. 128 ich wil *V*. ich wil weynen *A*. 129 andirwit s. *V*. anderweit s. *A*. 130 vnt *V*. genczlichen spee *A*. 131 anbrach *VA*. do des m. *A*. 132 alda reht *R*. do *A*. 133 begunde *V*. de^{n} brut *A*. brut *R*. 134 das junge vnd alde *V*. jung v. ald *A*. zuo b. *in allen drei Hss., wohl Fehler in x*. 135—137 f. *R*. 135 aßen *A*. 138 n. syn' br. gynk dan *R*. n. seyn' liben brawt | vnd schit von dan *V*. do ging syne iunge brut an das sy vil heiß weynen began *A*. 139 gewan *R*. das das *V*. 140 lib *R A*. wenne seyne libe fraw clar *V*. 141—145 f. *A*. 141—150 f. *R*. 141 vnt s. h. grosse n. *V*. 145 ich worde *V*. 146 f. *in allen drei Hss*. 147 lyff *A*. 148 nichtō hys *V*. en do nicht bl. l. *A*. 150 do ynne bek? *(nach M) V*. do er nymande *A*. 151 vort *alle drei Hss*. vnt fürbaz *V*. her gync in *R*. 152 [was] *R*. unde wort *V*. 153 guote st. *V*. 154 do synt er *R*. dorynne er *A* 155 [unt] *V*. dorinne *A*. stet *V*. da vant er ynne *R*. 156 türe *V*. stan : gan *in A*. do *alle drei Hss*. 157 den armen *V*. s. gew. gap er den a. d. *A*. 158 [er] d. kr. gi^{e}t *R*. teilte h' d. kr. *V*.

den liehtelôsen'z rôte golt:
alsus verzerte er sînen solt
unde er von der rîcheit liez.
in einen hader er sich stiez,
der was bœse unt gar unguoter.
do enweste vater noch muoter
noch sîn brût, war er quam.
dâ dûrte er lenger, wan im zam.
swaz man ime durch got dâ gap,
dâ schiet er ie daz halpteil ap
unt gap'z den armen, die dâ sâzen:
er volgete sîner sælde strâzen.
Vil trûrec was her Eufemiân,
er hiez ûz rîten unde gân
ûf alle strâzen nâch sîm kinde.
unt sîn muoter weinte swinde,
ouch sîn schœniu junge brût.
dô quâmen die knehte überlût
dar dâ sie in funden
unt sîn niht erkennen kunden,
vor einer kirchen, dâ er saz
unt sînn dienst gegen gote maz.
sie giengen für in unbekant (sic!),
er racte gegen in sîne hant
unt bat im daz almuosen geben.
dô lobete er sîn selbes leben:
„ich lobe dich, herre, durch den sin,
daz ich dâ zuo worden bin,
deich mîner knehte gâbe emphâ."
sie gâben im unt liezen in dâ
unt griffen an ein ander pfliht,
er kantes wol unt sie sîn niht!
sie schiften in ein ander lant,
dâ er ze sehenne wart genant.
dâ leit er tac unde naht,
er diente gote mit ganzer maht
von jâre ze jâre manege zît.
er hete müede unt grôzen strît.
daz dolte er allez in dem muote,
daz ez der sêle quæme ze guote.
Do er anz sibenzehende jâr quam,
dô gienc er hin, als im gezam,
für die kirchen an sîn gebet.
dâ kniete er an der swelle antret

159 sin r. g. *RV.* blinden *VA.* bl. gap er daz *A.* 160 verteilte *RV.* [er] *R.* also *VA.* s. reichin s. *V.* 161 reichit *V.* daz er *VR.* 163 [gar] *V.* vnuuget^{s} *R.* das w. eyne g. boze war *A.* 164 mu enw. noch v. *V.* syn v. noch syn m. *R.* daz enw. weder v. n. m. zwar *A.* 165 wa *R.* wo h^{s} hy qw. *V.* wo er hen qu. *A.* 166 her d. do l. w. i. gezcā *R*, *ebenso A*, *nur* truerte *für* durete. f. *V.* 167 was her *V.* [dâ] *VA.* daz man *R.* 168 yo sneid her ys yo halp ap *V.* das sneyt er das *A.* 169 gap den armen *A.* dy by ym s. *VR.* 170 syn selden *R.* unt v. einer tiuren str. *V.* [sælde] *A.* 171 femiân *R.* fennam *V.* wart *V.* waz der vater E. *A.* 172 liez *VA.* 174 so w. diu m. gar sw. *V.* ouch w. s. m. sw. *A.* 175—178 f. *R.* 175 unt s. *V.* 176 oberlant *A.* sîne kn. *in VA ist wohl Fehler in x.* 177 [dar] do sy *V.* [dar] do hen do *A.* 178 vnd en *V.* sy en erk. nicht enkunden *A.* 179 k. her do s. *A.* 180 [unt] sin d. keȳ g. was *V.* syn d. *RA.* 182 [gegen] *V.* reichte *A.* 183 czu g. *V.* daz sy em d. a. gebin *A.* 184 seynes *V.* syns *A.* 185—198 f. *R.* 185 dur minen s. *V.* herre ich lobe dich *A.* 187 [knehte] *A.* daz ich *VA.* 188 sy gobins en v. lissen ys yn do *V.* 189 yn *für* ein *V.* sy gr. *A.* 190 [unt] sy en nicht *A.* 189. 190 *in A umgestellt.* 191 vnde ritten *A.* 192 in ze suochene was ben. *V.* 193 daz l. *V.* 194 gantz seyn^{s} m. *V.* 193. 194 Allexius dynete mit aller macht | vil manchen tag vnd nacht *in A.* 195 vil manche *A.* 196 h. leit v. gr. *A.* 197 daz tat *A.* 199 sibende *VR.* yn das *A.* 200 em wol g. *A.* 201 kirche *A.* 202 als di sw. *R.* nedir an der kirchē antrit *V.* vnd kn. vor d. *A.*

von mitternaht biz gegen tage.
dô ruogte er sîner sünden klage
unt tete dem libe sêre wê,
dô quam ein regen unde snê,
daz er zittert von grimme,
dô rief ein bilde lûter stimme:
„stant ûf, du træger glockenære
unt ringe dem menschen sîne swære,
der ûzen ûf der swelle liget,
ê im die kelte angesiget
unde dâ ersterbe tôt.
lâz in hin în, es ist im nôt."
daz wunderte sêre den huoteman,
die tür er ûf sliezen began.
dô vant er in ligen an sîme gebete
ûf der swelle anetrete.
er sprach im zuo mit gruoze
unt viel im dô ze fuoze:
„wol her în, du sælec man,
dâ dirz weter niht geschaden kan.
ein bilde hât für dich gebeten."
dô begunde er in daz münster treten
ze winkel, dâ in nieman sach,
dâ er aber sin gezît sprach.
daz merkte dô der glockenære,
er sagete s morgens niuwe mære,
ein heilec mensche wære aldâ.
der liute giengen im vil nâ
unt truogen im alsô vil zuo,
daz in des verdûhte duo:
er sprach: „her lîp, des ist ze vil,
des ich von *iu* niht enwil.
man wil iuch füeren ûz der mâze."
er kêrte ûf eine ander strâze,
ûf daz mer al ungewant;
er wolde in Cilicien lant:
dâ hete sant Paul ein münster stân,
dâ wolde er sînen tôt emphân
unt sînes endes dâ erbeiten.
Got begunde ez anders leiten.
seht, daz mohte niht geschehen:
in sluoc ein wint, daz sult ir spehen,
daz er quam ze Rôme wider,
daz beweinte er harte sider.
do er wider gegen Rôme quam,
eine rede er ze munde nam:

203. 204 *in A umgestellt.* 203 von der m. *R.* zcu dem *A.* vor m. biz hin gein t. *V.* 204 sunde *V.* vnd rurte s. sunde cl. *A.* 205 er tet *V.* tat er d. l. so w. *A.* 206 [ein] *RV.* reyn *VA.* 207 so das *A.* mit gr. *V.* 208 mit l. st. *A.* riff dy gotis st. *A.* 209 kirchener *A.* 210 ring? *V (nach M).* lychte den m. *A.* 211 duze . . . swellen *V.* d. draußen vor der kirche lyt *A.* 212 kaltheit *R.* dy k. ym ang. *V.* 213 v. her erstorbe t. *V.* v. eer denn erstirbet t. *A.* 214 her in *V.* laz es hen, es *A.* iz ist *R.* 215 [sere] *V.* denselbin m. *A.* hutman *R.* 216 czu slissen *V.* [er] uf beslisen gan *R.* do er zcu slyssen uf began *A.* 217 bete *R* do er in vant an *V.* 218 swellen antrit *V.* swellen an tret *A.* antrete *R.* 219—246 f. *R.* 219 [mit] *A.* 220 aldo *V.* 221 gang h. *V.* seliger *VA.* 222 daz dyr d. *V.* 223 eyne stymme *A.* 224 czu tr. *V.* 225 in ein winkel daz *V.* 227 marcte *V.* offenbarte d. kirchener *A.* 228 markte *V.* e. s. den luten gute mere *A.* 229 heiliger *V.* 230 do g. em dy lute alle na *A.* (aldo :) noe *V.* 231 so *A.* 232 das ys isz en verdrossz de *V.* [des] *A.* 233 daz *V.* [her] leib es *A.* 234 daz ich von dir *A.* f. *V.* 235 *wohl Fehler in x:* ich w. i. f. u. d. vnmosze *V.* ich w. dich *A.* 236 do korte her sich *V.* sich *A.* 237 off *V.* 238 cecilian *V.* Cecilien *A.* 239 synte p. *V.* sente pawel *A.* 241. 242 f. *A.* 242 do begũde h' sin anders czu l. *V.* 243 f. *V.* 245 d. der q. keyn R. w. *A.* 246 dicke *A.* 247. 248 *in R umgestellt.* 247 keyn r. weder qu. *A.* daz e. w zu r. qu. *R.* 248 zu fỹne nam *R.*

herre, daz ist âne mîne schult,
din wille werde an mir erfult!
ich wænte alsô ersterben,
deich niht endurfte werben
ze Rôme um keine spîse mê.
ditz widerkomen tuot mir wê.
sint ez niht anders mac gesîn,
so muoz ich suochen die *phrûnde* mîn
ze mînem vater als ein man,
der phennings wert nie gewan.
er gienc ûf eine strâze stên,
dô quam sîn vater für in gên.
er rief im eine stimme zuo
mit jâmerlîchen worten duo
offenbâre unt niht ze stille:
„herre, gip mir durch Alexi willen
dîn brôt biz an mînn lesten tac."
der vater dô sêre erschrac,
dô er den sun hete genant;
dô begunde er weinen sâ zehant.
er sprach: „vil gerne, lieber man,
die wîle ichz von gote mac hân,
durch sîne êre sô iz mîn brôt,
er sî lebende oder tôt.
Alexi, mîn vil liebez trût,
wie vergizzest du dîner jungen brût
des vater unt der muoter dîn!
wie lange sol ich dîn ænec sîn."
ditz clagete er, daz sîn sun anhôrte,
der im sîn trûren doch niht stôrte.
dâ muget ir wunder prüeven an,
daz der herre Eufemiân
sînes kindes niht erkante,
bleiche unt armuot daz verwante,
langer bart unt horwege kleider:
alsô verstalt was er leider,
daz er dem vater was ze wilde,
als gel was im sîn antlitzes bilde.
er sazte im einen schaffer zuo,
der fuorte in ze hûse duo
unde schuof im solch gemach,
daz im leides vil geschach.
under einer treppen begunde er ligen,
er hete sich fröuden gar verzigen.

249 dis ist *R.* er sprach. h. *A.* 250 deruult *R.* 251 wente ich sulde a. *V.* 252 erwerben *R.* dorfte niemer w. *V.* [en-] *A.* 253 in r. *R.* [um] *V.* deheine? *V.* 254 das w. das tut w. *A.* 255 gewesī *R.* niht nu mac *V.* sint das n. m. anders gesyn *A.* 256 freunde *AR.* spise *V.* *Wohl in den verschiedenen Hss. verderbt, noch wahrscheinlicher bereits in x durch* friunde *ersetzt.* 257 e. ander m. *V.* 258 ph. w. er nie g. *V.* 260 ẑu ym *R.* gegan *A.* 261 her spc̄h ym mȳneclichen ẑu *R.* r. em in einer st. *V.* eyne st. em *A.* 262 ju *A.* du *R.* 263 [ze] *A.* 264 gebet *R.* allexius *VA.* wille *VA.* 265 wn̄ br. *R.* 266 sin *R.* d. herre [do] *V.* do vil s. *A.* 267 daz er *V.* 268 czu w. alzeh. *V.* er b. zcu w. alczuh. *A.* 269 spr. gerne vil guoter m. *V.* vnd spr. g. du vil l. m. *A.* 270 mac von gote h. *V.* gehan *A.* 271 [so] *V.* sînen willen *VA.* so iß durch s. w. myn br. *A.* 272 er lebe ader sey t. *A.* 273 Ach Allexius *V.* Allexius *A.* 274 [jungen] *R.* lieben *V.* 275 vaters *VA.* 276 enic *R.* eynig *V.* ene *A.* 277 son horte *V.* der son *A.* 278 [sîn] *R.* der nie doch trurens st. *V.* s. leit d. n. enst. *A.* 279—286 f. *R.* 279 da merket alle wunder an *V.* 280 hre her femian *V.* 282 irwante *A.* vorwante *V.* 283 clengir b. hore cl. *V.* bofe cl. *A.* 285 dws her *V.* [vater] *A.* 286 also *V.* vil bleich w. em syns *A.* 287 suchte *A.* 288 her *R.* du *R.* ju *A.* 290 do ym *R.* zculeide vil *A.* 291 unde e. tr. muste er l. *R.* her begude czu l. *V.* czu l. *A.* 292 fröude g. vorcz egin *V.* der frawen hatte er sich v. *A.*

swen sîn vater ze tische saz,
sin pflegeman des niht vergaz,
er enbræhte im sine pfründe dar.
er was gar jâmerlîche var,
als mæzlîche az er unde tranc:
gegen gote stuont al sîn gedanc.
vil maneger schande er dô leit
von bœser knehte kündekeit:
swenne sie die schüzzeln ûf genâmen
unt für sîn gemachelîn quâmen,
sie guzzen ûf in unt spîeten an.
daz leit der vil sælige man
rehte als man einen wurm trit,
der dâ kriucht unt niemen bit.
vil dicke sach er für in gân
sînen vater unt sîne muoter stân
unt sîne schœne junge brût.
doch wart der munt des nie lût,
daz er iht sagete wer er wære.
nu merket'z jâmerlîche mære:
alsô liep als er in was,
daz er die herte zuo im las.
daz leit er alsô lange dâ,
biz im ein siuche volgte nâ.
Als uns sîn büechlîn hât gelesen,
daz er zem êrsten was gewesen,
da er sibenzên iârz almuosen nam,
ze Rôme als lange, biz daz volquam
nâch sînes herzen willekür.
dô quam im eines nahtes für,
er solde sterben am dritten tage,
got wolde kürzen sîne clage,
daz er des wurde wol gewar.
dô quam ein engel unt brâhte im dar
einen brief unt legete in in die hant,
daran sîn leben wart bekant,
daz sîn brût ein megetîn wære
unde er ein degen unwandelbære,
unt waz er dort sibenzên jâr leit,
wie im's bildes helfe wart bereit
unde allez daz er ie begienc
unt wie er ze Rôme sint emphienc
sînes vater tranc unt spîs.
ouch was daran geschriben mit fliz

293 wen *RA.* wan *V.* 294 syner pflege man do n. v. *A.* 295 er brahtem *VA.* 296 so iem^{s}lich waz er geuar *R.* yemmerlichen czworcz *V.* [gar] yemmerlicher v. *A.* 297—314 f. *R.* 297 also *V.* so *A.* 298 kein gote stunden ym alle seyne g. *V.* czu g. stunden alle syne g. *A.* 299 manege sch. die er l. *V.* 300 v. snoder kn. boßheit *A.* 301 wan *V.* wenn *A.* 302 gemach *A.* 303 speit^{5} en an *V.* do begossen sy en vnd *A.* 305 als eyn worm den man tretit *A.* 305 vnd nymant nicht en bittit *A.* 307 vnt d. h^{s} vor en sach g. *V.* v. d. weynende s. e. geen *A.* 308 sin ... sin *V.* steen *A.* 309 u. ouch *V.* 310 das syn m. do n. *A.* 311 d. er s. ny w. *A.* 312 hie hœrt d. yēmerliche *V.* deze *A.* 313 so als lip er en allen w. *A.* 314 syn hercze *A.* 315—322 *in A folgendermaßen geordnet:* 317. 318. 319. 320. 315. 316. 322. 321. 315 ditz *V.* treib .... dar *A.* 316 daz ym *R.* dy sycheit *A.* do : noe *V.* 317 eyn b. *V.* buch *A.* 318 genesyn *R.* 319 di allemuse [nam] *R.* 320 rome alz do qw. *V.* r. ouch das also v. *A.* 322 [do] *R.* 323 an dem *R.* daz er sulde st. an dem mittage *A.* 324 ym kurczen *S.* 325 er daz *V.* daz wol worde g. *A.* 326 brach ym [dar] *R.* o *A.* 327 en ym in *V.* l. ym yn d. *A.* [unt legete in] *R.* 328 dor asn was s. l. b. *V.* d^{s} brief d^{s} waz geschriben so *R.* 329. 330 f. *A.* 329 wi daz e. megetyn s. br. w. *R.* 330 dege vnwande we^{s} *V.* vn wandel w^{s} *R* 331—340 f. *R.* 331 u. alles daz e. y. geleid *A.* 332 vnt w. i. d. b. hulle was [bereit] *V.* em gotis h. w. b. *A.* 334 [sint] *V.* 335 u. sine speise : fleisse *V.* speyse *A.* 336 ouch stund do geschreben vil leyse *A.*

sîn name unde ouch sîn kumber grôz.
sîn hant den brief zesamene slôz,
biz daz in der tôt zefuorte,
daz sich sîn leben niemer ruorte.
An eim karfrîtage daz geschach,
daz sich minnert sîn ungemach,
daz got die sêle von im nam.
dô geschach ein zeichen, daz wol zam:
dô lûten sich die glocken alle
gegen einander mit schalle
in Rôme unt ouch ze Laterân
umme disen heilegen man,
daz nieman die strenge zôch.
daz wundert manegen herren hôch.
rîch unde arme, grôz unt kleine,
die frâgten um ditz wunder gmeine,
waz daz lûten mohte sîn.
dô sprach ein kleinez kindelîn:
„ir grîft ein tumbez frâgen an,
ez ist lîhte ein heilec man,
den die glocken baz erkennen,
wan die liute, die in mit namen nennen.
der bâbest unt der keiser gebôt,
daz man in suohte durch die nôt,
daz er der werlde quæme für.
dô stuont für sînes vater tür
der schaffer, der sîn hete gepflogen.
der gie für in gar gezogen:
„herre, der arme der ist tôt,
der iuwern tranc unde iuwer brôt
sibenzehen jâr hât gnomen."
daz begunde im an sîn herze komen,
er sprach: „ich wil in sehen zehant."
er vant in tôten unde vant
bî im einen brief vil wol getân.
daz vernâmen die ze Laterân
unt die Rômer alsam.
swer über in gienc oder quam,
der kunde mit allen sînen sinnen
den brief ûz sîner hant niht gwinnen.
vater, muoter, bâbst noch keiser duo[1])
unt alle, die dâ liefen zuo,

337 [ouch] *A*. 339 [daz] *A*. 340 vnd sich s. l. nichten r. *A*. 341 an eyn k. *R*. fritage *A*. 343 zuo im *V*. 344 schach e. z. [daz] w. z. *R*. z. lobesam *A*. 345 das sich dy gl. l. a. *A*. 346 weder e. m. großem sch. *A*. dez quamen di rom^{s} m. sch. *R*. 347—351 f. *R*. 347 czu Rome *A*. 349 d. dy glocken n. geczoch *A*. 350 hern ouch *A*. 351 riche arm *V*. 352 si fr. al um disiu mær *V*. si fr. mittenand^{s} di sache *R*. 353 daz wunder *V*. w. d. bedute m. s. *R*. gesîn *VA*. 354—362 f. *R*. 356 heiliger *V*. ist eczwa e. heiliger m. *A*. 358 [mit namen] do n. *A*. 359 d. keyser v. d. babist g. *A*. 361 der er *V*. das er den luten qu. v. *A*. 362 syn scheffer gnug balde dar *A*. 363 syn sch. d. da h. geflogn syn *R*. [der schaffer] *A*. 364 h^{s} gienc wolgezogen hyn *R*. Vnd sprach vil wol gecz. *A*. 365 d^{s} armensch ist t. *R*. 366 der sibenczen almuze genun hot *R*. 367—369 f. *R*. 367 hot zo lange hie g. *V*. 368 yn s. h. *A*. czu k. *V*. 369 ich sehe in zcuh. *A*. 370 er in tot vant unde ungewant *V*. want den t. v. want *A*. er gienc zu ym vñ vant yn tot *R*. 371—375 f. *R*. 371 unt bi *V*. synen br. gar w. g. *A*. 372 dy von l. *A*. 373 R. als in gezam *V*. 374 adir wer ob^{s} en qwā *V*. 375 allen erin s. *V*. alle s. s. *A*. 376 d. b. ny ausz s. h. g. *V*. her kunde den brief nie g. *R*. 377 [noch] *A*. duo *f. in allen drei Hss.* 377^{a}[1]) dy waren alle sulcher gabe heyßer *nur A*. 378—380 f. *R*. 378^{a}[1]) den waz der brif vil tuer ju *nur A*.

[1]) Nach Allem, was wir von A wissen, liegt für die in y unbelegten Verse der Verdacht der Interpolation vor, und ich kann mich deshalb nicht entschließen, diese

in ze gwinnen ûz sîm gwalt,
als endlich was nieman gestalt:
biz sîn megetîn zuo im quam,
diu greif dar, als ir wol zam,
der viel der brief in die hant
Eufemiân lie in lesen zehant
einen man, der dâ zuo *witzec* was,
der sîn leben dar an las
unde allez, daz er ie geleit
ûf von sîner kintheit.
dô weinte der schriber harte sêre
Eufemiân bat in durch sîne êre,
daz er im sagete, waz dran wære.
„herre, ez sint diu leitsten mære,
diu alhie *verjehen* sint.
dirre heilec man ist iuwer kint
Alexius, der hie tôt ist bliben.
sîn leben ist hie ouch beschriben
unt sîn name, daz ist wâr.
ganzer[1]) vier und drîzec jâr
hât er die almuosen gnomen,
biz er zuo dem tôde ist komen.
daz jâmert mich an disme lesen,
mîn rehter herre ist er gewesen."
„Owê mir, unde ist daz wâr",
sprach der vater unt roufte'z hâr,
er zarte diu kleider von der sîten,
er kunde der stunde niht erbiten,
er *en*pfluete den bart an sîme kinne.
er hete leide unde unsinne.
mit den nageln reiz er sîne hût:
„Alexi, min vil liebez trût,

379 im z. *VA.* sîner hant *VA.* 380 also *V.* so erlich was er ein gewant *A.* 381 juncfrowe über in k. *V.* syne brut *A.* 382 sy gr. also i. w. an czam *A.* f. *R.* 383 do vil ir d. b. i. ire h. *A.* 384 ffemiam *V.* her wart gelezen so zeuh. *R.* alzeh. *VA.* 385—396 f. *R*, *wo nur etwa v.* 394. 395 *entsprechend steht:* Iz ist Allexi di liber dy son | dem dyn alemuze ist geton. 385 do so wise *V.* e. schriber d. d. z. nutze w. *A.* *Fehler in x?* 389 keiser *V.* schriber sere *A.* 390 h' femiam *V.* 390. 391 Eufemian fragete waz daran were *A.* 392 lengsten *V.* er sprach e. s. leydige m. *A.* 393 d. mir ie für komen sint *V.* vernuwet *A.* *Fehler in x?* 394 disir heiliger m. *V.* der heilige [man] *A.* 395 blieben *V*? (*nach M*). 396 s. name steet alhy b. *A.* 397[2]) gantz unt *V*? (*nach M*). s. leben *A.* vnd ouch diz alwar *R.* 398 vier vnd czwenczig *V.* 399 daz alm. *V.* hatte e. d. a. numen *R.* 400 biz daz *V.* b. [er] .... waz k. *R.* 401—407 f. *R.* 401 lebin *A.* 402 syn recht heymet ist hy gewefin *A.* *Dahinter in A*[3]) vnd dy em habin getan | leyt vnd aller slachte wan. 404 do spr. sin v. v. roffte sey̅ hor *V.* 405. 406 *in A umgestellt.* 405 d. cl. reiß er *A.* 406 ny irbeitin *V.* irbeiten *A.* 407 [en] *VA.* roufte d. b. uß *A.* 408 leit *RV.* u. gar grosz *V.* l. ußen vnd ynne *A.* (*R setzt fort:* durch den lieblich mynne). 409—433 f. *R.* 409 nelyn *V.* m. [den] n. r. e. dy h. *A.* 410 Allexius *VA.*

Verse in den Text aufzunehmen. Ich schließe mich an dieser Stelle, die uns ganz besonders die Unvollständigkeit von R bedauern läßt, der Lesung von M an. Im Übrigen ist gerade diese Stelle geeignet, die Ansetzung von x im Stamme zu rechtfertigen. Die verderbten Verse besserte A in seiner Weise auf, während V sie jedenfalls ziemlich getreu und ohne bessern wollende Änderungen wiedergab.

[1]) Wohl einer der ältesten Belege für diesen Gebrauch von *ganz* im gen. plur. mit einer Zahl.

[2]) Die Verse 397—400 stehen in R unmittelbar hinter v. 330.

[3]) Wohl wie Vers 377ᵃ. 378ᵃ als wenig brauchbare Interpolation von A zu betrachten.

mîn ougen lieht, mîns herzen trôst,
wie hâstu dich von mir erlôst,
daz du sô lange bî mir wære
unt nie dich machtest offenbære
durch armuot dînem vater, kint!
des muoz ich lange trûren sint
unt leidec sîn biz an mîn ende!"
er want gar bermlîch sîne hende
unt viel von âmaht ûf die erden,
dô muose er gelabet werden.
Dô sîn muoter daz vernam,
wer er was unde über in quam,
si zestôrte ir frouwelîch gebende
unt zefuorte ir zöpfe mit ir hende.
daz golt si von den brüsten brach,
si sprach: „nu ist mîn ungemach
harte gar ergangen.
. . . . . .
ein kint, geborn von mînem lîbe!
wie hâstu mir armen wîbe
alsus betrüebet mîne witze!"
si *twuoc* im sîn schoene antlitze
mit den zehern unt kusten ûf sîne brust.
„ir Rômer, habet al die gelust,
daz ir beginnet mit mir weinen."
do enliez si sîner vinger keinen,
si *en*legete in sundern an ir munt.
si tete dô grôz jâmer kunt.
si sluoc sich ze dem herzen dicke
unt viel ûf in mit manegem blicke
unt trûte in, als ez ir behagete,
so lange biz daz si gar verzagete,
daz si der bâbst hiez danne leiten.
Dô quam mit grôzen arbeiten [1]),
diu dannoch was ein megetîn.
si sprach: „friunt unt herre mîn,
waz hât dîn *herte* an uns gerochen?[2])
mîn ougen spiegel ist zebrochen,

411 minr o. *V*. 417 von m. warist *A*. werist *V*. 414 mochtist offinbarn *V*. v. du dich mir nicht offenbarist *A*. 415 dinr a. unt deyn v. k. *V*? (*nach M*). vmme ermut myn vil libes k. *A*. 416 triurec sin *V*. 417 ym̄er bis an das ende meyn *V*. 418 zo yēmerlich *V*. 419 vor amechtikeit *V*. unmacht zcu der e. *A*. 423. 424 f. *A*. 424 Ir czoppe beide nā yn dy h. 425 der brust *A*. 426 ist *V*. was *A*. 427 vil gar czu irgangin *V*. f. *A*. 428 *f. in allen drei Hss.* 429 [ein] *V*. 431 alsis *A*. betrüebet also m. w. itcze *V*. 432 wuosch *V*. beschawte *A*. 433 ire trene vylen em uf s. br. *A*. 434 [die] *V*. 435 ir mit m. beg. czu w. *V*. beg. alle m. m. zcuw. *A*. 436—448 f. *R*, *das aber nach* 435 *folgende Fortsetzung gibt:* meynes liben kyndes reynen | den tot vnd elenedeschaft | d' hat v'lorn syne craft. 436 keyne *V*. [do] sy lyß *A*. 437 [en] l. en bes. a. eren m. *V*. [en] l. en besunder a. den m. *A*. 438 tet vil groz *A*. 440 mit ganczem bl. *A*. 441 trewgete en alz h' ir b. *V*. druckte en als irs b. *A*. 442 das ir gar v. *V*. [so lange] *A*. 443 von danne *V*. h. von em l. *A*. 444—446 *in A geordnet:* 445. 446. 444. 444 sin brut m. gr. erbeit^{n} *V*. syne brut m. großem irbebin *A*. 445 do noch *A*. deñe noch [was] *V*. 446 herre unt friunt m. *V*. 447 heil *V*. herlyn *A*. gebrochin *V*. 448 ein sp. minr owgen ist nu czubrochin *V*. mynn *A*.

[1]) Hier ist wohl wieder eine Spur von x, dem die Beziehung zu undeutlich war, da ja das Subject erst durch den Relativsatz gegeben wurde: x setzte *sîn brût* ein, was einen ungeschickten Vers *(grôz)en ar(beiten* in der letzten Senkung!) gab. Vielleicht könnte man auch lesen: *dô quam sîn brût âne erbeiten.*

[2]) Zu lesen: *waz hât mîn herre an uns gerochen*, wie ich ursprünglich wollte, hindert wohl das gerade vorhergehende *herre*.

den ich verwinde niemer mêre.
ich bitte dich, mîn schepfer hêre,
lâz mich alhie bî im ersterben.
ê mîne sinne gar verderben,
daz mîn swære habe ein ende."
der bâbest nam si bî den henden:
„juncfrouwe, *lât die ungebære*,[1])
wir suln den tôten ûf gebæren.
als sîner heilekeit gezeme:
got sînen diener zuo im neme."
Dô daz schône aldâ geschach,
der bâbest unt der keiser sprach,
dar zuo die Rômer algemeine:
ez wære ein mensche sünden reine.
man truoc in hin mit grôzem sange,
im volgete eine werlt mit gange,
als sîner heilekeit wol zam.
dô er für daz münster quam,
swer siech was unde an in ruorte, —
wie daz sin heilekeit zefuorte! —
er wære lam oder krump
unt wære blint oder stump,
die wurden alzehant gesunt.
daz tete die gotheit durch in kunt
unde durch sîn heilec leben.
sint wart im grôzer wunsch gegeben.
wir suln des jâmers nu verdagen!
man liez in in daz münster tragen,
dâ der bâbest über im sanc
unt manec phaffen zunge erklanc
unde ouch der kardenâle.
die Rômer alzemâle,
die lobeten got um disen man.
der bâbest selber daz began,
daz er in bestate zuo der erden.
sint muose den liuten von im werden

449 daz *V*. 450 schepp' *V*. [min] scheffer sere *R*. sy sprach sch. liber herre *A*. 451 [alhie] *R*. hy irsterben *A*. 452 [gar] *R V*. anders m. s. v. *V*. 453—464 f. *R*. 453 unt m. fröude nimt e. e. *V*. 455. 456 juncfrouwe ir sult iuch niht verwern | biz daz wir in uf gebern. *V*. er sprach: frawe ir sult nicht verczagen | bis wir en begraben *A*. 457 zimt *V*. wol angeczeme *A*. 458 sine d. z. i. nimt *V*. wil nemen *A*. 459 do allis das do y g. *A*. 461 vnd d. r. alle g. *A*. 462 von s. r. *V A*. 463 den trug man hen *A*. 464 werlit noch m. *V*. vnd volgeten em mit reynem g. *A*. 465—466 *in R umgestellt*. 465 wirdikeit wol ancz. *A*. als ym wol gezam *R*. 467 wer sich w. *V R*. an ym *R*. Vnd wer sich do an e. r. *A*. 468 syne h. das zcu furte *A*. 469. 470 waz er stum waz er krūm | waz er blynt waz er tum[2]) *R*. er were hokericht ader krump | vnd were blint ader stump *A*. er wære blint oder lam | adir mit welchin siuchen er dar kam. 471 w. alle gemeynlich sunt *R*. der wart aldo alcz. g. *A*. 472—500 f. *R*. 473 heiligis *A*. 474 gr. fröude *V*. 475 w. s. nw des y. vord. *V*. w. wollen syn y. nicht verclagen *A*. 477 sang *A*. gesang *V*. 478 m. herren z. *V*. manch pf. czunge ober em ircl. *A*. 479 dar zuo die k. *V*. 480 ouch dy romer czu mole *V*. 481 [die] *V*. vnde desin m. *A*. 483 d. sy en bestaten *A*. 484 do *für* sint *A*.

[1]) Eine ganz verzweifelte Stelle! Was M bietet, ist doch auch gänzlich unbrauchbar. Man sieht wieder das verderbte x, und ich gebe, um nicht zwei Zeilen ganz fortzulassen, einen Versuch, der sich — wie dies das Verhältniß der Hss. verlangt — mehr an V anschließt, wenigstens in dem Reime, denn *gebern* bei M kann doch nur *gebæren* sein, das „auf die Bahre legen" bedeutet (vgl. Mhd. Wb. I. 145[b] *bære*). Für v. 455 könnte man auch, um den rührenden Reim zu meiden, lesen *juncfrouwe, wir suln des sîn gevære*, '= eifrig bedacht) *daz wir den t.* u. s. w.

[2]) Unter dem jüngeren *tum* sind Spuren eines fortradirten Wortes wahrzunehmen, aber nicht mehr zu bestimmen.

gnâden smac unde edel ruch
ûz sîme grabe âne allen bruch [1]),
daz hiuteges tages ze Rôme wert.
von sîme vater wart begert
ein münster bûwen in sîner êre,
dar zuo half der bâbest sêre,
daz ez also volle quam,
daz ez dem heiligen zam:
dâ liget sîn heilec lîp begraben.
Welch lôn sol nu diu sêle haben?
dâ von wil ich iu iezuo sagen:
ir fröude mêrt sich alle tage.
si hât des himelrîches smac,
da si niemêr getrûren mac.
daz erkreic sîn herter kumber grôz,
daz er ist den engeln gnôz.
sint gwan sîn vater unt sîn muoter
ein reinez leben sô vil guoter
unt sîn liebiu trutîn,
daz si gotes dierne wolde sîn
stæteclîch biz an ir ende.
si wurden heilec âne wende.
daz erwarp der zweier liute kint,
daz die viere ze himel sint.
liten si jâmer ûf der erden,
daz muose in ze fröuden werden.
Nu mane wir den guoten man,
der dises lebens sô began, [2])
daz er für uns bitte dâ,
sint sie für, daz wir hin nâ
mit gotes helfe müezen komen,
sô dem lîbe die sêle wirt benomen.
Amen! daz daz müeze ergên,
darumme suln wir gote flên.
er ist ein wîser koufman,
der alsô kluoclîch wehseln kan,
der ein ungemachez leben [3])
kan um lange fröude geben!

485 gnade swag .... rach *V*. v. guter gruß *A*. 486 brach *V*. das werde vns allen buß *A*. 487 hüte des tagis *A*. 488 gewert *V*. 489 seyn m. gebawt yn *V*. zcu b. *A*. 490 half em *A*. 491 wol czam *V*? (*nach M*). 491. 492 *sind in A ersetzt durch:* das noch aldo gecziret steet | do manch hundert menschen hen geet. 493 f. *V*. heiliger *A*. 495—498 (*wohl infolge eines alten Fehlers in x*) *in VA so geordnet:* 495. 497. 498. 496. 495 itczūt *V*. do wil ich nicht sagin von *A*. 496 sich nacht vnd tag *A*. 497 hȳmelreich sm. *V*. den hymmelischen won *A*. 498 do *V*. das *A*. 499 irkrigke *V*. irwarp *A*. 500 der engel *V*. 502 leben do hatte *V*. lebin gut *A*. 503 und ouch sin brut czarte *V*. 504 dyn' wurden s. *R*. brut ist wordin *V*. welde *A*. 505 stetecclichen *R*. bas *V*. vil stetlich *A*. 506 f. *V*. â. alle w. *RA*, *wohl Fehler in x*. 507 daz der warp *R*. 508 zcu dem h. *R*. 509 [der] *V*. deser *A*. 510 czu zelikeit w. *V*. vreude *R*. in dort ze *A*. 511 f. *R*. bete *V*. 512 seȳ lebin also *V*. synes *A*. *Dahinter in A:* daz er zcu einem guten ende brachte | wenn er sich selber daran bedachte. *Wohl interpoliert.* 514 vor hen daz wir darna *A*. 515 muzen w' mit g. h. k. *R*. 516 wen dy zele d. l. w. b. *A*. 517 das vnd das allen muße geschen *A*. 519 clug' *R*. 520 welschen *R*. so kl. geuolgen *A*. *Dahinter in R nochmals:* w' also cluclich welschen kan. 521 kusch gemachsam l. *A*. vngemaches l. *R*. 522 vmme eyne l. fr. kan g. *A*. v. l. m. kan g. *R*.

---

[1]) M liest *rûch* : *brûch*.

[2]) Hieran schließt sich in V ein anderes Gebet, das ich weiter unten gebe.

[3]) Dann ist also das *ungemache leben* der Entgelt für die *lange fröude*.

In *V* finden wir nach 512 folgende Verse[1]):

das wir seȳ mussen genissen
an allis wedir drissen
also das wir an arge list
morgen kōmē do hyn .....
vnde besitzen das ew.....
das ym got hat gege.....

253ᵃ

vnd mit ym lebin an e....
an allis misse wende
das vns das geschen mu...
das helfe vns Alexius der ...
in allir heiligen namen
nu sprechit allir Amen.

Nach 522 folgt in *R*:

als dirre selig mensche tet
syn hulfe keyn gote
wegen syn heileges gebet.

In *A* steht nach eben diesem Verse:

hy endit sich daz lyde von sente Allexio
got mache vns armen sunder fro
daz vns das allen muße geschen
nu sprechet alle Amen.

Wir haben wohl keinen Grund, diese Verse von *A* für das Original in Anspruch zu nehmen, aber Entscheidendes dagegen läßt sich auch nicht anführen, wennschon freilich der dritte Vers erst v. 517, wenigstens in *A* selbst, begegnete.

BERCHTESGADEN. MAX FR. BLAU.

ZUR TRISTANSAGE.

In dieser Zeitschrift, Jahrg. XXXIII, p. 17 ff., hat O. Glöde einen Aufsatz veröffentlicht u. d. T.: „Der nordische Tristanroman und die ästhetische Würdigung Gottfrieds von Straßburg", welcher gegen meine Auffassung von Gottfrieds Verhältniß zu seiner altfrz. Vorlage gerichtet ist. Es ist das die erste, angebliche Widerlegung der Resultate, welche ich vor nunmehr elf Jahren in meiner Abhandlung: „Zur Überlieferung der Tristansage" (Die nord. und die engl. Version der Tristansage. Erster Theil. Heilbronn 1878, p. IX ff.) gewonnen hatte. Sicherlich wäre ich nun meinerseits der erste gewesen, der freudig zugestimmt hätte, wenn es Herrn Glöde wirklich gelungen wäre, zu zeigen, daß Gottfried in der That „Unebenheiten des Originals bessert oder ausgleicht, die Darstellung modernen Verhältnissen näher bringt, sich volksthümlicher zeigt, aus bewußter Welt- und Menschenkenntniß ändert, Charaktere veredelt u. s. w."; ich muß aber energisch bestreiten, daß dies der Fall ist; den Wissenden brauche

[1]) Vgl. Maßmann p. 3, der auch angibt, daß Bl. 253ᵃ rechts abgerissen ist.

ich das freilich nicht erst zu sagen; bei flüchtigeren Lesern jedoch mag das sichere und selbstbewußte Auftreten Glödes den Eindruck erwecken, als ob das Recht auf seiner Seite wäre, und darum darf ich im Interesse der Sache wohl nicht ganz schweigen.

Die zehn Seiten lange Abhandlung ist ein literarisches Curiosum. Die Erwartungen, die der Verf. selbst über seine Leistung erregt, werden auf das Kläglichste enttäuscht; so heißt es p. 18[1]): „Über Heinzel's Arbeiten werde ich später sprechen". Wo geschieht das? p. 21: „Ich will nun in der folgenden Untersuchung Kölbing's Einleitung genau (!) durchprüfen und sehen, ob seine Resultate als endgiltig entscheidende anzusehen sind." „Kölbings Urtheil, das er sich durch gründliches philologisches Studium erworben hat, ist da, es muß von allen Seiten angesehen werden." p. 23: „Im Folgenden will ich die Vergleichung der (!) Prosabearbeitung mit dem (!) Gedicht Gottfried's vornehmen und die Schlüsse Kölbings prüfen, die dieser aus der Vergleichung gezogen hat." [1]) Danach wird doch Jedermann eine gründliche und detaillierte Erörterung meines ziemlich compreß gedruckten, 140 Seiten langen Aufsatzes erwarten; Herr Glöde beschäftigt sich mit demselben aber nur auf circa 3—4 Seiten und zieht nicht mehr wie 15 Verse Gottfried's und vier Zeilen der nordischen Prosa, nach meiner Ausgabe gerechnet[2]), zu genauerer Vergleichung heran. Was diese anlangt, so muß ich sein Verfahren wenigstens ganz kurz beleuchten. Glöde geht nämlich nicht ganz redlich zu Werke; um den nordischen Text dürftiger erscheinen zu lassen, wie er in Wirklichkeit ist, druckt er ein kürzeres Stück davon ab, als wie thatsächlich dem dazu in Parallele gestellten Abschnitt aus G.'s Gedicht entspricht. Gottfrieds *milte* entspricht S. p. 5[16]: *hinn vildasti í gjöfum.* Zu seinen Worten: *Er was der werlde ein wunne* stellt sich etwa das. *ástsamasti í sínum meðferðum*; zu: *Der ritterschefte ein lêre: fullgørr at öllum*

[1]) Hieher gehört auch folgender Satz auf p. 21: „Es soll darum hier eine Darlegung folgen, inwieweit auch die Form, in der uns Gottfried sein Gedicht hinterlassen hat, sein individuelles Gepräge trägt." Diese aus Lüth und Bechstein zusammengestoppelte 'Darlegung' ist netto 21 Zeilen lang.

[2]) Glöde bemerkt p. 25[1]): „Ich gebe den Text hier ganz genau nach Kölbings Ausgabe; einzelne Bemerkungen über Stellen, wo meiner Ansicht nach anders zu lesen ist, werde ich am anderen (sic!) Orte bringen." Wirkliche Besserungen meines Sagatextes werde ich jederzeit mit aufrichtigem Danke acceptieren; aber nach der Probe, die der Verf. in dem bei ihm abgedruckten Satze von seiner Kenntniß des Altnordischen geliefert hat (*mangrar* für *margrar* und die Abtheilung *rid|daraskap* und nun gar *all skonar*), wird er mir es nicht übel nehmen können, wenn ich, vorläufig wenigstens, von seinen „Bemerkungen' nicht allzu hohe Erwartungen hege.

atgørvum yfir alla menn, er í þann tíma váru í því ríki. Außerdem wird er aber von dem Sagaschreiber noch genannt: *vitr ok varr í ráðagørðum, forsjáll ok framsýnn . . . hinn harðasti hørðum ok hinn grimmasti grimmum.* Daß die in gebundener Rede verfaßte Version denselben Gedanken ein anderes Gewand gibt, wie die Prosadichtung, versteht sich ganz von selbst, wie denn ja der mhd. Dichter der Blütheperiode bei der Vergleichung mit einem Producte aus der Zeit der Nachblüthe nordischer Sagaschreibung von Anfang an im Vortheil ist. Das führt mich auf einen zweiten Punkt in Glödes Argumentation; es heißt dort p. 23: „Der nordische Prosaroman ist 1226 aus dem Französischen übertragen, uns nur in wenigen Bruchstücken in einer Membrane des 15. Jhd. erhalten, während die Sage vollständig nur in einer Papierhs. des 17. Jhd. aufbewahrt ist. Diese Thatsache hat Kölbing nicht berücksichtigt, aber bei der Wichtigkeit der Frage . . . darf man sie nicht aus den Augen lassen, um gerecht zu urtheilen." Und dabei habe ich mich p. XIV f. über diesen Sachverhalt wörtlich so ausgesprochen: „Freilich dürfen wir uns eines dabei nicht verschweigen, was den Werth dieser Quelle (sc. der Saga) etwas herabmindert: wir besitzen dieselbe nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, wie etwa die Elissaga und die Strengleikar, sondern nur in einer durch die mehrfachen Abschriften nicht unbedeutend verschlechterten, nicht nur was die Sprache anlangt .... sondern auch was den Inhalt betrifft, der, wie eine Vergleichung mit den Membranfragmenten ergibt, zwar keine directen sachlichen Änderungen, wohl aber vielleicht nicht unbedeutende Kürzungen erlitten hat. Immerhin müssen wir noch sehr froh sein, daß von diesem werthvollen Denkmal überhaupt eine Hs. auf uns gekommen ist." p. 21 f. stellt Glöde es so dar, als ob ich die Form von Gottfrieds Dichtung, die derselben ihr individuelles Gepräge gebe, dem Stil, der zu solcher Vollendung nur durch jahrelange Übung heranreife, keine Beachtung geschenkt habe: „Dies alles erwähnt Kölbing mit keiner Silbe, als ob jeder beliebige Mensch der mhd. Periode dies auch hätte ausführen können." Gewiß spreche ich darüber im Verlaufe meiner Untersuchung nicht, weil ich es dort nur mit den sachlichen Momenten seines Berichtes zu thun habe; leider aber hat mein Gegner in der Hitze des Gefechtes einen von ihm selbst (p. 18) citierten Passus aus dem Schlusse meines Aufsatzes vergessen, wo ich dazu mahne, in Zukunft bei Vergleichung von mhd. Epen mit ihren afrz. Quellen, das Augenmerk in höherem Grade wie bisher auf die stilistischen Unterschiede zu richten, wodurch die Vorzüge

wie die Schwächen der deutschen Dichtungen in ein neues und helleres Licht treten würden.

Für welche Gattung von Lesern der Verf. Gottfrieds Einleitung hervorhebt (p. 23 f.) und sogar Citate daraus abdruckt und weiter die Schwertleite und die Minnegrotte als sein dichterisches Eigenthum bezeichnet, ist mir nicht recht klar; das Publicum der Germania dürfte sich ob dieser geringen Taxierung seines Wissens schwerlich sehr geschmeichelt fühlen. Brauche ich den daraus gezogenen Schlüssen gegenüber noch besonders zu betonen, daß ich geradeso wie Heinzel in seinem Aufsatz in der Ztschr. f. d. A. XIV einzig und allein auf die Theile des Gedichtes Rücksicht nehmen wollte und konnte, zu denen sich in den anderen Versionen der Sage Parallelen fanden, und daß auf sie allein das am Schlusse ausgesprochene Gesammturtheil sich bezieht?

Ich will nicht entscheiden, ob Leichtfertigkeit oder Böswilligkeit Herrn Glöde bei seinen Behauptungen und Argumentationen die Feder geführt hat. Nur einen Grundirrthum von ihm möchte ich noch betonen: „Daß Gottfrieds feinfühlige Art der Darstellung und sein poetischer Sinn überall die Sage übertreffen", worauf Glöde besonderes Gewicht legt, ist mir nie eingefallen, zu bestreiten. Worauf es mir vielmehr ankam, war dies. Heinzel ging seinerzeit von der Ansicht aus, die vielen Unebenheiten, welche die Darstellung der Tristansage in dem englischen Sir Tristrem aufweist, hätten schon der gemeinsamen Vorlage des englischen Dichters und Gottfrieds angehört und es sei dem Letzteren als Verdienst anzurechnen, daß er sie getilgt habe. Die Hinzunahme der nordischen Saga lehrt dagegen, daß diese Schwächen fast ausnahmslos nur dem Sir Tristrem anhaften, während Gottfried das Richtige bereits in seiner Quelle fand und somit zu geschmackvollen Besserungen keine Veranlassung hatte. Dann erscheint aber seine ganze Persönlichkeit als Mensch und Dichter in einem erheblich weniger idealen Lichte, wie nach Heinzel's Ausführungen. Dies Ergebniß aber hat Glöde durch seinen Aufsatz nicht im Allermindesten umgestalten können [1]).

Um jedoch die Leser dieses Blattes nicht nur mit Wiederholung von Bekanntem zu langweilen, benütze ich diese Gelegenheit, um auf eine, bisher, so viel ich sehe, unbeachtet gebliebene Parallele zu einem interessanten Zuge in Tristans Zweikampf mit Morolt hinzuweisen. Daß

[1]) Vgl. auch Golthers Urtheil über Glödes Aufsatz, Ztschr. f. rom. Phil. XII, p. 363 [3]).

derselbe das Abbild eines skandinavischen Holmgangs ist, haben in neuester Zeit Sarrazin (Ztschr. f. vergl. Litt.-Gesch., 1. Band, p. 263) und Golther (Die Sage von Tristan und Isolde, München 1887, p. 24) mit Recht betont. Auf zwei Parallelen dazu innerhalb der englischen romantischen Dichtung hat E. Adam (Torrent of Portyngale. London 1887, p. 107, Anm. zu V. 1268) hingewiesen: den Kampf zwischen den Riesen Cate und Torrent und den zwischen Colbrond und Guy of Warwick; Beide haben vor Allem das Motiv gemeinsam, daß der Riese es ablehnt, zu Pferde zu kämpfen, weil er zu schwer ist, als daß ein Reitthier ihn tragen könnte.

Was die Localisierung beider Kämpfe auf einer Insel im Meere anlangt, so findet sie sich ausdrücklich erwähnt in der jüngeren, in Reimpaaren verfaßten englischen Version des Guy of Warwick (ed. Zupitza, London 1875/76 = Guy B) v. 10133 f.:

In a place, where þey schulde bee,
Yn an yle wythynne thee see.

Im weiteren Verlaufe des Berichtes freilich wird dies Moment auffallenderweise gar nicht mehr betont; Guy gelangt an den festgesetzten Platz zu Pferde, v. 10188 ff.:

And towarde the batell was rydande.
When he into þe place come,
Of hys stede he lyght anone.

In der älteren Fassung, enthalten in der Auchinleck-Hs. (ed. Turnbull, Edinburgh 1840 = Guy A) fehlt diese Angabe p. 390 überhaupt. In Sir Torrent werden beide Kämpfer in Booten nach der Insel übergesetzt, deren Führer dann sofort wieder zurückkehren; v. 1284 ff.:

Whan sir Torrent in to the ile was brought
The shipmen lenger wold tary nought,
But hied hem sone ageyn.

Nach Tödtung des Riesen wird Torrent dann wieder mit dem Boote abgeholt und an das Festland zurückgebracht.

Dagegen möchte ich aufmerksam machen, auf eine bisher überhaupt wenig beachtete[1]) Darstellung des Zweikampfes zwischen Guy und Colbronde, in Bishop Percy's Folio Manuscript. Edited by Hales and Furnivall, Vol. II, p. 509 ff., ein Gedicht in der 12zeiligen Schweifreimstrophe; dort heißt es v. 202 ff.:

[1]) A. Tanner, Die Sage von Guy von Warwick, Bonn 1877, p. 52 f. erwähnt diese Fassung ganz kurz als enthalten in einem MS., „das sich im Besitze Percy's befand und wie es scheint (!) varia enthielt" — eine etwas merkwürdige Umschreibung des bekannten Percy Folio MS.

Then the gyant loud did crye,
To the king of Denmarke these words says hee:
„Behold & take good heede!
Yonder is an iland in the sea:
From me he can not scape away
Nor passe my hands indeed;
But I shall either slay him with my brand
Or drowne him in yonder salt strand,
Fro me he shall not scape away.
Then I will with my owne hand
Crowne thee king of litle England
For euer and for aye.
That was true, as the king of Denmarke thought,
Comanded 2 barges forth to be brought,
And either into one was done.
The palmer was the first, that ore did passe,
And as soone as hee to the iland come was,
His barge there he thrust him from.
With his foote and with his hand
He thrust his barge from the land,
With the water he lett itt goe,
He let itt passe from him downe the streame.
Then att him the gyant wold freane,
Why he wold doe soe.
Then bespake the palmer anon right:
„Hither wee be come for to fight,
Till the tone of vs be slaine:
2 botes brought vs hither
And therfore came not both together,
But one will bring vs home.
For thy bote thou hast yonder tyde,
Ouer in thy bote I trust to ryde,
And therfore, gyant, be ware!“
Trumpetts blew and bade them goe toote,
The one on horsbacke, the other on foote,
But Guy to god was darre.

217 palmer] gyant *Ms.* 236 on] *om. Ms.*

Zu diesem Zuge stimmt inhaltlich ganz genau Sir Tristrem (Heilbronn 1882) v. 1013 ff.:

Þai seylden into þe wide
Wiþ her schippes tvo;
Moraunt bond his biside
And Tristrem lete his go;
Moraunt seyd þat tide:
„Tristrem, whi dos tow so?“

„Our on schal here abide,
No be þou neuer so þro,
Ywis!
Wheþer our to liue go,
He haþ anouȝ of þis.“

Die genau entsprechende, bekannte Stelle aus Gottfrieds Tristan (v. 6795 ff.) brauche ich nicht erst auszuschreiben.

Nun geht aber das oben erwähnte strophische Gedicht, welches diese Zweikampfepisode aus dem Ganzen der Guysage herausgreift, unzweifelhaft auf eine Quelle zurück, welche mit derjenigen, die dem Dichter des Guy der Auchinleck-Hs. vorlag, nahe verwandt war; man vgl. z. B. Guys Gebet vor der Schlacht in beiden Texten:

Guy A v. 9903 (Turnb. p. 391 f.:)

Lord, seyd Gii, þat rered Lazeroun
And for man þoled þassioun
And on þe rode gan blede,
Þat saued Sussan from the feloun
And halp Daniel from þe lyoun,
To day wisse me and rede etc.

Guy and Col. v. 157 ff.:

Crist, that suffered wounds 5
And raised Lazarus from deth to liffe,
To (l. *Do*) *grant me speech and sight,*
And saued Danyell the lyons froe,
And borrowed Susanna out of woe,
To (l. *Do*) *grant vs strength and might* etc.

Ähnlich auch Guy B v. 10193 ff.

Aus alledem möchte ich folgern, daß in der frz. Guydichtung ursprünglich die Scene so dargestellt war, wie wir sie in der Fassung der Percy Fol.-Hs. finden. Die Tendenz eines Abschreibers oder Überarbeiters — was bekanntlich oft auf dasselbe herauskommt — ging nun dahin, die Localisierung dieses Holmganges auf einer Insel zu beseitigen; was für eine Erwägung ihn dabei leitete, ist freilich schwer zu sagen[1]). Dabei ließ er jedoch aus Versehen ein Verspaar stehen[2]),

[1]) Ein merkwürdiger Parallelfall ist, daß die altnordische Tristramssaga oder ihre französische Vorlage an der betreffenden Stelle dasselbe Moment gestrichen hat; vgl. Zur Überlieferung etc. p. XLVII.

[2]) Dergleichen ist in der Geschichte der Überlieferung der französischen Epen keineswegs unerhört; in der des Partonopeus of Blois habe ich einen ähnlichen Fall nachgewiesen, Germanistische Studien, herausgegeben von K. Bartsch. Zweiter Band, p. 104.

welchem in der jüngeren englischen Übertragung v. 10133 f. (s. o. p. 191) entsprechen. Ein weiterer Überarbeiter entfernte auch noch diesen letzten Rest, und eine Hs. dieser Classe lag dem Verf. von Guy A vor. Zu ihr gehören — wie ich einer freundlichen Mittheilung von O. Winneberger, der uns soeben mit einer dankenswerthen Arbeit über das Handschriftenverhältniß des frz. Guy erfreut hat, entnehme — ferner sämmtliche auf uns gekommene frz. Hs. des Epos.

Ob der frz. Dichter diesen echt skandinavischen Zug von Todesverachtung aus der Tristansage entnommen hat oder ob beide aus einer gemeinschaftlichen Quelle schöpften, bleibt vorläufig eine offene Frage. Sicherlich wird man hier nicht von „zufälliger Änlichkeit" sprechen können.

BRESLAU, den 18. April 1889. E. KÖLBING.

SCHWÄBISCH *ę* ALS VERTRETER VON *a*.

Nach den Arbeiten von Franck (Ztschr. f. d. A. 25, 218 ff.), Luick (Beiträge 11, 492 ff.) und besonders Kauffmann (Der Vocalism. d. Schwäb. in d. Mundart v. Horb, Marb. Habil.-Schr. 1887), sowie meinem eigenen Aufsatze (Corresp.-Bl. f. d. Gel. u. Realsch. Württembergs 1887, 502 ss.) bleibt[1]) für eine Untersuchung über schwäbisch *ę* als Vertreter von älterem *a* noch die Vervollständigung des Materials und die Einzelerklärung. Dabei mag zuvor daran erinnert sein, daß vor Nasalen sämmtliche *e*-Laute geschlossen erscheinen.

Bei Aufführung des Materials ergeben sich nun folgende Kategorien: 1. Plural von Substantiven; 2. Adjective auf *ig, lich, ern, er*; 3. die Deminutive; 4. die Nomina agentis auf *er*; 5. schwache Verba; 6. eine Anzahl Nomina, welche zunächst in keinem näheren Zusammenhange zu stehen scheinen, 7. gewisse Ortsnamen.

Im Einzelnen gilt in Betreff des Plurals der Substantive, daß, abgesehen vom neutralen Plural auf *er* und einigen wenigen Formen mit ursprünglichem Umlaut des *a* zu *ę* (wie *knęft, nęgl, ęspə*), im Plural der starken Declination der Übergang des *a* in *ę* Regel geworden ist. Die Ausnahmen verschwinden ganz. Es sind in der

[1]) Heuslers Aufsatz in Heft I d. B. konnte begreiflicher Weise nicht mehr berücksichtigt werden.

Tubinger Gegend: *hag* (aber in Flrn. Plural *hęg*), *halfter, barn, marter.* In der schwachen Declination sind die Plurale mit *e* bei Weitem in der Minderheit, Regel ist hier die Erhaltung des *a*. Es weisen *e*: *lade*[1]) (msc.), *krage, mage, wage, balke.*

Die Adjective auf *ig*, wie die auf *lich*, zeigen mehr Beispiele mit *a* als solche mit *e*, doch sind die letzteren ebenfalls zahlreich. Eine ganz durchgehende Eintheilung ist hier nicht zu gewinnen weder nach dem Gesichtspunkte der folgenden Laute, noch mit Beziehung auf den Plural der zugehörigen Substantive. Zwar wiegen unter den Adjectiven mit *e* solche vor, bei welchen dem Vocale Laute folgen, welche nach Braune im Oberdeutschen den Umlaut des *a* aufhielten (*schwechlich, mechtig, nechtig, prechtig, trechtig, helsig, dermig, erschig, bertig, zertlich, ferwig* — daneben *schnelelich, felig, teglich* [kaum volksthümlich], *eschig, teschig, weßerig*), aber mehrere unter diesen zeigen auch *a* (*balkig, kalkig, halmig, harzig, warzig*). Und mehrfach fallen zwar die Plurale und die zugehörigen Adjective in Anwendung oder Nichtanwendung des Lautwandels zusammen, aber gegenüber Plural mit *e* steht: *saftig, kragich.* Geschlossenes *e* haben: *kreftig, negelig, gefellig, eckig*, und vor Nasal: *schemig, wemsig, glenzig, schwenzig.* Von den Adjectiven auf *-ern* zeigen *e*: *fle*[ch]*sern, wechsern*, von denen auf *-er: heller* und in Ortsnamen *-echer, becher.*

Die Deminutive, jetzt auslautend auf *le*, haben ohne Ausnahme *e*-Laut, und zwar haben *ę* die zu *kraft, nagel, asp* und die zu Substantiven, welche selbst *ę* zeigen, alle übrigen aber *e*. Neben *negęle* (kleiner Nagel) steht *negęle* (Nelke).

Bei den Nomina agentis auf *er* wiegt *e* bei Weitem vor: *mecher, pechter, wechter, leder, scheffer, hefner, kleger, seger, schleger, treger, wegner, helter, ferwer.* Dagegen haben *a*: *lacher, schnarcher.* Geschlossenes *e* weisen auf: *greber, spelter, schmelzer, setzer.*

Schwache Verba mit *ę* durch die ganze Conjugation sind: *ernen, ferwen, gerwen, ezen, schetzen, schwetzen, hewren*, dazu aus der starken Conjugation *weschen*. Im Praesens zeigt *e*: *derf* zu dürfen.

Die Nomina mit *e*, welche sich nicht unter die schon genannten Kategorien stellen lassen, sind: *echte* (octo), *gelechter, dreck, necket, gescheft, elle* (omnes), *els, kelter, reps, erwet* (Arbeit), *herb, pferd, kerl, lerm, er*(= ahir), *ernt, merre, scherrets, gerte, e*[r]*sch* (= *arwiz*), *sperwer,*

[1]) Einfachheitshalber sind gewöhnlich die Formeln der Umgangssprache, mehrfach auch die des mhd. bei Beispielsangabe gesetzt und ist nur der in Betracht kommende Laut in der Dialectform gegeben.

ęsche, flęsch, tęsch (sumpfige Bodenversenkung, und in *maultęsch*), *męßer, gęter, geschwętz, lętz, vętz, hęweret.*

Unter den Ortsnamen erscheint *ę* besonders bei denen auf *-ingen*, und zahlreich vor Umlaut aufhaltender Consonanz, wie (mit Belegen aus dem württembergischen und fürstenbergischen Urkundenbuche): *Gęchingen, Hęchingen* (Hahingun 786, Hech. 1333), *Ęlchingen* (Neresh.: Alchingen 1140; Günsb.: Alichingen 1234, Elchingin 1220), *Męlchingen* (Malechingen 1154), *Ęlfingen* (Elv. 1252, Fränk.?) *Nęllingen* (Eßl.: Nall. 12. u. 13. Jh. häufig), *Nęllingsheim* (Nall. c. 1243), *Dęrdingen* (Tard. 1153, Terd. 1181), *Ęrsingen* (Ers. 1194), *Ęrtingen* (Ert. 1248), *Ęrz* (Arz. und Erz. 1246); durch eine Zwischensilbe vom Suffixe *-ingen* getrennt: *Ęchterdingen* (Ahttert. 1226), *Schęlklingen* (Schalkel. 1248, Schelkel. 1291), *Dęllmensingen* (Talmezz. 1237), *Dęrendingen*(Tarod. 1098, Tered. c. 1204), *Ęrgenzingen* (Argaz. 1228, Ergoz. neben Argoz. c. 1150), *Męrklingen* (Marchel. 861, Merkel. 1275). Vor anderweitiger Consonanz findet sich *ę* bei *ingen*: *Bęsigheim* (Basenkain 1231,Fränk.?), *Dętzingen* (Däz. 1263), *Hędelfingen* (Hadelv. und Haedelv. 1246), *Pfęffingen* (Pfaff. c. 1243, Pfeff. 1229), *Rędingen* (Ragges. 1150, Rachs. 1228). Vor der Silbe *-in* zeigen *ę*: *Ęllenweiler* (Aglinsw. 1245), *Meckenbęuren* (Mechinburren 1155). Dazu kommen sonst noch: *Spęrwerseck* (Sparewarisegge c. 1050, Sperw. 1192), *Hęslach, Vęsperweiler* (Vasburw. 1150). Mit *ę* vor Nasal scheinen erst in der Zeit des *ę*-Umlauts (s. u.) umgelautet zu sein: *Ęmerkingen* (Anemarch. 1241), *Gęmrigheim* (Gamertinch. 1150, Fränk.?), *Męmmingen* (Manm. 1223, Memm. 1247), *Schwęnningen* (Suuan. 1225, Swenn. 1212), *Ęntringen* (Anthr. 1240, Enthr. 1245), *Bęnzingen* (Banz. 1237). Vollständig ist diese Zusammenstellung nicht, da mehrfach die Etymologie unsicher, oder die Aussprache des Namens mir unbekannt ist. Von den Personennamen muß wohl abgesehen werden. Als Vornamen sind sie verschwunden, und ihre Verwendung als Geschlechtsnamen zu verfolgen, würde zu weit führen.

Handelt es sich nun darum zu bestimmen, wann der in den angeführten Beispielen zu Tage tretende Lautwandel sich vollzog, so ist zu beachten, daß sich vielfach darunter Formen mit einer Lautfolge finden, welche nach Braune im Oberdeutschen den Umlaut bis ins 12. oder 13. Jahrh. aufhielt. Da nun nicht anzunehmen ist, daß diese Beispiele zunächst in *ę* umlauteten und dann in *ę* zurückgingen, so wird für diese wenigstens der Wandel des *a* in *ę* ins 12. und 13. Jahrh. zu setzen sein. Das Gleiche ergibt sich aber auch für die aufgeführten Ortsnamen auf *-ingen*. Berechnet man durch Schluß aus den folgenden, bezw. vorangehenden Jahren sämmtliche, für die

einzelnen Jahrzehnte nachzuweisenden Formen, so ist auf die Jahre 1150—1260 das Ergebniß folgendes:

	a	*e*		*a*	*e*
1150	14	1	1210	11	5
1160	11	1	1220	11	7
1170	11	1	1230	8	7
1180	11	2	1240	5	11
1190	11	3	1250	1	12
1200	11	4			

Weiter, als es geschehen ist, kann die Zusammenstellung nicht geführt werden, da das württembergische Urkundenbuch mit 1252 abbricht.

Für alle übrigen Formen mit *ẹ* im Einzelnen die Zeit des Lautwandels nachzuweisen, wäre sehr schwierig und durch mancherlei Voraussetzungen bedingt. Gelingt es aber darzuthun, daß die ganze Erscheinung eine einheitliche ist, so ist mit der Zeitbestimmung eines Theils der Formen auch die der übrigen gegeben. — Doch lassen sich noch einige allgemeine Gesichtspunkte beiziehen. Die neutralen Plurale auf *-er* zeigen stets geschlossenes *e*. Haben wir es nun, wie sich unten zeigen wird, bei dem Übergange von *a* zu *ẹ* ebenfalls mit einem Umlaute zu thun, so ist kaum anzunehmen, daß beide Arten desselben gleichzeitig neben einander her gingen. Dürfen wir somit den Übergang in *ẹ* nicht zu weit hinaufsetzen, so kommt dazu, daß das aus *a* entstandene *ẹ*, wo es gedehnt[1]) ist, sich unterscheidet von dem alten, bezw. durch Brechung entstandenen *ë*, sofern ersteres als *ẹ̄*, letzteres als *ẹ̄a* (*ẹ̄ə*) erscheint. Somit mußte *ë* sich schon zu *ẹ̄a* hin entwickelt haben, als *a* in *ẹ* gewandelt wurde. Auf der anderen Seite liegt aber auch ein Grund vor, nicht zu weit herabzugehen. Es konnte das unbetonte *i* noch nicht ganz mit *e* zusammengefallen sein, wenn es noch in specifischer Weise auf die vorhergehenden Laute wirken sollte. Nun ist *î* nach Behaghel[2]) (z. Frage n. einer mhd. Schriftspr., in Basler Festschrift für Heidelberg p. 48) zum Mindesten tief ins 13. Jahrh. hinein erhalten. Unter dem Schutze des nachfolgenden

---

[1]) Im schwäbischen Neckargebiete von Tübingen an abwärts ist die alte Kürze nur erhalten vor Geminata, Affricata (und deren Vertreter *ch*), sonstiger Doppelconsonanz außer *ht*, *rn*, *rs*, *rst* (dafür *rsch*), *rt*, *rz*, *rz*, weiter zum Mindesten in einem Theile des Gebietes auch vor *t*, *p* (*ẹp̓aẹ* = *ebehöu*, lenis vor *h* zu fortis) — *k* findet sich nicht nach ursprünglicher Kürze.

[2]) Wozu übrigens zu bemerken ist, daß im Schwäbischen *î* heute noch nicht irrationaler Vocal (ə) geworden, sondern als *ẹ* erhalten ist.

Consonanten ist auch *ĭ* bis heute noch erhalten im Adjectiv auf *-ig*. Aber wir werden bei Erklärung des Lautwandels zu *e* auch die Ansetzung des Einflusses selbst von auslautend *ĭ* (z. B. in der *i*-Decl.) nicht entbehren können. — Diese allgemeine Umgrenzung stimmt zu der oben gegebenen Zeitbestimmung.

Was aber die Frage nach der Art und dem Grunde dieses Lautwandels betrifft, so hat Kauffmann denselben als späteren, vom ersten geschiedenen Umlaut bezeichnet. Daß es sich um einen Umlaut handelt, ist für die Formen, welche unter Braunes oberdeutsches Umlautgesetz fallen, schon gegeben, und daß dieser Umlaut vom ersten geschieden ist, geht aus der oben gegebenen Zeitbestimmung hervor. Somit ist Grund genug vorhanden, von Kauffmanns Bestimmung aus die Einzelerklärung zu versuchen. Aber dabei genügt es dann nicht, die ganze Erscheinung direct aus der immer größer werdenden Unsicherheit und aus Analogiebildung zu den entsprechenden ursprünglich umgelauteten Formen abzuleiten. Damit ließe sich nicht verstehen, warum *e* und nicht *ę* auftritt. Bei organischer Entwicklung liegt wohl *e* auf dem Wege von *a* zu *ę*, für Analogiebildung aber ist *e* ein eigener, von *ę* geschiedener Laut. — Nun bilden das nöthige Mittelglied für die meisten der in Betracht kommenden Erscheinungen die Formen mit ursprünglich *i* nach Umlaut aufhaltender Consonanz.

Im Einzelnen ist so für die Plurale der starken Declination mit *e* auszugehen von Formen wie mhd.: *bache, nahte, balge.* Die hier im 12. und 13. Jahrh. durchdringende Palatalisierung ist wegen des Widerstandes der Consonanz nur bis *e* gegangen. Sind aber hiemit einmal einige Formen mit *e* erklärt, so lassen sich die übrigen als Analogiebildungen zu diesen ansehen, zumal eine Differenzierung im Stammvocal gegenüber dem Singular wünschenswerth wurde, als die unterscheidende Endung schwand (vgl. Kauffmann, §. 12 An.) Daher blieben nur wenig gebrauchte Plurale zurück. Von der starken Declination aus ist der Umlaut durch Analogie auch in die schwache eingeführt worden. Dabei bleibt offen, wie frühe die einzelnen Formen der Analogie unterlagen. Die Bewegung kann noch in Zukunft weiter gehen. Die oben gegebene Zeitbestimmung ist also für die Plurale nur als terminus a quo anzusehen.

Die Erklärung des *e* in den Adjectiven auf *ig* scheint insofern schwieriger, als in der ersten Umlautzeit im Allgemeinen auch ohne Umlaut hindernde Consonanz der Umlaut unterblieb. Aber, wie oben aufgeführt, gibt es doch auch Formen, welche seit der ersten

Umlautzeit Umlaut zeigen, oder bei denen dieser wenigstens aus dem geschlossenen *e* folgt. Und zwar geht aus den Beispielen hervor, daß oberdeutsch die Adjective auf *ig* in der ersten Umlautszeit umgelautet wurden, wenn ihnen ganz oder in der Mehrheit ihrer Formen umgelautete Substantive zur Seite standen. Als dann vor Umlaut aufhaltender Consonanz im Plural Umlaut zu *e* eintrat, wurden die zugehörigen Adjective mitumgelautet. Daher wiegen gerade diese unter denen mit *e* vor. Weiterhin vollzog sich die Ausdehnung auf die übrigen Adjective auf *ig* in Analogiebildung. Wie *bart* : *bertig*, so *schnabel* : *schnebelig*, und vor Nasal *glanz* : *glenzig*. So läßt sich dieser Umlaut im Adjective analog dem der Substantive erklären und Einfluß des Zwischenvocals braucht nicht angenommen zu werden, wenn auch zuzugeben ist, daß bei Beispielen wie *schnebelig*, *weßerig* darauf zurückgegriffen werden könnte (so Kauffmann, §. 12, Anm. für das Deminut.). Aus dem Wechsel von Suffix *ich* = *ig* mit *ət* erklärt sich, daß auch *nacket* umgelautet wurde zu *neckət*.

Ganz das bisher Gesagte gilt auch von den Adjectiven auf *lich*. An *schwechlich* schließen sich die übrigen mit *e* an. Über die Adjective auf *-ern* läßt sich wegen der geringen Zahl der Beispiele nicht mit voller Bestimmtheit urtheilen. Die beiden *fle*[ch]*sern*, *wechsern* zeigen *e* vor Umlaut aufhaltender Consonanz. Hier sei auch über die Adjective auf *-en*, schwäbisch *-e*, mhd. *-in*, obwohl sich unter denselben keine Formen mit *e* finden, bemerkt, daß der Umlaut bei ihnen nicht weit durchgedrungen zu sein scheint und jetzt offenbar zurückgeht. Ohne Umlaut erscheint stets *tannen*, in Tübinger Gegend vorherrschend *bouchen*, neben *espen* häufiger *aspen*, neben *hilzen* mehrfach *holzern*, nur *eschen* ist allgemein gehalten durch die Substantivform *esche*. Über die Adjective auf *-er* s. bei den Substantiven gleicher Endung.

Den gleichen Weg, wie bei den bisher erklärten Formen, hat der Umlaut zu *e* wohl auch bei den Deminutivis gemacht. Auch hier haben wir *kreftle*, *negəle*, *eckle*, *esple* und dann vor *ch* als Ausgangspunkt für die übrige Bewegung mit *e* *bechle*. Nur ist für die Deminutiva aus dem Sprachschatze des mhd. noch weniger zu ersehen, da in diesem überhaupt wenig Deminutiva enthalten sind. Will man den Umlaut zu *e* bei den Deminutiven auf einen Mittelvocal zurückführen, so stößt man bei Erklärung des Unterschiedes zwischen *kreftle* und *negəle* einerseits und *bechle* anderseits auf Schwierigkeiten. Die Form *negəle* (Nelke) zeigt gegenüber *negəle* den jüngeren Umlaut und erweist sich damit auch als jüngere Bildung, wobei aber auf-

fallend bleibt, daß im gleichen Worte eine solche neben der älteren soll aufgekommen sein.

Verwickelter wird die Frage bei den Nomina agentis auf *-er*, alt *ari*. Es stehen hier wohl auch neben Verbis mit *e* Nomina mit solchem, wie *decker, spelter, schmelzer, setzer,* aber man kann doch fragen, ob die wenigen Beispiele mit Umlaut aufhaltender Consonanz und offenem *e* (*gerber, ferwer*) für sich allein den Ausgang zur allgemeinen Umlautsbewegung zu *e* gegeben haben. Es empfiehlt sich hier auch die Bildungen mit anderweitigen Vocalen beizuziehen, welche von umgelauteten Verben abgeleitet sind und denen Substantive mit umgelautetem Plurale und Singular ohne Umlaut zur Seite stehen, wie *flötzer* : *flotz* : *flötze, träumer* : *traum* : *träume*. Waren nun einmal die Plurale *hefen* und *wegen* gebildet, so entstehen die Reihen *hefner* : *hafen* : *hefen, wegner* : *wagen* : *wegen*. Dann folgten die übrigen nach, auch die, welchen kein umgelauteter Plural zur Seite stand, wie *mecher, scheffer*. Die zurückgebliebenen *lacher* und *schnarcher* sind wenig gebraucht. Bei anderweitigen Vocalen außer *a*, bei welchen der Umlaut im Plural nicht so weit ausgedehnt ist, finden sich auch Bildungen auf *-er* ohne Umlaut in verhältnißmäßig größerer Zahl. — An die Substantive mögen sich die Adjective auf *-er* anreihen. Hier findet sich aus der Zeit des Umlautes zu *e stetter* als Ableitung von Ortsnamen auf *-steti, -stetim* (nicht auf *-stat*). Somit ist hier der Umlaut nicht erst durch das Suffix *-er* gewirkt. Nach Analogie dieser Derivate von alten Ortsnamen werden nun auch solche von neuen gebildet: *Weilrstetr* (Weil der Stadt) gebildet, wie *Mögstetr* (*Mögstet* = *Magstadt*). Als dann in der zweiten Umlautszeit vor dem Suffix *-er* der Nomina agentis Umlaut zu *e* eintrat, bildete man von Ortsnamen auf *-ach, -bach* die Derivate auf *echer, becher*. Bei anderen Vocalen tritt der Umlaut auf in *-hefr* (-hof), *-derfr* (-dorf), *-aer* (-au), *-həisr* (-hausen). Seit die Endsilbe der Ortsnamen verflüchtigt ist, sind keine Neubildungen dieser Art mehr möglich, darüber sind auch alte Bildungen mehrfach verloren gegangen, und wo bei erhaltenem Vocal der Schlußsilbe neue Derivate auf *-er* gebildet werden, fehlt ihnen vielfach der Umlaut. — Hierher gehört auch *heller*, bei dem aber fraglich bleibt, ob es als selbständige schwäbische Bildung anzusehen, oder aus dem Fränkischen überkommen ist. — Endlich schließt sich noch an das Substantiv *sperwer* (*šperwl*) gegenüber älterem *sparwære*, welches dem Umlaut der Nomina agentis und der Adjective auf *er* sich angeschlossen hat.

Unter den schwachen Verben zeigt der größere Theil derer mit umlautaufhaltender Consonantenfolge dennoch *ę* und muß also in Zusammenhang mit der ersten Umlautszeit umgelautet sein: *verkęlten*, *spęlten*, *schmęlzen*, *scherfen*, *sterken*, *verderben*. Zurückgeblieben sind in der ersten Zeit und zeigen *e* nach der oben gegebenen Zusammenstellung je eines mit *rf* und *rn*, dann zwei mit *rw*, wie auch nach Braune *rw* den Umlaut ganz besonders aufhielt. Als späte Bildung erklärt sich *hęweren* : *hawer* = *fęrwen* : *farw*[e]. Aber auffallend bleiben die Verba mit *ę* vor *z* und *sch*. Sie scheinen überhaupt die einzig gebräuchlichen zu sein, in welchen diese Consonanten auf ursprünglich *a* folgen. Ihnen gegenüber ist die Menge der übrigen schwachen Verba zurückgeblieben und hat *a* erhalten. So kann man, zumal noch eine Anzahl Substantive mit *ę* vor *sch* hinzukommen und *waschen* zur starken Conjugation gehört, an Einfluß der dentalen Consonanten denken. Aber dem steht wieder das methodische Bedenken gegenüber, daß sonst dieser Lautwandel zu *e* stets auf vocalischen Einfluß zurückzuführen ist.

Erproben muß sich die bisher angewandte Erklärungsweise an dem Reste der Nomina. Nun finden sich unter diesen wie unter den Verben eine ziemliche Anzahl Formen mit *ę*, also älterem Umlaute, trotz umlautaufhaltender Consonantenfolge. Es sind dies außer den Abstracten auf alt *î* (s. Braune, Beitr. 4, 555) *ęrb*[e], msc. und ntr., der Positiv *hęrt*, sämmtliche Comparative und Superlative und mit letzteren auch *hęrbst*. Dagegen haben vor ursprünglich umlautaufhaltender Consonanz organisch gewirkten Umlaut zu *ę*: *ęchte* (octo, nach Kauffmann, Beitr. 13, 394 neutr. plur., jedenfalls nicht zurückzuführen auf msc. mit *i*, wie *sibuni*, weil das *i* des Nom. plur. der *i*-Decl. als kurz im schwäbischen abgefallen ist, z. B. *gęst*, das erhaltene *ę* im Auslaut aber frühere Länge oder früheren Diphthong voraussetzt), *zwęl*, *hęrb*, *ęrnt*, *męrr*, *gęrte*, *ę*[r]*sch*, wobei in *dwahila* und *mariha* einfaches *h* und *r* in der ersten Umlautszeit den Umlaut aufgehalten haben. In Analogiebildung schlossen sich an mit *r* + Cons. *kęrl* (zugleich auch unter dem Einflusse des Deminutivs), und *ęrwęt* (lautend wie *hęwərət*). Wenn weiter in sämmtlichen Formen von *al-*, auch in *als ę* erscheint, so mag der Umlaut hier vom Neutr. plur. ausgegangen sein (Kauffmann, Voc. §. 12), wie bei *ęchte*. Solche Ausbreitung ist wohl denkbar in einer Zeit, in der sich *e* weit ausdehnte. Bei *lętz*, *fętz* kann die inlautende Affricata nach Vocal als aus doppelter Fortis verschoben auf geminierendes *t* hinweisen, und dann hat *z*, wie im Verbum, so auch in diesen Nomina den Umlaut

zu ę gehindert. Aber nachzuweisen sind keine Formen mit zu Tage tretendem *i*. Über die Substantive mit folgendem *sch*, s. oben beim Verbum. Das etwa mit *a* übrig bleibende *masche* ist nicht volksthümlich (dafür *schlaufe*). Auch bei *meßer* ist das Ausbleiben des Umlautes in der ersten Umlautszeit höchst merkwürdig. Sollte das Wort in alter Zeit im schwäbischen nicht volksthümlich gewesen sein, oder ist von der bei Kluge Wb. angeführten Form *maz-sahs* auszugehen und der ę-Laut später aus dem Fränkischen herübergenommen? Bei *dręck* fehlt noch sichere Bestimmung der germ. Form. Wird *gęter*, wie das schriftdeutsche Gitter auf *gegater* zurückgeführt, so ist damit noch nicht alles erklärt. Die alten neutralen collectiven *ja*-Stämme mit Praefix *ge-* zeigen regelrechten Umlaut zu ę: *gefęll*, *geheg*, *geheck*. Somit muß *gęter* eine Form jüngerer Bildung sein. Mit Umlaut aufhaltender Consonanz und Umlaut zu ę gegenüber einer Grundform ohne Umlaut gibt es aber keine völlig gleichartige Bildung, nur das ähnliche *gelęchter*, in welchem die Länge des Vocals vor *ch* beweist, daß dies = germ. *h* und die Form alt ist. Will man diese einzige und nicht einmal ganz gleichartige Form nicht als Anlaß zur Analogiebildung ansehen, so kann man aber auch weiter ausholen und davon ausgehen, daß bald ę und nicht mehr ę dem Bewußtsein als Umlaut von *a* erscheinen mußte, als einmal der Umlaut zu ę sich ausgedehnt hatte. Denn die Bildungen mit ę lagen äußerlich betrachtet so weit ab von den zu Grunde liegenden Formen mit *a*, daß deren Zusammengehörigkeit viel weniger nahe lag, als der Wandel von *a* zu ę. Nun konnte der Umlaut anderweitiger neutraler Collective mit Praefix *ge-* veranlassen, daß das Collectiv zu *gater* mit dem damals als Umlaut zu *a* geltenden ę gebildet wurde. Dem läßt sich anreihen *geschwęz* zu *swaz*, welches aber sein ę auch unter dem Einfluß des zugehörigen Verbums erhalten haben kann, wie *hęwərət*. Nicht volksthümlich ist *ęr* = ahd. *ahir* (wofür *fëse*, *kolbe*, *kife*) und *geschęft*. Über *spęrwer* und *hęller* s. oben bei den Nomina agentis, über *nęcket* bei den Adjectiven auf *ig*. Unter den Fremdwörtern geht *kęlter* zurück auf *kalter*, und es wird wohl die Endung *er* Anlaß zu Umlaut aus Analogie gegeben haben. Bei *pfęrd* erklärt sich die Erhaltung des *a* in der ersten Umlautszeit, wenn das Wort erst im 8. Jahrh. entlehnt wurde (Kluge, Wb.) und als Fremdwort zunächst dem Umlaut widerstand. Das Gleiche wird gelten für *krętt* = mhd. *kratte* (Korb), wofür übrigens in Tübingen heute noch *kratt*. In *ręps* muß das *i* der Form *rapic*[ium] den Umlaut veranlaßt haben. Dies bleibt aber auffallend, wenn das

Wort, wie Kluge will, erst nhd. entlehnt ist. Für *lerm* ist vorauszusetzen *lerman* aus *allerman*.

Einfacher liegt die Sache zum Schluß wieder bei den Ortsnamen. Die mit Umlaut aufhaltender Consonanz vor *i*, sowie *Sperwerseck* sind durch das bisherige erklärt. Bei *Hedelfingen*, *Rexingen* ist in der ersten Umlautszeit der Umlaut durch die dazwischen liegende Silbe aufgehalten, wobei dahingestellt sein mag, ob bei solchen Formen der Umlaut ein organischer ist, oder durch Analogie gewirkt. Nöthig ist die erstere Auffassungsweise nicht. Für *Besigheim* könnte *i* anzusetzen sein, in *Pfeffingen* wurde das *a* zunächst noch gehalten, weil *pfaffo* als Bestandtheil deutlich zu Tage lag. Der gleiche Grund mag für *Memmingen*, *Schwenningen* gelten. In *Dotzingen* hat wie auch sonst *z* in der ersten Umlautszeit den Umlaut aufgehalten. Bei *Heslich* erscheint der Umlaut vor der Endung *ich* = *ach* = *ahi*, wie auch sonst in jüngerer Zeit (z. B. *steckich* = *stockach*). *Vesperweiler* verdankt seinen Umlaut erklärender Umbildung.

TÜBINGEN, 13. December 1888. K. BOHNENBERGER.

ÜBER DEN GEGENWÄRTIGEN STAND DER SUCHENWIRT-HANDSCHRIFTEN.

Mit zwein großen, bisher unbekannten Ergänzungen zu Suchenwirts Gedichten.

Seit Jahren war ich bemüht, die in verschiedenen Büchersammlungen zerstreuten Suchenwirt-Handschriften kennen zu lernen, zu beschreiben und kritisch zu vergleichen, um so eine breite Basis für eine möglichst vollständige, kritische Ausgabe der Gedichte Suchenwirts zu schaffen. Daß ich bei diesem Streben nicht wenig auf das Wohlwollen der Bibliotheksverwaltungen angewiesen war, leuchtet ein; ich bin in der angenehmen Lage, berichten zu können, daß ich freundliches Entgegenkommen nahezu überall, wo ich anklopfte, gefunden habe. Ich danke hiefür öffentlich auf das Wärmste, besonders dem Vorstande der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien, Herrn Hofrath Dr. Ernst Ritter von Birk, und dem Scriptor daselbst, Herrn Dr. A. Göldlin von Tiefenau, dem Herrn Dr. G. E. Friess, Professor am Gymnasium des Benedictinerstiftes Seitenstetten, dem hochwürdigen Herrn *P.* Florian Schininger, Vorstand der Cistercienserabtei Schlierbach, dem Herrn Bibliothekar des Benedictinerstifte

Kremsmünster, *P.* Hugo Schmid, dem geehrten Verwaltungsausschusse des Böhmischen Museums in Prag, dem Geheimen Hofrath Professor Dr. W. Pertsch, Oberbibliothekar der herzoglichen öffentlichen Bibliothek zu Gotha, und Herrn Dr. Bender, Vorstand der Universitätsbibliothek zu Heidelberg [lange todt. O. B.]. Den ehemaligen Oberbibliothekar der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden, Geheimen Hofrath Professor Dr. E. W. Förstemann erreichen meine Dankesworte nicht mehr im Amte, der frühere Director der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München, Professor Dr. Karl Halm vernimmt sie gar nicht.

Auch allen Freunden und Bekannten, die mich in irgend einer Weise gefördert haben, danke ich hiemit bestens, besonders den Herren Universitätsprofessoren Dr. Richard Heinzel in Wien, Dr. Hermann Paul in Freiburg im Breisgau und Dr. K. A. Barack, Oberbibliothekar der Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg.

Es würde mich freuen, wenn durch die Veröffentlichung dieser Arbeit eine Anregung gegeben würde, den Spuren Suchenwirtischer Gedichte nachzugehen und etwa gefundene auf dem kürzesten Wege bekannt zu machen. Ich glaube, es ließe sich, besonders in Miscellanhandschriften, hie und da noch etwas finden. So habe ich erst jüngst, freilich für diese Untersuchung zu spät, aus den Beiträgen zur Quellenkunde der altdeutschen Literatur von K. Bartsch ersehen, daß trotz fleißiger Suche mir doch zwei Recensionen Suchenwirtischer Gedichte entgangen sind.

WIEN, im Juli 1888.

1. Handschriften.

I. A.

Aus Katalogen und durch zahlreiche Anfragen auf verschiedenen Bibliotheken sind mir einundzwanzig Handschriften, welche Gedichte Suchenwirts enthalten, bekannt geworden. Die bedeutendste von allen ist A, eine Papierhandschrift der k. k. Hofbibliothek in Wien, Nr. 13045, 8°. Durch den erst in neuester Zeit erfolgten Einband (rother Juchten, im Geschmacke des 14. Jahrhunderts gepreßt, mit schön bronzierten stilvollen Schließen, auf dem Rücken mit Goldbuchstaben „Peter Suchenwirt") erhält die Handschrift ein quartförmiges Aussehen. Die drei leeren Blätter nach dem vorderen sowie vor dem rückwärtigen Deckel sind eine Zuthat des außerordentlich geschickten (bereits verstorbenen) Buchbinders Fr. Krauss in Wien; er hat es auch verstanden, die stellenweise an den Blattenden sehr abgegriffene und ausgefranste Handschrift aufs Beste zu reparieren.

Die Handschrift selbst besteht aus zweihundertzweiundfünfzig Blättern. Die mit Blei angebrachte fortlaufende Paginierung ist bis pag. 48 richtig, da aber die nächste Seite auch mit 48 bezeichnet ist, so ist von hier an jede Zahl um eins zu niedrig. Um einerseits den Fehler auszugleichen, anderseits aber nicht in dauernden Widerspruch mit der nun einmal vorhandenen Zählung zu gerathen, citiere ich in der Folge 48^a und 48^b. Die Paginierung stammt aus unserer Zeit; jedenfalls war sie schon vorgenommen, bevor die Handschrift gebunden wurde; denn dadurch wurden die Zahlen von 421 ab mehr oder minder weggeschnitten. Höchst wahrscheinlich rührt sie von Alois Primisser[1]) her, gewesenem Custos des k. k. Münz- und Antikencabinetes und der k. k. Ambrasersammlung zu Wien; dafür spricht auch, daß sie nur bis Seite 483 (richtig 484) reicht, denn Seite 1 bis 483 bringen ausschließlich Suchenwirtische Gedichte. Sie sind schon 1827 in seiner bekannten Ausgabe der Werke Peter Suchenwirts veröffentlicht worden, jedoch abweichend von der in der Handschrift eingehaltenen Aufeinanderfolge. Diese zu kennen, ist aber aus mehreren Gründen nöthig; sie ist aus nachstehender Tabelle ersichtlich.

Fortlaufende Zählung der Gedichte	Primissers Zählung	Von Seite ... der Handschrift bis Seite ...	Überschriften der Gedichte	Geschrieben vom
1	-	1, Z. 1—7	*Titel fehlt*	1. Schreiber
2	I	1, Z. 8—9, Z. 10	Von Chünik ludwig von Ungerlant	
3	II	9, Z. 11—12, Z. 20	Von der Kaÿserin von Paÿrn	
4	XXIII	12, Z. 21—17, Z. 12	Ein red von der Minne	
5	IX	17, Z. 13—27, Z. 24	Di von Elrwach vō hū puppli	2. Schreiber
6	XLV	28 bis Ende derselben Seite	Ein red von hübscher lug	
7	XXIV	29, Z. 1—42, Z. 12	Die Minne vor Gericht *NB. Der Titel stammt von* P	
8	XI	42, Z. 13—54, Z. 10	Von Graff vlreich von Phfanberg	

[1]) Dafür sowie für seine Suchenwirt-Ausgabe steht im Nachfolgenden gewöhnlich P.

Fortlaufende Zählung der Gedichte	Primissers Zählung	Von Seite ... der Handschrift bis Seite ...	Überschriften der Gedichte	Geschrieben vom
9	X	54, Z. 11—64, Z. 19	Von h³n puppilÿ von Elrwach *NB. Zweite Rede*	2. Schreiber
10	XII	64, Z. 20—70, Z. 19	Von her herdegen von PetAw	
11 [1])	—	70, Z. 20—80, Z. 18	Von h³rn ᶜvlreich von wallsse *NB. Erste Fassung*	3. Schreiber
12	III	80, Z. 19—89, Z. 14	Von h³tzog Albrecht vō ᶜOstereich (II. †)	
13	XIII	89, Z. 15—99, Z. 3	Von hn̂ v̄lr von walse *NB. Zweite Fassung*	4. Schreiber
14	XIV	99, Z. 4—114, Z. 3	Von h³rn fridreichen dem Chreuzzpekch	5. Schreiber
15	VII	114, Z. 4—124, Z. 13	von purgf Albrechten von Nurnberch	
16	VI	124, Z. 14—134, Z. 7	von kernden hᶜczog hainreich	
17	XXI	134, Z. 8—142, Z. 20	Die reD haist D᷑ brief	6. Schreiber
18	XXV	143, Z. 1—156, Z. 22	Die schᵒn abentewr	7. Schreiber
19	XXVI	157, Z. 1—159, Z. 16	Daz geıaıD	8. Schreiber
20	XXVII	159, Z. 17—163, Z. 14	Dᶜ Rat von Dem vngelt	
21	XV	163, Z. 15—171, Z. 25	von Leutolten von Stadekk	
22	VIII	171, Z. 26—182, Z. 5	Vō her pvrcharten ellerbach Dem alten	9. Schreiber

[1]) Den Text dieses Gedichtes begleitet am linken Rande der Handschrift eine mit Blei angebrachte Verszählung (von fünf zu fünf Versen). Sie stammt wahrscheinlich von derselben Hand wie die Paginierung und findet sich auch in Nr. 14, 17, 20, 21, 24, 25, 27, 31, 35, 39 und 44.

Fortlaufende Zählung der Gedichte	Primissers Zählung	Von Seite ... der Handschrift bis Seite ...	Überschriften der Gedichte	Geschrieben vom
23	XXVIII	182, Z. 6—193, Z. 28	die haist dᶜ widertail	
24	XVI	193, Z. 29—203, Z. 20	von Graff vlreichen von Tzili	
25	XXIX	203, Z. 21—213, Z. 16	Von Dem phenig	10. Schreiber
26	XXX	213, Z. 17—223, Z. 20	Von Dᶜ mynn slaff	
27	XVII	223, Z. 21—231, Z. 25	Von hern Fridreichen von lochen	
28	XXXI	232, Z. 1—241, Z. 20	Das ist Di verlegenhait	11. Schreiber
29	XXXIX	242, Z. 1—252, Z. 20	Daz sind Di tzehen gepot	12. Schreiber
30	XXXII	253, Z. 1—255, Z. 20	Daz ist Di geitichait	
31	XXXIII	256, Z. 1—262, Z. 10	Daz ist Der getrew rat	13. Schreiber
32	XIX	262, Z. 11—266, Z. 15	Daz ist Di red vom Teichner	
33	IV	267, Z. 1—299, Z. 7	Von Hᵗtzog Albrᵗ Rittᶜschaft	14. Schreiber
34	XXXIV	299, Z. 8—305, Z. 7	Von Der fürsten tailung	15. Schreiber
35	XVIII	305, Z. 8—330, Z. 12	Von hᶜn Hansen Dem Trawnᶜ	16. Schreiber
36	XL	330, Z. 13—342, Z. 9 [1])	Daz sint Die fyben tod sünd	17. Schreiber

[1]) S. 342, Z. 10—343 Ende unbeschrieben.

Fortlaufende Zählung der Gedichte	Primissers Zählung	Von Seite .. der Handschrift bis Seite ...	Überschriften der Gedichte	Geschrieben vom
37	XLI	344, Z. 1—418, Z. 7 [1])	Die siben frewd Mariae *NB. Vgl. S. 209.*	18. Schreiber
38	XLII	420, Z. 1—428, Z. 4	Die red von Dem Jungsten gericht	
39	XXXV	428, Z. 5—432, Z. 24	Von Zwain Päbsten	
40	XXII	433, Z. 1—442, Z. 14	Die reD haizzt D^{3} new rat	
41	XLIII	442, Z. 15—445, Z. 17	Die reD haizzt D^{3} frómD sin	
42	XLIV	445, Z. 18—450, Z. 21	Die reD ist Equinocum	19. Schreiber
43	XXXVI	451, Z. 1—454, Z. 21	Die reD^{3} haizzt D^{3} vmbchert wagn̄	
44	XXXVII	455, Z. 1—460, Z. 3	Von Der fürstn̄ chrieg vnD von Des reiches stetn̄	
45	XXXVIII	460, Z. 4—477, Z. 4	Daz sinD aristotiles rêt	
46	V	477, Z. 5—483, Z. 9	Von h^{3}rtzog albo sâligen in öst^{3}reich	20. Schreiber

Der Raum nach der 9. Zeile auf Seite 483 ist unbeschrieben, ebenso die nächsten 15 Seiten (vgl. S. 230); dann folgt auf zwein Seiten ein Tobiassegen[2]), die letzten drei der Handschrift selbst angehörigen Seiten sind hie und da mit bereits abgeblaßten Wörtern bekritzelt.

Die Schrift des Tobiassegens stammt wohl noch aus dem 15. Jahrhunderte, jedenfalls ist sie jünger als die von A. Volumen

[1]) S. 418, Z. 8—419 Ende unbeschrieben.

[2]) Er ist mit keiner der beiden in der Ztschr. f. d. Alt., 24. Bd. (1880), S. 182 ff. mitgetheilten Fassungen identisch, doch zeigt er mit V. 1—50 des ersten dort angeführten Segens einige Ähnlichkeit.

VII. (erschienen **1875**) der Tabulae codicum manu scriptorum praeter graecos et orientales in bibliotheka palatina vindobonensi asservatorum setzt (pag. 180) ganz allgemein A in das 15. Jahrhundert; ich möchte die Handschrift dem Ende des 14. oder doch spätestens dem Anfange des 15. Jahrhundertes zuweisen.

Freilich ist die Schrift in A nicht eine durchgehend gleichmäßige: es haben eben mehrere Hände daran gearbeitet. Für den in einer Columne mit abgesetzten[1]) Versen — ihre Zahl ist auf keiner Seite höher als dreißig und sinkt, wenn man von den in der Tabelle Nr. 36, 37 und 46 berührten Fällen absieht, nur selten bis fünfzehn — gegebenen Text der Gedichte wurde ausschließlich schwarze Tinte verwendet, nur in Nr. 41 sind die vier letzten Zeilen mit rother Tinte geschrieben. Roth sind auch die Überschriften der Gedichte bis auf Nr. 23, deren Titel schwarz ist. Bei drein Gedichten fehlen die Überschriften: bei Nr. 1 und 7 wegen Lückenhaftigkeit der Handschrift, bei Nr. 37 durch den Schreiber, welcher den für den Titel auf S. 343 reichlich vorhandenen Raum zu benützen unterließ. Da aber Suchenwirt im fünften Verse vor Schluß dieses Gedichtes sagt: *Di siben frewd haizzt Daz geticht,*
so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit die fehlende Überschrift ersetzen. — Als Gegenstück dient das Gedicht Nr. 44, dessen Titel zweimal geschrieben wurde: Ende der S. 454 und zu Anfang der S. 455.

Roth ist auch sehr häufig die Initiale der einzelnen Gedichte, und zwar in sechsunddreißig von sechsundvierzig Gedichten der Handschrift, in Nr. 31, 33 und 35 ist sie roth verziert; nur in wenigen Gedichten (Nr. 18, 22, 23, 34 und 36) entbehrt sie ganz der rothen Farbe.

Der Anfangsbuchstabe jedes ersten Verses ist groß[2]), bei den Anfangsbuchstaben der übrigen Verse ist es meistens der Fall; klein (mit nur wenigen Ausnahmen) sind sie blos in Nr. 19 und 21; in Nr. 35 beginnen (doch mit einzelnen Ausnahmen) die ungeraden mit großen, die geraden Verszeilen mit kleinen Anfangsbuchstaben, in Nr. 18, 20, 34 und 36 wechseln sie ohne Regel, doch so, daß in 18 und 34 die großen, in 20 (stammt von demselben Schreiber wie 19 und 21) die kleinen Anfangsbuchstaben vorwiegen.

[1]) Einige Ausnahmen zeigen sich in Nr. 18 und zu Anfang von Nr. 37.

[2]) In den Nummern 38—45 ist er sogar auffällig groß.

Unbekannt ist mir, wie P in der Beschreibung von A (dieselbe reicht, von einigen Zeilen der Einleitung auf S. XLIII, XLIV, LII und LIII abgesehen, von S. XLV—XLVIII) zur Behauptung kam: „Die Verse sind alle abgesondert geschrieben, jeder mit einem roth durchstrichenen Anfangsbuchstaben“ (S. XLVI). Ein Blick in die Handschrift zeigt die Unrichtigkeit der letzteren Behauptung. Nur die vom ersten und vorletzten Schreiber herrührenden elf Gedichte (Nr. 1—4 und 38—44 auf S. 1—17 und 420—460) zeigen die großen Buchstaben am Anfange der Verse roth durchstrichen, und zwar vertical oder wagrecht die ersteren, die letzteren von oben nach unten. In allen anderen Gedichten sind die Anfangsbuchstaben, abgesehen von jedem ersten Verse und ganz vereinzelten Ausnahmen, einfach schwarz; nur in Nr. 37 wechseln schwarze Anfangsbuchstaben ziemlich regelmäßig mit von oben nach unten roth durchstrichenen. Ganz allein in diesem Gedicht begegnen auch rothe Anfangsbuchstaben, fast auf jeder Seite einer, und zwar zu Beginn der Darstellung einer jeden der sieben Freuden, gewöhnlich zu Anfang eines Citates oder nach einem größeren Abschnitte.

Am Anfange der Verse herrscht somit der große Buchstabe ziemlich unbestritten. Seine Anwendung ist aber auch im Innern der Verse ausgedehnter als in mhd. Zeit, aber ganz inconsequent; letzteres ist schon aus den in der Tabelle S. 205—208 angeführten Überschriften ersichtlich, desgl. aus dem Texte der Handschrift, welcher häufig genug (so in Nr. 2, 5, 9, 20, 22, 24 bis 27, 29, 33, 36—39, 41, 43—46) nicht einmal alle Orts- und Personennamen mit großen Anfangsbuchstaben bringt, wohl aber nicht selten wenig bedeutende Wörter (besonders in Nr. 36 und 37); so begegnet in Nr. 15 der Vers 239:

O Edler purgraf albrecht

u. s. w. Anders in Primissers Ausgabe: denn diese ist kein diplomatisch treuer Abdruck von A; P hat sich vielmehr bezugs der großen Anfangsbuchstaben für den Druck eine feste Norm gebildet und schrieb alle Personen- und Ortsnamen, sowie alle persönlich oder allegorisch gebrauchten Ausdrücke (Der Phenning sprach XIX 140, in XXIV der Mai, der Winder, die Minne, Staete, Gerechtikait u. s. w.) mit großen Anfangsbuchstaben, desgl. den Anfang der directen Rede nach einem Doppelpunkte.

Letztere, sowie alle Anführungs- und Bindezeichen, kurz nahezu sämmtliche Unterscheidungszeichen gehören dem Herausgeber

an. Nur die wenigsten der hier in Betracht kommenden Zeichen der Handschrift lassen die Deutung eines mit Absicht gesetzten Unterscheidungszeichens zu; die meisten erscheinen als Spielereien der Schreiber. So trifft man den Punkt nach dem Titel eines Gedichtes nur sehr selten (Nr. 2 und 6), zuweilen aber einem lateinischen c ähnliche Zeichen (Nr. 5 und 6) oder eine Kritzelei (Nr. 11), meist mit zwein oder drein vorgesetzten Punkten (Nr. 33, 35, 39 und nach dem ersten Titel von 44). Der Punkt findet sich auch am Ende eines Gedichtes nur ausnahmsweise (Nr. 21), desgl. der Strichpunkt (Nr. 13, hier wie in 21 vor dem Worte amen), öfter aber Kritzeleien (Nr. 11, 12, 18, 26, 36, 37, 40 und 45), oder Doppelpunkte mit einem Striche oder Schnörkel (Nr. 4, 33—35). Durch Verbindung von Doppelpunkten, Strichen und Schnörkeln bilden die Schreiber ganze Zeilen; so unter dem letzten Verse von Nr. 27 (während in Nr. 41, 42, 44 und 45 auf den letzten Vers ein rother Strich in der Länge einer Zeile folgt), aber auch innerhalb von Nr. 37, und zwar roth nach V. 502, mit dem S. 367 schließt, und einmal schwarz nach V. 1473 (Ende der S. 414). Am Ende der Verse setzt der vorletzte Schreiber gerne einen schiefen Strich, besonders in Nr. 38 und 39, nicht so häufig in den gleichfalls von seiner Hand stammenden Gedichten 40—45; belanglose Punkte finden sich in Nr. 21 nach den Versen 123, 199 und 220, in Nr. 36 fast nach jedem Vers; in Nr. 22 nach V. 221 steht der Punkt am richtigen Platz. Punkte oder wagrechte Striche setzt öfter am Ende der Verse der Schreiber von Nr. 28, der von Nr. 5—9 mehr oder minder häufig fast durchaus unberechtigte Doppelpunkte; Punkte, Doppelpunkte oder Schnörkel (öfter Mehreres zugleich) begegnen an den Versenden von Nr. 13 hie und da, von Nr. 37 aber ungemein häufig.

Durch die ganze Handschrift jedoch ausgedehnt ist der Gebrauch der Abkürzungszeichen. Hieher gehört 1. ᵓ *a*) für in- und auslautendes *er*: vgl. die Überschriften von Nr. 5, 9, 13 u. s. w.; besonders gerne wird so die Vorsilbe *ver* gekürzt. In dieser Verwendung nimmt das Zeichen auch häufig die Gestalt an ᶜ (so in den Überschriften zu den Nummern 23, 26, 35 u. s. w.), weit seltener erscheint dafür ς (Überschrift zu Nr. 33); *b*) für *e* vor *r*: vgl. die Überschrift von Nr. 46; für auslautendes *r*: *Voᵓ* A S. 93 = P XIII, 103; *d*) für in- und auslautendes *re*: tẅ A S. 3 = P I, 70; *e*) für *-echt* und *-recht*: vgl. die Überschriften von Nr. 33 und 46; *f*) für *-reich* und *-eich*: *Fridᵓ, himelrᵓ* A S. 482 und 483 = P V, 123 und 147. In den beiden letzten Fällen wird das Zeichen öfter

verschnörkelt; *g*) ausnahmsweise für *ur* : *antw^{t}* A S. 445 = P XLIII, 71.

2. In Verbindung mit *p* wird *-er*, *-re* und *-ro* öfter mit $\overline{p}$ gegeben: *plein* A S. 144 = P XXV, 38; einige Mal begegnet *spchen* und in Nr. 37 *ppheten*; nur einmal findet sich $\overline{p}$ = *pre* : *rübp̄cht* A S. 430 = P XXXV, 57.

3. $^{\tilde{a}}$ = inlautendem *ra* : vgl. Überschrift zu Nr. 15, *t̃ib*, *p̃cht* A S. 20 und 22 = P IX, 71 und 108, ähnlich in Nr. 18, 22, 24 und 37.

4. Ganz ausnahmsweise wird inlautendes *re* und *ro* durch einen *e*-förmigen Haken oder durch zwei Punkte bezeichnet : *betgen* = betrogen, *spchen* = sprechen A S. 139 und 140 = P XXI, 115 und 145, *tẅen* und *tẅn* = *trewen* A S. 170 = P XV, 176 und 188.

5. $^{\overline{\ }}$ und zwar *a*) für fehlendes *e* vor *n* : *chrenchn̄* : *bedenchen* A S. 4 = P I, 73; *b*) für in- und auslautendes *n* oder *m* : *grūt* : *munt* A S. 4 = P I, 77, ungemein häufig *v̄o*, *vrūpt* : *chumpt* A S, 189 = P. XXVIII 239, *dē* A S. 295 = P IV, 509; *c*) für inlautendes *en* : *tugt* A S. 186 = P XXVIII, 143, *m̄sch* öfter in Nr 36; *d*) allgemein *vn* = *und* oder *unde*; *e*) ausnahmsweise für fehlendes *g* in *samptztānacht* (Nr. 46, V. 86); *f*) nur in Nr. 37 zur Abkürzung der Namen Johannes (*Johes*) und Jerusalem (*Jrlm*).

6. $_{9}$ = *us* : *Jeronim*$_{9}$ u. s. w., aber nur in Nr. 37.

7. Durch Combinierung des ersten und fünften Zeichens entsteht $^{\frown}$: *pchn* = *prechen* (*prēhen*) A S. 8 = P I, 183, kommt nur vereinzelt vor.

8. Durch Verdoppelung des fünften Zeichens entsteht $^{=}$: *phenīg* = *phenning*, nur in Nr. 25. Allerdings erscheint dieses Zeichen auch häufig in Nr. 37, aber dessen Schreiber verwendet es in allen denjenigen Fällen, wo die anderen Schreiber das fünfte Zeichen gebrauchen.

Gewissermaßen lassen sich als Abkürzungszeichen auch die Haken betrachten. Sie erscheinen oberhalb der Buchstaben (entweder unmittelbar über denselben oder etwas seitlich) geradezu überraschend häufig, doch nicht immer in derselben Form. Seite 1 der Handschrift zeigt allein folgende fünf Formen: 1. $^{\prime}$; 2. $^{\prime}$; 3. $^{\smile}$; 4. $^{\prime}$ und 5. $^{\prime}$; sonst begegnen noch 6. $^{\cdot}$ oder $^{\cdot\,\cdot}$ (sehr häufig über *y*); 7. $^{\hat{\ }}$ (nicht sehr oft und dann meist über *e*); 8. ^{e} ein deutliches *e*; 9. ausnahmsweise, z. B. in Nr. 36 die Form $^{\prime}$, endlich 10. ein Punkt, aber nur über *e* und *y* und allein in Nr. 33; am

häufigsten findet sich die 1. und 4. Form, am wenigsten (abgesehen von 9 und 10) die 2., 3. und 5.

Die Form ist übrigens gleichgiltig für die Bedeutung des Hakens. Diese erhellt aus seiner Verwendung *a*) zur Bezeichnung der Vocale, Diphtonge und deren Umlaute.

So wird der Umlaut des kurzen *a* auf mhd. Weise gegeben und auch durch *ȧ* : *tȧgeleich* A S. 107 = P XIV, 197, ferner durch *ê* : *chlêgleichen* A S. 457 = P XXXVII 56; daneben aber — S. 455 — in V. 4 des nämlichen Gedichtes von derselben Hand *chaegleich*.

ae ist die gewöhnliche Bezeichnung für den Umlaut des *â*, doch wird *ae* (auch *æ* geschrieben) nicht selten durch *e* vertreten : *an gevaer* : *swer* (*swær*) A S. 13 = P XXIII, 13, *chem* = *kæm* A S. 293 = P IV, 470; in dem letzten Gedichte (A S. 267 ff.) erscheint dasselbe Wort auch so geschrieben : *chêm*; P schreibt IV, 519 dafür *chêm*. Allerdings findet sich diese Form des Hakens über einem *e* zur Bezeichnung von *æ* zuweilen, z. B. A S. 456 *swêre* : *lære* = P XXXVII, 36 oder A S. 470 *wêrst* (*wærst*) = P XXXVIII, 216 und öfter, zumal in IV, aber gerade nicht an jener Stelle. — A S. 169 = P XV, 175 begegnet *ê* = *æ* in *rêten* : *steten* (*staten*), doch sind die Fälle gar nicht häufig. Ausnahmsweise findet sich *ê* und *é* = *æ* : A S. 87 = P. III, 148 *lâr* (*lære*) : *swêr* und A S. 334 f. = P. XL, 84 und 101 *wér* und *tréger*.

â erscheint zuweilen auch für mhd. *ë* : *gewârt* A S. 1 = P I, 16.

Mhd. *ê* wird ausnahmsweise durch *é* gegeben : *ér* : *mér* A S. 334 = P XL, 79, und vereinzelt durch *ê* : *êrn* A S. 7 = P I, 171.

Die Flexions-*e* werden häufig — besonders vom achten Schreiber, dessen Text schön und genau ist — nur durch Haken angedeutet : A S. 57 *horn* = P X, 80 (unrichtig *horn* für *horen* oder *hæren*), A S. 216 *warn* = P XXX 75.

o = *œ* und *ö* : *hóret* und *vrómden* (adj.) A S. 4 = P I, 86 f.; das letzte Wort begegnet A S. 445 auch in der Schreibung *frömd*, wofür P XLIII, 51 *fröind* liest.

au wird oft durch *aü* gegeben (ungemein oft *aüz*), sehr häufig durch *aŭ* (wie denn überhaupt *v* und *w*, wenn sie als *u* zu lesen sind, gewöhnlich den Haken tragen), nur ganz ausnahmsweise durch *ú* im Reime *prût* : *hût* A S. 235 = P XXXI, 71 von dem elften Schreiber, der auch noch durch andere Anzeichen seine alemannische Abkunft verräth.[1])

[1]) Er hat eine unschöne, nicht besonders genaue Hand und gebraucht immer *och* (= *auch*), *fröden* (V. 154 *frölein*) und *haust* = *hâst*; er liebt auch Consonanten

eu = *ew*, sehr häufig *eẅ*, seltener *eŵ* (der 19. Schreiber hat dafür Vorliebe); nicht so oft erscheint *a͛w* (*la͛wt* A S. 258 = P XXXIII, 44), *a͛u* (*vra͛uden* A S. 216 = P XXX, 75) oder *eu̇* (*leu̇chtet* : *veu̇chtet* A S. 11 = P II, 65 [letzteres Wort hier ohne Haken]).

öu = *oû* und *o͛u* : *vroûdenreich*, *vro͛uden* A S. 215 und 219 = P XXX, 52 und 143.

u mit und ohne Haken steht 1. für gewöhnliches *u* (A S. 86 = P III, 135 *rûbein* : doch sind diese Fälle im Ganzen nicht zahlreich, wenn man von denjenigen absieht, die bei den Halbdiphthongen zu besprechen sind).

2. Für *û*, wo sich solches in Eigennamen und Fremdwörtern erhalten hat, z. B. *lasur* : *figur* A S. 183 = P XXVIII, 27, *vtrich* (Ûztrieht) A S. 21 = P IX, 97.

3. Für *ü*, *uo* (sehr häufig durch *ue* gegeben) und *üe* : *swürn* : *flürn* (mhd. *uo* : *u*) A S. 95 = P XIII, 151, hingegen *furte* : *spurte* (mhd, *uo* : *u* oder *ü*) A S. 169 = P XV, 153, ebenso P VI, 89, 90 und XXX, 49, 50; *stübel* : *übel* (mhd. *üe* : *ü*) A S. 440 = P XXII, 176; *wüffen* : *rueffen* (mhd. *üe* : *üe*) A S. 165 = P XV 53; *chüele* : *gestüele* A S. 215 = P XXX, 53, seltenere Schreibweise, ebenso *früe* : *rue* (*ruowe*) A S. 217 = P XXX, 89, *frŵ* = *vruo* A S. 337 = P XL, 143 (A S. 477 = P V, 13 ohne Haken *tw*) und *pehŵtt* (*behüet*) A S. 482 = P V, 134. Ausnahmsweise begegnet bei dem alemannischen Schreiber von Nr. 28 *iü* für *ü* und *üe* : *hiülff*, *eiü*, *betriüben* V. 29, 135 und 132 (vgl. S. 213).

Für *ei* (= mhd. *î*) findet man auch *i* mit darüber gesetztem Haken; dieser wird links oder rechts von *i* angebracht, wobei das *i* seinen Punkt in der Regel verliert (*mi͛n* : *vein* A S. 2 = P I, 22). Daneben begegnen nicht selten inconsequente Schreibweisen, wie *preisen* : *hüfeÿsen* A S. 8 = P I, 195, ja sogar *chleine* : *staine* (mhd. *ei* : *ei*) A S. 260 = P XXIII, 82, obwohl A das alte organische *ei* sonst gewöhnlich mit *ai* bezeichnet (vgl. alem. *chlî*? O. B.).

Der Haken ober *i* steht sehr häufig auch für den Diphthong *ie*, wobei *i* meistens seinen Punkt verliert : *geschi͛dt* (= *geschiet*) : *beri͛et* A S. 10 = P II, 39.

Der Haken über *i* vertritt auch zuweilen die Stelle des I-Punktes, auffallend häufig in Nr. 22 : *mi͛nes*, *chu͛nig*, *ai͛n* u. s. w.; anderseits wird der I-Punkt (abgesehen von *i* = *ei* und *ie*) oft weggelassen, wie

häufungen wie *thisch*, *tzhier*, *zoffph* u. s. w., dagegen schreibt er wieder *fruht*, *zuht* (V. 161); die Adjectivendung *iu* wendet er gerne an, aber auch im Acc. sing. fem. V. 72, 92 u. s. w.) und im Nom. plur. masc. (V. 64).

aus manchen Überschriften der Gedichte, besonders aber aus den Gedichten Nr. 23—27 zu ersehen ist, deren Schreiber die Eigenthümlichkeit hat, die I-Punkte, falls er sie anbringt, meistens etwas rechts von *i* zu setzen.

b) Die Haken dienen aber auch oft zur Bezeichnung der Svarabhakti (vgl. Johannes Schmidt, Zur Geschichte des indogermanischen Vocalismus 1875, 2. Abtheilung, S. 382 ff.), sowohl wenn sie metrisch gerechnet wird (*Die arm leut di sten da vor* A S. 337 = P. XL, 148), als wenn dies nicht der Fall ist (*armbrust* A S. 166 = P XV, 65, *zorn*, *gesworn* A S. 217, wofür P XXX, 87 *tzoren* : *gesworen* schrieb).

Übrigens gibt die Handschrift die Svarabhakti nicht selten durch *i*, zuweilen durch *e* (vgl. J. Schmidt a. a. O.); hie und da fehlt auch jede graphische Bezeichnung der Svarabhakti, selbst wenn sie metrische Geltung hat, so in P XXXVII, 34, 39, 54 und 102 (= A S. 456 ff.), wo statt *arm* zu lesen ist *arm* (= XL, 148) oder *armen*, ebenso P XXXVIII, 85 und 294 (= A S. 464 und 474). P XXXIX, 41 (A S. 243) begegnet *dem perige* : *herberge*.

c) Interessant ist die ziemlich ausgedehnte Verwendung der Haken zur Bezeichnung der Halbdiphthonge *a*, *á* oder *ä*, *e*, *o* oder *ö*, *i*, *u* oder *ü* besonders vor *r* mit folgendem Consonanten, aber auch vor anderm Stammschluß (J. Schmidt a. a. O. S. 375, 384 f.; hingegen findet Weinhold in den *a*, *o*, *u* unechten Umlaut: Bairische Grammatik §. 9 und 42, 25 und 57, 32 und 109).

Nicht alle diese Laute waren den Schreibern in der Bezeichnung gleich geläufig, am wenigsten die aus *a* entstandenen: *dáz* und *däz* A S. 116 und 267, wofür P VII, 51 *dez* und IV, 10 *daz* setzt, lassen sich hier mit Sicherheit nicht anführen. Vgl. übrigens *verlaern* = *verlârn* aus *verlorn* im Reime auf *hochgeporn* A S. 47 = P XI, 124, *vaern* = *vârn* aus *vâren* im Reime auf *jarn* A S. 41 = P XX, 316 und *getzaemt* = *gezâmt* aus *gezamt* gereimt auf *erlamt* A S. 51 = P XI, 255.

Zahlreicher und in verschiedenen Theilen der Handschrift finden sich Beispiele für *e*, am häufigsten im Gedichte Nr. 29. *ér* (subst.) : *sér* (adv.) A S. 248 und 251 = P XXXIX, 151 und 203; *wér* [1]) (Abwehr) : *hér* (exercitus) A S. 307; 308; 312, 315; 323; 326 = P XVIII, 51; 77; 159, 221; 413; 479 : *mér* (mare) A S. 309; 310 —

[1]) Die Schlierbacher Handschrift schreibt V. 93 *weer*, V. 413 *Heer*.

P XVIII, 93; 119; *hêrtze* A S. 83 = P III, 65 und 68, *phêrt* A S. 434 = P XXII, 32, *swêrt* (schwört); *hérez* und *wérben* : *stérben* A S. 247, 250, 252 = P XXXIX, 121, 177 und 219; *swémt* A S. 278, 292 = P IV, 194, 448; *ént, ménsch,* A S. 336 = P XL, 125, 128, *strêben* : *lêben, das récht* A S. 248, 251 = P XXXIX 131, 208; *sè* (pron.) A S. 308, 316 = P XVIII, 76, 246. Vgl. übrigens auch *see* (subst.) A S. 109 = P XIV, 231, 249 (Weinhold, Bair. Gr. §. 75 b) : *ee* (adv.) A S. 321 = P XVIII, 364 : *ich gee* A S. 89 f. = P XIII, 7, *ee* (adv.) A S. 152 = P XXV, 257 und *ëe* (adv.) A S. 86 f. = P III, 139, 162.

Belege für die übrigen Halbdiphthonge finden sich in den verschiedensten Gedichten der Handschrift und sind sehr zahlreich, so *tzórn* : *hórn, gepórn* : *dórn, wórten* : *órten* A S. 55, 82, 248 = P X, 29, III, 33, XXXIX, 133; *in der chrón* : *schón* A S. 8 = P I, 189; *des tódes* A S. 81 = P III, 22, *gûten tróst* : *hat erlóst* A S. 10 = P II, 43 (hingegen A S. 49 = P XI, 193, derselbe Reim ohne Haken), *grózze flust* A S. 48ᵃ = P XI, 155; das in demselben Gedicht oft wiederkehrende *chlóster* (sing.) ist nur in V. 21 und 35 ohne Haken geschrieben, *nót* : *tót* A S. 13 = P XXIII, 15; *in hóchem mût* A S. 2 = P I, 27; bei sämmtlichen hier angeführten Belegen für *oᵉ* fehlt in P der Haken.

gecziert : *súchenwirt* (der Haken wurde im zweiten Wort vergessen), *vïr* : *begïr* A S. 299 und 160 = P IV, 569 und XXVII, 13, überdies ungemein viele ähnliche Fälle außerhalb des Reimes; hieher gehören auch die ohne Haken geschriebenen Belege: *daz viech* : *siech* (mhd. *i* : *ie*) A S. 252 = P XXXIX 221, *niender* : *winder* A S. 237 = P XXXI, 109 (vgl. K I [1]), S. 22), *ich siech* (video) A S. 38 = P XXIV, 246.

dürch A S. 111 = P XIV, 287 u. o., *churtzen* (adj.) A S. 37 = P XXIV, 222 u. ö.; P ließ in beiden Fällen den Haken weg; nicht selten haben ihn auch die Schreiber vergessen, z. B. *snur* : *verlur* (mhd. *uo* : *u*) A S. 440 = P XXII, 170 (vgl. auch S. 214); *ûns* A S. 10 f. = P II, 25, 50, 64 (bei P an allen drei Stellen ohne Haken) und sonst ungemein oft, desgl. *ûntz* und *ûnder,* letzteres auch in Zusammensetzungen; hieher gehört auch *tun* (inf.) : *sun* (= Sohnes) A S. 44 = P XI, 53; *prûst* (sing.) und *czûcht* (subst.) A S. 86 und 250, beide Fälle bei P III, 133 und XXXIX, 184 ohne Haken.

---

[1]) K I hier und im Folgenden für A. Koberstein, Über die Sprache des österreichischen Dichters Peter Suchenwirt. Lautlehre.

chum her für : *du mich für* (mhd. *ü* : *üe*) A S. 448 = P XLIV, 55, *erfür* : *verlür* (mhd. *üe* : *ü*) A S. 155 = P XXV, 325; vgl. auch S. 214.

Einen verläßlichen Einblick in diese mannigfache Anwendung des Hakens erhält man aus dem schon S. 210 angegebenen Grunde aus P nicht, am ehesten noch über die Gruppe *a*. Doch hat er aus Versehen zuweilen die Form des Hakens geändert (*freẅden* XLIV, 109 und 118, wo A *freẅden* hat u. s. w.) und den Haken ganz weggelassen (I, 13 *mir*, II, 2 *dir*, 35 *ir*, XXIII, 66 *diner*, IX, 173 *lichte* u. s. w., wo A den Haken hat), wodurch manchmal das Metrum leidet (so II, 12, wo *trawrn* = *trauern* zu lesen ist u. s. w.). Anderseits hat er Haken gesetzt, wo A sie nicht hat, so II, 53 *gebẽnt*, während er dieselbe Form I, 147 und 204 mit A *gebent* schrieb. Wichtiger ist die principielle Änderung, *uo* und *ue* mit *ů*, hingegen *ü* mit *ů̈* zu geben (Einleitung S. LII). Ein Blick jedoch in Primisser's Text genügt, zu zeigen, daß er sein Princip leider nicht strenge durchgeführt hat.

Das P mehrere durch Haken angedeutete Svarabhakti in seinen Text aufgenommen, kann uns ebenso sehr Wunder nehmen, als es uns begreiflich erscheint, daß er sich gegenüber der Gruppe *c* ablehnend verhielt: er erklärt derlei Haken durch die Nachlässigkeit der Schreiber (Einleitung S. LIII).

Halten wir auch derzeit diesen Vorwurf nicht für gerechtfertigt, so könnte man doch geneigt sein, ihn aus einem andern Grunde zu erheben, wenn uns nämlich Formen begegnen, wie *suchen*, *mutes*, *suszen* (A S. 1, 5, 9 = P I, 5, 104 und II, 8) u. s. w., die nothwendig den Haken verlangen, oder wenn wir den Haken ungleichmäßig angewendet finden (*vor* : *tȯr*, *erchȯrn* : *geporn*, *vor sünden und vȯr schanden* A S. 2, 3, 4 = P I, 43, 44, 47, 48, 88 u. s. w.). Unser Urtheil wird aber milder ausfallen, wenn wir bedenken, daß diese Erscheinungen im Verhältniss zu dem bedeutenden Umfang der Handschrift nicht zu zahlreich sind, dann daß an dieser großen Handschrift mindestens zwanzig Schreiber gearbeitet haben, und zwar zu einer Zeit, wo nicht nur die Quantität in starkem Schwanken, sondern die gesammten sprachlichen Verhältnisse in mehr oder minder lebhaftem Flusse waren, so daß für die schriftliche Fixierung mancher neuen oder doch erst jetzt zum sichern Bewußtsein gelangenden Erscheinungen (z. B. der Halbdiphtonge a^{a}, e^{e}) den Schreibern bereits geläufige Behelfe nicht zur Verfügung standen.

Aus denselben Gesichtspunkten werden auch die oft von einem und demselben Schreiber herrührenden inconsequenten Schreibungen der Consonanten, besonders der Geminationen und Consonantenverbindungen zu beurtheilen sein (*sel* und *sell* (= *sêle*) A S. 245 und 251 = P XXXIX, 79 und 197; *Even* und *Efen* A S. 388 f. = P XLI, 922 und 933, *phfat* und *phat* A S. 139 und 142 = P XXI, 126 und 189; *wardt* (verb.): *ze widerpart* A S. 21 = P IX, 85, *gesait* : *laid* (acc.) A S. 262 = P XXXIII, 117, *unverslunten* : *überwunden* A S. 451 = P XXXVI, 22, *geritten* : *versniten* A S. 120 = P VII, 153, *das* sehr oft, so A S. 143 ff. (P XXV), hingegen *waz* (verb.) : *graz* (subst.) V. 33, V. 129 wieder *was*, V. 123 *wazzer*, V. 361 *wasser*, *fleis* : *weiz* V. 219, aber *weis* V. 186 und 208, *liessen* : *stiezzen* V. 335, wie denn unter allen Schreibern gerade der siebente die größten Inconsequenzen in der Schreibung der S-Laute zeigt; *erschrikchet* : *unvertzwichet* A S. 259 = P XXXIII, 58, *drukte* : *verruchte* A S. 280 = P IV, 225, *gejechen* (inf.) : *gesehen* (part.) A S. 57 = P X, 83; hingegen begegnen beide Formen von demselben Schreiber mit *ch* A S. 31 = P XXIV 50 und mit *h* A S. 65 = P XII, 25 u. s. w.; vgl. K I, 12 und III[1]), Note 11, I, 20, 34—37, 39, 42 und II, Note 8, ferner I, 50 und 51 u. s. w.); desgl. die ungemein zahlreichen, oft recht auffälligen, zuweilen geradezu den Eindruck von Willkür machenden Apocopen und Syncopen (z. B. *reichs* und *reiches* im zweimal geschriebenen Titel zu Nr. 44), Erscheinungen, welche selbst wieder auf die Schreibung der Vocale wie der Consonanten vom großen Einflusse sein mussten (vgl. Weinhold, Bair. Gr. §. 14 und 15 und K I, 53, 2), aber wie schon aus Koberstein's Untersuchungen (besonders I, 53—55, II, §. 11—22, 49, 75 Punkt 1 und 2, 77 Punkt 3 und 4, III, §. 1—9, 36—39 u. s. w.) erhellt, sicherlich nicht durchaus auf Rechnung der Schreiber zu setzen sind. — Wenn wir überdies unsere Handschrift in Bezug auf genaue Schreibung mit gleichzeitigen Urkunden und anderen größeren Schriftstücken vergleichen, dann wird unsere anfängliche Neigung zu einem etwas abträglichen Gesammturtheil über die Schreiber von A bald weichen, ja, wir werden ihnen sogar das Lob einer verhältnißmäßigen Sorgfalt nicht vorenthalten.

Dieses wird auch nicht geschmälert durch die in A vorkommenden Schreibfehler und Lücken. In Bezug auf erstere ver-

[1]) II für die zweite, III für die dritte Abtheilung von Koberstein's Untersuchungen über Suchenwirt's Sprache.

halten sich die verschiedenen Theile der Handschrift, je nach Beschaffenheit der Schreiber, sehr ungleichmäßig. Selbst in den einem Schreiber angehörigen Gedichten zeigt sich nicht immer der gleiche Grad von Sorgfalt; das beste Beispiel bietet der 19. Schreiber: er erscheint in Nr. 39, 40, 43 und 45 ziemlich genau, in 41 genau, in 38 und 42 sehr genau, hingegen in 44 nicht genau; in den vom zehnten Schreiber herrührenden Gedichten hingegen ist eine immer mehr zunehmende Genauigkeit nicht zu verkennen.

Die meisten Schreiber haben den von ihnen gelieferten Text revidiert und so manche Irrthümer verbessert[1]); so hat der 14. Schreiber an seiner Arbeit (572 Verse) nahezu vierzig Correcturen vorgenommen; leider blieben noch über zwanzig Fehler in dem ebenso schön als deutlich geschriebenen Gedichte zurück. — Hie und da (P XVI, 206, XXX, 181 und 182) findet sich auch eine Rasur.

An ungefähr 60 Stellen merkt man, daß die Verbesserungen nicht vom Schreiber, sondern von anderer (aber alter) Hand herrühren; die meisten derartigen Correcturen entfallen auf die nicht besonders deutliche, wohl aber recht fehlerhafte Abschrift des siebenten Schreibers, fast ebensoviele kommen dem zehnten und zehn dem vierzehnten Schreiber zu Gute.

Trotzdem finden sich noch über zwei und ein halbes Hundert Verstöße. Aber die weitaus größere Hälfte davon ist nicht nur gleich als Fehler erkennbar, sondern auch von dem halbwegs bewanderten Leser unschwer zu corrigieren. Bei mehr als dreißig sinnlosen Stellen ist das nicht so leicht; verhältnißmäßig participieren daran am meisten außer dem neunten Schreiber der fünfte, der sich überdies durch lange wagrechte Striche auszeichnet, die er seinen *g* und *t* anfügt, mit Nr. 15[2]) und der 19. mit Nr. 44.

[1]) P hat solche Änderungen auch dort, wo sie Beachtung verdienen, nicht immer gewürdigt; so schrieb er IX, 32 *reyffes*, obwohl in A das *s* durchgestrichen und über *e* ein wagrechter Strich gesetzt ist, III, 128

Unwerleich und ummútes par,

trotzdem der Schreiber das sinnlose dritte Wort in *mútes* geändert hat, XVI, 191 *geslacht*, wiewohl an das *a* ein *e* angehängt worden ist u. s. w.

[2]) Für die auffällige Schreibung im Verse:

Was er der iser helen schar

setzt P VII, 101 *Iserhelen*, richtig wäre *Israhelen*, entsprechend XXXIX, 31 und 34; die unsinnigen Verse:

sein edel hertz im mer geriet
Von manhait noch von milde

hat P VII, 124 zu bessern gesucht, indem er *nimer* setzte; das Richtige ist *im nie*, was auch der Schlierbacher Codex hat.

An circa achtzig Stellen wurde durch nicht beseitigte Schreibfehler der Reim getrübt, zuweilen auch gestört. Die Fälle vertheilen sich durch die ganze Handschrift; doch größeren Antheil haben der 11. Schreiber, der 19. mit Nr. 43, der 10. mit Nr. 27 (*vrowden* : *verhawen* wurde von P XVII, 32 in *vrowen* geändert, kommt somit nahe dem richtigen *frawen*) und der siebente (über *lamme* : *tamne*, das auch P XXI, 85 aufgenommen hat, vgl. K I, 9 und 29, dann II, Note 45; *gewolkent* im Reime auf *geczirt* P XXV, 48, läßt sich nach cgm. 4871 leicht in *gewolkeniert* bessern, was auch schon K III, §. 67 angesetzt hat). — Nur zweimal (XXIV, 195 und XV, 107) trat Störung des Reimes ein, weil die Schreiber das Reimwort anzubringen vergaßen, und dreimal, weil sie einen ganzen Vers übersahen, nämlich in P XXXII nach V. 18, in XXII nach V. 169 und in V nach V. 41.

Im Innern der Verse fehlen einzelne Wörter öfter, aber auch nicht häufig; neun von den sechzehn Fällen rühren allein vom fünften Schreiber her. Neben diesen geringfügigen Lücken hat die Handschrift leider auch größere; vier davon waren schon dem Herausgeber bekannt. Gleich die erste Seite beginnt mit den sieben Schlußzeilen eines satirischen Gedichtes (vgl. S. 238); mit S. 28 endet in A Vers 23 von Nr. 6; auf S. 29 ganz oben beginnt V. 2 von Nr. 7, es fehlen somit vom ersteren Gedichte 91 Verse, vom letzteren der Titel und mindestens der erste Vers, somit im Ganzen zwei Blätter; desgl. zwischen dem letzten Verse auf S. 85 und dem ersten auf S. 86 (= P III, 116 und 117): es sind nämlich (vgl. S. 238) 89 Verse abgängig, doch ist äußerlich nur der Mangel eines Blattes zu erkennen. Ein Blatt fehlt nach S. 121: zwischen V. 185 und 186 von P VII ist eine Lücke von 41 Versen (vgl. S. 238). Außer diesen bemerkte ich noch zwei größere Lücken von je 52 Versen: in Nr. 9 nach S. 55 (P X. 34) und in Nr. 27 nach S. 225 (P XVII, 52); beide sind äußerlich nicht auffällig (vgl. S. 238). Keine dieser sechs größeren Lücken fällt den Schreibern zur Last, sie erklären sich vielmehr aus der Geschichte der Handschrift.

Leider lässt sich dieselbe mit Sicherheit nicht einmal bis in das vorige Jahrhundert verfolgen. 1820 erfuhr P von der Existenz derselben durch Hofrath Josef von Hammer (nachmals Freiherrn von Hammer-Purgstall), der ihn seinem Freunde, dem Fürsten Prosper von Sinzendorf, dem Besitzer der Handschrift, empfahl. P sagt in der Einleitung zu seiner Ausgabe nur, daß die Handschrift „seit langer Zeit unerkannt“ unter den Büchern des kenntnißreichen

Fürsten Prosper von Sinzendorf gelegen, der sie ihm mit größter Bereitwilligkeit zur literarischen Benützung überließ (S. XLIII).

Dieses hervorragende österreichische Adelsgeschlecht (vgl. Dr. Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, 35. Theil. Wien 1877. S. 12—27) reicht bis in das 11. Jahrhundert zurück. Heinrich, welcher um 1044 lebte, nannte sich nach dem in Oberösterreich gelegenen Orte Herr von Sinzendorf[1]); das Geschlecht erhielt zu Anfang des 17. Jahrhundertes den Freiherrn-, 1653 den Reichsgrafenstand. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts erscheint es in zwei Hauptlinien gespalten: in die jüngere, nach dem untersteierischen Schloß und Städtchen Friedau benannte Fridauische oder Neuburgische Linie, welche 1767 im Mannesstamme ausstarb, und in die ältere Feyereggische Linie, welche sich später nach dem niederösterreichischen Schlosse Ernstbrunn nannte. Der letzte männliche Sprosse dieser Linie und des ganzen Geschlechtes ist der früher genannte Prosper von Sinzendorf, welcher 1803 die Würde eines Reichsfürsten erhalten hatte. Er liebte die Wissenschaften und den Umgang mit gelehrten, geistreichen Personen und legte eine ansehnliche Bibliothek an, zu welcher auch unsere Handschrift gehörte. Ob diese der Fürst erst erworben oder — was höchst wahrscheinlich ist — schon als altes Erbstück seines Geschlechtes überkommen habe, hätte P leicht in Erfahrung bringen können; aber er berichtete darüber nur die oben angeführten Worte: ihn interessierte vielmehr der Inhalt der Handschrift.

Bereits 1821 war er mit der Durcharbeitung der Handschrift fertig, und noch im selben Jahre machte er von dem reichen Inhalte derselben den Freunden der alten Literatur und Geschichtskunde umfassende Mittheilung im 14. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur, Anzeigeblatt S. 10—51. Der Aufsatz erschien gleichzeitig bei Carl Gerold in Wien, auch als Separatabdruck (aber nur in zwölf Exemplaren) unter dem Titel: Nachricht von einer neuentdeckten Handschrift mit deutschen Gedichten aus dem 14. Jahrhunderte, verfasst von Peter Suchenwirt aus Österreich. Mitgetheilt von Alois Primisser. 44 Seiten 8°. Am ausführlichsten sind die Auszüge aus den historischen Gedichten im engeren Sinne (den sogenannten Ehrenreden); sie umfassen

[1]) Das Dorf, in welchem sich das Stammhaus dieses Geschlechtes befand, liegt im Traunviertel, in der Nähe des Cistercienserstiftes Schlierbach und gehört zu der (1784 selbständig gewordenen) Pfarre Nußbach, vgl. B. Pillwein, Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums ob der Enns (1827—1839), 2. Bd., S. 409

nahezu dreißig Seiten; ungefähr acht Seiten sind den Sittengemälden und Lehrgedichten gewidmet, eine Seite den geistlichen Dichtungen und Reimkünsten. Bemerkungen über des Dichters Leben und sonstige dem Berichterstatter bekannt gewordene Handschriften, welche einzelne Gedichte Suchenwirt's enthalten, erfüllen die drei letzten Seiten der umfangreichen Anzeige.

Hat P gleich seit seiner ersten Kenntniß der Handschrift diese vor Allem als eine wichtige geschichtliche Fundgrube betrachtet und dem Nachweise dieser Anschauung den größten Theil seiner Mittheilungen gewidmet, so erscheint uns nicht auffallend, daß seine Anzeige besonders bei Historikern das regste Interesse wachrief und gerade von diesen zuerst der Wunsch geäußert wurde, P möge den spannenden Inhaltsangaben der Gedichte Suchenwirt's ehebaldigst eine vollständige Ausgabe dieser selbst folgen lassen. P erklärte sich bereit; aber bald wäre die Ausführung in Frage gestellt worden: Fürst Prosper von Sinzendorf war auf einer Reise nach Karlsbad aus dem Wagen gestürzt und in Folge davon im August 1822 gestorben. Er war unvermählt geblieben; durch testamentarische Verfügung fiel mit seinem Besitz auch die Bibliothek und somit auch unsere Handschrift an den Sohn seiner Schwester Maria Anna, den Grafen Georg von Thurn (Wurzbach a. a. O.). P sagt nur, daß er auch von ihm wie von dem früheren Besitzer bezugs Benützung der Handschrift das größte Wohlwollen erfuhr. Er rechtfertigte dasselbe vollkommen; bereits 1827 erschien bei Wallishauser in Wien Primisser's Ausgabe: „Peter Suchenwirt's Werke aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Ein Beitrag zur Zeit- und Sittengeschichte". LIV und 392 Seiten 8°[1]).

Unstreitig hat sich P dadurch ein wahres Verdienst erworben: eine nicht unbedeutende Lücke der Literaturgeschichte ward hiemit ausgefüllt und literarische Denkmäler, für die Geschichtsforschung nicht weniger wichtig als für die Sprachwissenschaft, dadurch allgemein zugänglich gemacht. Daß P die historische Bedeutung der Suchenwirtischen Gedichte gleich bei der ersten Durchnahme der Handschrift richtig erkannte und in seiner Anzeige entsprechend würdigte, ward bereits hervorgehoben. Es ist auch aus seiner Ausgabe,

[1]) Leider starb der unermüdlich thätige Mann bald nach dem Erscheinen seines Werkes im 32. Lebensjahre; vgl. Bergmanns Aufsätze: „Alois Primisser und sein literarisches Wirken" in Nr. 99 der Blätter für Literatur, Kunst und Kritik vom 13. December 1837 und: „Die fünf Gelehrten Primisser" im 5. Bande (1861) der Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien S. 177—244.

aus dem Titel sowie aus der ganzen Anlage derselben ersichtlich. Denkt er doch zunächst „den Freunden der Geschichte" hiemit zu dienen (Einleitung S. XLIV). Daß diese Dichtungen auch als Sprachdenkmale einen bedeutenden Platz in Anspruch nehmen, hat P (S. XLIV) zwar behauptet, aber weder in der Anzeige noch in der Ausgabe bewiesen. Man darf annehmen, daß er den sprachlichen Werth wohl geahnt, aber keineswegs klar erfaßt hat. Zu dieser Annahme berechtigt nicht nur das in der Einleitung S. LIII Gesagte, sondern auch die im Anhange S. 389 und 390 gegebenen „Grammatischen Bemerkungen", nicht minder das Wörterbuch und vor Allem der Text.

Wären unsere mittelalterlichen Schreiber immer und allerorten vollkommen getreue Copisten gewesen, dann wäre es bei Veröffentlichung einer Handschrift unnöthig, besondere Aufmerksamkeit dem Schreiber zuzuwenden. Da aber die wirklichen Verhältnisse anders waren, kann sich der Herausgeber nicht der Mühe entschlagen, Antheil und Zuthat des Schreibers zu sondern von dem, was des Dichters ist. Von einer solchen Arbeit findet sich bei P keine Spur, denn daß er zweimal angibt, es seien an der Handschrift mehrere Hände thätig gewesen, oder daß er einige der gröbsten Schreibfehler anmerkt, kann man wohl nicht als solche gelten lassen. Es hat vielmehr den Anschein, daß er die Sprache der von verschiedenen Schreibern herrührenden Gedichte für eine und dieselbe hielt und überdies für identisch mit der Sprache des Dichters. Allerdings zeigt die Sprache der einzelnen Gedichte nicht solche Unterschiede, wie sie zwischen dem Ober- und Niederdeutschen bestehen, denn die Schreiber von A gehören alle dem süddeutschen, und zwar bis auf eine einzige nennenswerthe Ausnahme (vgl. S. 213 u. 214) dem bairisch-österreichischen Sprachgebiete an. P beachtete nicht die auffälligen, die großen süddeutschen Dialecte charakterisierenden Kennzeichen, noch weniger die minder aufdringlichen Nuancierungen [1]) in den, verschiedenen Theilen des öster-

[1]) So gebraucht der zweite Schreiber (deutlich, aber nicht besonders genau) mit Vorliebe die Adjectivendung *eu* und *seu* im Nomin. plur.; der dritte liebt *b* für *w*, *da* für *do*, die Ableitungssilbe *lich* (wo der vierte Schreiber *-leich* hat), gebraucht lieber *f* als *v*, ist kein großer Freund der Haken, die er besonders über *u* und *i*, wenn sie Diphthonge vertreten, oft wegläßt, wohl aber macht er gerne an den *t* lange Querstriche, an *h* und *ch* lange Schnörkel. Der zehnte Schreiber unterläßt oft die Bezeichnung des Umlautes bei *u* und *au*. Der 17. Schreiber (unschön und wenig genau) setzt gerne *w* für *u*, *o* für *a* (wie der siebente) und *a* für *o*, er hat Vorliebe

reichischen Sprachgebietes entstammenden Gedichten, oder er wollte sie nicht beachten, wie man nach seiner Äußerung (S. LI): „Bloße Schreibeformen und mundartliche Verschiedenheiten sind ein schlechter Gewinn, wenn weiter nichts Neues von Bedeutung gefunden wird", anzunehmen vielleicht berechtigt ist. Daraus erhellt jedoch, daß Primisser's Text nicht auf einer kritischen Bearbeitung beruht; er ist aber auch kein diplomatisch getreuer Abdruck wegen der bereits (S. 210 u. 217) angeführten Gründe sowohl, als auch wegen Auflösung sämmtlicher Abkürzungszeichen und gesonderter Anwendung des *u* und *v*, des Gebrauches von *z* und *tz* für *cz* und *zz* (Einleitung S. LII), wegen mancher Lesefehler, sowie endlich wegen Änderungen, die er im guten Glauben zu bessern, hie und da vornahm, die aber den Text nicht selten thatsächlich verschlechterten. Immerhin — und das steht außer Zweifel — hat P selbst durch diesen Abdruck der Sache mehr gedient, als wenn er einen kritisch bearbeiteten Text gegeben hätte; um eine solche Aufgabe richtig zu lösen, dazu fehlten ihm die Kräfte.

So urtheilte bald nach dem Erscheinen der Ausgabe der damalige Professor zu Pforta, August Koberstein, in der Einleitung (S. 2 u. 3) zu seinem Werke: „Über die Sprache des österreichischen Dichters Peter Suchenwirt", das er auf Grundlage dieser Ausgabe begonnen und von dem 1828 als erste Abtheilung die Lautlehre erschien (Naumburg, 56 Seiten 4^0). Das Jahr 1842 brachte als zweite Abtheilung (lateinisch) die ganze Lehre von der Declination (Naumburg, 68 Seiten 4^0); die Conjugation behandelte er in der 1852 erschienenen dritten Abtheilung (Naumburg, 45 Seiten 4^0). Koberstein hatte sich überdies viel mit Vorarbeiten beschäftiget, um in gleicher Weise auch die Lehre von der Wortbildung und Syntax zu behandeln, und zuletzt sollte ein vollständiges System der metrischen Gesetze folgen,

---

für Wörter mit Svarabhakti, welche er häufig durch *i* ausdrückt; dadurch ist er ein Seitenstück zum zwölften (nicht besonders sorgfältigen) Schreiber und auch darin, daß wie dieser ˆ und ‘, er ´ und ˙ oder ‘ ungemein oft über *e*, zuweilen selbst in der Flexion setzt. In Bezug auf den letzten Punkt bildet der 18. (sehr genaue) Schreiber einen Gegensatz, indem er außer *i* keinen Halbdiphthong bezeichnet; er stimmt aber mit seinem Vorgänger darin überein, daß er gleich ihm *h* für *ch* schreibt, selbst im Reime; er behält *h* vor *t*, wo die anderen Schreiber durchaus *ch* haben. Auch dadurch unterscheidet er sich von allen anderen Schreibern, daß er im Gebrauche der Haken einer bestimmten Regel folgt: er verwendet ˘ über *u* für *uo* (*ue*) und ‘ für alle Umlaute und *ie*; an den 16. Schreiber, der in seinem ebenso schönen als richtigen Text sehr fleißig die Halbdiphthonge bezeichnet, erinnert er, daß er noch häufiger wie dieser im Anlaute *k* gebraucht u. s. w.

an die Suchenwirt sich gehalten (vgl. K III, S. 1); leider hat Koberstein diesen Plan nicht ausgeführt. Hingegen schrieb er 1843 als Anhang zur ersten und zweiten Abtheilung die Abhandlung: Über die Betonung mehrsilbiger Wörter in Suchenwirt's Versen (8 Seiten 4°). Damals wäre er der richtige Mann gewesen, einen ordentlich kritischen Text von Suchenwirt's Gedichten zu liefern; denn wenn auch zu keiner Zeit zu besorgen war, daß Koberstein unsern Dichter in die Schnürjacke mhd. Reime gezwängt hätte, wie dies später Karajan mit Teichner wirklich that, das läßt sich doch nicht leugnen, daß Koberstein in dem Bestreben, möglichst genau zu bestimmen, was dem Dichter und was den Schreibern gehört, noch in der ersten Abtheilung einem etwas strengen Purismus gehuldigt hat. Beispielsweise erinnere ich nur daran, mit welchem Aufgebot von Scharfsinn und Überredung Koberstein (I, S. 17 f.) unsern Dichter vor dem Vorwurfe, er habe einige klingende Verse mit vier Hebungen verbrochen, zu retten suchte. In II, pag. 7, zeigte er sich in diesem Punkte schon weit weniger rigoros u. s. w.

Wer wie Schreiber dieser Zeilen jedes einzelne von den Tausenden von Beispielen, die Koberstein in langen, oft ganze Seiten füllenden Reihen zusammenstellte, in P aufschlug, der kann eigentlich erst ermessen, was Koberstein, ganz abgesehen von seinem Wissen, an Geduld und Ausdauer geleistet hat. Diese seltene Akribie wirkte auf mich derart, daß ich auch nach absolvierter Universität mich gerne mit Suchenwirt beschäftigte und als Gymnasiallehrer zu Krems den Gedanken faßte, ein allseitiges getreues Bild von Suchenwirt's Leben und Wirken zu entwerfen, seine Bedeutung mit Rücksicht auf seine Zeitgenossen zu bestimmen und seinen absoluten Werth festzustellen. Die Abhandlung sollte im Jahresberichte 1871 veröffentlicht werden, da sie aber für eine Programmarbeit zu umfangreich war, konnte nur die erste Hälfte gedruckt werden. Sie erschien auch als Separatabdruck im Selbstverlag unter dem Titel: Der österreichische Didaktiker Peter Suchenwirt, sein Leben und seine Werke. 54 Seiten 8°.

Trotz mehrerer wohlwollenden Besprechungen konnte ich mich nicht entschließen, auch die zweite Hälfte zu veröffentlichen: ich dachte vielmehr daran, eine neue Ausgabe der Suchenwirtischen Dichtungen zu veranstalten. Ende 1874 versuchte ich, mit dem Besitzer der Handschrift durch gütige Vermittelung des bairischen Gesandten am Wiener Hofe, des Herrn Grafen Otto Bray-Steinburg, in Verbindung zu treten. Im Jänner 1875 erfuhr ich, daß der frühere

Besitzer Graf Georg Thurn bereits 1866 gestorben sei; sein gleichnamiger Sohn besitze aber die Handschrift nicht, sie sei schon bei Lebzeiten seines Vaters gestohlen worden, sei darauf in der Ankündigung eines Antiquars aufgetaucht; wohin sie gekommen, sei ihm unbekannt. Alle meine Pläne waren zerronnen.

Doch gab ich nicht Alles verloren und veröffentlichte darauf gleichlautende Anfragen in Nr. 62 des Jahrganges 1875 des Leipziger Börsenblattes für den deutschen Buchhandel und im Literarischen Centralblatt (Nr. 12) sowie im vierten Hefte der Zeitschrift für österreichische Gymnasien (S. 330); aber es kam keine Antwort — auch nicht auf eine nochmalige Anfrage im Leipziger Börsenblatt (Nr. 7 des Jahrganges 1876).

Da erhielt ich von meinem Freunde Dr. G. E. Friess, Professor am Obergymnasium zu Seitenstetten, im März 1877 einen Brief, worin er mir mittheilt, er sei durch eine Notiz im Nachlasse des ehemaligen k. k. Staatsarchivars Dr. von Meiller auf einen im oberösterreichischen Stifte Schlierbach befindlichen Codex gelenkt worden, welcher außer dem Gesuchten auch eine bedeutende Anzahl Suchenwirtischer Gedichte enthalte, darunter auch solche, welche in Primissers Ausgabe sich nicht finden. Über letztere machte er mir einige Angaben mit der Bitte, ihm bekannt zu geben, ob und wo diese ediert seien. Ich schrieb, daß dies nicht der Fall sei, worauf er sich entschloß, einen Abdruck derselben für die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien zu besorgen.

Dieser Brief spornte mich an, noch einen Schritt bei dem Grafen Georg Thurn zu thun. Da ich nicht ganz gewiß wußte, ob Graf Bray die Nachforschung auch mit dem nothwendigen Nachdruck geführt habe, so bat ich meinen damaligen Collegen am Franz Joseph-Gymnasium in Wien, den in vielen aristokratischen Kreisen wohlbekannten Professor Dr. Franz Weihrich, in dieser Angelegenheit Schritte zu thun. Er war so freundlich, sich der Sache eifrig anzunehmen; der Herr Graf[1]) übergab ihm ein an mich gerichtetes, vom 18. April 1877 datiertes Schreiben, worin er mir mittheilt, daß die Bibliothek seines Vaters, bevor sie nach Bleiburg in Kärnten übertragen ward, sich durch viele Jahre zu Wien in einer eigens zu diesem Zwecke gemietheten Wohnung befunden habe. Dorthin wurde 1827 die durch Primisser's Ausgabe berühmt gewordene Handschrift gestellt. Das

[1]) Er ist im Juni 1879 gestorben.

erfuhr ein Schreiber des gräflichen Wirthschaftsrathes Pfusterschmied Ritter von Hartenstein, der, da der Graf in Folge seiner militärischen Stellung von Wien abwesend war, den Schlüssel zur Bibliothek in Verwahrung hatte. Der Schreiber wußte sich Zutritt zur Bibliothek zu verschaffen und entwendete die Handschrift; doch kam man zur Kenntniß des Diebstahls erst 1846, als die Handschrift in einer Zeitung zum Verkaufe angeboten wurde. Lange vorher war aber der Dieb wegen anderer Unredlichkeiten bereits entlassen worden.

Ich war nicht weiter als im Jänner 1875: die Handschrift ist gestohlen; aber wo wird sie verwahrt? — Bald sollte auf unerwartete Weise die Frage gelöst werden. — Als der seither verstorbene Universitätsprofessor Hofrath Karl Tomaschek in der am 6. Juni 1877 abgehaltenen Sitzung der philosophisch-historischen Classe der kais. Akad. d. Wiss. die Arbeit des Professors Friess vorlegte und betonte, daß der Schlierbacher Codex um so höher im Werthe stehe, da die Sinzendorf-Thurn'sche Handschrift seit langer Zeit verschollen sei, erklärte Hofrath Dr. Ernst Ritter von Birk, Vorstand der k. k. Hofbibliothek zu Wien, dieselbe sei nicht verschollen, sie befinde sich seit 1846 in der Wiener Hofbibliothek.

Also dahin war sie gekommen! Aber um des Himmelswillen, wie kann ein Laie in juridischen Dingen jemals auf den Gedanken kommen, daß eine in Wien gestohlene, noch dazu einem alten Adelsgeschlechte gestohlene Handschrift von der Wiener Hofbibliothek angekauft werde? Das geschah, wie Herr Hofrath Ritter von Birk mir mitzutheilen die Güte hatte, so. — Der entlassene Schreiber getraute sich mit seiner Beute nicht an die Öffentlichkeit; bald wäre dieselbe gänzlich vernichtet worden. Er hatte sich nämlich nach Wiener-Neustadt gezogen; daselbst war am 8. September 1834 bei heftigem Sturmwind ein ungeheuerer Brand ausgebrochen, welcher über 350 Scheunen und 500 Häuser zerstörte. Über vier Millionen Gulden Conv.-Münze betrug der Schaden, 47 Menschen — nach anderen Berichten 51 — verloren ihr Leben in den Flammen! Diese wütheten derart, daß, wie ein gleichzeitiger Bericht (Darstellung der k. k. Stadt Wiener-Neustadt, Wien 1834, S. 172 f.) sagt, „selbst Kellergewölbe bis auf den Grund ausbrannten!“[1]) — Und

[1]) Vgl. darüber auch Sebastian Brunner, Wiener-Neustadt. Wien 1842, S. 40 f., ferner Rückblick auf den Brand von Wiener-Neustadt. Von einem Augenzeugen im 3. Bande der österr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde Nr. 36 und 37. — Die Wiener-Zeitung vom 10. September 1834 spricht nur von einem Gerüchte, daß die Stadt abgebrannt sei; erst am 13. September brachte sie eine Darstellung des Brandes!

damals lag die gestohlene Handschrift in einer dünnen Cartonschachtel in einem Keller von Wiener-Neustadt! Was mag sie da gelitten haben!

P, der, was Beschreibung und Geschichte der Handschrift betrifft, sich stets der äußersten Kürze befleißt, gedenkt nur (Einleitung S. XLIII) „ihres unscheinbaren und schadhaften Äußeren", das ihm schon damals, als er sie zum ersten Male sah, auffiel. Hätte er doch gesagt, worin letzteres bestand! Es muß schon sehr schadhaft gewesen sein; offenbar war damals bereits die Handschrift mehr oder minder in einzelne Lagen aufgelöst: wie ließen sich sonst die verschiedenen bedeutenden Lücken zu Anfang und im Innern erklären? Herausgerissen wurden die fehlenden Blätter nicht, sie können nur herausgefallen sein, denn diese Lücken waren alle schon zu Primisser's Zeit, wenn er auch nicht alle erkannte. — Zu seiner Zeit schon war ferner die Handschrift fast unleserlich an manchen Stellen, weil sie verblaßt oder verlöscht waren, ganz besonders S. 1 und 2, wahrscheinlich auch S. 153 (Nr. 18, V. 280 ff.) in der unteren Hälfte, besonders in den Anfängen der Verse. Ob die oberen Hälften der Seite 42 (Nr. 7, V. 330—341 und der Seiten 450—461 (Schluß von Nr. 42, 43, Anfang von 45) schon damals (wahrscheinlich durch eingedrungene Feuchtigkeit) verblaßt waren, oder ob dies später geschah, läßt sich ebensowenig entscheiden, als die Frage, aus welcher Zeit die u[illegible]nein zahlreichen Flecken der Handschrift (am Rande, aber au[illegible]im Innern, z. B. S. 1—12, 15—17, 38, 42, 51, 86, 89, 113, 125, [illegible]4, 140, 144, 149—156, 175, 176, 203, 218—220, 231, 256—258, 300, 315, 322, 344, 367, 382, 398, 415—418 u. s. w.) sowie die Risse S. 211 und 305 stammen. Gewiß ist nur, daß der Zustand der Handschrift während der Verborgenheit sich verschlechterte.

Endlich — es waren fast zwei Decennien seit der Entwendung vergangen — faßte der Dieb Muth und näherte sich dem Wiener Antiquar Johann Schratt. Dieser stellte dem Unterhändler Wilhelm Gramerstädter, dem Sohne des Diebes, einen Revers aus, worin er ihm bestätigte, die von P 1827 herausgegebene Handschrift am 10. Februar (?) 1846 zum Commissionsverkaufe übernommen zu haben, und verspricht, diese durch die Wiener-Zeitung um 100 Stück Ducaten feilzubieten, das Manuscript, falls der Verkauf nicht gelinge, in demselben Zustande, wie er es übernommen, zurückzustellen, im Verkaufsfalle aber 50 Gulden nebst den für die Ankündigung ausgelegten Geldern zu beanspruchen. — Schratt that seine Schuldigkeit; er ließ

eine ausführliche, im Vergleiche zum Revers ungewöhnlich gut gehaltene Ankündigung der Handschrift am 17. März in die Wiener-Zeitung einrücken.

Das genügte. — Trotzdem die in einzelne Lagen aufgelöste Handschrift, welcher eine gewöhnliche Schachtel aus Pappe als Aufbewahrungsort diente, nicht im Mindesten einen imponierenden Eindruck machte, fanden sich doch Kauflustige; besonders Ungarn, für dessen König Ludwig den Großen Suchenwirt so viele Worte des Lobes hatte, strebte nach dem Besitze der Handschrift. In diesem entscheidenden Momente griff die Wiener Hofbibliothek ein und erwarb um den verlangten Preis die Handschrift[1].

Und Graf Georg Thurn? Dieser lebte damals als Feldmarschalllieutenant und Divisionär in Pest (vgl. Wurzbach a. a. O. 45. Theil, S. 120) und erfuhr erst aus der Wiener Zeitung, daß ihm seine werthvolle Handschrift entwendet worden war; bevor er noch Schritte thun konnte, war sie schon verkauft. Aber auch der Recurs, den er später wirklich ergriff, fiel nicht zu seinen Gunsten aus; die Hofbibliothek hatte mit der Handschrift auch den von Schratt ausgestellten Revers und einen Abdruck seiner Ankündigung in der Wiener-Zeitung[2]) erworben, und diese für einen rechtsunkundigen Menschen höchst unbedeutenden Dinge schützten die Hofbibliothek in ihrem kostbaren Erwerbe. Doch führte der Recurs zur Bestrafung des Diebes, Schratt kam um seine Provision. — Dies die wahre Geschichte einer verlorenen Handschrift.

Wäre die Handschrift nicht gestohlen worden, so befände sie sich schon längst im fernen Bleiburg. Daß sie aber an ihrem jetzigen Orte leichter zugänglich und ungleich besser geborgen ist, unterliegt keinem Zweifel. Und dies ist bei dem sehr

[1]) Und zwar noch im Monate März, wie ich aus dem Zettelkataloge der Handschriften ersah. Herr Scriptor Dr. A. Göldlin von Tiefenau, wie immer liebenswürdig und gefällig, gestattete mir nämlich einen Einblick in denselben. Dadurch wurde es erst möglich, die Ankündigung der Handschrift in der Wiener-Zeitung zu finden und das Datum des Reverses richtigzustellen. Jedermann liest dieses mit 10. April. Das kann es aber nicht bedeuten: Schratt kann nicht Anfangs April die Übernahme der Handschrift zum Verkaufe bestätigen, nachdem dieselbe am 17. März bereits von ihm in der Wiener-Zeitung zum Verkaufe angeboten und bald darnach von der Hofbibliothek angekauft worden war. Es kann somit die für den Monat gesetzte römische Zahl nur II mit einem Schnörkel oder einen unvollendeten III bedeuten.

[2]) Beide wurden später der Handschrift vor dem rückwärtigen Deckel beigebunden.

hohen Werthe der Handschrift nicht gleichgiltig. Ihr Verlust wäre unersetzlich selbst jetzt noch; sie ist die Suchenwirt-Handschrift κατ' ἐξοχήν. Ihr Werth wird erst klar durch die Betrachtung der übrigen Handschriften.

II. a†.

Die Tabulae codicum erwähnen nichts davon, daß A eine andere Handschrift beigelegt ist, nämlich a, eine Abschrift des Suchenwirtischen Gedichtes *Von Der mynn slaff* von unbekannter Hand des vorigen Jahrhundertes, wie schon nach der Schrift anzunehmen ist. Die Abschrift bestand ursprünglich aus einem halben und einem Viertelbogen; man denke sich einen ganzen Papierbogen von oben nach unten in vier gleich breite Streifen zerschnitten und jeden derselben auf beiden Seiten mit 46—50 abgesetzten Versen beschrieben. Der halbe Bogen hatte zwei solche Columnen, er wurde Ende 1878 auf meine Anregung von dem seither verstorbenen Custos J. Haupt in zwei Streifen zerschnitten; somit umfaßt jetzt die Abschrift drei Streifen. Um sie vor Verlust zu sichern, wurden dieselben auf den drei ersten leeren Blättern nach dem letzten Gedichte in A (vgl. S. 208) befestigt.

Da das Gedicht *Von Der mynn slaff* nur in A erhalten ist so liegt die Annahme, daß diese Handschrift als Vorlage für a gedient habe, sehr nahe. Unterstützt wird dieselbe noch durch Vergleichung des Gedichtes in beiden Fassungen: sie zeigt Übereinstimmung, oft sogar in den kleinsten Kleinigkeiten. Abweichungen kommen wohl in a vor, doch erklären sie sich fast sämmtlich aus dem Drange des Abschreibers, Schreibweisen und Sprachformen der alten Fassung zu modernisieren. So hat er Anfangs eine regelrechte Interpunction eingeführt und sämmtliche Hauptwörter groß geschrieben, aber bald fügt er sich mehr und mehr der alten Schreibweise. Nur die *i*˙ oder *i*˙ gibt er durchaus mit *i* und schreibt *ie* nur dort, wo es schon das Original bringt; *u* mit dem Haken ˙ drückt er durch Umlaut des *u* aus (*tüt* : *güt* : *müt* V. 163, 241 u. s. w.), die durch den Haken angedeuteten Flexions-*e* ignoriert er gewöhnlich. V. 6 schreibt er *ihrer* für *ir*, 17 und 191 *Das* für *dës*, 18 *Hofmaisterin* für *hofmaisterine*, 83 *cwalm* für *twalm*, 128 *um* für *umb* u. s. w.

† Dieses Zeichen zeigt an, daß P die Handschrift nicht gekannt oder doch in seiner Ausgabe der Gedichte Suchenwirt's nicht benützt hat.

Änderungen wie *siezzer* für *suezzer* V. 13, *wiste* für *weste* V. 23, *gorten* für *garten* V. 5, *Dor* für *dar* V. 54 und 55, Auflösungen von Abkürzungen wie *in meine puech* V. 188 (ebenso in V. 5) mit dem Accusativ mag weniger der Drang zu modernisieren als des Schreibers österreichische Mundart veranlaßt haben.

Einige Abweichungen sind durch unrichtiges Lesen entstanden, so V. 7 *chrencel*, 8 *sprechen*, 31 *niemander wekchen* (A hat *nieman D' wekchen*), 76 *tät*, 91 *no*: *alters ain* in V. 109 ließ er ganz weg; offenbar war es ihm unverständlich.

Erscheint somit a im Ganzen für die Textkritik belanglos, so kann man dieser jungen Handschrift als Beleg, daß Suchenwirt's Dichtungen auch im vorigen Jahrhundert nicht ganz vergessen waren, ein historisches Interesse nicht absprechen.

III. B†.

Anders verhält es sich mit B. Diese Papierhandschrift gehört der oberösterreichischen Cistercienserabtei Schlierbach, trägt dort die Signatur I, 27 und wurde mir durch die Güte des hochwürdigen Herrn Stiftsvorstandes Florian Schininger unter Bürgschaft des Professors G. Friess in Seitenstetten (vgl. S. 226) zur Benützung überlassen. Sie stammt aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts und zählt Alles in Allem 403 Blätter in Folio, von denen 54 unbeschrieben sind.

Ihre Entstehung verdankt sie dem gelehrten Job Hartmann Enenkel von Albrechtsberg[1]), Freiherrn auf Hoheneck und Goldeck. Das besonders in Niederösterreich begüterte Geschlecht läßt sich bis 1009 zurück verfolgen; es wurde 1477 ritterlich, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundertes freiherrlich. Der letzte des Mannesstammes, der oben genannte Job Hartmann, 1576 geboren, wurde kaiserlicher Räth und Kämmerer, Landrath von Oberösterreich, 1613 Regent der niederösterreichischen Lande (d. i. n. ö. Regimentsrath) und starb in seinem 50. Jahre am 9. Februar 1627 zu Wien. Vgl. Hoheneck, Genealogische und historische Beschreibung der löblichen Stände in dem Erzherzogthum Österreich ob der Enns, 3. Band (1748), S. 122 bis 154 und Zeitschrift f. d. Alt. 28. Band (1884), wo Philipp Strauch in der Abhandlung: Studien über Jansen Enikel S. 35—64 die Frage, ob der Verfasser der Weltchronik und des Fürstenbuches aus demselben Geschlecht wie der Schreiber von B stamme,

[1]) An der Bielach bei Melk.

verneint und die Literatur über Letzteren zusammenstellt. — Enenkel war selbst dichterisch thätig; die Gelegenheitsdichtung war sein Feld (vgl. unter andern die Nummern 21—25, 29 und 38 der Handschrift 10100 der Wiener Hofbibliothek); er war ein warmer Liebhaber deutscher Literatur, großer Bücherfreund und besaß eine reichhaltige Sammlung von Handschriften, die aber nach seinem Tode nach allen Richtungen zerstreut wurden. Vieles kam in die Wiener Hofbibliothek (vgl. Strauch a. a. O.), zwei Bände Genealogien in das n. ö. Landesarchiv, anderes in das Museum Francisco-Carolinum in Linz u. s. w. Auf welche Weise B in das vom Kaiser Ferdinand II. 1620 den Cisterciensern übergebene Stift Schlierbach kam, ist mir nicht bekannt.

Ein Jahrhundert darnach benützte wahrscheinlich Freiherr von Hoheneck[1]) diese Handschrift zu seinem oben angeführten Geschichtswerke (vgl. S. 244 f.); gewiß ist, daß sie Dr. von Meiller's Aufmerksamkeit erregte und durch dessen Nachlaß das Interesse des Professors G. Friess, welcher in seiner Abhandlung: Fünf unedierte Ehrenreden Peter Suchenwirt's, Wien 1878, 30 S. (Separatabdruck aus dem Octoberhefte des Jahrganges 1877 der Sitzungsberichte der philos.-histor. Classe d. kais. Akad. d. Wiss., LXXVIII. Bd., S. 99 ff.) der gelehrten Welt nebst Mittheilungen aus dem Codex auch eine kurze Beschreibung desselben gab.

Es sind in demselben zwei Zählungen angebracht. Eine alte, vom Schreiber Job Hartmann Freiherrn von Enenkel herrührende, die beim Einbinden des Codex in Pergamentdeckel durch das Beschneiden des Papiers ganz oder theilweise wegfiel, zählt nach Seiten, erreicht Seite 819 und rechnet die zwei letzten Blätter, die zum Deckel gehören, nicht mit, wohl aber die zwei, die zum Vorder-

[1]) Ausdrücklich beruft sich Freiherr von Hoheneck an sehr zahlreichen Stellen seines Werkes auf in seinem Archive befindliche, aus Baron Enenkel's Feder stammende genealogische Manuscripte. — Möglich ist es, daß unsere Handschrift schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Valentin Preuenhueber sen. benützt wurde. Dieser handelt unter Nr. 12 seines Catalogus supremorum capitaneorum Austriae superioris von Hans von Traun und beruft sich dabei auf ein Manuscript de rebus gestis D. Joan. Baronis a Traun (Preuenhueber, Annal. Styr. S. 416). Er gibt aber den Inhalt desselben leider nur in ganz allgemeinen Zügen, die zwar zur höchst wahrscheinlichen Annahme, daß unter dem angeführten Manuscript nichts anderes als Suchenwirt's Rede auf Hans von Traun gemeint sei, völlig ausreichen, nicht aber zur Entscheidung, ob Preuenhueber das Gedicht in der Fassung von A oder B vor sich gehabt habe. Bis auf das Todesjahr passen seine Angaben eben zu beiden.

deckel gehören, von denen aber nur noch ein Blatt vorhanden ist. Gegen den Schluß ist in Enenkels Zählung ein Fehler gekommen: er sollte 804 Seiten erreichen. Stellenweise (wie bei den Gedichten Suchenwirt's) ist die zum Theile weggeschnittene Zählung von neuerer Hand mit Tinte angebracht. Außerdem findet sich eine Zählung nach Blättern; sie stammt aus neuester Zeit, ist mit Blei hie und da angebracht, namentlich wenn ein neues Stück in der Handschrift anfängt. Das eine noch vorhandene Blatt nach dem Vorderdeckel ist eingerechnet. Dort, wo 200 steht, sollte 201 stehen, es ist somit die Zählung von hier an bis zum Schlusse unrichtig.

Der Deckel ist namentlich an den unteren Ecken durch Wurmstich schadhaft; auf dem Rücken steht von älterer Hand geschrieben: Historia de Sancto Severino.

Diese Vita nimmt aber nicht vielleicht den größten Raum der Handschrift in Anspruch, mit ihr beginnt die Handschrift, von ihr hat sie die Aufschrift. Die übrigen Stücke sind gleichfalls historisch, stehen mit der Geschichte Österreichs in engerer oder weiterer Beziehung und sind nach den in der Wiener Hofbibliothek befindlichen Handschriften geschrieben. Das größte Stück darunter und überhaupt der Handschrift ist *Fürstenbuch von Oesterreich und Steyerland | Beschriben vor mehr als 350 Jahren | von | Herren Jansen dem Enenchelu.* Der Abschreiber macht unterhalb dieses Titels die Bemerkung, daß diese Abschrift von Hieron. Megiser, dem er sie 1613 nur zum Anschauen gegeben, 1618 zu Linz in Druck gelegt worden sei, erst 1623 habe er sie wieder zurückerhalten[1]). Viereinhalb Blätter nach dem Fürstenbuche, von Seite 434—485 nach Enenkel's Zählung, folgen Gedichte Suchenwirt's, jener Theil des Codex, auf dem allein aus später ersichtlichen Gründen der wahre Werth dieser umfangreichen Handschrift beruht.

Der Titel steht S. 434 und lautet: *Dises Heldenbuech oder beschreibung* **XX.** *Oesterreichischer umb die 1300. 1330. 1350 1380 berümbten helden Ritterlicher Thaten Ist abgenommen vnd geschriben mit meines vnderschribnes handen, aus dem alt vor 200. Jahren geschribnen buech bei herren Wolf Christoffen Velderndorfer zum Neidenstein*[2]) *Zu befinden: vnd miers mitgetheilt Im* **1625.** *Jar. Dabei noch*

[1]) Megiser erwähnt in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Fürstenbuches nichts von dem, wohl aber beruft er sich auf zwei alte auf Pergament geschriebene Exemplare des Fürstenbuches in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien.

[2]) Wolfgang Christoph Freiherr von Velderndorf (geboren 1572) gehört einem niederösterreichischen Adelsgeschlechte an, das sich bis in das elfte Jahrhundert ver-

andere mehr Poetische beschreibung oder getichte, samt eingemischten historien von Oesterreichen Sach, absonderlich in ein buech geschriben.

Die nächste Seite ist leer. Von Seite 436 an folgen 21 Gedichte Suchenwirt's in nachstehender Ordnung:

Fortlaufende Zählung der Gedichte	Zählung nach Friess und Primisser	Von Seite ... der Handschrift bis Seite ...	Überschriften der Gedichte
1	I	$436^{a\,b}$ [1])	Lobgedicht auf Moriz von Hawnfeld. *NB. Titel fehlt*
2	II	436^{b}—438^{a}	Von Hern Hansen von Chappell
3	III	438^{a}—439^{b}	Von Herzog Albrechten von Oesterreich
4	IV	439^{b}—441^{a}	Von Hern Albrechten von Rawchenstein
5	V	441^{a}—442^{b}	Von Hern Sumolf Lappen von Ernwicht
6	I	442^{b}—444^{b}	Von Chünig Ludweigen von Ungernland
7	II	444^{b}—445^{b}	Von der Chaiserinn von Payern
8	IX	445^{b}—447^{a}	Von Hern Puppli von Ellerbach
9	XIV	447^{a}—450^{b}	Zum Lobe Friedrichs von Chrewspekch. *NB. Titel fehlt*
10	XVIII	450^{b}—456^{b}	Von Herren Hansen von Traun
11	XI	456^{b}—460^{a}	Von Graff Ulreichen von Phannberg
12	X	460^{a}—463^{a}	Von Hern Puppli von Ellerbach
13	XII	463^{a}—464^{b}	Von Hern Hertweigen von Pettau
14	XIII	464^{b}—467^{a}	Von Hern Ulreichen von Walse

folgen läßt. Den Namen hat es von dem kleinen Orte Velderndorf, ehemals auch Völlerndorf, Völderndorf, Felderndorf, jetzt Feilendorf, in der vom n. ö. Landesausschusse 1882 herausgegebenen Übersichtskarte der Flußgebiete von Niederösterreich Fallendorf genannt; es liegt 9 Kilometer westlich von St. Pölten zwischen der Sirning und Bielach. 1613 kam Wolf Christoph von Velderndorf auch in den Besitz der kleinen Herrschaft Neidenstein (auch Neutenstein genannt), die aus dem Schlosse Neidenstein und dem Orte Unter-Grafendorf (am rechten Ufer der Perschling zwischen Jeutendorf und Böheimkirchen) besteht. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts hat Neidenstein zu wiederholtenmalen seinen Besitzer gewechselt, so daß leider „von dem alten Buch" keine Spur mehr zu finden ist. Vgl. J. Fr. Gauhe, Des Heil. Röm. Reichs genealogisch-historisches Adelslexikon, 1740, 1. Bd., S. 528 f.; J. Seifert, Hoch-Adeliche Stammtafeln, 1721, 1. Theil, Nr. 19, und Fr. Schweickhardt Ritter von Sickingen, Darstellung des Erzherzogthums Österreich unter der Enns. Viertel ober dem Wienerwald, 3. Bd. (1836), S. 15—17 und S. 100—101.

[1]) a = linke, b = rechte Spalte.

Fortlaufende Zählung der Gedichte	Zählung nach Friess und Primisser	Von Seite ... der Handschrift bis Seite ...	Überschriften der Gedichte
15	(VI)[1]), P III	467[a]—470[a]	Von Herczogen Albrechten von Oesterreich
16	(VII)[1]), VII	470[a]—472[b]	Von Purchgraff Albrechten von Nurnberg
17	VI	473[a]—475[a]	Von Herczog Hainreichen von Kernden
18	XV	475[a]—477[b]	Von Hern Lewtolden von Stadekk
19	VIII	477[b]—480[a]	Von Herren Purkharten von Ellerbach dem alten
20	XVI	480[b]—482[b]	Von Graven Ulreichen von Cyli
21	XVII	482[b]—485[b]	Von Hern Fridreichen von Lochen

Während der erwähnte Titel eine undeutliche, verzogene Currentschrift[2]) zeigt, sind die Gedichte in schöner, gut lesbarer lateinischer Schrift des 17. Jahrhunderts geschrieben, auf jeder Seite zwei Columnen, jede zu ungefähr fünfzig Zeilen. Die Verse sind abgesetzt und beginnen bald mit großen bald mit kleinen Buchstaben. Die Überschriften sind in größerer Schrift geschrieben; es ist durchaus nur schwarze Tinte verwendet.

Bei dem ersten Anblicke fallen die großen Anfangsbuchstaben im Innern der Verse auf, deren Verwendung weit ausgedehnter, aber schon consequenter ist als in A. Im Übrigen ist jedoch die Schreibweise der Handschrift mit der von A im Ganzen übereinstimmend. Beide Handschriften sind nicht frei von Inconsequenz: dasselbe Wort, sogar in demselben oder nächstem Verse, zeigt zuweilen verschiedene Schreibung. Unter den Buchstaben ist nur *s3* neu, wechselt aber häufig mit *zz*. Das Dehnungs-*h* nach dem *t* begegnet öfter, so B S. 463 = P X, 242 *thet*, Friess VI, 52 *that*. Während in A ebenso oft *tz* wie *cz* verwendet wird, ist in B Vorliebe für *cz* bemerkbar.

Von den in A zur Bezeichnung von Vocalen und Diphthongen üblichen Haken kommen häufiger vor ¯, dann ¨ und ˝, selten ˆ, ausnahmsweise ˙; hingegen liebt unsere Handschrift beson-

[1]) Vgl. S. 238.

[2]) Sie gleicht ganz Enenkel's Autograph in der Handschrift der Wiener Hofbibliothek Nr. 10100[a], welche f. 165[c] ein Gedicht von ihm bringt „für Herrn Peter von Scherenberg auf sein Dama einer Poplin zu Siena in Toscana".

ders das Zeichen ˇ. Dieses vertritt alle Haken von A, und zwar in der Seite 213—217 dargelegten dreifachen Verwendung derselben. Doch fehlt in B der Haken als Zeichen der Diphthonge öfter als in A; so begegnen nicht wenige *u* für *uo*, *ue* und *i* = *ie*. Darnach wird uns das häufige Fehlen des Hakens in B, wo es sich um Halbdiphthonge oder gar um Svarabhakti handelt, nicht so sehr wundernehmen; sind doch selbst in A die durch Haken bezeichneten Svarabhakti nicht besonders zahlreich. Immerhin ist aber nicht zu leugnen, daß der Schreiber von B nur geringe Vorliebe für Formen mit Svarabhakti zeigt; denn selbst die in A durch *e* oder *i* ausgedrückten gibt B nicht immer. Der Punkt ober *i* fehlt oft, doch, wenn er gesetzt wird, befindet er sich meist über dem *i* und nicht (wie in A oft) seitwärts davon, so daß die Schrift lesbarer ist.

Die Unterscheidungszeichen sind nur selten. Am Ende des letzten Verses von Nr. 1, 2, 4 und 5 begegnet ein Punkt, desgl. nach dem Titel von Nr. 3, 15 und 16; in Nr. 5 V. 96, Nr. 15 V. 25, 37, 42 und in Nr. 16 V. 3 finden sich auch Beistriche, in Nr. 9, 118[a] (dieser Vers fehlt in A) ein Ausrufungszeichen. Ich glaube, selbst diese wenigen Zeichen dürften von Enenkel herrühren.

Der Abkürzungszeichen sind zwei: ¯ und ˢ. Wie in A steht ersteres bisweilen unnöthig, wird aber sonst nicht nur oft, sondern auch in ausgedehnterer Weise verwendet als in A (vgl. S. 212), indem es nicht selten für auslautendes *e* (*ueind* Nr. 1, 193, Nr. 8, 127), einmal auch für auslautendes *s* (Nr. 14, 158 *dē*) steht. B S. 468[b] begegnet *dˢ* (= *des*), was Friess VI, 60 irrig mit *das* aufgelöst hat. *n̄* = *nn* und *m̄* = *mm* findet sich oft (*danen* Nr. 19, 183 und 185, *Hawbtman* in einem nach 448 eingeschobenen Verse von Nr. 10, *czusame* 10, 271 u. s. w.), 12, 166 u. ö. *Ihū* = *Jesu*. — ˢ hat eine etwas engere Bedeutung als ˢ in A (vgl. S. 211 f.); es bezeichnet in der Regel *er*, doch auch *ur* (sehr häufig *dˢch*), ganz ausnahmsweise *ar*, *ir* (*bewˢt* : *art* Nr. 14, 169, *wˢde* = *wirde* Nr. 5, 3) und *ert* (*hundˢ*, *dörffer* in Nr. 21, 18 Ergänzungsvers. Häufig begegnet *Osterrˢ* oder *Oesterrˢ*, selten *Oster*‿.

Was die Schreibfehler (im Sinne von Versehen durch Eile oder Vergessen) betrifft, so sind dieselben verhältnißmäßig häufiger als in A. Höchst wahrscheinlich hat Enenkel seine umfangreiche Abschrift, nachdem er sie fertig gebracht: nicht mehr mit der Vorlage verglichen; manche Versehen hat er gebessert: sie mögen ihm gleich beim Schreiben aufgefallen sein. Übrigens konnte ja auch seine Vorlage hie und da fehlerhaft sein.

Unzweifelhaft ist es, daß durch manche solche Verstöße der Text leidet; an nahezu dreißig Stellen erscheint dadurch der Sinn gestört.

In den Reimen begegnet selten Auffälliges. Von den zwanzig hieher gehörigen Fällen zeigen fast alle nur ganz unbedeutende Versehen, wie sie leicht beim Abschreiben unterlaufen; sie lassen sich auf den ersten Blick corrigieren, aber auch die paar anderen bedeutenderen Reimstörungen sind unschwer zu beheben. Eine derselben:

voglsanch noch mayen Lust
den herczen gaben wenig gūst

in Nr 18, 85 möchte ich auf Enenkel's Rechnung setzen; seine Vorlage wird gleich A gehabt haben *luft* : *guft*. Da ihm letzteres Wort vielleicht unverständlich war, hielt er es für Verderbniß und suchte zu bessern; er hat aber nur den Text verschlechtert. Dasselbe glaube ich von einigen anderen verderbten Stellen außerhalb des Reimes. So heißt es in Nr. 10, 508:

do was der Winter recht so chalt;

es stand schon (wie in A) *nicht*; dieses wurde aber, da Enenkel den Sinn nicht verstand, in *recht* geändert. Nr. 14, 56 schreibt er:

er was ein über holdes Kraft

(A *über heldes*), 14, 212 *darin falsch* (A *vasch*), 15, 31 *unschulden* A *von schulden*), 16, 184 *Sennise graben* (A *Gen muse*), 21, 89 *betrogt* (A *bevogt*).

Wie viel von all den Ungenauigkeiten auf Flüchtigkeit oder Mißverständniß Enenkel's, wie viel auf Unlesbarkeit oder Fehlerhaftigkeit seiner Vorlage zu setzen kommt, läßt sich nicht entscheiden. Immerhin ist ihre Gesammtzahl im Verhältnisse zum Umfang der Handschrift gering. Eine sorgfältige Vergleichung zeigt nicht nur Übereinstimmung unserer Handschrift mit A im großen Ganzen, sondern oft in den kleinsten Details; ja, sie ist mitunter geradezu überraschend. So hat P XI. 158 f.:

Da von mein vrewd vergellet,
Ir süzzikait ist worden sawer,

hingegen B mit A *in*, und V. 322 *Got vater setze*, B und A aber *Got herre vater;* P VII, 51 *leben, dez*, A *daz* (vgl. S. 215), B *das*, V. 139 P *Chriehen*, A B *chriechen*, V. 190 P *Waegen*, A B *wegen*; P VI 45 *Dez ist daz leben*, A B *der*; P XV. 184 *Getrewer*, A B *getrewn*; P VIII, 32: *Mit wort, gedanchen, güter tat,*
A B *mit vorgedankchen*, V. 84 P *erslagen*, A hatte wie B *geslagen*, doch hat der Schreiber in A nachträglich die erste Silbe geändert, V. 137: *Die flucht pracht er ze wal hernider,*

A *zemal*, B *zumal*; P XVII, 85 *An der Oder;* A B *Ader*, V. 127 *Dem von Maekelburch*, B *mit dem Meklburg*, A hatte *mit dem*, aber *mit* sieht verlöscht aus, V. 131 P *gewunn*, B *gewunnen*, desgl. A, aber *en* ist ausgestrichen. — Diese Stellen, die sich sehr leicht bedeutend vermehren ließen, bezeugen nicht nur die große Übereinstimmung zwischen B und A, sondern lassen auch die Annahme zu, daß Enenkel seiner Vorlage, wo sie ihm keine Schwierigkeiten bereitete, in der Regel getreu gefolgt ist. Es ist also zu schließen erlaubt, daß die oben berührten Ungenauigkeiten größtentheils auf Rechnung der Vorlage zu setzen seien.

Dazu stimmt, daß die Sprachformen fast ausnahmslos mit denen von A congruent sind. Doch zeigt unsere Handschrift keine Vorliebe für den in A häufigen Wechsel von *b* und *w*, hingegen findet sich fast durchaus *die*, wo A *di* hat, auch gebraucht Enenkel nie die Formen *schol*, *scholde*, sondern immer mit dem einfachen Anlaute *s*; sonst steht *sch* statt *s* ganz vereinzelt in Nr. 12, 49 und 129, auch die Form *mancher* begegnet nur ausnahmsweise.

Überhaupt macht Enenkel's Abschrift der Suchenwirtischen Gedichte, von den Schriftzügen abgesehen, ganz den Eindruck einer alten Handschrift, obwohl sie erst 1625 angelegt wurde. Früher kann sie nach Enenkel's Angabe auf dem schon beregten Titel nicht entstanden sein, aber auch nicht viel später, da Enenkel 1627 starb; andere Theile des Codex sind freilich schon bedeutend früher (1613) geschrieben worden. Wenn nun Jemand die Handschrift, auf deren unbedeutendes Alter reflectierend, geringschätzig beurtheilen möchte, so würde dies dem Werthe derselben widersprechen.

Dieser ist nach dem bisher Gesagten trotz ihrer Jugend sehr bedeutend. Er wird noch dadurch erhöht, daß sie fünf neue Gedichte bringt, von denen besonders vier historisch verwerthbar sind; dadurch wird die große Lücke am Anfange von A nahezu ganz ausgefüllt. Aber auch vier andere Lücken in A fanden durch B ihre Ergänzung; davon waren zwei schon P bekannt, die eine von 89 Versen in A Nr. 12 nach dem V. 116, die andere von 41 Versen in A Nr. 15 nach dem V. 185. Professor Friess veröffentlichte zugleich mit den fünf Ehrenreden unter Nr. VI und VII auch die Ergänzungsverse zu diesen beiden Lücken[1]) (a. a. O. S. 26—30). Zwei andere

[1]) Zu ändern sind folgende Stellen, und zwar in I, 17 *frumde* in *fromde*, 20 *werden* in *werdem*, 25 *mullen* in *müllen*, 45 *so* in *do*, 84 *manigen* in *maniger*; in II ist zu lesen: 1 *pitt mit* u. s. w., 4 *helffe*, 8 *inn. und*, in V. 18 hat B *gemawre*, in 25 *willen* : *pillen*, 48 *wo. swert*, 68 *mendleich*, 85 *was*, 100 *der*, 104 *geslagen*, in 51 hat

Lücken, jede zu 52 Versen, sind bisher unbemerkt geblieben, die eine in A Nr. 9 nach V. 34, die andere in A Nr. 27 nach V. 52: die Ergänzungsverse beider Lücken gebe ich im Anhange zu dieser Untersuchung.

Daß aber diese fünf Gedichte und vier Ergänzungen wirklich von Suchenwirt herrühren, unterliegt keinem Zweifel. Allerdings sagt Enenkel ausdrücklich mit keinem Worte, daß die von ihm abgeschriebenen Gedichte dem Suchenwirt angehören; aber am Ende seiner Abschrift (S. 485 b) hängt er dem Schlusse des letzten Gedichtes noch die Bemerkung an: *Hie habent die rede von den Wappen ein ende.* — — Hier bringt also Enenkel ein Ganzes, die fünf fraglichen Gedichte erscheinen in Verbindung mit 16 anderen, welche unbestritten längst als Suchenwirt's Eigenthum allgemein gelten. Zudem steht das fünfte dieser Gedichte wenigstens mit seinem Schlusse in A, in jener Handschrift, welche ausschließlich Gedichte Suchenwirt's enthält. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß nicht nur der Anfang des fünften Gedichtes, sondern auch die vier anderen Gedichte einmal in A gestanden haben (vgl. S. 228 f.). Daß Suchenwirt sich in den fünf Gedichten nicht nennt, ist kein Einwand; das Gegentheil wäre sogar auffällig, da er dieses in keiner seiner Ehrenreden thut, diesen aber sind die fünf Gedichte in allen Stücken conform. Wie dort handelt es sich auch hier um das Lob österreichischer Edlen: er preist Moriz von Haunfeld, Jans von Chappell, Herzog Albrecht II. den Lahmen und Albrecht von Rauhenstein. Alle bis auf den Herzog sind todt; das fünfte Gedicht ist satirisch. — Auch die Ausführung des Themas ist um kein Haar anders: er beginnt mit dem Bekenntnisse seiner poetischen Ohnmacht und der Anrufung der göttlichen Hilfe und endet mit der Empfehlung der Seele des Verstorbenen an die Gnade Gottes und mit der Beschreibung des Wappens seines Helden. Auch was Diction, Sprache und metrischen Bau betrifft, gleichen die fünf Gedichte ganz den anderen Ehrenreden. Letzteres gilt auch von den Ergänzungen. Daß sie echte, wesentliche

zu entfallen *der*, in 87 *er*; in III ist zu lesen: 10 *gwalt*, 11 *mein*, 63 *trewen*, 65 *chrümbe*, 109 *snöden*, 116 *in*, in 47 hat auszufallen *die* vor *weisen*; in IV ist zu lesen: 25 *ir*, 54 *frömd*, 61 *heldes*, 82 *mayd*, 133 *nayel*, 135 *helle*, 141 *under*; in V hat B V. 2 *uernünst*, 28 *nu*, 30 *der*, 43 *erd*, 48 *dem*, 73 *do er*, 87 *gürtel*, 92 *einen*, 93 *im*, 102 *öphltrank*, 105 *geschehen*, 110 *glider*, 111 *warn*, 142 *hüt*; in VI: 21 *gesuch*, 34 *freudenreiches*, 44 *armew*, 48 *uō jugent*, 57 *nu dar*, 60 *des*, 67 *mir* (nicht *nur*), 80 *schilde*, 88 *was*; in VII: 13 *von dem*, 24 *selbes* und 39 *den* (nicht *der*).

Theile, keine müßigen Erweiterungen der Gedichte sind, sieht Jeder, der nur aufmerksam die Nummern 12, 15 und 27 in A mit ihren Ergänzungen in B liest; dasselbe gilt von der Ergänzung zu A Nr. 9 (Rede vom verstorbenen jungen Ellerbach), deren Echtheit und Nothwendigkeit am deutlichsten aus A Nr. 5 (Rede auf den lebenden jungen Ellerbach), V. 58—113 erhellt.

Der Werth von B zeigt sich auch, wenn in A Wörter fehlen, wie z. B. A Nr. 15, 75, 192; Nr. 16, 72, 75, 214; Nr. 27, 51, 178; ferner wo A schwer leserlich oder unlesbar ist, wie A Nr. 1, 18, 43; Nr. 9, 144; Nr. 13, 111, 117 (zweite Recension); endlich wo A fehlerhaft oder sinnlos ist, z. B. A Nr. 15, 199; Nr. 16, 66; Nr. 22, 182, 231, 243; Nr. 27, 53. — Es hat sich nämlich als unzweifelhaft herausgestellt, daß unsere Handschrift nicht selten dem Sinne nach Besseres bietet als A.

Das Urtheil über den Werth der Handschrift wird keineswegs dadurch umgestoßen, daß B zuweilen Verse versetzt, einen Vers etwas früher oder später als A oder statt eines Verses in A einen neuen bringt; so ist V. 119 von Nr. 13 in B = V. 120 von Nr. 10 in A, V. 120 in B:

derselb mit sterk uñ ehren geuast

ist ein neuer Vers, der in A nicht vorkommt. Letzteres gilt auch von folgenden Versen in B:

Nr. 14, 30 *wañ er ye lobes chunde warten*
„ 14, 172 *darnach der degen here*
„ 19, 152 *si chomen ungeladen*
„ 21, 106 *die was enuallen swer*
„ 21, 107 *wie widᵛ in wer daz gancz lant.*

Der Werth der Handschrift wird selbst dadurch nicht beeinträchtigt, daß sie hie und da Lücken hat. Von den größeren gibt Enenkel selber Rechenschaft. So schreibt er B S. 436 vor Beginn von Nr. 1: *Diser Helden beschreibung ist ein abgang, wegen etlicher aber nit gar uiler herausgerißner bletter*; B ist also gleich A zu Anfang lückenhaft, von Nr. 1 fehlt Titel, Einleitung und ein Theil des Mittelstückes. Und nach V. 138 von Nr. 8 bemerkt er S. 447ᵃ der Handschrift: *Hier ist auch ein abgang wegen eines oder zwaier herausgerißner bletter.* Die zweitnächste Zeile lautet:

do wart er zu derselben stunt,

und es geht so fort, daß es für den oberflächlichen Beobachter den Anschein hat, als ob nach der Lücke das Gedicht vom jungen Ellerbach fortgesetzt werde. Aber das, was nach Enenkel's Bemerkung

folgt, ist ein ganz anderes Gedicht: es handelt von Kreuspeck. Somit fehlt von Nr. 8 nach V. 139 alles bis zum Schlusse, das sind 104 Verse, und von Nr. 9 der Anfang, nämlich V. 1—40.

Von den kleineren Lücken ist die größte in Nr. 10 nach V. 124: sie erstreckt sich auf zehn Verse. In Nr. 3 läßt die Unterbrechung des Reimes nach V. 41 den Ausfall von mindestens einem Verse erkennen; ganz dasselbe zeigt sich noch an fünf anderen Stellen: in Nr. 9 fehlt V. 80, in 11 V. 150, in 12 V. 164, in 14 V. 28 [1]) und in 20 V. 136. — Andere Lücken umfassen nicht einmal einen ganzen Vers. So sind die Verse 64—73 von Nr. 1 an ihren Enden mehr oder weniger unvollständig. Enenkel hat das fehlende Stück des Originals gezeichnet und in die Umrisse hineingeschrieben: War hinweg gerissen. Dieselbe Zeichnung und die gleichen Worte darin finden sich S. 436[b] der Handschrift zu Beginn von Nr. 2; hier sind die Verse 1—10 zu Anfang mehr oder minder verstümmelt. In Nr. 9 fehlt das letzte Wort (und damit der Reim) des V. 311, desgleichen im V. 206 von Nr. 16; in Nr. 18 V. 226 fehlt *amen*. — Die Gesammtzahl der ganz oder theilweise fehlenden Verse in den verschiedenen Lücken dieser Handschrift erreicht noch lange nicht die Höhe derer in A.

Dieser Handschrift, welche nach Alter, verhältnißmäßiger Sorgfalt in Sprache und Vers und in erster Linie durch den Umstand, daß sie von allen Suchenwirt-Handschriften die größte Anzahl von Gedichten enthält, den ersten Platz unter allen unbestritten einnimmt, reiht sich zunächst dem Werthe nach B an. Es ist dies gerechtfertigt durch das hohe Alter des Originals von B, durch die im Ganzen vertrauenswürdige Wiedergabe desselben, durch sorgfältige Schonung der Sprachformen und metrischen Verhältnisse, sowie endlich dadurch, daß sie die zweitgrößte Anzahl Suchenwirtischer Gedichte, darunter bisher unbekannte Dichtungen und wichtige Ergänzungen zu den Lücken von A, bringt.

Ja, es ist begreiflich, daß bei so engen Beziehungen zwischen A und B der Gedanke auftauchen könnte, es sei das von Enenkel auf dem Titel zu Suchenwirt's Gedichten erwähnte „*alte buech*", das ihm als Vorlage diente, kein anderes als die Handschrift A. Nehmen wir diesen Gedanken als erwiesen an — daß in A die fünf ersten Gedichte von B fehlen und A vier Lücken aufweist, die B ausfüllt,

[1]) Hier ist keine Unterbrechung des Reimes, wohl aber eine Störung der Reimordnung, insoferne durch den Ausfall des V. 28 drei Verse aufeinander reimen, während sonst in den Ehrenreden die Reime gepaart sind.

würde ihm am wenigsten widerstreben: die fünf Gedichte können ja in A gestanden haben (gewiß ist dies in Bezug der Nr. 5 von B) und nach Enenkel's Benützung erst weggefallen sein, wie ja auch die Lücken erst später entstanden sein können — so wäre damit die Frage nach dem Original von B gelöst und für A das gewonnen, daß ihr bisher aus verschiedenen Kriterien erschlossenes Alter nun bis 1425 zurückgeführt und belegt wäre, und es würde sich dann, wie sich später zeigen wird, dasselbe noch bis 1402 documentarisch hinaufrücken lassen. Soviel dabei A gewänne, ebensoviel würde B dadurch verlieren: B würde nicht mehr eine verlorene selbständige Handschrift von 1425 oder 1402 repräsentieren, sondern zu einer Copie von A herabsinken, die nur dadurch Werth hätte, daß sie die in A im Laufe der Zeit entstandenen Schäden zu reparieren geeignet ist.

Doch der Gedanke, daß A die Quelle von B gewesen, ist gar nicht haltbar;

a) denn in A ist ja die erste Rede von Ellerbach dem Jungen vollständig, während Enenkel nicht weiter als bis V. 138 schreiben konnte, weil danach in seiner Vorlage eine Lücke war von einem oder zwein Blättern, wie er meint. Da nun in B 104 Verse fehlen, so käme das in A einer Lücke von zwein Blättern gleich.

b) In A ist die Rede von Kreuspeck vollständig, während in B die Überschrift nebst den ersten 40 Versen fehlt. Dabei bleibt es in hohem Grade auffällig, daß der Titel der Handschrift von zwanzig österreichischen Helden spricht, während die Sammlung 21 Gedichte zählt. Es hat für das erste auf mich den Eindruck gemacht, als ob Enenkel die Verse nach der Lücke für eine Fortsetzung des vorausgehenden Gedichtes gehalten hätte; dann allerdings wären es 20 Gedichte. Aber es heißt einem Enenkel doch viel zumuthen, wenn man ihn eines solchen Irrthums fähig hält. Konnte Enenkel diesen mit der Anzahl der Gedichte disharmonierenden Titel nicht schon in seiner Quelle vorgefunden haben?

c) Es ist auch in A eine andere Folge der Gedichte. Es muß in der Vorlage für B auf die erste Rede von Ellerbach dem Jungen gleich die Rede von Kreuspeck gefolgt sein, während in A die nächste Ehrenrede von Ulrich von Pfannberg handelt, der die Reden von Ellerbach dem Jungen (zweite Rede), Herdegen von Pettau, Ulrich von Walse, Herzog Albrecht II., Ulrich Walse (zweite Recension) sich anreihen. Jetzt erst kommt die Rede von Kreuspeck.

d) Nicht so zwingend wie das Vorhergehende ist, daß in B auf die Rede von Kreuspeck die über Hans von Traun folgt, welche in A die vorletzte Ehrenrede ist. Die Folge der übrigen Ehrenreden ist genau so wie in A.

e) Fraglich bleibt es, ob bei den großen Unterschieden zwischen A und B in der Rede über Hans von Traun (zehn Verse von A fehlen, dagegen weist B 24 neue Verse, an sieben verschiedenen Stellen eingeschoben[1]), auf, sonstiger zahlreicher Abweichungen nicht zu gedenken) A hiefür die Vorlage gewesen sein konnte. An sich schon; man weiß ja — und auch Suchenwirt-Handschriften bieten hiefür Belege — wie die Abschreiber verfuhren. Aber bei der sonstigen Genauigkeit Enenkel's ist es — selbst bei seiner nahen Beziehung

[1]) Und zwar nach dem Verse 431:

zu Herczog Rudolf, ūn sich ergeit
in sein schirm mit gŭt und hab;

nach dem Vers 434:

samt Otten dem Haslauer fruet
und Hezlein den Enenchel guet
uil laidig uon irem leben hie
dan also ez im sturm ergie;

nach dem Verse 448:

der Bischolf wolt in nicht erlan
er wurd des chrieges Hawbtmaṅ;

nach dem Verse 486:

rait mit uirczig Pferdten allez fleis;

nach dem Verse 487:

als der chrieg widᵛ mit Frāchreich
angieng, czog er gar tugentleich
czu helf dem uon Engellant
chŭnig, dᵛ in darczu mit bet besant
der in schikcht Kaleis zentschütten
darzŭ er sich nicht lang lies bitten
er half der stat, den Franczoys jagt
des manheit manig wernd chlagt
Do er nacher mit sighafter hant;

nach dem Verse 498:

ein guldein chetten an halz im hankcht
darzue sechshundᵛt march im schankcht
Sein zu denken der Princz im gab
ein chostleich Ring und ander hab;

Vers 445 ist durch folgende drei Verse ersetzt:

mit zwaihundert auf sechshūdᵛt rait
slŭg si un jagt dew unwzait
zum land hinaus, wart aber wunt.

zu dem Hause Traun[1]) — sehr zweifelhaft, daß wenn ihm A vorgelegen, er so geändert hätte.

Wenn nun A die Quelle für B nicht gewesen sein kann, was hat es dann mit dem „*alten buech*“ für ein Bewandtniß?

(Fortsetzung folgt.)

FRANZ KRATOCHWIL.

Manche dieser Zusätze geben für die Geschichte des Helden erwünschte Details, sie wurden auch von dem Freiherrn von Hoheneck in dem **1732** erschienenen zweiten Bande seines Werkes in der Geschichte des Hauses Traun (S. 678—717) verwerthet; ob nach dem „*alten buech*“ auf dem Neidenstein oder — was mich viel wahrscheinlicher dünkt — nach Enenkel's Abschrift, darüber berichtet er nichts. Hoheneck sagt S. 687 nur, er finde es angezeigt, ein „uraltes“, nach Hans' von Traun Tod „verfaßtes Leichengedicht“, wenn auch „zum Theil nur summariter“ aufzunehmen. Er gibt dann S. 687 f. die Verse 1—14 und 37—40, die ebenso wie die S. 690 und 691 angeführten Verse 521—526, 543—553 (Beschreibung seines Wappens) und 560—570 (Schluß) mit B übereinstimmen. Der von Hoheneck S. 688—690 gebrachte Auszug des Gedichtes harmoniert vollständig mit den Varianten und Zusätzen von B bis auf zwei Stellen. B und A nennen (V. 117) den Namen der Festung, welche Traun während der Sperrung von Calais dem englischen Könige wiedergewann, nicht, beide erzählen die Hilfe, welche Traun dem Bischofe von Passau gegen seine unruhigen Bürger leistet, fast mit denselben Worten (A V. 446—470, B hat nur um zwei Verse mehr). Hoheneck aber nennt S. 688 den Namen derselben Cadamum, ob auf Grund seiner Quelle oder nur als eigenen erklärenden Zusatz, ist nicht zu ersehen; ebenso verhält es sich, wenn er S. 690 anführt, der Bischof von Passau habe Albrecht von Winckl geheißen; von den Aufständischen, welche 700 Pferde gehabt haben, aber von der Feste Georgenberg hart bedrängt wurden, seien 300 gefangen genommen worden. — In beiden Fällen, glaube ich, hat Hoheneck die erwähnten Angaben nicht dem Gedichte entnommen; die auf Passau bezughabenden Details wenigstens konnte er sehr leicht aus den Annalen von Garsten in dem **1727** erschienenen ersten Bande der Germania sacra (S. 475) von Hansiz erfahren haben.

[1]) Er hatte sich 1617 in zweiter Ehe mit Barbara Herrin von Abensberg und Traun vermält; vgl. Wissgrill, Schauplatz des landsäßigen niederösterreichischen Adels (5 Bände 1794—1804) 2. Bd., S. 410 ff.

LEUTE.

Nicht alle mhd. *iu* sind überall gleich ausgesprochen worden. Darauf weist die jetzige Aussprache des alten *iu* in schwäbischen Gegenden. Behaghel hat mich gesprächsweise darauf aufmerksam gemacht, daß der Unterschied durch den Ursprung bedingt sei. Ich war durch Formen wie *nui, drui, bruier* und durch das längere Fortbestehen der Schreibung *iu* in den entsprechenden Formen in bairischen und Würzburger Urkunden zu der Ansicht gebracht worden, Stellung im Auslaut und vor Vocal sei Ursache der besonderen Aussprache. An der richtigen Erkenntniß hinderte mich vor Allem ein Wort: *liute*. Ich glaube nun allerdings, daß das umgelautete *u* im Oberdeutschen seine eigenen Wege gegangen ist, und daß die alten *iu*, nachdem sie beim Eintritt der neuen Diphthonge getrennt wurden, sich schließlich wieder meist zu einer Gruppe einigten. Die Unterscheidung zwischen *ů* (so will ich den Umlaut des *u* hier der Einfachheit halber bezeichnen) und *iu* erhellt aus verschiedenen Umständen. Einmal ist *ů* an einzelnen Stellen eher *eu* geworden als *iu*, oder eher als *eu* aufgefaßt worden denn *iu*, so in Kaiser Rudolfs Landfrieden für Baiern vom Jahre 1281, wo *päul, hörser, drœwhen* steht, aber *frivnt, div, iriv, diup* u. s. f. Sodann wird, nachdem *eu* für *iu* durchgedrungen, sehr oft scharf zwischen altem *ů*, nun *œu*, und altem *iu*, nun *eu* unterschieden s. u. Endlich findet sich noch zur Zeit des Monophthonges die Schreibung *ů* für den Umlaut (im oben erwähnten Landfrieden noch ein verspätetes *hůser*, 1286 in einer Urkunde von Ried *chrůtzes*, in den Carmina burana im jüngeren Theil fol. 110 v. *lůt* reimend mit *můt*), wo *iu* für den alten Diphthong steht. Doch fehlen mir für letztere Thatsache genügend zahlreiche Belege.

Nur ein Wort fügt sich der durch obige Auseinandersetzung gebotenen Trennung nicht: das Wort *leute*[1]). Niemand hat, so viel ich weiß, bisher bezweifelt, daß dasselbe zu den *iu*-Stämmen zu zählen, und doch stellt es sich selbst ganz unzweifelhaft zu den umgelauteten *u*-Stämmen. In den ober- und niederbairischen Urkunden von 1284 bis 1349, in denen ich das Wort gefunden habe, ist es nur in 3—4

[1]) Auf das einmalige Vorkommen von *dœvtsch* im Landfrieden von 1281, *gerœvtte* Urk. von 1297* lege ich so lange kein Gewicht, als ich keine weiteren Belege finde. Die mit *versehenen Jahreszahlen weisen auf Urkunden, die ich selbst gesehen, ** auf zwei verschiedene solche Urkunden des gleichen Jahres.

nicht von *eu* gesondert, was kein Beweis für die Gleichheit des Lautes ist. Sonst haben wir

1. *leute*; für altes *iu* aber *iu*, so 1291* *gezivch*, *nivnzich*, 1295* *div*, *gezivk*, *nivntzic*, ebenso 1296*, 1307*, 1309* (hier *lewt*, *leit*, dagegen *triuzehen*, *nivntem*, aber auch *nœvn*), 1313*.

2. *lȏte*, *lȏte* oder *lvte* gegenüber *iu* 1300*, 1306*, 1307*, 1309*, 1310*, 1314*, 1314**, 1316*, 1318*, vielleicht auch 1315*, 1323*.

3. *laut* gegenüber *iu* 1307*, *lȏte* und *leut* neben *Heuserer* einerseits, *div*, *neinzckik* (!) anderseits.

4. *lœut*, *lœvte*, *lœût*, *laeut*, *lâwt* gegenüber *iu* oder *eu* 1293, 1294, 1295*, 1304*, 1306**, 1307**, 1309*, 1315* (ebd. *haûsern*), 1316*, 1318*, 1323*, 1324 (ebd. *chraeuz*, *Maeusel*), 1326**, 1331*, 1335*, 1338*, 1349 u. s. w.

5. Einzeln 1297* *laut*, *pœvren* : *gerœute*, 1328* *levt* : *frievnt*, *alliev*, *baidiev*.

Genug Beispiele dafür, daß sich *leute* von den übrigen Worten mit *iu* sondert; wo Umlaute von *ū* neben *leute* belegbar sind, stellt unser Wort in so gut wie allen Fällen zu diesen. Auch noch in späteren Urkunden ist das Verhältniß dasselbe; um 1500 freilich ist hievon nichts mehr erkennbar, da heißt es *leite*, *durchlaichtiger*, *fraindin*, *vertrailich*, *Praisen*.

Die Scheidung ist aber nicht bloß bairisch im engeren Sinn gewesen. Freilich so zahlreiche Belege wie aus München und Umgebung (die sich künftig noch vermehren lassen werden) weiß ich sonst nicht beizubringen, aber doch genügende, um das Vorhandensein im Süden und Norden zu beweisen. In zahlreichen Urkunden von Ober- und Niederösterreich und Steiermark[1]) wird durchaus *iu* oder *eu* geschrieben, also *chreutz* wie *freunt* und *gezeuk*, aber schon 1274 (Reinsberg) *levte* : *triwen*, *geziuge*, 1278 (Wilden) *laeut* : *vriunt*, *niwen*, 1278 (ebd.) *laevt* (oft) : *vriuntlich*, *geziuge*, *lewen-*, *ebentiuren*, 1281 (Kaiser Rudolf, aber in Regensburg) *lævt*, *pâul*, *hôvser*, *hȏser*, *drœvhen* und *dœvtsch* : *frivnt*, *driv*, *diup* u. s. w., 1292 (Wien) *levte* : *geziuge*, *diu* 1293 (Aychsperg) *levt* : *getziugen*, 1293 (Weidhouen) *leut* : *niun*, *diu*, 1292 (St. Paul in Kärnten) *laeute* : *sev* (*eas*), *nevntzich*, 1293 (Wien) *leute* : *ziug*, 1295 (Lack) *lâuten* : *geziug*, 1297 (Wien) *laute*, *belaeuttet* : *gezigen*, *neunzigist* u. s. w.

Im Schwäbischen habe ich alte Belegstellen nicht gesammelt. In der Gegenwart stellt sich[2]) in der Memminger Gegend, wie ich

[1]) Belege in den Fontes rer. Austr. II. bes. Band 1 und 31.

[2]) [H. Fischer theilt mir gütigst mit, daß in ganz Schwaben *leute*, deutsch und *gereute* sich zu *häuser* stellen.]

selbst gehört, *lait* zu *haiser*; auch nach den Proben bei Firmenich ist weithin *lait*, *leut* von den übrigen *iu*-Stämmen getrennt. In einem fliegenden Blatt des vorigen Jahrhunderts (Frommann, Mundarten VII, 488) aus Schwaben finde ich : *leit, sew* aber *tuiffel, freind, ayer* u. s. w. Das alem. *lut* *flüget* muß durchaus nicht ursprünglicher sein als die älteren bairischen und die ostschwäbischen Formen.

Es wird also wohl neben *liuti* im Ahd. auch *lûti* anzusetzen sein. Während man bei *'dûtsch'* wohl Einfluß der niederrheinischen Form annehmen könnte, ist es doch gewagt, bei *lûte* das Gleiche zu thun. Es müßte denn — was noch zu beweisen wäre — das Wort in Baiern und Schwaben einmal verloren gegangen sein. Die Namen, die mit *liut-* gebildet sind, stellen sich zu den *iu*-Stämmen; *Liutold*, *Leutold* findet sich zugleich mit *lœute*. Rein lautliche Entwicklung ist wohl ausgeschlossen (trotzdem man wegen *dœvtsch* und *geœvtte* an Einfluß des *t* glauben könnte). Anlehnung an den Stamm *lût* ist ganz unwahrscheinlich. Woher kommt dann die Form **lûti*?

MÜNCHEN, Juni 1889. O. BRENNER

MHD. *iu* UND *ú*.

Um die interessante Thatsache, auf die Brenner im Vorstehenden hinweist, richtig beurtheilen zu können, wird es sich empfehlen, die Untersuchung noch auf etwas breitere Grundlage zu stellen.

Daß der alte Diphthong *iu* und der aus *û* vor *i* entstandene Laut keineswegs überall, wie man bis jetzt annahm, in einem Laute zusammengefallen sind, ist zweifellos. Zu dieser Überzeugung bin ich schon vor einiger Zeit geführt worden, als ich meinen Beitrag für Paul's Grundriß bearbeitete, und zwar durch den Thatbestand in den heutigen Mundarten:

1. Schmeller verzeichnet aus dem von ihm bearbeiteten Gebiete sieben verschiedene Entsprechungen für nhd. *áu*, d. h. für den Umlaut von *û*, dessen ältere Stufe ich mit Brenner durch *ú* wiedergeben will: für den alten Diphthong *iu* zählt er 16 mundartliche Vertretungen auf; vgl. die Mundarten Baierns N° 164—170 und 246—261. Von diesen lasse ich N° 168 bei Seite, das ich nicht recht zu beurtheilen weiß; ferner N° 251 und 256, weil *ú* kaum unter den gleichen Bedingungen auftreten dürfte, unter denen hier *iu* erschien. Dann bleiben für *iu* 14, für *ú* 6 Entsprechungen. Theilweise nun fallen diese

beiden Reihen zusammen: alle die Laute, die altes *ú* fortsetzen, begegnen auch als Vertreter von altem *iu*; vgl. N° 164 mit 247, 165 mit 249, 166 mit 250, 167 mit 252, 169 mit 253, 170 mit 255 und 261. Dagegen sind sieben heutige Laute nur Nachkommen von *iu*, nicht von *ú*; vgl. N° 246, 248, 254, 257, 258, 259, 260.

2. Aus den Darlegungen von Kauffmann (der Vocalismus des Schwäbischen in der Mundart von Horb S. 23 und 24) ergibt sich, daß altes *ú* im Schwäbischen durchaus zu *ei* geworden, während *iu* theils als *ui*, theils als *ei* erscheint.

3. In einem Theile des Westmitteldeutschen — keineswegs im ganzen Mitteldeutschen, wie meist gelehrt wird — ist *iu* mehrfach zu *û* geworden und wird heute durch *au* vertreten; daneben erscheint es in den gleichen Mundarten auch als *äu* (*ai*, *ei*). Für *ů* begegnet nur *äu* mit seinen Nebenformen.

2. und 3. ergeben sich theilweise schon aus dem von Schmeller Gesagten.

Daß aus den Reimen der mhd. Dichter sich irgend ein Anhalt gewinnen lasse, um das Verhältniß von *iu* und *ú* zu beurtheilen, möchte ich bezweifeln. Zur Probe habe ich darauf hin die ersten 10000 Verse Gotfrieds durchgesehen. Hier finden sich nur zwei Reime von *iu* auf *ú* (*ü*), nämlich *stiure* : *aventiure* 2419, *tiure* : *aventiure* 8660. Daraus kann aber nichts geschlossen werden, denn Wörter mit *iu* und *ú* sind im Reime überhaupt selten: *ú* begegnet nur in dem Ausgang *-iure*, und zwar wird dieser fast ausschließlich durch Substantiva mit der französischen Endung *-ure* gebildet, vgl. v. 919, 1607, 1991, 1997, 3267—70, 4185, 4271, 4339, 4577, 6651[1]). Mit altem *iu* begegnet der Ausgang *-iure* nur 1115, 8989, 9023. Ferner findet sich *-iu* v. 1459, 2945, 7151; *-iuhet* 3431; *-iute* 2695, 2775, 6779, 8803, 9523; *-iuwe* 219, 1789—92, 4155, 5034, 9559.

Dagegen hat nun Brenner gezeigt, daß eine Scheidung von *iu* und *ú* auch aus mittelalterlichen Schreibungen deutlich hervorgeht. Schon vor ihm aber, was Brenner entgangen ist, hat Leitzmann die gleiche Wahrnehmung für das Alemanische des badischen Oberlandes gemacht: in Grieshabers Predigten wird altes *iu* durch *iu*, altes *ú* durch *u'* dargestellt (Beitr. 14, 493). Ich verweise ferner auf zwei umfangreiche bairische Texte. Erstens die von Schönbach heraus-

[1]) Wie vorsichtig man sein muß, wenn man fremde Eigennamen für lautgeschichtliche Untersuchungen verwerthen will, zeigt der Gebrauch, den Gotfried von dem Namen Blanchefleur macht: es reimt meist auf *-iure* (919, 1607, 1991, 4185, 4217, 4329); daneben wird es gebunden auf *amur* 1359, auf *erfuor* 1383.

gegebenen Oberaltacher Predigten. Hier wird *iu* durch das Zeichen *iu* wiedergegeben, seltener durch *eu*, dies letztere meist im Pronomen der 2. Pers. Plur.: es mag sein, daß im einsilbigen Worte sich *iu* früher zu *eu* gewandelt als im mehrsilbigen. Für *ú* erscheint in dem von mir durchgeprüften Stücke (S. 121—173) das Zeichen *iu* nur in *diuchten* 153, 3, *gediuht* 153, 40, *eu* nur in *cheusch* 129, 38; *chreutz* 153, 4; sonst werden für den Umlaut die beiden Zeichen *ú* und *æu* verwendet; einmal begegnet *u*: *bedutet* 125, 26. Zweitens die von Keller veröffentlichten Gesta Romanorum: *iu* erscheint hier als *eu* (*ew*), *ú* als *æu*.

Als Störenfried tritt nun das Wort *Leute* auf. Es wird, wie in Brenners Quellen, so auch in den von mir genannten stets mit dem Zeichen geschrieben, das sonst dem Umlaut gilt. Es gibt aber noch einige andere Wörter, die in der älteren Sprache den Diphthong *iu* aufweisen und doch die gleiche, anscheinend regelwidrige Schreibung zeigen wie *Leute*. Leitzmann nennt aus Grieshabers Predigten die Wörter *betú'ten*, *entú'schen*, *erlú'htet*. Für *diutsch* bietet Brenner selber einen Beleg der Schreibung *dæutsch*, ohne freilich Gewicht darauf zu legen; *bedúten* bezw. *bedæuten* ist in Schönbachs Predigten oft genug belegt (z. B. 121, 36; 122, 21; 122, 24; 122, 27; 122, 36. 37. 41; 125, 27; 129, 20; 130, 38; 139, 16; 142, 30), ebenso in den Gesta (S. 7, Z. 2 v. u.; 8, 3; 16, 15 v. u.; 31, 16 v. u.); auch *lúchtən* : *læuhten* begegnet in beiden Quellen: Predigten 144, 27, Gesta S. 2, Z. 19 v. u.; 8, 3 v. u.; 9, 21. Dazu kommt noch aus Brenners Belegen *gerævtte*. Eine eigenthümliche Stellung nimmt das Zahlwort neun ein: Leitzmann gibt zwei Belege für die Schreibung *niune*, zwei für *nú'ne*; Brenner bietet ein *nævn* neben zahlreichen Belegen für den alten Diphthongen; die Oberaltacher Predigten haben sieben Beispiele mit *iu* (*eu*), zwei mit *ú* (*ôu*) s. unten; die Gesta bieten *naúnden* (S. 17), *naunzehenden* S. 31; also Belege für *iu* wie *ú*. Ich bemerke noch, daß in den von mir durchgesehenen Proben mitteldeutscher Mundart ich weder für *Leute* noch für ein anderes der genannten Wörter Formen mit *au* begegnet bin[1]). Wie sind nun diese auffallenden Abweichungen zu erklären?

An Entlehnung aus irgend einer anderen Mundart kann unmöglich gedacht werden; ebensowenig ist anzunehmen, daß *ú* für *iu* eingetreten nach Analogie irgend welcher danebenstehenden Wörter

[1]) *Durchlaucht*, *erlaucht* können Analogiebildungen sein so gut wie *hârte — lârte, gekârt — gelârt*.

mit *û*. Daß der dem Vocal nachfolgende Consonant nicht die Ursache der Veränderung sein kann, wird für *bedeuten*, *deutsch*, *Leute*, *Gereute* durch *heute* bewiesen, das stets mit dem Zeichen erscheint, das dem alten Diphthong zukommt (vgl. Oberaltacher Predigten 121, 3; 124, 8; 131, 23; 132, 8; 132, 20; 133, 8; 144, 5. 37; 156, 23; 160, 16; 161, 6; 173, 24). Für *neun* durch *Freund*, von dem das Gleiche gilt (vgl. Oberaltacher Pred. 124, 27; 125, 9. 13. 14. 15. 24; 126, 9. 11; 127, 16; 129, 7. 9). Für *leuchten* freilich stehen mir keine Gegenbeweise zu Gebote. Daß das Nebeneinander von ein- und mehrsilbigen Formen keinen Einfluß auf die Entwicklung des alten *iu* gehabt haben kann, zeigt wieder die Form *hiute* neben *bedûten*. Es bleibt anscheinend nur der von Brenner vorgeschlagene Ausweg. Man müßte dann überall ahd. Nebenformen mit *û* annehmen, die zu den Formen mit *iu* im Ablautsverhältniß stünden. Aber auch dieser Auffassung stehen große Bedenken im Wege. Graff verzeichnet über 200 Belege für den Stamm *liut-*, für die Stämme *diut-* und *niun-* je etwa 30, gegen 50 für den Stamm *liuht-*, gegen 20 für den Stamm *riut-*, zusammen also etwa 330 Belege für *iu*-Stämme. Dem gegenüber steht ein Beleg von *lut-*, den ich nicht nachprüfen kann, ein Beleg von *dut-*, zwei Belege für *nun-*, einer für *luht-*, zwei für *rut-*, von denen ich einen wieder nicht nachprüfen kann. Drei weitere Beispiele von *luht-* gehören dem 12. Jahrh. an; für *luhtent*, das Graff aus Willeram anführt, bietet Seemüller nur die Lesart *luihtent*. Macht zusammen 5—7 Beispiele für *u* als Stammvocal. Hätten nun im Ahd. wirklich die *û*-Formen bestanden, die später die *iu*-Formen gänzlich verdrängt hätten, so wäre es ein unbegreiflicher Zufall, daß sie in unseren Quellen nicht häufiger Bezeichnung gefunden hätten. Dazu kommt ein eigenthümlicher, von mir bis jetzt übergangener Umstand, der bei Brenners Annahme keine Erklärung findet: in den Oberaltacher Predigten werden die Casus des Plurals *Leute* stets mit *ú* oder *æu* geschrieben; in dem von mir geprüften Stück zähle ich 69 Belege. Dagegen der Sing. erscheint stets mit *iu*: 148, 36; 151, 15; 156, 25; 157, 23. 26; 162, 39; 165, 17; 172, 31 = 8 Beispiele; doch wohl genug, um die Annahme eines Zufalls auszuschließen. Gerade so vertheilt sind die *iu*-Formen und die *ú*-Formen bei der Zahl *neun*: es heißt *niune*, *niunzic*: 124, 24; 124, 31; 125, 4 (je zwei Beispiele); 125, 29. Dagegen *die nôun* 158, 3; *die nûne* 158, 6.

Wollte man *û* in den beiden Wörtern auf ahd. *û* zurückführen, so müßte ein uralter Wechsel des Accents zwischen Singular und Plural von *liut* und *niun* angenommen werden. Einen solchen kennt

ja nun allerdings das Indogermanische beim Neutrum (Joh. Schmidt, die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra S. 147). Allein erstens ist nicht erwiesen, daß *liut* im Indogerm. Neutrum war; zweitens ist zweifelhaft, ob es schon im Indogerm. einen Plural *Leute* gab, da das Wort als Collectiv ursprünglich wohl nur einen Singular besaß (Schmidt a. a. O. S. 28); drittens wäre es höchst merkwürdig, wenn jener vorgeschichtliche Wechsel sich bis in's Mhd. hinein bewahrt hätte, während im übrigen Germanischen keine Spur davon erhalten ist.

Welche Eigenschaft ist denn nun den Wörtern *bedeuten*, *deutsch*, *Gereute*, *leuchten* gemeinsam, welche Eigenthümlichkeit lag in *Leute* und *neune* vor, während sie bei *neun* und dem Sing. von *Leute* fehlte? Nichts Anderes als das ursprünglich der Stammsilbe folgende *i* (*j*): *diutjan*, *diutisc*, *garíuti* etc. Und wir müssen offenbar annehmen, daß, wie nicht nur *u* zu *o* gebrochen wurde, sondern auch *iu* vor folgendem *u* sich zu *io* wandelte, so auch nicht nur *u* zu *ü*, sondern auch *iu* zu *iü* umlautete. Daß aber *iü* sehr leicht zu $\widehat{ü}$ werden und so mit $\widehat{ü}$ aus *ü* vor *i* zusammenfallen konnte, liegt auf der Hand.

Es kann nicht verwundern, wenn der lautgesetzliche Stand der Dinge mehrfach durch Ausgleichungen zerstört ist. Z. B. sollte es heißen *ziuhu*, aber *ziühit*, also bair. *ziuhe* — *zeuhet*: es hat aber der Vocal von *ziuhe* und vom Imperativ *ziuh* den Sieg über den Vocal von *ziühes* — *ziühet* davongetragen. Ebenso hat sich etwa *tiüri* nach *tiures*, *tiuro* umgestaltet.

GIESSEN, Juli 1889. O. BEHAGHEL.

EINE HANDSCHRIFT DES PFAFFEN AMIS.

Die Perg.-Hs., deren Eingang durch ein Versehen schon in Band 33, S. 46 abgedruckt worden ist, wurde von den Herren Rector Schmid und Professor Einert in Arnstadt gefunden als Umschlag einer Rechnung des Amtes Clingen, Schwarzburg-Sondershausen, vom Jahre 1513—14. Die genannten Herren hatten die Güte, mir eine Abschrift zuzusenden. Mit ihrer Erlaubniß gebe ich die folgenden Bemerkungen.

Der Dialect ist nd. Schon die Übertragung in eine andere Mundart veranlaßte eine Menge Änderungen des ursprünglich obd.

Textes. Der Schreiber verfuhr aber auch sonst, wo jener Grund nicht vorlag, mit der Überlieferung sehr willkürlich und hat diese nach Belieben umgestaltet. Die auffallendsten Änderungen bilden die dreifachen Reime, welche er da anbrachte, wo ihm in der Darstellung eine Pause geboten schien. Zu dem vorhandenen Reimpaare machte er einfach einen neuen Vers hinzu, den er entweder zwischen die beiden ursprünglichen einfügte oder auf sie folgen ließ. Es sind nur bedeutungslose Flickverse, die nicht für die dichterische Fähigkeit ihres Verfassers sprechen.

Da die Außenseite der Blätter mehrfach verwischt ist, auch der Verfertiger des Umschlags diese für seine Zwecke vielfach zerschnitten und dann zusammengeklebt hat, so sind nur etwa 900 zum Theil verstümmelte Verse vorhanden, die zwischen V. 1 und 2237 fallen. Den Schwank von der Messe, Nr. X bei Lambel, hat der Abschreiber wahrscheinlich schon in der Vorlage nicht mehr vorgefunden, da diese Geschichte in der Gruppe, welcher unsere Hs. angehört, übergangen wurde. Die Hs. gehört nämlich zu jener Umarbeitung, welche Lambel in der Einleitung (Erzählungen und Schwänke[1], S. 15) bespricht. Das ergibt sich schon aus der Stellung der Erzählung Nr. VIII, welche auf Nr. V folgt. Ferner fehlen wie in GHK (Benecke's Bezeichnung): V. 277 und 278, 709—714, 913 und 914; es stehen = GHK gegen R: V. 227 und 228 sowie $1552^{b\,c}$. Auch die Übereinstimmungen im Wortlaut zwischen unserer Hs. mit GHK gegen R sind so zahlreich, daß an einer gemeinsamen Vorlage nicht gezweifelt werden kann. Dagegen ist ihr Verhältniß innerhalb der Gruppe GHK nicht mit Sicherheit zu bestimmen. An einigen Stellen stimmt sie mit R gegen GHK; ein paarmal hat sie mit HK gemeinsame Fehler. Von Wichtigkeit ist die Entscheidung dieser Frage nicht, da die Hs. überhaupt für die Kritik entbehrlich ist; Lambels Text wird durch ihre Beiziehung nirgends geändert. Mit der Straßburger Hs. (v. d. Hagens Grundr. S. 353) und den Drucken (Zs. 9, 400 und 30, 376) steht sie in keinem Zusammenhang.

PFORZHEIM. GUSTAV EHRISMANN.

BEMERKUNGEN ZUM DEUTSCHEN WÖRTERBUCHE.

Bd. VII, Lief. 10 (*Pflasterung* bis *Platz*).

Die folgenden kleinen Bemerkungen zu einer der neueren Lieferungen des Grimmschen Wörterbuches bedürfen um so weniger einer längeren Rechtfertigung, als eine gleichartige der folgenden Lieferung desselben Bandes gewidmete Betrachtung, zu Neujahr 1889 im Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Alterthum veröffentlicht, über Ziel und Zweck dieser Bemerkungen das Erforderliche ausspricht. Beide Zusammenstellungen sind nach gleichen Gesichtspunkten und unter Benutzung etwa derselben Quellen gemacht: sie werden sich daher in ihrem Werthe nicht von einander unterscheiden und sich auch darin gleichen, daß sie neben erwünschten Ergänzungen oder Berichtigungen manches Entbehrliche bringen. Daß in den Bemerkungen den Fremdwörtern viel Platz eingeräumt ist, liegt hauptsächlich an dem Buchstaben P. Man wird aber finden, daß ich nur auf solche Fremdwörter eingegangen bin, die entweder bei Lexer selber Erwähnung gefunden haben oder eine Beachtung aus dem Grunde zu verdienen scheinen, weil sie, wenigstens nach meiner Überzeugung, dem weiteren Kreise der Gebildeten geläufiger sind als andere sprachlich oder begrifflich naheliegende, welche Lexer übergangen hat. Die mehrfach hervortretenden Hinweise auf den norddeutschen Sprachgebrauch wird man mir so wenig übel nehmen, wie ich Lexer einen Vorwurf daraus mache, daß er diesen Sprachgebrauch weniger eingehend behandelt. Mit dem Landschaftlichen hängt das Volksmäßige eng zusammen, und wenn dies letztere ohne Schminke vorgeführt werden sollte, so war einiges Derbe oder auch Schwankhafte nicht wohl zu vermeiden. Abweichend von früheren Besprechungen des DWb. habe ich diesmal mehrfach auf Sanders hingewiesen, der im Grimmschen Werke wohl kaum genannt wird. Seine und seiner Gehilfen Sammlungen sind offenbar zum deutschen Wörterbuche ebensogut zu benutzen wie die anderer Sammler, und es erscheint sogar als Pflicht, das in seinen Wörterbüchern enthaltene Brauchbare auch für das Grimm'sche Wörterbuch zu verwerthen. Am wirksamsten würde dies natürlich in der Art auszuführen sein, daß für die noch nicht im DWb. bearbeiteten Buchstaben des Alphabets ein einfach nach den Anfangsbuchstaben geordnetes Verzeichniß der bei Sanders aufgenommenen zusammengesetzten Wörter angelegt würde, die sich ja wegen der von Sanders gewählten Anordnung nach dem Anlaut der Stammsilbe leicht verstecken. Wem aber sollte man diese zeitraubende und vielfach durch dürres und werthloses Gestrüpp führende Wanderung zumuthen? Die Bearbeiter des Deutschen Wörterbuches haben in der That Besseres zu thun. Aber man beklagt ja, wenigstens in Preußen, die Überzahl von jungen Philologen, die bei einem halben Dutzend wöchentlicher Lehrstunden immer noch viel Muße haben, selbst wenn sie, wie ich annehmen will, daheim mit Eifer in die großen Geheimnisse der Ziller-Stoyschen Lehrweisheit einzudringen suchen. Würde

die bezeichnete Arbeit auf ein halbes Dutzend geeignete angehende Gymnasiallehrer vertheilt, so könnte sie rasch ausgeführt sein, vielleicht unentgeltlich, vielleicht gegen eine in diesem Falle, wie ich glaube, ebenso willkommene wie wohlverdiente Entschädigung. Am Riemen lernt der Hund bekanntlich Leder fressen; es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß einer oder der andere der so zunächst in Handlangerdiensten für das Deutsche Wörterbuch Beschäftigten später auf gleichem Felde selbständig fortarbeiten würde. Doch das sind weiterführende Gedanken. Näher liegt es, daß ich mich wegen der Breite entschuldige, die in der Vorführung mancher Belege herrscht. Durch kurze Angabe von Stichwort und Fundstelle würde sich der Inhalt der folgenden Bemerkungen auf sehr viel kleinerem Raume geben lassen; aber es ist doch gewiß manchem Leser erwünscht, einen gebotenen Beleg gleich im Zusammenhange zu sehen, und die Wenigsten werden alle hier genannten Quellen bequem zum Nachschlagen bei der Hand haben. Ich wenigstens habe nicht selten bei ähnlichen mir zugegangenen Sammlungen den Zusammenhang einer kurz angedeuteten Stelle mit Bedauern vermißt, zumal da sich gegen die richtige Auffassung und begriffliche Einordnung eines Wortes öfters Bedenken erheben, die ohne Kenntniß des Zusammenhanges nicht zu lösen sind. Ein Beispiel für diesen Fall findet man später unter *Pichelei* gegeben. Daß endlich allen im Folgenden gemachten Ausstellungen die vollste und dankbarste Anerkennung der auch in der besprochenen Lieferung des Wörterbuches vorzüglichen Leistung Lexers zu Grunde liegt, sei für mit der Sache weniger bekannte Leser hiermit ausdrücklich ausgesprochen; für Lexer selbst bedarf es solcher Versicherung nicht mehr.

Pflaume. Sachs im Encycl. Wb. 2, 1320[a] erinnert, daß das Wort bei Soldaten so viel wie Erinnerungszeichen oder Medaille bedeute. Dieser Sprachgebrauch ist mir aus früherer Zeit allerdings sehr bekannt, doch eben nur in Anwendung auf die Denkmünzen für 1813, 1814, 1815; die entsprechenden Zeichen seit 1864 habe ich nicht mehr so nennen hören. Pflaume im weiteren Sinne von Obstfrucht steht in Fröhlichs Gedicht Ellengröße:

Die Pappel sprach zum Bäumchen:
Was machst du dich so breit
Mit den geringen Pfläumchen?

Pflaumenbauer (fehlt) ist eine in ganz Schlesien übliche als beleidigend geltende Bezeichnung des Bauern. Dieselbe muß ausgegangen sein von den selbstbewußten Groß- oder Getreidebauern, welche auf ihre geringeren Standesgenossen, die anstatt ausgedehnter Getreidefelder nur einen beschränkten Fleck um ihr Haus zum Obst- oder Gemüsebau besaßen, die sog. Gärtner (DWb. 4, 1, 1, 1422), spottend herabsahen. Vgl. die entsprechenden Ausdrücke Krautjunker, Putenjunker (dies wird von Sanders nicht richtig erklärt) und Zwiebeljunker (J. G. Müller Emmerich 6, 330).

Pflaumenkern als Sinnbild des Werthlosen bei Jean Paul Hesperus 98 (Hpl.): *Dürfen mir denn die Kantianer ansinnen, daß ich das kleine Bild der schönsten besten Gestalt .... zum Fenster hinauswerfe wie Äpfelschalen und Pflaumenkerne?* Das mit Pflaumenkern gleichbedeutende, in niederdeutscher Gegend sehr übliche und dementsprechend auch bei Campe (desgl. bei Heinsius, Heyse, Sanders, Sachs-Villatte) verzeichnete Wort Pflaumenstein wird übergangen. Hierbei sei auch erwähnt der in einfach ländlichen Verhältnissen Norddeutschlands vorkommende Pflaumensteinbeutel oder, wie man ihn auch abkürzend nennt, Pflaumenbeutel, d. h. ein leinenes Säckchen mit Pflaumensteinen, das erhitzt alten, kranken oder frierenden Leuten in Ermangelung oder anstatt der Wärmflasche ins Bett gelegt wird. Übergangen ist auch der Pflaumenschmeißer, die Bezeichnung für einen derben ungezogenen Jungen; ich habe das Wort in der Provinz Sachsen und im westlichen Theile der Provinz Brandenburg (Westhavelland) gehört, gedruckt nur bei Sachs-Villatte gefunden, der es übrigens mit bretailleur, fanfaron wiedergeben will; ich müßte es hingegen durch polisson oder butor übersetzen. Ob mit dem Worte ursprünglich der unbefugterweise in die Pflaumenbäume Werfende bezeichnet werden soll oder eine andere Beziehung zu Grunde liegt, weiß ich nicht zu sagen. Pflaumenschütteln gebraucht Stoppe Parnaß im Sättler 384 (1735) in einem Gedicht 'auf die Einweihung eines neuerbauten Zeltbettes eines guten Freundes', als Bild des sinnlichen Liebesgenusses:

Kein Wunder wär es, daß dir hie
Von lauter Pflaumenschütteln träumte.

Die voraufgehenden und folgenden Worte Stoppes lassen über den Sinn der Wendung keinen Zweifel: ihm ist das Bild überhaupt geläufig; vgl. Teutsche Gedichte 1, 9 (1728):

ja fliehet immerhin
In den vergnügten Stand, um den ihr euch so dränget,
Der eurer Rechnung nach voll süßer Pflaumen hänget.

Der Pflaumentoffel, aus Stoppes Parnaß belegt, findet sich auch einige Jahre vorher in dessen Teutschen Gedichten 2, 21:

Ha! Pflaumentoffels Butte
Wär viel zu eng und schwach, von meiner Fröligkeit
Auch nur den vierdten Theil in ihren Raum zu nehmen.

Pflegamt, aus Hederich (1729) belegt, steht schon bei Schottel 495[a] (1663): *Pflegamt, so ein Reichspfleger oder Reichsvogt vor diesem in den Reichsstädten gehabt.* Das Wort wird wohl in die älteste nhd.

Zeit zurückreichen, während im mhd. dafür das auch später noch übliche einfache pflege gebraucht wird. Zu pflegen mit d. Gen. im Sinne von treiben, womit umgehen (I 1[e] Sp. 1738) vermißt man neben der Stelle aus Aventin die weit bekanntere aus 1 Mose 18, 12: *nu ich alt bin, sol ich noch wollust pflegen, und mein Herr auch alt ist?*

Vermißt wird Pfleg[e]statt oder Pfleg[e]stätte, ein heute sehr beliebtes Wort, das, wie es scheint, ganz unentbehrlich ist, wenn eine höhere Schule eingeweiht oder ein rückblickendes Erinnerungsfest solcher Anstalt gefeiert wird; vgl. Zs. f. Gymn. Wesen 40, 700 (1887): *Pflegstätte königstreuer, deutscher und christlicher Gesinnung; Pflegstätte ernster Wissenschaftlichkeit;* ebd. 701: *Pflegstätte geistiger Bildung und Gesittung* und 704 *Pflegstätte der Bildung und Wissenschaft.* Ebenso Grenzboten 1887, 4, 125 (vom 13. Oct. 1887): *Wenn noch Jemand daran zweifeln wollte, daß die deutschen Gymnasien wahrhafte Pflegstätten des deutschen Geistes sind, so würde es erlaubt sein, sich auf das Ansehen des Reichskanzlers zu berufen, der mehr als einmal der deutschen Jugend, und ganz besonders der studierenden, das glänzendste Zeugniß ausgestellt hat.* Pflegeschwester fehlt in beiden mir bekannten Bedeutungen: 1. eine zur Pflege von Leidenden verordnete Schwester (eines geistlichen Ordens oder eines entsprechenden Vereins). 2. ein neben einem Sohne angenommenes weibliches Pflegekind; vgl. Immermann Epigonen 201 (Recl.) *Ihr Vetter Ferdinand hat, ohne es zu wissen, sein Pflegeschwesterchen geliebt.* Pflegewirth steht in Günthers Lebensbeschr. 70 (1732): *Mein neuer Pflege-Wirth erwieß mir alle Güte.* Zu pflegsweis wäre auch die übergangene von Schottel 461[a] aus Goldast angeführte Form pflegersweis hinzuzufügen.

Zu Pflicht im neueren Sinne des Wortes werden sehr reichliche Beispiele gegeben, mit Recht auch aus Kant; umsomehr vermisse ich Hauptsätze wie Kant Krit. d. pr. Vern. 108 (Kehrbach): *die Ehrwürdigkeit der Pflicht hat nichts mit Lebensgenuß zu schaffen;* desgl. Goethe 19, 20 (Spr. in Prosa 2 u. 3): *Versuche deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? die Forderung des Tages.* Die volksmäßigen Wendungen von der verdammten oder verfluchten Pflicht und Schuldigkeit sind vielleicht mit Absicht fortgelassen und dem Buchstaben V überwiesen; wenigstens finde ich sie in dem bis jetzt neuesten Hefte des Wörterbuches (Bd. 12, 2, Sp. 193 u. 344) von Wülcker verzeichnet, worauf gelegentlich wird zurückzukommen sein. Auffällig aber ist, daß die

Verbindung *eine Pflicht abstatten* nicht erwähnt wird; dementsprechend fehlt auch das Wort Pflichtabstattung, das wir 1732 in J. U. Königs Widmung vor seiner Ausgabe der Schriften Bessers finden: *weniger ein Geschencke, welches hier Euer Excell. von mir gewiedmet wird, als vielmehr eine Pflichtabstattung.* Das unbelegte Pflichtbeflissenheit steht bei Hermes Manch. Hermäon 2, 166. Pflichtarbeit ist wohl ein neues Wort, doch heute zumal in der Mehrzahl nicht selten im Sinne von Dienst- oder Amtsgeschäften. Ein Beleg bei Wiese, Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen 2, 126: *Nach langer Pflichtarbeit durfte ich mich noch eine gute Weile freigewählten Studien und Beschäftigungen hingeben.* Pflichtbar, das aus d. J. 1653 nachgewiesen wird, steht auch in einer aus d. J. 1616 herrührenden Schrift bei Londorp Acta publica 2, 270[b]: *so sey der Pfaltzgraff pflichtbar sich des Richterlichen Ampts zu unternemmen.* Pflichtbrüchig wird aus Ludwig (1716) und Frisch belegt; Pflichtbrüchigkeit fehlt, findet sich aber schon 1619 in einem Schreiben des Grafen Matth. von Thurn bei Londorp 2, 803: *hat mir gebüren wollen, die Frag auffzugeben, wer an solcher Pflicht Brüchtigkeit* (so im Druck) *schuldig.* Pflichtbruch und pflichtbrüchig vor Stieler und Ludwig schon bei Schottelius 517[a]. Pflichteifer (Gervinus, G. Freytag) Niemeyer Grunds. der Erz. 3[7], 378 und 411 (1819): *Möge die besser gewordene äußere Lage vieler Erzieher und Lehrer sie nur nicht träger und bequemer machen, statt jenen unbedingten Pflichteifer, der auch die Arbeit im Schweiße des Angesichts nicht scheut, desto mehr zu beleben;* das fehlende Pflichtenkunde bei Jahn Ges. Wke. 1,278 = Volksthum 263 (1810): *Schriften, die zur Selbstbelehrung und Bildungsvollendung oder zur weiblichen Pflichtenkunde gehören;* ebd. 2, 553: *die Gottesgelahrtheit war auf die Glaubenslehre ... verkümmert, auf Knifflichkeitslehre (Casuistik) und auf Pflichtenkunde nach ihrem Sinn.* Pflichtergeben (Tiecks Übers. von Shakespeares Cymbeline) in einem Gedichte Bessers aus d. J. 1687 S. 685:

Du hast sie erst erzeugt aus Pflicht-ergebner Treu,
Auf daß nicht dein Geblüt dem Lande möchte fehlen.

Daß das wohl erst in unserer Zeit von Lehrern oder Schulaufsehern gebildete Pflichtfach fehlt, ist kaum ein Mangel, wenn auch die Absicht löblich ist, hier wie in anderen Verbindungen das fremde Wort obligatorisch durch Pflicht zu ersetzen. Beispiele wären zahlreich zu finden in den Schriften, die sich mit der angeblich dringend nothwendigen Umgestaltung unserer Gymnasien beschäftigen; im Hinblick auf solche Schriften wird das Wort dann auch in den Grenz-

boten 1888, Nr. 9 (1. Viertelj., S. 466) gebraucht: *Zeichenunterricht bis Obersecunda als Pflichtfach, in Prima nach freier Wahl;* ebd. Nr. 21 (2. Viertelj., S. 384 u. 385): *indem die Mathematik noch unerheblich verstärkt, Englisch in den oberen Classen und Zeichnen wenigstens bis Obersecunda als Pflichtfach eingeführt werden muß.* Vgl. später Pflichtstunden. In diesem besonderen schulmäßigen Sinne haben wir auch das Wort Pflichtleistungen (unerläßliche Leistungen in den sog. Pflichtfächern), das von Lexer nur in seiner allgemeinen Bedeutung aus Haltaus angeführt wird, in den Grenzboten 1887 (4. Vierteljahrsschr., S. 125): *Sicher ist es doch, daß Anregung, Gelegenheit und Muße wie für die Pflichtleistungen, so auch für die Pflege besonderer Neigungen gewährt wird.* Pflichtgehorsam und pflichtgehorsamst als ein früher üblicher Ergebenheitsausdruck am Schluße von Briefen hätte Aufnahme verdient; vgl. auch Wieland Horazens Br. 1² 71 (1782): *als eine Art von unterthänigen pflichtgehorsamsten Freunden.* Pflichtgemäß (Rabener, Scheffel, G. Freytag) sollte nach dem Plane des Wörterbuches auch aus Goethe belegt werden: *pflichtgemäß, befehlgemäß zu handeln, befördern das gemeine Glück.* Maskenzüge, Bd. 11, 1, 325 (Hpl.) Pflichtgeschäfte ist wohl ein nicht zu seltenes Wort; ich begnüge mich mit einem Beispiel aus Johannes v. Müller, Bd. 30, 182 der Ausg. v. 1834 (Brief vom 3. Juni 1788): *Daß ich die Briefe nicht emsiger beantwortet, kommt sowohl von Pflichtgeschäften, als von der Nothwendigkeit, mich mit einer neuen Laufbahn bekannt zu machen.* Pflichtgrundsätze fehlt, obwohl es Goethe in Hans Wursts Hochzeit gebraucht:

Hab' ihn gelehrt nach Pflichtgrundsätzen
Ein paar Stunden hintereinander schwätzen.

Pflichtlich, zwar auch aus dem Mittelniederdeutschen belegt, ist jetzt dem Norden Deutschlands fast fremdartig, im Süden aber, besonders im Schwäbischen, wie die Beispiele aus S. Frank, Lavater, Uhland, Kurz, Mörike und der Schwäbischen Chronik (Sanders) zeigen, ganz üblich. Ich füge hinzu Palmer Evangel. Pädagogik ²275: *Menschen, die pflichtlich auch in das schlechteste Lustspiel gehen zu müssen meinen.* Zu Pflichtliebe wäre auch pflichtliebend zu fügen aus J. G. Müller Emmerich, 5. Theil, 372 (1788): *wenn die etlichen Dutzend Menschen auf den Thronen sammt und sondern gnügsame, pflichtliebende Menschen wären.* Zu pflichtlos wäre auch das freilich seltene, doch schon von Adelung verzeichnete Wort Pflichtlosigkeit zu fügen, das Scherer in der Litteraturgeschichte 3 gebraucht: *die Freiheit ihres Lebens, ihre Pflicht- und Zuchtlosigkeit,*

ihre Unfähigkeit den eigenen Willen zu verleugnen. (Freie Übers. von Cäsar: Cum a pueris nullo officio aut disciplina assuefacti nihil omnino contra voluntatem faciant.) Pflichtmäßig wird von Lexer ausdrücklich bis zum J. 1731 aufwärts belegt; darum sei auf Basilius Fabers Thesaurus aus d. J. 1710, S. 1522 verwiesen, wo das Wort als Übersetzung von obnoxie auftritt; ob es schon in den früheren Auflagen des Buches steht, ist mir unbekannt. Pflichtmäßigkeit (aus Schillers philos. Schr. u. W. v. Humboldts Briefen an eine Freundin belegt) steht 1763 bei Kant Träume eines Geistersehers 63 (Kehrbach): *die Annehmlichkeit, welche die Erweiterung des Wissens begleitet, wird sehr leicht den Schein der Pflichtmäßigkeit annehmen.* Pflichtrücksicht fehlt; vgl. Hippel Ehe 159 (Brockh.): *wenn ihr keine Pflichtrücksichten zu beobachten habt.* Pflichtschuldig: unter den Wendungen kanzleimäßigen Briefstils wäre aus dem 17. Jhdt. auch schon zu nennen: ich verharre pflichtschuldigst, was wir z. B. am Schluße der aus dem April 1688 herrührenden Zuschrift Ph. J. Speners zu seinen Evangelienpredigten des J. 1687 finden. Pflichtstrenge: Dahn, Kampf um Rom 2^6, 311: *Antonina überbietet alle Frauen an Pflichtstrenge.* Pflichtstunden, neues Schulwort, bedeutet die Anzahl von Stunden, welche ein Lehrer während einer Woche zu ertheilen verpflichtet ist. Man sagt also: *In Preußen hat ein Oberlehrer 20, ein ordentlicher Lehrer 22 Pflichtstunden.* Das Wort wird in neueren amtlichen Verfügungen als allgemein bekannt gebraucht, z. B. Centralblatt für die Unterrichtsverwaltung in Preußen 1878, S. 488: *sofern über die Anzahl der Pflichtstunden nichts enthalten, so treten selbstverständlich die allgemein geltenden Bestimmungen ein;* ebenso Circularverf. vom 6. April 1880: *wenn sämmtliche übrigen Lehrer zur vollen Maximalzahl der Pflichtstunden herangezogen sind.* Ebenso steht bei Wiese Höheres Schulwesen, 3. Aufl., besorgt von O. Kübler, das Wort als allgemein bekanntes Stichwort im Schlußverzeichniß und im Buche selbst Bd. 1, 34; 2, 260, 261, 263; aber in der 2, 261 angezogenen Verfügung vom 13. Juli 1873 (Centralbl. 1873, S. 457) wird der Ausdruck Pflichtstunden noch nicht gebraucht. Die Prägung und der häufige Gebrauch des Wortes ist bezeichnend für unsere Zeit, in welcher Rechte und Pflichten der Lehrer bestimmter umgrenzt worden sind als früher. Herbere Beurtheiler werden vielleicht schließen, daß seit dieser Zeit die Lehrer viel von der ruhigen und behaglichen Berufsfreudigkeit eingebüßt haben und ihre Thätigkeit vorzugsweise als eine nicht gerade gern geübte Pflicht betrachten. Pflichttheil im übertr. Sinne wird nur aus

Gutzkow belegt; früher steht es so bei Jahn 2, 629 (Volksthum 220): *Jedermann im Volk muß sein Pflichttheil an der Landesehre haben, Lust nach Last und Freud nach Leid.* Zu Pflichttreue (drei Beisp. aus G. Freytags Bildern) war doch zu bemerken, daß das Wort von Adelung noch nicht verzeichnet, von Campe als ein neues aus Wolke belegt wird. Pflichtverkennung gebraucht Vilmar Schulreden ^{2}215 als gelinderen Ausdruck gegenüber der Pflichtvergessenheit: *Zeugte es schon von Beschränktheit und Pflichtverkennung, wenn er...: von weit schlimmerer Beschränktheit und Pflichtvergessenheit würde es zeugen, wollte er...* Auffallend ist das Fehlen von Pflichtversäumniß, da das Wort heute doch häufig von Lehrern mit Beziehung auf ihre Schüler, von Behörden mit Beziehung auf Beamte gebraucht wird. Die Instruction zum preuß. Kirchengesetz vom 30. Juli 1880 unterscheidet ausdrücklich und richtig an mehreren Stellen zwischen kirchlichen Pflichtversäumnissen und Pflichtverletzungen. Von Pflichtwegen verdiente immerhin Aufnahme, sollte es auch nur eine Nachbildung des gewöhnlichen von Rechtswegen sein. s. Kortum Jobsiade 1, 104: *wenn sie nicht etwa von Pflichtswegen den alten Herrn mußte wärmen und pflegen.* Auch Pflichtwidrigkeit verdiente Erwähnung; es scheint in unserer Zeit wenigstens häufiger gebraucht zu werden als das aus Schiller und W. v. Humboldt belegte Gegentheil Pflichtmäßigkeit. Ein Beispiel bietet eine in Löpers Anmerkungen zu Goethes Dichtung und Wahrheit (Bd. 20, 368 der Hempelschen Ausg.) abgedruckte Mittheilung Kriegks: *gewisse Pflichtwidrigkeiten, welche bei Concurssachen vorgekommen waren;* desgl. Schleiermachers Predigt am Neujahrstage 1807 (Predigten ^{2}1, 282: *daß er nichts zu besorgen hätte von der Rache derer, die im Genuß ihrer Pflichtwidrigkeit durch seine gewissenhafte Strenge gestört werden.*

Zu pflücken entbehrt man ungern Usteris einst allgemein gesungenes und noch jetzt nicht verklungenes

Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose, eh sie verblüht!

Rückerts Vers: *Pflücke Lust, eh sie verblüht!* ist sicher nur eine Erinnerung an Usteri und konnte eher fehlen.

Pflug. Bei der Angabe der mehrfachen Verwendung des Pfluges hätte es auch Erwähnung verdient, daß in früherer Zeit über die Stätte eines völlig zerstörten Ortes der Pflug gezogen wurde zum Zeichen, daß ein Wiederaufbau des Ortes nicht stattfinden sollte.

Beispiele dazu wären reichlich vorhanden; eins der schönsten ist sicher das bekannte aus Chamissos Schloß Boncourt:

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Die Wendung hinter dem Pfluge wird durch mehrere passende Beispiele belegt, doch für Rückerts in seiner Allgemeinheit zu wenig besagendes *Hinterm Pflug der Bauer* sähe ich lieber die bekannten Zeilen aus Uhlands Döffinger Schlacht:

Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge ging,
Auf rostge Degenklingen, Speereisen, Panzerring.

Pflugart bei Bahrdt Lebensbeschr. 2, 331: *Salis versuchte eine leichtere Pflugart ihnen* (den Graubündnern) *bekannt zu machen, aber sie fuhren fort, mit ihrem centnerschweren Geschirr und vier Pferden zu ackern.* Pflugleine (übergangen) nennt man die zur Leitung des Pfluggespannes gebrauchte, etwa 16 Meter lange Leine, von der Dicke einer schwächeren Zeug- oder Wäscheleine. Sie unterscheidet sich von der beim Fahren üblichen Kreuzleine theils durch ihre größere Länge, theils durch die Art der Befestigung am Gebisse des Leitthieres. Da das jedem Landmann oder Kenner ländlicher Verhältnisse bekannte Wort auch bei Adelung, Campe, Heinsius, Heyse, Sanders fehlt, so mag auf ein Beispiel hingewiesen werden. F. W. Ziegler Ges. Novellen 1, 189. schildert, wie Jemand in einem brandenburgischen Fenn dem Ertrinken nahe ist, und läßt einen Dazukommenden ausrufen: *Hat denn nicht einer einen Strick oder eine Pflugleine, die man ihm um den Hals schlingen und womit man ihn dann herausziehen könnte?* Pflugmann als dichterische Bezeichnung des Pflügers wird aus neuerer Zeit nur durch eine Stelle Gleims belegt; vgl. Görres Athanasius [4]157 (1838): *Erkennt ihr nicht den starken Pflugmann, der die Pflugschar über seinen Acker in Mitte all dieses Unheils führt, und ihn bestellt, damit er tauglich werde, auch dort die neuen Saaten aufzunehmen, die er ihm bestimmt?* Hier ist natürlich Gott der Pflugmann. Pflugschar zur Bezeichnung der Friedensarbeit im Gegensatze zum Schwert, als dem Sinnbilde des Krieges, wird mit passenden Beispielen belegt; ungern aber vermißt man Körners bekannte und schöne Zeilen:

Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!

**

Pflugwagen (fehlt) ist eine andere Bezeichnung des Pfluggestells; s. Voß zu Vergils Landbau ¹25 (1789): *Die buchene Stelze führte der Pflüger zur Lenkung des Pflugwagens, durch welchen die Pflugschar flach und tief gestellt werden konnte.* Pflugzeit (aus Voß und Stolberg) steht schon 1663 bei Schottelius 440ª. Pflugziehen wird aufgeführt, doch ohne Beleg; ein solcher findet sich auch nicht unter Pflug 4, Sp. 1777, wohin verwiesen wird. Unter den Arten des Pflugziehens wünscht man auch das als Strafe verhängte verzeichnet zu sehen. Vgl. Jahn Ges. Wke. 2, 370: *Das Schwert mußte erst entscheiden, und als der Landgraf Sieger blieb, die Vornehmsten der Befehlshaber gefangen nahm, da bestrafte er sie durch das Pflugziehen.*

Ein Wort wie Pforte findet natürlich sehr mannigfache Anwendung, so oft nur in eigentlichem oder übertragenem Sinne von einem Zugange oder Eingange (gelegentlich auch vom Ausgange) geredet wird. Neben Uhlands goldner Pforte des Lebens (d. h. dem glückverheißenden Eingange in das Leben) würde passend die dunkle Pforte ihren Platz finden, eine nicht seltene Bezeichnung für Grab und Tod. Besonders passend erscheinen hier die Zeilen von Salis aus seinem einst vielgesungenen Liede 'das Grab' (1783):

Sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimat zu.

Unter den Beispielen für Pforte im Allgemeinen fehlt es nicht an bedeutungsschwachen; für dieselben böte besseren Ersatz Geibel Spätherbstbl. 151:

Wollt ihr in der Kirche Schoß
Wieder die Zerstreuten sammeln,
Macht die Pforten weit und groß,
Statt sie zu verrammeln.

Desgleichen würde ich für Pförtnerin anstatt des einzigen aus Platens Abbassiden entnommenen nichtssagenden Beispiels das inhaltreichere aus Geibels Gedenkblättern ⁶198 gewählt haben:

Soll denn ewig als Pförtnerin
Am Kirchthor die Dogmatik stehen?
Gönnt endlich, jedem einzugehen,
Der sich bekennt zu seines Heilands Sinn.

Wenn übrigens gegenüber dem aus dem J. 1482 belegten unumgelauteten pfortner das umgelautete pförtner ausdrücklich erst aus Stieler bezeugt wird, so ist an Helber (1593) 24, 5 (Neudruck vom

J. 1883) zu erinnern, der uns *'pförtner, sonst portner'* bietet. In seiner Bedeutung nicht klar ist mir das übergangene Wort Pfortstube, das ich im Ergänzungswörterbuch von Sanders 537 in der Form portstube aus Stumpf nachgewiesen und auch mit einem Fragezeichen versehen finde. Es kommt auch in neuerer Zeit noch vor, so bei J. G. Müller in den Straußfedern 2, 21 (1790): *Röschen ließ die Ohren hängen und schlich hin wie der Bauer, wenn er in die Pfortstube kriechen soll.* Das in Zusammensetzungen vorkommende -pfortig erscheint nicht bloß in Verbindung mit einem Zahlwort: vgl. bei Geibel Gedenkbl. ^{6}263 die freilich kühne Bildung:

bildwerkpfortige Giebel entlang
mein Fuß die Stätten der Jugend,
die verwitternden, sucht.

Pfosten ist auch der Pfahl, an den der zur Züchtigung Verurtheilte gebunden wird:

Arme Bauern, an dem Pfosten
Werden blutig sie gestrichen.

Herder Volksl. 2, 99 (1779).

Pfote. Die Diphthongierung in Pfaute (aus Bebel 1589) findet sich auch bei Londorp 2, 696^{8} (um 1621): *Teuschland in seine Pfauten gänzlich bringen.* Die Form Pfate ist über 1569 und 1572 hinaus noch im J. 1598 zu finden bei Sebiz Feldbau ^{2}739: *wenn der Wolf mit seiner Pfaten und Klawen irgends ein Thier schlägt, muß es gleich dahin fallen.*

Pfriem wird als Geräth des Schneiders erwähnt, doch auffälliger Weise nicht als das des Schusters: eines Beleges hierfür bedürfte es eigentlich nicht, zumal da man ja auch die Fortsetzung Schusterpfriem (-pfriemen) hat: doch möge hingewiesen werden auf R. Reinicks hübsche Legende von der Berufung der Künstler, Z. 42—44:

Der König sah nur an sein Scepter,
Grammaticam nur der Präcepter,
Der Schuster seinen Pfriem und Leist,
Der Kriegesknecht sein Schwert zumeist.

Pfropf bildet auch gelegentlich die umgelautete Mehrheitsform Pfröpfe, so bei H. P. Sturz ^{2}1, 199 (aus d. J. 1768): *die Akademie der Wissenschaften untersucht nicht immer Maschinen, um Pfröpfe aus Bouteillen zu ziehen,* desgl. Pröpfe bei Raabe Horacker 34: *rothbelackte Pröpfe,* doch ebd. 35: *der Pfropfen wich.* Zu den sehr spärlich gegebenen Wendungen mit Pfropf und Pfropfen wäre

hinzuzufügen: *am Pfropfen riechen* oder *am Pfropfen riechen lassen.* Kinder nämlich, die unbescheidener Weise Antheil am Weine der Erwachsenen begehren, werden, gelegentlich unter wirklicher Darreichung des Pfropfens, mit der scherzenden Erinnerung abgefertigt: *Du kannst am Pfropfen riechen.* Dann wird die Wendung überhaupt gebraucht, wo von scheinbarer Betheiligung an einem Genusse, doch thatsächlicher Ausschließung von demselben, gesprochen wird. In ihrem Ursprunge undeutlich ist mir die in Norddeutschland wenigstens häufige Wendung: auf den Pfropfen setzen = in schwere Verlegenheit setzen, beschämen. So setzt der Lehrer den Schüler auf den Pfropfen, wenn er durch eindringendes Fragen dessen Unwissenheit nachweist; dieser sitzt dann auf dem Pfropfen. Beide hier vermißte Wendungen bringt Sanders im Ergänzungswörterbuch. Unter Pfropfenzieher wird auf Pfropfzieher verwiesen. Soll damit die letztere Form als die üblichere bezeichnet sein, so muß wenigstens für Norddeutschland das umgekehrte Verhältniß behauptet werden. In der heutigen Zeit verdiente übrigens neben dem althergebrachten Pfropfenzieher auch der neuere Pfropfenheber Aufnahme.

(Fortsetzung folgt.)

GROSS-STRELITZ. A. GOMBERT.

MESSER.

Oben S. 202 denkt Bohnenberger daran, *Messer* sei, wegen des offenen *e*, dem Schwäbischen vielleicht ursprünglich fremd. Aber damit ist nichts gewonnen. Allerdings hat z. B. das Pfälzische hier offenes *e* (Lenz, Handschuchsheimer Mundart), ebenso das Hessische. Aber hier ist die Schwierigkeit der Erklärung die gleiche. Zudem bietet auch das Aleman. *ę*, so in Ottenheim (Beitr. 13, 220), in Leerau (Hunziker, Aargauisches Wörterbuch S. 180), in Basel (Seiler S. 204), während für das Bairische allerdings *ę* bezeugt wird (Beitr. 11, 499). Verdankt das *ę* sein Dasein einer Angleichung? Jedenfalls nicht an *metzgen*, denn dieses hat in Leerau andern Vocal als *Messer*.

O. BEHAGHEL.

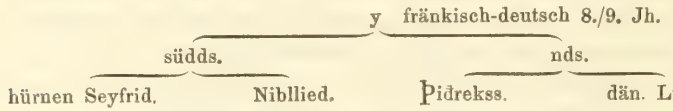
S. 213, 9 l. *chlaegleich* statt *chaegleich.*

NORDDEUTSCHE UND SÜDDEUTSCHE HELDENSAGE UND DIE ÄLTESTE GESTALT DER NIBELUNGENSAGE.

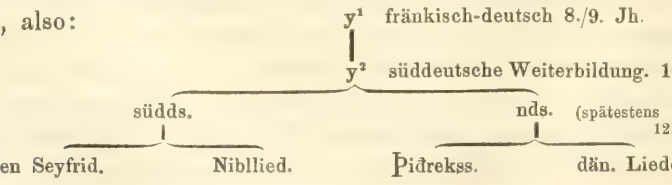
In meinen Bemerkungen zur Wielandsage (Germ. 33, S. 480) habe ich die Wanderung der meiner Ansicht nach in ihrem letzten Grunde fränkischen, für gewöhnlich als deutsch bezeichneten Heldensage zu bestimmen versucht. In dem aufgestellten Schema trat bereits meine Auffassung des Verhältnisses zwischen süddeutscher und norddeutscher Heldensage zu Tage: die letztere gründet sich auf süddeutsche Spielmannslieder, die im 11. und 12. Jahrhundert gesungen wurden und in derselben Zeit nach Niederdeutschland, d. h. Westphalen und Hannover gelangten, aus welchen auch unsere mhd. Dichtungen hervorgingen. Im Folgenden will ich es versuchen, die nur in Kürze gegebenen Andeutungen etwas weiter auszuführen und mit Beweisgründen zu stützen, und die daraus mit Nothwendigkeit sich darbietenden Folgerungen zu ziehen. Die erste Frage ist die nach dem Vorhandensein einer niederdeutschen Heldensage, d. h. von Liedern, welche in Niederdeutschland umgingen und in niederdeutscher Sprache verfaßt waren, gleichviel aus welchen Vorlagen sie auch stammen mögen. Der Beweis, daß die Behauptung des Prologes der Þidrekssaga, Dänen und Schweden hätten längst nach den sächsischen Vorbildern eigene Lieder gedichtet, vollkommen zu Recht besteht, darf als sicher erbracht gelten. Am meisten einleuchtend ist er von Svend Grundtvig und Bugge geführt worden [1]). Wenn dänische Volkslieder dieselben Stoffe behandeln wie die Þidrekssaga, dabei aber die letztere an eigenartigen, echten und alten Sagenzügen übertreffen, so ist klar, daß sie nicht in der norwegischen Saga ihre Quelle haben können, vielmehr erster Hand auf dieselben Vorlagen zurückweisen, aus denen auf der anderen Seite die Þidrekssaga entstammt. Es erwächst hieraus die Aufgabe, durch Vergleichung der beiden nordischen Quellen den Sageninhalt der zu Grunde liegenden niederdeutschen Lieder zu erschließen. Weder die Þidrekssaga noch die dänischen Lieder (natürlich auch die aus ihnen geflossenen schwe-

[1]) Danmarks gamle folkeviser IV, p. 586—600; 602—678.

dischen, norwegischen, færöischen und ísländischen, die ja nur als Übertragungen zu betrachten sind, als solche jedoch sehr bedeutsam für die Wiederherstellung des ursprünglichen dänischen Originales werden, wie dies Grundtvig in seinen ausgezeichneten Untersuchungen mehrfach darthut), dürfen einseitig zur Vergleichung mit der süddeutschen Sage herangezogen werden, sondern immer nur alle zugleich im Hinblick auf ihre gemeinsame Quelle. Diese also gewonnenen nds. Lieder zeigen in ihrem Inhalt einen genaueren Anschluß an die süddeutschen, als man von einer gesonderten Betrachtung der Þiðrekssaga aus anzunehmen gewillt ist. Durch die Beachtung dieser Thatsache wird die Auffassung des Verhältnisses süddeutscher und norddeutscher Heldensage sehr wesentlich beeinflußt. Was von einzelnen Sagen gilt, insbesondere von der Nibelungensage, wo sich diese Erscheinung am deutlichsten verfolgen läßt[1]), das zeigt sich auch bei mehreren anderen und ist überhaupt auf die ganze Masse der in der Þiðrekssaga vereinigten Gedichte auszudehnen, da dieselben zusammen als Sagenkreis von Dietrich von Bern eingewandert sind, nicht etwa einzeln losgelöst und zu verschiedenen Zeiten. Das Alter deutscher, d. h. nds. Heldensage läßt sich vorläufig jedenfalls für die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts (1131) durch die viel citierte Stelle des Saxo[2]) als gesichert annehmen. Um diese Zeit müssen zum Mindesten die Vorläufer der in die Þiðrekssaga und in die Volksweisen aufgegangenen nds. Lieder in Norddeutschland eingewandert gewesen sein. Zwei Möglichkeiten bieten sich dar, um das Vorhandensein nds. Lieder zu erklären: entweder hat sich im 8. oder 9. Jahrh., als die fränkischen Sagen nach Deutschland wanderten, die nds. Sage abgezweigt, also:



In diesem Falle wären die nds. Lieder geradeso wie die südds. aus der gemeinsamen Ursage entwickelt; oder es sind süddeutsche Spielmannslieder nachmals wieder nach Norddeutschland zurückgewandert, also:



[1]) Bugge in Danmarks gamle folkeviser IV, p. 600.

[2]) Lib. XIII, bei Müller, p. 638 [bei Holder 427, 33. O. B].

Wir haben die Gründe für und wider einen der beiden Wege abzuwägen und danach die Entscheidung zu treffen.

Bei Betrachtung der in der Þidrekssaga überlieferten Geschichten ist zunächst zu beachten, daß dieselben, soweit sie zur Nibelungensage gehören, nicht in vollem Umfange auf niederdeutsche Quellen zurückgeführt werden dürfen. Die Sagen von Sigurd und den Niflungen waren seit lange in isländisch-norwegischer Überlieferung vorhanden. Daraus ergab sich natürlich von selber eine Vereinigung des einheimischen mit dem zugewanderten[1]). In die Darstellung der norwegischen Saga gingen nordische Züge über, welche in den nds. Liedern nicht vorhanden waren. Wenn man den Inhalt der letzteren gewinnen will, müssen diese Bestandtheile ausgeschieden werden, was sich zum Theile mit der größten Leichtigkeit bewerkstelligen läßt. Als nordisch ist zu bezeichnen die Bemerkung in Cap. 163, daß der Drache, den Sigurd erschlägt, Regin heißt und ein Bruder des Schmiedes Mimir ist; Cap. 166, daß sich Sigurd beim Kochen der Fleischstücke des Wurmes die Finger verbrennt, daraufhin die Vogelstimmen versteht und in Folge dessen Mimir tödtet; Cap. 167, daß das Schwert Sigurds Gram genannt wird und das Roß Gráni; ebenso Cap. 168, daß sich Sigurd bei Brynhild das Roß Gráni holt. In Folge des in isländisch-norwegischer Sage berichteten Rittes durch den vafrlogi war man gewohnt, das Roß mit Brynhild in Zusammenhang zu bringen; nur hieraus erklärt es sich, daß man Gráni in die Sage einführte in einer Weise und an einer Stelle, die im Zusammenhang des Ganzen geradewegs widersinnig sind[2]). Cap. 227 ist nordisch, daß Sigurd und Brynhild einmal mit

[1]) Storm, Aarböger for nordisk oldkyndighed 1877, p. 320—21; Klockhoff, Studier öfver Thidrekssaga af Bern (Upsala universitets årsskrift 1880) p. 4. Auf diesen Punkt ist darum Gewicht zu legen, weil man ihn auch anders zu erklären versucht hat, freilich mit ziemlicher Erfolglosigkeit. Raszmann hält in seinen Schriften Westphalen für die Urheimat der Nibelungensage. Von dort seien im 9. Jahrhundert die Eddalieder ausgegangen, aber ein Grundstock blieb zurück. Damit vermischten sich die später in Niederdeutschland eingewanderten süddeutschen Sagen, und darum reten uns in der Þs. scheinbare Entlehnungen aus der nordischen Sagenform entgegen. Diese Auffassung vertritt Raszmann in seiner Schrift: Die Niflungasaga und das Nibelungenlied (1877), namentlich p. 35 ff., 66 ff., 79 ff., 81 ff. Nicht überall liegt die Entlehnung aus dem Nordischen so klar am Tage wie in den hier angeführten Fällen. Es bedarf oft sehr genauer Sichtung, die Zudichtungen des theilweise völlig frei schaffenden Verfassers der Þs. loszulösen, um nicht ungerechtfertigter Weise diese Neuerungen der nds. Sage zu unterschieben.

[2]) Abhandl. d. I. Cl. d. Akad. d. Wiss. zu München, Bd. XVIII, Abth. II, p. 454 f.

einander verlobt waren[1]); Cap. 226, daß Sigurds und Guðrúns Hochzeit gefeiert wird, ehe Sigurd und Gunnar nach Brynhild ausfahren; Cap. 348, daß Sigurds Leiche auf Guðrúns Bett geworfen wird und sie so, wie in der isländischen Version, neben dem todten Gemahl erwacht; Cap. 383, daß Gunnar in den Wurmgarten geworfen wird; Cap. 170 hat Oda vier Söhne, außer Gunnar, Gernoz und Gisler auch noch Guthormr, der natürlich aus dem Berichte der Edda übernommen. Diese hier erwähnten nordischen Sageneinflüsse sind äußerlich und von sehr untergeordneter Bedeutung; sie haben kaum eine wesentliche Änderung an der überkommenen deutschen Form hervorgerufen und stehen darin der ebenfalls rein äußerlichen Wiedergabe der übernommenen deutschen Namen durch die entsprechenden nordischen, also Gunnar statt Gunther, Guðrún statt Grimhild, Sigurd statt Sigfrœðr, Gram statt Balmunc, Mimir statt Mîme vollkommen gleich. Solche nordische Einwirkungen konnten sich nur bei der Nibelungensage und bei der Wielandsage bemerkbar machen, wo nordische Gegenstücke vorhanden waren. Die letztere scheint jedoch völlig davon frei geblieben zu sein; es wurde auch kein Versuch gemacht, die nordischen Namen der Vǫlundarkviða einzusetzen. Bei den übrigen Stoffen der Þiðrekssaga sind wir also der Mühe enthoben, einzelne Züge, die in Norwegen eindrangen, vor der Zurückführung auf die nds. Vorlagen auszuscheiden. Fremdartige Neuerungen können aber auch in anderer Hinsicht sich entwickelt haben. Dies gilt vornehmlich bei Bestimmung der geographischen Verhältnisse in der Þiðrekssaga. Hiebei ist zu unterscheiden zwischen dem, was bereits in den niederdeutschen Vorlagen stand, und dem, was erst die norwegische Darstellung verschuldet. Für das Vorhandensein einer niederdeutschen Heldensage, welche in volksmäßigen Liedern lebte, spricht entschieden auch der Umstand, daß Niederdeutschland selbst zum Schauplatz der Ereignisse geworden ist[2]). Hunaland und Susat, Attila's Königssitz, sind meistens als Westphalen zu verstehen, außer in der Nibelungensage, aus deren Darstellung mit Sicherheit hervorgeht, daß unter Hunaland und Susat in diesem einzelnen, bestimmten Falle nur Ungarn und Ofen entsprechend den süddeutschen Quellen verstanden sein kann[3]). Hieraus ist aber zu entnehmen, daß einmal in den niederdeutschen Liedern die Geographie gerade so wie in den süddeutschen

[1]) W. Grimm, Heldensage p. 84.

[2]) Storm, Nye studier over Thidrekssaga (Aarböger for nordisk oldkyndighed 1877, p. 329 ff. Zur Frage überhaupt: Holthausen, Studien zur Thidrekssaga. 1884.

[3]) Döring, Ztschr. f. d. Phil. II, p. 22 ff. Holthausen a. a. O. p. 33.

beschaffen war, daß von Anfang an kein Unterschied bestand, sondern erst nachmals ein solcher geschaffen wurde dadurch, daß Niederdeutschland als Schauplatz der Sage galt und deshalb dort mehrfache Änderungen vorgenommen wurden. Sind diese Neuerungen zum großen Theile der nds. Sagenentwicklung zuzuschreiben, so hat aber auch die norwegische Saga einige Änderungen in dieser Richtung veranlaßt, welche aus ungenügender Kenntniß der deutschen Örtlichkeiten entsprangen. Doch sind auch diese nur äußerlicher Art und berühren die Handlung der Sage wenig.

Wenn wir die in Form und Inhalt den süddeutschen so nahe stehenden norddeutschen Nibelungenlieder mit den ersteren vergleichen, so müssen sich hiebei Anhaltspunkte auffinden lassen, welche auf die ursprüngliche Heimat der Sage und damit wohl auch auf das Abhängigkeitsverhältniß der Lieder hinweisen. Als die fränkische Sage im 8. oder 9. Jahrhundert nach Deutschland kam, erfuhr sie dort nachmals im 10. und 11. Jahrhundert in den süddeutschen Gegenden namhafte Zuthaten, welche unter dem Eindruck der Kämpfe an der Ostmark mit ungarischen Stämmen sich vornehmlich auf die zweite Hälfte, die Fahrt der Nibelungen zum Hunnenkönig und ihren Untergang erstreckten. Anerkanntermaßen enthält die Darstellung des Nibelungenliedes viele Züge, die sich erst in jenen Zeiten bilden konnten, und die mit dieser Ausführlichkeit in der ursprünglichen Sage des 6. Jahrhs. und überhaupt bei den Franken nicht als vorhanden gedacht werden dürfen. Mit sichtlicher Vorliebe und Sachkenntniß ist die Reise der Burgunden von Worms den Main entlang durch Ostfranken zur Donau und durch das Donauthal über Bechelarn nach Etzelnburg geschildert. Natürlich setzt diese Beschreibung voraus, daß die Sage in jene Gegenden gedrungen war. Dem ersten Dichter der Nibelungen standen diese genauen örtlichen Angaben nicht zu Gebote. Nun finden wir die Einzelheiten der Fahrt auch in der Þidrekssaga vor, dort allerdings entstellt durch einen Fehler des norwegischen Verfassers, der aber deutlich erkennen läßt, daß in der Vorlage, dem nds. Liede, Alles in Ordnung war[1]. Bereits hieraus ist zu entnehmen, daß die norddeutsche und süddeutsche Sage unter einander näher verwandt sind, und daß zur Erklärung dieser Verwandtschaft der Hinweis auf ihre alte gemeinsame Quelle in der fränkischen Sage nicht ausreicht. Eine der anziehendsten Gestalten

[1] Rhein und Donau fließen zusammen Cap. 362; ein Wasser heißt Mœre, d. i. Möringen.

des zweiten Theiles ist Markgraf Rüedegêr; dieser wurzelt aber gänzlich in den süddeutschen Verhältnissen. Die Markgrafen im Nibelungenlied entstammen aus der Ottonenzeit, wo es sich um die Festigung der Grenzen handelte; sie sind undenkbar für die Zeit der Entstehung der Sage. Mit Recht hat Thausing[1]) darauf hingewiesen, daß in den Hunnenkämpfen eine Erinnerung an die Kriege Heinrichs III. in Ungarn 1042—1044 lebt; Vieles in diesen Schilderungen ist auf die nationale Erhebung jener Zeiten zurückzuführen. In Volker, dem ritterlichen Spielmann und Kampfgenossen Hagens, ist auch unschwer eine später erdichtete Gestalt zu erkennen, für welche in der alten Sage kein Platz war. Betrachten wir die Nibelungensage im Ganzen, so zeigt sich, daß sie ebenso getreu die geschichtlichen Ereignisse des 5. Jahrhs. und die Örtlichkeit des Rheines bewahrt hat, als anderseits Widerspiegelungen späterer Zeiten und genaue Kenntniß süddeutscher Gegenden hervortreten. Dadurch werden wir zur Annahme einer doppelten Hauptbearbeitung der Sage geführt, oder jedenfalls zu der einer tiefgreifenden Umarbeitung des Überkommenen in Süddeutschland. Daß die alte fränkische Sage nichts von alledem wußte, läßt sich aus ihr selber, soweit sie in ísländisch-norwegischem Gewande sich erhielt, nachweisen. Die Eddagedichte sind von allen diesen Ausführungen, welche nur die nach Deutschland ausgewanderte Sage betrafen, völlig frei geblieben. Aber die Þiðrekssaga faßt dieselben in vollem Umfange in sich; und noch mehr als bei dieser selbst oder ihren unmittelbaren niederdeutschen Quellen, in denen sich ja das Bestreben der Localisation auf norddeutschem Boden kundgibt, war dies bei den älteren niederdeutschen Liedern der Fall[2]). Es ergibt sich hieraus mit zwingender Nothwendigkeit die Abhängigkeit der nds. Heldensage von der süddeutschen, die demnach in späterer Zeit unter den lebhafter gestalteten Wechselbeziehungen wiederum nordwärts zurückwanderte. In der ersten Hälfte des 12. Jahrhs. ist sie dort bezeugt; früher als in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhs. kann aber die Rückwanderung kaum erfolgt sein, somit ergibt sich rund 1100 für die wahrscheinliche Zeit der Übernahme süddeutschen Heldensanges in Norddeutschland. Mit dieser Zeitbestimmung vereinigt sich recht wohl, was wir von einheimischen niederdeutschen Sagen wissen. Storm[3]) hat nachgewiesen, daß ein

[1]) Germ. 4, p. 435—436. Die Nibelungen in der Geschichte und Dichtung.

[2]) Storm, Aarböger 336; die Dichtung, welche der Saga zu Grunde liegt, ist in ihrem Ursprunge süddeutsch.

[3]) Aarböger p. 341 ff.

Theil des Sagenstoffes nicht süddeutscher, sondern norddeutscher Entstehung ist. Die Kämpfe der Hunnen (d. h. der Sachsen und Westphalen nach der Ausdrucksweise der Saga) mit Friesen und Wilkinen (d. h. Wilzen, Wenden, Dänen) stammen aus den Kriegen der Ottonen gegen jene Völker im 10. Jahrhundert; Heinrich II. kriegt Anfang des 11. Jahrhunderts im Osten von „Saxland" mit Polen und Russen. Attila der Hunnenkönig trat an Stelle der deutschen Kaiser; d. h. der einheimische nds. Heldensang schloß sich an den zugewanderten süddeutschen an, und das dort bemerkbare Bestreben, die Vereinigung aller Sagen um einen gemeinsamen Mittelpunkt, König Dietrich von Bern, kam im Verlaufe der Zeit immer mehr zur Geltung. Niederdeutsche Heldenlieder wurden gerade damals gesungen, als süddeutsche einwanderten. So trafen die letzteren auf einen wohl vorbereiteten Boden, was ihre rasche Annahme und Ausbreitung durch ihr Verwachsen mit dem bereits vorhandenen Grundstock wesentlich erleichterte.

Die Nibelungensage in der Þidrekssaga entspricht dem Lied vom hürnen Seyfrid[1]) und dem Nibelungenlied. Die Übereinstimmung mit letzterem beginnt Cap. 228 mit Gunnars Brautnacht. So ist auch in der Þidrekssaga scheinbar eine Trennung dieser beiden Denkmäler anzuerkennen, und Döring[2]) versuchte die Benützung der beiden mhd. Quellen nachzuweisen. Daß unser zwischen 1190 und 1205 entstandenes Nibelungenlied der Þidrekssaga und den dänischen Liedern vorlag, verbietet sich von selber durch die Erwägung der Zeitverhältnisse. Die Frage darf also nur so gestellt werden, ob bereits in den nach Norddeutschland gewanderten Liedern eine ähnliche Scheidung des Stoffes eingetreten war, wie nachmals in den genannten zwei mhd. Gedichten. Im Nibelungenliede ist die Spielmannsdichtung in höhere und feinere Kreise emporgehoben; äußerliche und innerliche Vorzüge zeichnen es demnach vor den übrigen Spielmannsgedichten aus. Sigfrid wird in ritterlich höfischer Art erzogen, er wirbt um Kriemhildes Minne; glänzende Hoffeste und Trauerfeierlichkeiten im kirchlichen Sinne sind ausführlich beschrieben; die Charakteristik der Personen ist psychologisch vertieft und die Handlung dadurch abgerundet; nicht wie in der Spielmannsdichtung herrscht die bloße Freude am Erzählen vor. Rohe Züge sind getilgt oder wenigstens derartig verfeinert, daß sie für eine gesittetere Anschauung nichts

[1]) Über das Alter der Sagenform des h. S. vgl. meine Ausgabe [Braunes Neudrucke Nr. 81 u. 82] S. XIX ff.

[2]) Ztschr. f. d. Phil. 2, p. 1—79; 256—292.

Verletzendes enthalten. Es ist klar, daß die meisten derartigen Änderungen dem mhd. Denkmal als solchem angehören und erst in diesem auftraten, dagegen in den vorhergehenden Liedern nicht vorhanden waren. Wenn uns der Unterschied zwischen dem hürnen Seyfrid und dem Nibelungenlied in ihrer heutigen Gestalt allerdings sehr groß erscheint, so kommt dies bei ihren Quellen in Wegfall, weil das Nibelungenlied auf dem Boden der älteren Spielmannsdichtung begreiflicherweise von allen den unterscheidenden Merkmalen wenig enthielt. Beim hürnen Seifrid ist die rohe Form der späten Überlieferung in Abzug zu bringen. Dann aber wird die Überlieferung in beiden Gedichten eine einheitlichere sein und nicht mehr eine entschiedene Trennung derselben nothwendig erscheinen lassen. Unter diesem Gesichtspunkte muß die Nibelungensage in der Þiðrekssaga aufgefaßt werden. Der Bericht der Saga und die ihr zu Grunde liegenden nds. Lieder sind durchaus einheitlich, die Spielmannsdichtung von den Nibelungen. Ebenso verhielt es sich mit der süddeutschen Sage im 11. und 12. Jahrhundert; nur das Nibelungenlied ist aus ihrem Kreise herausgetreten. Zwischen der Jugendgeschichte Sigfrids und den letzten Kämpfen der Nibelungen ist in der Darstellung der Spielmannslieder und der Þiðrekssaga keine Verschiedenheit bedingt. Die Vergleichung mit der nds. Sage gibt ein vortreffliches Hilfsmittel an die Hand, den Stand der älteren süddeutschen Sagenüberlieferung uns wieder zu erschließen und die eigenartige Kunst des Nibelungenliedes namentlich auch in ästhetischer Hinsicht, insoferne es am Inhalte änderte, zu bemessen. Es ist begreiflich, daß Sigfrids Abenteuer beim Schmied als dessen Lehrling unmöglich war, sobald seine Erziehung den Ansprüchen des höfischen Anstandes entsprechen mußte. Die Scene, wie Sigfrid Brünhilde bezwingt, ist im Nibelungenlied offenbar umgebildet: Sigfrid ringt mit ihr, nimmt ihr einen Ring und Gürtel ab, ohne jedoch ihre Minne zu genießen[1]). Dagegen berichtet die Þiðrekssaga Cap. 229: *oc þa tecr hann til Brynilldar oc fær skiott hennar mœydom.* Das Aufgeben dieses in der rohen Auffassung der Spielmannsdichtung vorhandenen Zuges ist bedeutungsvoll für das ethische Urtheil über Sigfrids Schuld oder Unschuld. Die Kämpfe bei den Hunnen sind in den älteren Liedern viel wilder als im Nibelungenlied; das letztere hat die furchtbare Grausamkeit Kriemhildes, die nach der älteren Sage (Þs. Cap. 392) die Verwundeten zu Tode quält, mit richtigem Gefühl getilgt. Daß in Süddeutschland Lieder vorhanden

[1]) Bartsch Str. 649—681.

waren, ganz im Geiste der Quellen der Þidrekssaga gehalten, von denen sich aber das Nibelungenlied unterschied, zeigt sich anläßlich des Auftritts zwischen Hagen und Ortliep, dem Kinde der Kriemhilt, über welchen der Bericht der Saga (Cap. 379) und des prosaischen Anhanges zum Heldenbuch (Heldensage p. 298 f.) gegen das Lied zusammenstimmen: ebenso am Schlusse, wenn Dietrich die Kriemhilt erschlägt, während im Nibelungenlied dies von Hildebrand erzählt wird.

Auch die Betrachtung der übrigen in der Þidrekssaga vorhandenen Sagen läßt erkennen, daß die norddeutsche und süddeutsche Heldensage gegenüber einer älteren süddeutschen des 8. und 9. Jahrhunderts im Allgemeinen und im Besonderen zusammengehen, und zwar so, daß jeder Gedanke, als hätten wir es mit einer jeweiligen Weiterbildung einer gemeinschaftlichen Ursage im Norden und Süden zu thun, von Vorneherein ausgeschlossen wird. Wären süddeutsche und norddeutsche Sagen, vom gleichen Ausgangspunkte beginnend, ihre eigenen Wege gewandelt, so könnten nicht die im 13. Jahrhundert erfolgten Aufzeichnungen, die also 400 oder 500 Jahre von der entlehnten fränkischen Sage entfernt sind, so genau übereinstimmen, namentlich nicht, wenn es sich um auf beiden Seiten gleichmäßig durchgeführte Neuerungen handelt. In Bezug auf diese muß natürlich die eine vorangegangen, die andere nachgefolgt sein. Unter den in die Þidrekssaga übergegangenen süddeutschen stehen an erster Stelle diejenigen, welchen mhd. Dichtungen entsprechen, wie Eckenlied und Rother; die Berührungen gehen vielfach bis zu wörtlicher Übereinstimmung[1]), was darauf hinweist, daß theilweise der Wortlaut der Originale des 11. Jahrhunderts gewahrt blieb und in die norddeutschen und süddeutschen Dichtungen überging. Dies wäre ebenfalls unmöglich aus gemeinsamen Quellen des 8. oder 9. Jahrhunderts zu erklären. Die sprachliche Entwicklung zwischen dem 8. und 13. Jahrhundert hätte tiefgreifende Änderungen veranlaßt. Die Übereinstimmung muß aber sich sehr weit erstreckt haben, wenn sie noch so deutlich selbst aus der norwegischen Prosa[2]) heraus an die mhd. Werke anklingt. Von anderen Sagen läßt sich nachweisen, daß sie im 11. Jahrhundert in älterer einfacherer Form vom Süden nach dem Norden wanderten, aber nachmals eigenartige Ausbildung erfuhren, z. B. von den Gedichten, aus denen der Kampf der Dietrichsrecken

[1]) Edzardi Germ. 23, p. 99 ff.; 25, p. 48—67.

[2]) An einigen Stellen erkennt man noch deutlich den poetischen Stil der nds. Lieder, der an den unserer mhd. Heldendichtung sich anschließt: einiges bei Edzardi, Germ. 25, p. 66 Anm.

mit Isungs Söhnen (Þs. Cap. 45—56) einerseits, der große Rosengarten (wohl auch Dietrichs siegreicher Zweikampf mit Sigfrid in der Rabenschlacht Str. 672—683) anderseits hervorgingen. Nur sehr Weniges von der älteren deutschen Sage, welche den Stand des Fränkischen bewahrte, wo also jene süddeutschen Zuthaten noch nicht vorhanden waren, hat sich erhalten, das Bruchstück des Hildebrandsliedes aus dem 8. Jahrhundert. Aber auch aus dem Wenigen läßt sich entnehmen, daß damals die Sage noch in anderen Bahnen lief. Odovakar ist Dietrichs Gegner, ein Zug, der später gänzlich schwand, dadurch, daß Sibich, welcher zu Ermenrich und den Harlungen gehört, überhaupt die Verrätherrolle übernahm, und somit Dietrich nachmals seinem Neide entfloh[1]). Die fränkische Sage hat, wie auch aus der nordischen Gestalt des zweiten Theiles der Nibelungensage ersichtlich ist, die geschichtlichen Grundzüge wohl gewahrt, welche nachmals in der deutschen Fortbildung mehr und mehr zurücktraten. Völlig verschieden vom alten Hildebrandslied ist die Darstellung der Þidrekssaga (Cap. 406—409). Damit stimmt aber auch das deutsche Hildebrandslied des Kaspar von der Roen zusammen. Edzardi[2]) behauptet für das letztere zwar niederdeutschen Ursprung, doch sind die angeführten Gründe nicht völlig bestimmend, die Möglichkeit der süddeutschen Herkunft ist nicht ausgeschlossen. Jedenfalls ist die Sage auf einem ganz anderen Standpunkt als im alten Lied. In gleicher Weise hat sich norddeutsche und süddeutsche Überlieferung vom Alten entfernt, nicht jede gesondert für sich.

Nachdem wir erkannt haben, daß die Þidrekssaga und die mhd. Gedichte auf gemeinsame Quellen zurückzuführen sind, darf der Versuch gewagt werden, den Stand der hochdeutschen Sage während dem 11. Jahrhundert zu ermitteln. Natürlich ist das den nord- und süddeutschen Liedern Gemeinsame ohne weitere Fragen als alt zu betrachten; dagegen ist bei allen eigenartigen Abweichungen auf der einen Seite zu bestimmen, ob dieselben bereits in der alten Sage standen und nur zufällig sich hier erhielten, dort aber vergessen wurden, oder ob wir es mit Neubildungen, beziehungsweise mit Doppelberichten zu thun haben. So müssen einige Vorfragen zunächst entschieden werden. Sehr wichtig ist Cap. 165 der Þidrekssaga: Sigurds Besuch bei Brynhild. Wie ist überhaupt das Verhältniß Sigurds und Brynhilds in der Þs. aufzufassen? Eine Verlobung fand nicht

[1]) Ähnliche Auffassung bei Storm, Sagnkrædsene om Karl den store og Diderik af Bern p. 72.

[2]) Germ. 19, p. 315—326: zum jüngeren Hildebrandsliede.

statt; die Worte in Cap. 227 stammen aus der nordischen Sage. Wenn dagegen Sigurd wenigstens bei Brynhild war, ehe er sie Gunnar zur Frau vorschlug, also sie kannte, ohne daß jedoch ein innigeres Verhältniß sich daran angeknüpft hätte, so könnte man diesen Zug als deutsche Sage auffassen und für die letztere wenigstens eine vorhergehende Bekanntschaft Brünhildes und Sigfrids behaupten, wenn auch eine Verlobung mit aller Entschiedenheit geleugnet werden muß. Nach der Þs. weiß Sigurd nichts von seinen Eltern. Er nennt Brynhild seinen Namen, aber vermochte über sein Geschlecht keine Auskunft zu ertheilen; da sprach Brynhild: *ef þv veitz æigi at sægia mer, þa kann ec at sægia þer, at þv ert Sigvrðr Sigmundar son konungs oc Sisibe.* Wenn etwas echt und sinnvoll ist bei dieser Begegnung, so ist es diese Mittheilung über Sigurds Herkunft. Sie wird als sagenmäßig bestätigt durch zwei Strophen des Seyfridliedes:

47 nun was der held Seyfride gewesen seyne jar,
das er vmb vatter vnd můter nicht west als vmb ein har.
er ward vil ferr versendet inn eynen finstern than,
darinn zoch jn ein meyster, bisz er ward zů eym man.

48 er gwan vier vnd zwentzig stercke vnd yegklich sterck ein man.
do sprach zů jm das zwerge: will dir zů wissen thon,
deyn můter hiesz Siglinge vnd was von adel geporn,
deyn vatter kůnig Sigmunde von den so bist du wordn.

Diese Strophen setzen dieselbe Sage voraus, wie die niederdeutschen Lieder. Jedoch ertheilt der Zwerg Eugel Seyfrid Auskunft, nicht wie in der Þs. Brynhild. Was sonst im Cap. 168 enthalten ist, bedarf einer genaueren Prüfung. Sigurd holt sich Gráni aus dem Gestüte der Brynhild; als er zu ihrer Burg kommt, hat er mit den Wachtmännern einen Kampf zu bestehen. Das Roß Gráni ist eine Zuthat der nordischen Sage; aus dieser ist es in die Þs. eingedrungen, die niederdeutschen Lieder wußten so wenig von ihm als die süddeutschen. Die norddeutsche Sage erzählte, Studar[1]), des Heimir Vater, habe ein Gestüt verwaltet, aus dem die berühmtesten Helden und Dietrich selber ihre Rosse bezogen, daher stammten Falka, Skemmingr und Rispa. Es ist wahrscheinlich, daß auch Sigfrid nicht zurückgesetzt werden sollte und darum aus demselben Gestüt ein Roß bezog; natürlich konnte dies nach der Þidrekssaga nur Gráni sein. Die schwedische Saga berichtet auch Cap. 16: *i then skog, som Brynnilla ägher ther*

[1]) In Þs. steht allerdings Studas, aber die schwedische Bearbeitung hat die richtige Namensform Studar (68, 18), sonst Studder oder Studer = ahd. stuotâri, der Stüter, Verwalter eines Gestüts, gewahrt.

äre IIII hästa, en heter Grane, oc annar heter Skimling oc tridie heter Falke oc IIII. heter Rispa (das in Þs. entsprechende Cap. 188 hat diesen Satz nicht). Brynhild besitzt das Gestüte, aus welchem jene Rosse stammen. Cap. 18 berichtet von ihr: *firir nordan fiall i Svava þar er su borg er heitir Sægarđ. þar ređ firir hin rika oc hin fagra ok hin mikilata Brynhilldr, er fegrst er kvenna i Suđrlondum ok sva nordr af speki ok storvirkium er gor verđa firir hennar sakir ok seint munu fyrnaz*; ähnlich Nibelungenlied 326:

ez was ein küneginne gesezzen über sê:
ir gelîche enheine man wesse ninder mê.
diu was unmâzen scœne, vil michel was ir kraft.
si scôz mit snellen degenen umbe minne den scaft.

Der Hinweis auf die großen Thaten, welche um Brynhildes willen geschehen, spricht dafür, daß auch in Bezug auf ihre Gewinnung in der nds. Sage Ähnliches berichtet wurde, wie im Nibelungenlied, obwohl die Þs. diese Dinge ausfallen ließ. Dann fährt die Þs. fort: *i einum skog eigi þađan langt stendr bu mikit, er atti Brynhilldr ok ređ firir sa madr er Studas het.* Der Gestüthof wird dann ausführlich beschrieben. Es fragt sich, ob die nds. und damit früher auch die süddeutsche Sage wirklich Brünhilt zur Besitzerin einer Pferdezucht gemacht haben. Auch nicht der geringste Anlaß dazu liegt in ihrer Geschichte selber vor. Aber eben ihr Gestüt ist der Grund, weßhalb Sigurđ sie aufsucht. Auch Cap. 168 ist völlig auf nordische Sage gegründet; es beruht auf einer Einmischung nordischer Züge. Die Einwirkungen der nordischen Sage sind hier etwas tiefer gehend als in den oben namhaft gemachten Fällen; sie haben eine eigene neue Scene veranlaßt. Des Studar Sohn ist Heimir; Brynhild nach der jungen nordischen Sage ist Heimirs Pflegetochter, und lebt auf Heimirs Hofe. Dies war dem Verfasser der Þs. natürlich bekannt. So brachte er auch einzig und allein in Folge der Namensgleichheit Heimir, den Gesellen Dietrichs, mit Brynhild in Verbindung; er und sein Vater standen in ihrem Dienste, und so wurde Brynhild zur Besitzerin des Gestüts. Als solche wird sie ja gerade in Cap. 18, wo von Heimir zum ersten Male die Rede ist, erwähnt. Ein weiterer, ebenso äußerlicher Grund lag in Sigurđs Geschichte. Es ist nicht unmöglich, daß bereits nds. Lieder ihm wie dem Dietrich ein Roß aus der edelsten Zucht zuschrieben. Dieser Zug wäre aber dann bereits ein neugebildeter, nicht der alten deutschen Sage zugehöriger, welcher entstand, als die übrigen Sagen immer mehr nur als Episoden der Geschichte Dietrichs aufgefaßt wurden und sich deshalb auch

allerlei Änderungen gefallen lassen mußten. Die Þidrekssaga wies ihm das Roß Gráni zu. Gráni aber steht in unlöslichem Zusammenhang mit dem Ritt durch den vafrlogi, den die jüngere nordische Sage auf Brynhild übertrug. Also auch auf diesem Wege brachte die Þs. Brynhild und die Pferde mit einander in Verbindung. War einmal Brynhild die Besitzerin der Rosse, so lag es für den Sagaschreiber nahe, Sigurd den Gráni bei Brynhild selber holen zu lassen, also die in Cap. 168 erzählte Begegnung zu erfinden, da ja die ihm geläufige nordische Sagenform von einer Verlobung und einem Zusammentreffen Sigurds und Brynhilds wußte. Was die Kämpfe mit den Wachtmännern anlangt, welche Sigurd zu bestehen hat, so erinnere ich an Oddrúnargrátr 17:

þá var víg vegit vǫlsku sverdi
ok borg brotin sú er Brynhildr átti —

wo die Werbung um Brynhild mit Kämpfen verknüpft ist[1]). Somit ist Cap. 168 die Begegnung Sigurds und Brynhilds Erfindung des Verfassers der Þs.; die nds. Lieder wußten nichts von einer solchen zu erzählen; Cap. 168 stammt nicht aus der deutschen Sage und darf unter keinen Umständen verwendet werden, um nachzuweisen, daß auch die deutsche Sage einmal berichtet habe, Sigfrid und Brünhilt hätten sich gesehen, ehe Sigfrid mit Gunther zu ihr zog. Die deutsche Sage hat niemals etwas von einer Verlobung erzählt, aber auch nicht einmal von einer Begegnung. Was sich irgendwo davon vorfindet, ist nordische Erfindung und darf nicht in die deutsche Sage zurückgetragen werden. Auch die letzte scheinbare Stütze der Þidrekssaga für diese Annahme erweist sich als hinfällig. Allerdings bleibt ein Zug des Capitels als echt und alt bestehen, nämlich daß Sigfrid über seine Herkunft Kunde erhält. Jedoch war Brünhilt nicht von Anfang an dazu bestimmt, und es ist ein reiner Zufall, daß die Þs. sie dazu ausersah, wahrscheinlich auch wiederum auf Grund der nordischen Nibelungenlieder, in denen Brynhild mehr als alle übrigen durch langathmige Weissagungen und Reden sich auszeichnet, die ihrem ursprünglichen Charakter wenig anstehen. Sobald die Sage voraussetzte, daß Sigfrid nichts von Vater und Mutter wußte, so mußte ihm einmal später Jemand darüber aufklären, wie Eugel in dem Seyfridsliede, Brynhild in der Þs. Die fränkische Sage berichtete aber einmal ebenso, und die alte nordische Sage folgte ihr

[1]) Weiteres hierüber in meiner Abhandlung über die Nibelungensage (Abh. d. Akad. d. Wiss. zu München, Bd. XVIII, p. 453).

darin. Die Person des Grípir zeugt noch dafür. Man hat bereits mehrfach auf eine Ähnlichkeit zwischen Grípir und Eugel hingewiesen und dieselbe mythologisch zu erklären versucht. In Wirklichkeit verhält sich die Sache so, daß nach der fränkischen Sage ein Mann den Sigfrid über seine Herkunft aufklärte, vielleicht sein Oheim. So lange er ihm diese Mittheilung zu machen hatte, war seine Stellung in der Sage sehr wohl begründet. Nachmals aber fiel dieser Zug weg, indem die Jugendgeschichte Sigurds im Norden gänzlich umgestaltet wurde; Grípir jedoch blieb stehen und erhielt die unmotivierte Aufgabe, dem Sigurd in prophetischer Weise sein Lebensschicksal aufs Genaueste her zu erzählen. Die Þiðrekssaga hat die im Nordischen als Grípir, im Deutschen als Eugel erhaltene Gestalt überhaupt fallen lassen und ihre Rolle an Brynhild übertragen. Cap. 168 ist lehrreich für die Beurtheilung der Thätigkeit des Sagaschreibers, die doch nicht überall eine bloß mechanische Übersetzung war, sondern stellenweise in selbständiger Erfindung hervortritt, aber vielleicht nur da, wo er die zwei sehr verschiedenartig lautenden Berichte des Isländisch-norwegischen und des Niederdeutschen zu vereinigen suchte. Cap. 168 löst sich somit befriedigend und einfach in seine Bestandtheile auf, und damit ist für die Forschung festgestellt, wie sie dasselbe aufzufassen hat. — Aus einer Vergleichung der færöisch-dänischen Lieder und der Þiðrekssaga läßt sich die norddeutsche Sage in vollkommenerer Weise wiederherstellen, als aus der letzteren allein. Aber bereits die Auffassung der Handschriftenfrage bei der Þiðrekssaga trägt wesentlich dazu bei. Treutlers[1]) Ansicht, die isländischen Handschriften und die schwedische Übersetzung seien insgesammt auf die norwegische Membrane (M) zurückzuführen, ist durch Storm[2]), Edzardi[3]) und Klockhoff[4]) berichtigt. Das Wesentliche beruht darin, daß alle auf uns gekommenen Handschriften, zuweilen durch Zwischenstufen vermittelt, auf eine alte norwegische Bearbeitung der Þiðrekssaga zurückgehen. In der alten Þiðrekssaga waren alle die Berührungen mit der deutschen Sage bereits vorhanden, welche in den verschiedenen Handschriften nicht immer gleichmäßig häufig auftreten und die man darum zum Theil auch als spätere neue Einwirkung deutscher Sagen aufzufassen geneigt war. Daraus erhellt, daß im Ganzen der Anschluß der

[1]) Germ. 20, p. 151—189.

[2]) Nye studier over Thidrekssaga.

[3]) Germ. 25, p. 47 ff.; p. 142 ff.; 257 ff.

[4]) Studier öfver Thidrekssaga. Upsala universitets aarskrift 1880. Zustimmend zu dieser vortrefflichen Schrift Edzardi, Germ. 26, p. 242—248.

norwegischen Bearbeitung an ihre niederdeutschen Vorlagen ein ziemlich genauer war, und daß diese nds. Lieder unseren süddeutschen nahe standen und vielfach geradewegs gleich lauteten.

Bereits die alte Þidrekssaga enthielt Parallelberichte; eine und dieselbe Scene wird zweimal erzählt. Zum Theil mögen die nds. Quellen Schuld daran tragen, wie bei König Osantrix Tod (Cap. 144 und 292), zum Theil aber auch die Darstellung der Saga (in Cap. 169 und 170). In den beiden letztgenannten wird Hǫgnis Geburt erzählt und seine Erzeugung durch einen Alben. Der wirkliche Bericht der nds. Vorlage wird nur durch Zusammenziehung der zwei Capitel zu einem und mit Hilfe der deutschen Quellen erlangt. Die zwei Berichte ergänzen sich mit Nothwendigkeit zu einem einzigen; für sich allein genommen ist jeder unvollkommen. Die Þs. und damit die nds. Sage hat allein den alten Zug gewahrt, der bereits der fränkischen Sage eignete, daß Hagen der Sohn eines Alben war. Ursprünglich war er der Stiefbruder der Gibichunge, denn nur so erklärt es sich, daß die nordische Sage und die deutsche Spielmannsdichtung Hagen als Bruder der Nibelungen auffaßt. Damals natürlich kam auch der Albe zu Gibichs Gattin. Bereits im 10. Jahrhundert, im Waltharius aber ist Hagen Gunthers Oheim; und so auch späterhin Hagen Aldrians Sohn. Da auch die Þs. Aldrian als Hǫgnis Vater kennt, so ist klar, daß die nds. Sage auf derselben Stufe stand wie die süddeutsche, d. h. Hagen als Aldrians Sohn und demnach den Oheim der Burgunden betrachtete. Cap. 169 berührt sich überdies ganz auffallend mit dem Nibelungenlied 1734. Nun aber berichtete die nordische Sage, Hǫgni sei Gunnars Bruder; der Verfasser der Þs. half sich dadurch, daß er einmal Aldrian auch zum Vater der Burgunden machte (Cap. 169), das andere Mal aber Hagen zum Sohne der Oda (Uote) und damit zum Stiefsohne des Nibelungenkönigs Irung (= Dancrât, d. h. für Gibich ist ein anderer Name eingesetzt) Cap. 170. Es ist in diesem Falle deutlich, daß die Thatsachen der Quellen unter nordischem Sageneinfluß geändert wurden; diese Änderung ist leicht und einfach. Wenn also Hagen wiederum zufällig dieses Mal mit vollem Recht in seine alte Stellung trat, so hat nicht die nds. Sage darin einen uralten Zug erhalten, von dem aus wir Weiteres schließen dürfen. Wir stünden sonst auf dem sehr schwanken Boden der Erfindung des norwegischen Verfassers, und natürlich ist es rein unmöglich, so lange man auf solche Voraussetzungen baut, zu einem befriedigenden Ergebniß zu kommen. In der nds. Sage verhielt sich also die Sache folgendermaßen: Aldrians Frau hatte

von einem Alben einen Sohn. Das aber wußte Niemand, und darum hieß Hagen auch Aldrian's Kind (Cap. 169). Dieser Hagen war der Oheim der Nibelunge. Irung und Oda waren die Eltern des Gunther, Gislher, Gêrnôt und der Grimhilt (Cap. 170).

Wenn bereits die älteste Þiðrekssaga in vielen Einzelheiten sich genauer an die nds. Sage anschloß, so ist dies bei den dänischen Liedern und ihren Übersetzungen noch weit mehr der Fall. Um Einsicht in den Stand der nds. Sage zu gewinnen, müssen also auch sie berücksichtigt werden. Auf der Fahrt zu den Hunnen haben Hagen und Dancwart mit Gelpfrat von Bayern einen Streit zu bestehen (XXVI âventiure, *wie Gelfrât erslagen wart von Dancwarte*). Die Þiðrekssaga weiß nichts davon, wohl aber das dänische Lied von Grimhilds Rache[1]); demnach fand sich diese Scene auch in den nds. Liedern, und gerade dieser Zug, die Erwähnung eines bayerischen Herrn, der die durchziehenden Burgunden belästigte, zeigt wiederum deutlich die enge Verwandtschaft, beziehungsweise die Abstammung norddeutscher von süddeutscher Sage. Der Rath Hagens, das Blut der Erschlagenen zu trinken, fehlt zwar in Þs., aber im færöischen Högni 140, sowie in dän. B 32 findet er sich. Rüedegêr ist in der Þs. etwas zu kurz gekommen; wir vermissen die ausführliche anziehende Charakterzeichnung, welche im Nibelungenlied ihn in so schöner Weise hervortreten läßt. Über seine letzten Kämpfe und seinen Fall geht die Þs. sehr rasch hinweg. Aber sie kürzt auch hier die Quellen, in denen beschrieben war, wie Rüedegêr und die Nibelungen mit einander reden und wie Rüedegêr seinen eigenen Schild Hagen für dessen zerhauenen hinbot[2]). Auch die nds. Sage kannte das Idealbild des edlen und milden Markgrafen. — Es ist klar, daß in den nordischen Ländern nur die niederdeutschen Lieder und die niederdeutsche Sage bekannt sein konnte und daß hochdeutsche Gedichte nicht hinaufdrangen. Man darf sich zu dieser Annahme nicht durch die Gleichheit norwegisch-ísländischer und süddeutscher Sagenzüge verleiten lassen. Wenn die Liedersammlung von 1240 [„Sæmundar-Edda"] von deutscher Sage spricht (*en Þýðverskir menn segja svá*, Brot af Sykv.), so kann damit nur die niederdeutsche Sage, dieselbe, die in die Þiðrekssaga und in die dänischen Lieder aufging, gemeint sein[3]).

[1]) Bugge in Danmarks gamle folkeviser IV, p. 596/97.

[2]) a. a. O. p. 598/99.

[3]) Wenn in einigen Strophen der Edda Sigurðs Tod geschildert wird, und zwar in einer dem Berichte der deutschen Spielmansdichtung (von Hans Sachs erhalten) entsprechenden Weise, so kann dieser Zug unmöglich als späterer deutscher Sagen-

Nun finden sich in den Eddaliedern vereinzelte Spuren vor, die man als erneute, zweite deutsche Sageneinflüsse zu erklären pflegt[1]). Aus ihnen kann unter Umständen auch hie und da etwas für den Stand der nds. Sage Belangreiches erschlossen werden. Grípisspá 43 berichtet deutscher Sagendarstellung gemäß, welcher natürlich auch die nds. folgte, Sigurds und Gunnars Hochzeit sei zusammen in Gjúkis Sälen gefeiert worden. Auf Grund hievon darf das Cap. 226 der Þs. als unter nordischen Einwirkungen entstanden betrachtet werden. Die Träume der Kriemhilt im Nibelungenlied av. 1 sind zwar von der Þs. weggelassen worden, aber fanden sich höchst wahrscheinlich in den nds. Liedern vor, was aus Volsungasaga Cap. 25 zu entnehmen ist.

Wenn so die nordischen Quellen (Þidrekssaga) einer kritischen Sichtung bedürfen, ehe sie zur Gewinnung des Inhaltes der nds. Lieder verwerthbar werden, so können anderseits auch die mhd. Werke nicht ohne Weiteres als Repräsentanten der im 11. Jahrhundert lebenden süddeutschen, nach Norddeutschland verpflanzten Sage gelten. Eigenartige Neuerungen sind in Abzug zu bringen. Als eine solche ist zu betrachten die Geschichte vom Hort der Nibelunge und seiner Erwerbung, wie sie im Nibelungenlied und im Biterolf dargestellt wird. W. Müller[2]) hat überzeugend nachgewiesen, daß die Sage von Nibelunc und seinen Söhnen Schilbunc und Nibelunc und damit von dem Volke der Nibelungen, das Sigfrid beherrscht, späterer Bildung ist. Nibelungen heißt das fränkisch-burgundische Königsgeschlecht der Gibichungen, und daher leitet sich der Ausdruck: Hort der Nibelungen. Dazu ist ein Heros eponymos und sein Volk gebildet worden. Die Erwerbung des Hortes durch Sigfrid ist ein indisches Märchen[3]), das ziemlich spät in die Sage Eingang fand, und zwar in die süddeutsche im 11. oder 12. Jahrhundert, nicht schon in die altfränkische. Die Þs. und wahrscheinlich auch die niederdeutsche Sage erwähnen

einfluß bezeichnet werden; denn die dabei allein in Frage kommende nds. Spielmannsdichtung deckte sich ja mit dem Nibelungenliede, und demnach müßten wir den Bericht des letzteren in den nordischen Quellen wiederfinden. Die Berechtigung, Sigurds Tod draußen im Freien, beim Þingritt als sehr alt in der Edda annehmen zu dürfen, ist hiedurch erwiesen. Von späterer deutscher Entlehnung kann keine Rede sein.

[1]) Meine Abhandlung über die Nibelungensage p. 485 ff.

[2]) Mythologie der deutschen Heldensage 56/60.

[3]) Im Tuti namch (Papageienbuch) ed. Rosen II, 249; Weiteres Kathâ-sarit-sâgara, übersetzt von Tawney I, p. 14 Anm.

zwar nichts davon. Trotzdem scheint für die letztere bereits dieselbe vorausgesetzt werden zu müssen, wie unten ausgeführt wird.

Als eine Abweichung des Nibelungenliedes ist bereits der Umstand geltend gemacht worden, daß Sigfrid Brünhilt in Worms für Gunther bezwang, ohne sie zu berühren, obwohl dies eigentlich widersinnig ist. Denn an Brünhildes Jungfrauenthum ist ihre Stärke geknüpft. Doch bricht im Nibelungenlied auch eine ältere Auffassung in halbverwischten Spuren hervor. Beim Zanke sagt Brünhilt, als sie Sigfrid und Gunther zum ersten Male gesehen habe, also auf ihrer Burg Isenstein selber, sei des Königs Wille an ihrem Leibe geschehen (Str. 820):

ich hôrt' si jehen beide, do ih s' aller êrste sach,
und dâ des küneges wille an mîme lîbe gescach.

Damit stimmt Þs. Cap. 228 u. 229 überein. Der Stammvater der Burgundenkönige hieß Gibich; daher führten die Nibelungen auch den Namen Gibichungen (im Altnord. und in der deutschen Spielmannsdichtung). Dagegen nennt das Nibelungenlied an Gibichs Stelle Dancrât, die Þs. Irung und Aldrian. Also beide stimmen darin überein, daß sie den richtigen alten Namen durch einen jüngeren und unrichtigen ersetzen. Dieser Zug kommt bereits ihren gemeinsamen Vorlagen zu. Das Lied vom 'hürnen Seyfrid' ist hochwichtig, weil es über Sigfrids Jugendschicksale in den Strophen 47—48, 1—11 jedenfalls die alte Sage gewahrt hat, die sonst in hochdeutschen Quellen gänzlich verschollen ist. Dagegen ist der übrige Inhalt auf seinen Werth zu prüfen[1]). Daß Sigfrid Herr des Zwergenvolkes wird und ihren Hort gewinnt[2]), geht auf die jüngere Sage von den Nibelungen als dem hortbesitzenden Zwergvolke zurück. Nybling hinterläßt drei Söhne, von denen nur der dritte, Eugel, bei Namen genannt ist. Sie entsprechen Nibelunc, Schilbunc und Alberîch, der sich ihnen als Bruder zugesellt. Wie Alberîch besitzt Eugel die Tarnkappe; wie dieser greift Eugel allein thatkräftig in die Handlung ein, während von den anderen nur die Namen genannt werden. Doch ist diese „Nibelungensage" im Seyfridsliede umgebildet. Ungeschickt stehen die Strophen 13—15 und 38 im Zusammenhang. Überhaupt wird bereits von Anfang an das Zwergenvolk als Seyfrid unterthänig gedacht, obwohl er erst mit dem Gewinn des Hortes (134—138) Gewalt über

[1]) Vgl. nunmehr hierüber meine Ausgabe des Hürnen Seyfrid S. XIX ff., wonach einzelnes von hier Bemerktem zu berichtigen ist.

[2]) Vgl. namentlich Strophe 13—15; 38; 134—138.

dasselbe gewinnt. Wir haben es demnach mit einer in Verwirrung gerathenen Anwendung der Sage des Nibelungenliedes zu thun. Trotzdem liegt derselben eine alte richtige Auffassung zu Grunde: der Gewinn des Hortes knüpft sich noch an den Drachenkampf, nicht an das im Nibelungenlied verwerthete indische Märchen. Vgl. Strophe 165 (ähnlich auch 140):

nun het er zwen gedancken, den ein auff Kuperan,
den andern auff den wurme, welcher den schatz het glan.
er meynt in het gesamlet der wurm nach menschen witz,
wenn er würd zu eym menschen, thet er den schatz besitz.

Dieser alte Sagenzug veranlaßte für das Seyfridslied die Umgestaltung der späten Hortsage. Die Lieder im 11. Jahrhundert haben jedenfalls noch den Hergang in dieser Weise berichtet. Die Þs. weiß allerdings in Cap. 166 nichts mehr davon, so wenig wie das Seyfridslied 1—11. Der Satz Þs. Cap. 359 „Sigvrdr sveinn atte mikit gull, þat fyrst er hann toc vndan þeim mikla dreka" dürfte sich eher aus der nordischen Sage erklären als aus den niederdeutschen Liedern. — Nach den Strophen 107, 108, 130, 131 des Seyfridliedes gibt es nur ein Schwert, mit welchem der Wurm überwunden werden kann. Dieser Zug gehörte bereits der ältesten fränkischen Sage an; auch im Nordischen erhält Sigurd das Schwert Gram zu dem bestimmten Zwecke, Fáfnir zu tödten. Nachmals aber ging dieses Schwert unter die Wunschdinge über, welche Sigfrid mit dem Horte erhielt[1]). Wie der Hort vom Drachenkampfe getrennt ward, so verlor auch das Schwert seine besondere Bedeutung. Die Sage des Nibelungenliedes weiß von keinem Schwert mehr zu erzählen, das dazu nöthig war. Auch im Seyfridsliede zeigt sich beim ersten alten Wurmkampfe (Str. 6—11) keine Spur mehr davon, da ja die neue Hortsage bereits Eingang fand. Die Þiðrekssaga Cap. 166 schließt sich genau an die Darstellung im hürnen Seyfrid an: zum Kampfe braucht Sigurd kein Schwert. Wohl berichtet Cap. 167, Mimir habe ihm Gram gegeben, aber darin

[1]) Bereits in der ältesten Sagenform war vielleicht beim Drachenhort ein Schwert und ein Helm (Hrotti, ægishjálmr, gullbrynja in den Fáfnismál). Das Schwert war aber da ganz bedeutungslos, es zählte eben unter die Kleinodien des Hortes. Um so leichter war nachmals die Anknüpfung: unter dem Schwerte des Hortes wurde das Sigfridsschwert (Gramr oder Balmunc) verstanden. Übrigens läßt das Erscheinen von Schwert und Helm beim Horte auch eine andere Deutung zu, nämlich daß wir in dieser so vereinzelt stehenden Prosastelle zu dem Fáfnismál, die durch nichts als alt erwiesen wird, eine späte deutsche Entlehnung anzuerkennen haben, wodurch wiederum das Vorhandensein der jüngeren Hortsage für die nds. Lieder eine Stütze erhält.

zeigt sich nordische Sageneinwirkung, gerade so ungeschickt und äußerlich herbeigezogen wie das Roß Gráni. Gramr hätte Sigurd genützt, den Kampf zu bestehen, Gráni, um zu Brynhild zu reiten. Aber der Verfasser der Saga erzählt zunächst die Thaten seines Helden, und erst nachher erhält derselbe Schwert und Pferd. Es liegt auf der Hand, daß eine halbwegs vernünftige und organisch entwickelte Sage derartige Verkehrtheiten nicht zu Tage gefördert hätte, daß wir also die nds. Quellen nicht dafür verantwortlich machen dürfen. Die nds. Sage hatte wie die des Nibelungenliedes beim Drachenkampf die Bedeutung des Schwertes vergessen, die nordische Sage dagegen hatte das Richtige gewahrt, und dieses ist unverständig vom Verfasser der Saga am unrechten Orte wieder eingefügt worden. Wenn aber die nds. Quellen der Þs. sich in diesem einen Zuge an die Form des Seyfridliedes anschlossen, so müssen sie auch in den übrigen dadurch bedingten Änderungen mit dem letzteren übereingestimmt haben. Das Fehlen des Schwertes setzt das Vorhandensein der jüngeren Hortsage voraus, obwohl in der Þs. selber die letztere sonst nirgends erwähnt wird. Das indische Märchen war also bereits in die nach Norddeutschland gewanderten Lieder eingedrungen. In Bezug auf den Hort ist aber auch in der nds. Sage eine eigenthümliche Weiterbildung erfolgt. Die älteste Sage (Atlakviða 28) berichtete, daß der Nibelungen Hort in den Rhein versenkt ward, und ebenso das Nibelungenlied und das Seyfridslied (Str. 167). Dem gegenüber weiß die Þs. Cap. 393. 423—427 Anderes über den Verbleib desselben zu melden. Er wurde in Sigfrids Keller verborgen, und Attila starb, indem er dort eingeschlossen wurde. Nach Ausweis der dänischen (die Hven'sche Chronik vermittelt den Inhalt eines solchen) und færöischen Lieder[1]) gehört diese Erzählung der nds. Sage an, nicht etwa der Þs. Wir haben es also mit einer späten Neuerung zu thun, die wahrscheinlich nicht auf die süddeutschen Lieder zurückgeführt werden darf, wenigstens nicht in ihrem gesammten Umfang. — Die Handlung des Seyfridliedes ist sonst ganz klar und gibt zu keinen weiteren Bemerkungen Anlaß. Sie stimmt in der Hauptsache zu dem, was wir auch aus dem Nibelungenlied erfahren: Sigfrid kennt seine Eltern; er gewinnt den Hort von den Zwergen; er wird erschlagen, als er sich zur Quelle niederbeugt. Ausführlicher ist nur die Jugendgeschichte behandelt; neu hinzugetreten ist die Befreiung der Jungfrau aus der Gewalt des Drachen und damit einige Änderungen an der Geschichte des Hortes.

[1]) Über die nordischen Sigurdlieder vgl. Ztschr. für vergleichende Litteraturgeschichte, N. F. II, 269—297.

Dagegen ist in dieser Spielmannsdichtung von Sigfrid noch eine ältere Sagenform in vereinzelten Überresten erhalten, nach welcher Sigfrid seine Eltern nicht kannte (Str. 47—48), Sigfrid ein Schwert erhielt, um den schätzehütenden Drachen zu tödten (Str. 107—108 und 165), endlich Sigfrid erschlagen wurde, als er im Walde unter einer Linde ausruhte (so in dem Seyfridsliede, das dem Hans Sachs vorlag) [1]). In Bezug auf das erste dieser drei Merkmale folgten die nach Norddeutschland gewanderten Lieder der alten Sagenform: Sigfrid wuchs auf, ohne seine Eltern zu kennen (Þs. Cap. 154—161); in den zwei letztgenannten dagegen enthielten sie die jüngere Sage. Daß das Nibelungenlied und von ihm beeinflußt wohl auch das Seyfridslied Sigfrids Jugend in der Weise einer Umgestaltung unterzogen, daß er wenigstens sein Geschlecht weiß, hängt mit dem Bestreben zusammen, die Geschichte des jungen Helden den Anschauungen eines feineren Zeitgeschmackes gemäß darzustellen. Aber alt und echt ist nur der Bericht der Þs. und der beiden Strophen des Seyfridliedes [2]). Wir können demnach den Stand der Nibelungensage in Süddeutschland für die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts aus einer Vereinigung der mhd. und der nds. in dänischer und norwegischer Sprache auf uns gekommenen Quellen nach Abzug der auf beiden Seiten anzuerkennenden eigenartigen Neuerungen mit ziemlicher Sicherheit bestimmen: Sigmund, König im Frankenland, hatte eine schöne Frau, Siglind, Sighers Tochter. Als er einst auf einer Heerfahrt abwesend war, da suchten zwei Grafen Siglind zur Untreue zu verführen. Da ihnen dieses nicht gelang, verleumdeten sie Siglind bei ihrem Gemahl, als er heimkehrte, sie habe sich mit einem Knechte vergangen. Im Zorne befahl er, sie in einen wilden Wald zu führen und dort umkommen zu lassen. Der eine der Grafen wollte sie retten; da entbrannte ein Kampf unter ihnen. In diesem Augenblick gab die Königin einem überaus schönen Knaben das Leben; sie wickelte ihn in Tücher und verschloß ihn in ein Glasgefäß, das sie mit sich führte. Beim Kampfe stieß der eine der Grafen mit dem Fuße nach dem Glasfasse, so daß es hinab in den Rheinstrom rollte. Die Königin Siglind aber starb vor Schrecken (Þs. Cap. 252—161). Nun trieb das Gefäß mit dem Kinde den Fluß hinab; an einer Klippe am Ufer zerbrach es, und der Knabe weinte. Da kam eine Hindin und säugte ihn und

[1]) Vgl. meine Abhandlung p. 478 ff. und meine Ausgabe des Hürnen Seyfrid S, XXIII f.

[2]) Auch Edzardi, Germ. 23, p. 88 hält die Darstellung der Þs. von Sigurds Geburt für die ursprünglichste, hat aber die Begründung nicht mehr ausgeführt.

trug ihn heim zu ihrem Lager (Þs. 163). Mîme der Schmied fuhr eines Tages zum Wald, um Kohlen zu brennen. Da lief ein wunderschöner Knabe auf ihn zu, der konnte nicht sprechen. Mîme nahm ihn bei sich auf, da er keine Kinder hatte, und beschloß, ihn als seinen Sohn aufzuziehen, und gab ihm den Namen Sigfrid. Sigfrid war wild und unbändig und schlug die Schmiedgesellen. Bei der Lehre erwies er sich so überkräftig, daß er den Amboß in die Erde schlug. Da sann Mîme nach, wie er seiner ledig würde. Er sandte ihn in den Wald, um Kohlen zu holen, und hoffte, der dort hausende Wurm werde ihn tödten. Aber Sigfrid erschlug den Wurm und verbrannte ihn; aus dem Fette, das davon floß, gewann er seine Hornhaut (Þs. Cap. 164—166, Seyfridslied 4—11). Nun zog Sigfrid in die weite Welt. Auf seinen Fahrten vernahm er, woher er stammte, und wer sein Vater und seine Mutter sei (Seyfridslied 47—48; Þs. 168; als uralt bezeugt durch die Grîpisspá). Da gewann er auch den Hort, den der alte Nibelunc seinen Söhnen hinterlassen hatte, das Schwert und die Tarnkappe. An dem Hofe zu Worms, im Nibelungenland, entspann sich sein Verhältniß zu Grimhild und ihren Brüdern. Diese waren Gunther, Gislhêr, Gêrnôt, ihr Oheim Hagen, der, übernatürlicher Herkunft, von einem Alben erzeugt war. Sigfrid zog mit ihnen aus, um die Königin Brünhilt für Gunther zu gewinnen. Er bestand die Kämpfe für Gunther (Nibelungenlied); in der Nacht brach er Brünhildes jungfräuliche Stärke, daß sie Gunther völlig willfährig war (Þs. Cap. 229; Nibllied Str. 820). Ein Fest zu Worms beschloß Gunthers und Sigfrids Hochzeit. In der Königshalle brach der Streit der Königinnen aus, und so ward Sigfrid von Hagen erschlagen, als er sich zum Trinken zu einer Quelle niedergebeugt hatte. Was den zweiten Theil, der Nibelunge Not, anlangt, so ist es unnöthig, den Hergang zu besprechen. Das Nibelungenlied und die nds. Lieder befinden sich hier in allen wesentlichen Punkten in völliger Übereinstimmung. — Bemerkenswerth an dieser Sagengestalt ist, daß König Sigmund am Leben bleibt, obwohl er in die Handlung gar nicht mehr eingreift. Übrigens ist seine Theilnahme an den Ereignissen im Nibelungenlied auch auf äußerliches, völlig bedeutungsloses Auftreten beschränkt. Wir könnten ihn leicht missen, ohne daß dadurch der geringste Eintrag geschähe. Von einer Verlobung Sigfrids und Brünhildes oder auch nur von einer Begegnung weiß die Sage von 1100 nichts. Es ist also ganz falsch, wenn man annimmt, daß im Nibelungenliede eine frühere Begegnung vorausgesetzt werde und diese in den Vorläufern des mhd. Gedichtes noch in ungeschmälertem Umfang zu

Tage getreten sei. In der vorhergehenden Dichtung fand sich nicht eine Spur davon. Brünhilt überlebte Sigfrid (Þs. Cap. 427; auch in der Klage empfängt sie die Trauerbotschaft). Die niederdeutschen Lieder und die mhd. Gedichte haben an der Sage nur Weniges geändert, am meisten jedenfalls das Nibelungenlied durch das Fallenlassen der Jugendgeschichte. Einer älteren süddeutschen Sage gegenüber, die noch trümmerhaft in Spielmannsliedern hervortritt, geht die norddeutsche und süddeutsche Form in Bezug auf gemeinsame Neuerungen zusammen. In die Thätigkeit des Verfassers der Þidrekssaga eröffnet uns ein lehrreicher Einblick. Sicherlich hat er stellenweise seine niederdeutschen Vorlagen fast wörtlich übersetzt. Dies läßt sich namentlich dort erkennen, wo dieselben Lieder in dänische Weisen übergingen, wie bei Dietrich und seinen Gesellen[1]). An anderem Orte dagegen verfuhr er auf die freieste Weise, und vornehmlich bei der Nibelungensage. Im zweiten Theil kürzte er vielfach, weßhalb seine Darstellung im Vergleich zu der des Nibelungenliedes lückenhaft erscheint. Nach Ausweis der dänischen Weisen fällt dieser Vorwurf nicht auf die nds. Quellen. Daß er im Allgemeinen norwegische Sitten schilderte und sich in dieser Hinsicht freier den letzteren gegenüberstellte[2]), ist klar. Döring räumte ihm auch ziemlich viel Freiheit ein. In besonderem Maße aber trifft dies bei der Geschichte Sigurds zu. Hier ließ er nicht bloß Vieles weg (z. B. die Kämpfe um Brynhild, die Sage vom Hort), sondern er versuchte die einheimische norwegisch-isländische Sage mit der niederdeutschen zu verschmelzen, theils dadurch, daß er nur in äußerlicher Weise nordische Züge einflocht, theils aber auch, indem er ganz neue Scenen erfand, wie Sigurds Begegnung mit Brynhild. Die Verhältnisse liegen hier scheinbar verwickelt; sie lösen sich aber leicht, wenn man mit aller Strenge sich bemüht, einerseits die nordische und anderseits die deutsche, d. h. nord- und süddeutsche Sage sich vorzuhalten. Von diesem Standpunkt aus, der einzig und allein zur Lösung der Geschichte unserer Heldensage führt, zeigt sich aber sofort, was auf einer Vermischung der beiden beruht, die einstens freilich von derselben Wurzel, der altfränkischen Sage, entsprungen, nach so verschiedenartigen Schicksalen und Wanderungen nach Norden und Süden im 13. Jahrhundert in der Þidrekssaga wieder zusammentrafen. In Betreff der eigenartigen Darstellung der Nibelungensage in der Þs. kommt auch der Umstand in Betracht, daß ihr Zusammen-

[1]) Vgl. Svend Grundtvig, Danmarks gamle folkeviser IV, p. 623–678.

[2]) Storm, Nye studier p. 317.

hang zerrissen wurde und ihre Abschnitte stückweise an verschiedenen Stellen berichtet wurden, wodurch natürlich die Einheit und der ruhige Fluß der Erzählung merkliche Einbuße erlitt. Man denke sich in entsprechender Weise im mhd. die Handlung des Nibelungenliedes in die Dietrichsdichtungen als eine Episode eingerückt; Lieder wie die vom Rosengarten nehmen einen festen Platz in Sigfrids Geschichte ein. Auch hier würden gewiß Unzuträglichkeiten genug entstehen und die Klarheit der Geschichte empfindlich getrübt werden; und zumal, wenn ein solches Unternehmen nicht einmal von einem auf diesem Gebiete wohlgeübten Dichter ausgeführt wird, sondern von einem Ausländer die Gesammtmasse des Stoffes zu einer umfassenden Erzählung, theilweise mit eigener Erfindung ausgeschmückt, verarbeitet wird. Der Schöpfer der Þiðrekssaga erhielt die nds. Stoffe etwa in ähnlicher Art, wie unsere mhd. Spielmannsdichtungen geordnet. Dietrich war der Mittelpunkt; aber nur lose schließen sich die einzelnen Sagen an ihn an. In der Absicht der Þiðrekssaga lag es, alles Einzelne unter diesem Hauptgesichtspunkte zu vereinigen. Wenn man aus der Þs. die nds. Quellen loslösen will, so müssen diese Eigenthümlichkeiten des norwegischen Verfassers zunächst in Abzug gebracht werden; hierauf ist die niederdeutsche Sage auf ihren Inhalt mit Rücksicht auf etwaige Zuthaten zu prüfen; dann erst wird sich die Zusammenstellung mit dem mhd. Gegenstück fruchtbringend erweisen. Gewiß wird aus einer genaueren Einzelbetrachtung der übrigen Stoffe auch noch manches Licht auf die Arbeit des Sagaschreibers fallen, die sich jedenfalls in der Nibelungensage am eigenartigsten bewährt.

In meiner Abhandlung über die nordische und deutsche Gestalt der Nibelungensage habe ich im Nordischen mehrere Schichten von einander geschieden. In der ältesten, nur noch trümmerhaft vorhandenen Form, die im 9. Jahrhundert, gleich nach der Entlehnung, herrschend war, zeigte sich sehr große Übereinstimmung mit der unserer süddeutschen Quellen, während später die Neuerungen platzgriffen, welche der jüngeren Form in den isländisch-norwegischen Quellen ein so verschiedenes Aussehen verliehen, welches man fälschlicherweise als uralt und einstens auch den deutschen Quellen zu Grunde liegend betrachtete. Auch im Deutschen bemerken wir in vereinzelten Spuren noch eine ältere Überlieferung, welche sich von der unserer ausführlichen Berichte des 13. Jahrhunderts in nordischer und deutscher Sprache sehr wesentlich unterschied, dagegen vielfach mit den ältesten nordischen Zügen sich deckt. Natürlich ist die Annahme ausgeschlossen, als hätten wir es auf beiden Seiten mit

Ansätzen und Keimen zu neuer Entwicklung zu thun. Vielmehr beweist gerade diese merkwürdige Übereinstimmung die Richtigkeit unserer Auffassung. Meine früheren Ausführungen waren negativer Art; sie bezweckten an erster Stelle den Nachweis, daß die sogenannte nordische Form nicht die Quelle unserer süddeutschen sein kann. Nun soll Positives beigebracht werden, nämlich wie die altfränkische Sage beschaffen war, welche die Grundlage für die nordische und die deutsche Sagenentwicklung abgab, und wie sie sich im Laufe der Zeit verändert hat. Die fränkische Sage kann am ehesten und sichersten aus einer Vergleichung der ältesten nordischen und deutschen (d. h. natürlich hier süd- oder hochdeutschen, im Gegensatz zur ursprünglichen altfränkischen) Form erschlossen werden. Zu diesem Behufe war es nöthig, zu bestimmen, was auf beiden Seiten jüngere Bildung ist. Da wir bereits mehrfach an der Sage des 11. Jahrhunderts entschiedene Neuerungen bemerkten und auch für's 10. Jahrhundert solche in einer besonderen Richtung anzuerkennen hatten, so wird es nicht sehr schwer halten, mit Hilfe des in der Spielmannsdichtung Überlieferten und nach Abzug eben dieser Neuerungen zu einer älteren deutschen Sage vorzudringen. Die Jugendgeschichte Sigfrids war ebenso geschildert wie in der Sage von 1100, d. h. Sigfrid kannte seine Eltern nicht, bis ihm später auf seinen Fahrten Kunde von seinem Geschlechte ward[1]). Der Schmid Mîme zog den Knaben auf. Er schmiedete ihm ein Schwert (Balmunc oder Gram), damit er einen Wurm erschlüge, der einen unermeßlichen Schatz hütete (Seyfridslied Str. 107—108, 165 = nordische Sage. Vgl. auch Beówulf 888, wo der Wurm *hordes hyrde* genannt wird). Hierauf erfuhr er, daß er aus dem Geschlecht der Wälsunge stamme (Seyfridslied Str. 47—48 = Grípisspá). Trotzigen Muthes zog Sigfrid an Gibichs Hof, um ihm sein Reich abzugewinnen, das jener als Preis eines Zweikampfes aus-

[1]) Die Berechtigung, den Bericht der Þs. und der Sage von 1100 über Sigfrids Jugend als uralt, bereits der fränkischen Sage angehörig zu betrachten, ergeben auch allgemeine Erwägungen. Ist es wahrscheinlich, daß einmal Sigfrid seine Eltern kannte, daß in einer späteren Zeit ohne Grund die Darstellung der Þs. entstand, nachmals aber wieder fallen gelassen wurde? Dagegen begreift man leicht, wie die Sage dazu kam, den ältesten Bericht zu verändern. Außerdem spricht der Umstand entschieden für unsere Annahme, daß gerade auf fränkischem Boden die Genovefa-Legende ganz besonders verbreitet war und mehrfach in der afz. Dichtung in den verschiedenartigsten Werken oft vielfach umgebildet zum Vorschein kommt, z. B. in Berte aux grand pieds und im Tristan (Brangæne); vgl. Weiteres bei Svend Grundtvig, Danmarks gamle folkeviser I in der Einleitung zu Ravengaard og Memering, besonders p. 197 ff.; und Zacher, die Historie von der Pfalzgrätin Genovefa p. 27 ff.

gesetzt hatte[1]). An Gibichs Hofe am Rhein, bei den burgundisch-fränkischen Nibelungen, den Königen Gunther, Giselher, Godomar und ihrem von einem Alben erzeugten Stiefbruder Hagen wurde er mit Guntrun vermählt. Er zog aus, um für Gunther die Brünhilt zu gewinnen. In diesem Abschnitte der Sage ist die jüngere Form der älteren ziemlich getreu geblieben. Von Hagen ward Sigfrid erschlagen, als er unter einer Linde ruhte. Seine Gattin eilte auf die Kunde hinaus zum Todten und klagte um ihn (Hans Sachs = Brot af Sigurðarkviða 5—7, 9; Guðrúnarkviða II, 4—12). In der ältesten deutschen Sage vor dem 10. Jahrhundert fielen für den zweiten Theil, den Untergang der Nibelunge, alle die in Süddeutschland entstandenen Neuerungen weg, also Rüedegêr, Volkêr, die Einzelheiten der Fahrt zu Etzels Hofe. Damit sind wir denn auch mit ziemlicher Sicherheit zum Stande der altfränkischen Sage vorgedrungen. Als eine spätere Änderung, die vielleicht bereits auf fränkischem Boden stattfand, wäre die Umgestaltung des zweiten Theiles der Sage anzuerkennen, wenn Guntrun-Grimhild dort sich an ihren Brüdern rächte, wogegen die auf fränkischem Gebiet verbliebene Sage, welche im 9. Jahrhundert von den Nordleuten übernommen wurde, die ursprüngliche, mit den sagengeschichtlichen Verhältnissen sich deckende Form beibehielt. Doch ist nicht ausgeschlossen, daß Grimhild als Sigfrids Rächerin eine spätere deutsche Dichtung ist und der fränkischen Sage stets ferne blieb. Besondere Berücksichtigung erfordert noch die Bezwingung der Brünhilt für Gunther, wie sie von der ältesten Sage etwa aufgefaßt wurde. Es läßt sich erwarten, daß die Sage von 1100 keine Änderungen vornahm; Brünhildes Stärke mußte zuerst in den Wettkämpfen, dann in der Brautnacht gebrochen werden. Erst dann wurde sie zur fügsamen Frau. Beide Thaten kamen nach der Spielmannsdichtung Sigfrid zu. Und dieser Zug entspricht wohl auch dem Ursprünglichen. Gerade darin liegt der ärgste Trug, der Brünhilde angethan wird, und so erklärt sich ihr tödtlicher Haß Sigfrid gegenüber. Auch die älteste nordische Sage wußte, daß Brynhild durch Kämpfe bezwungen wurde. Doch in der Brautnacht legt Sigfrid sein Schwert zwischen sich und Brynhild. Die Sitte des Schwertlegens begegnet in Märchen, und vornehmlich in Dichtungen, die auf fränkischem Boden erwuchsen, so im Tristan und in Amis et Amiles. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß erst im Norden dieser Zug

[1]) Vgl. Edzardi, Germ. 26, p. 172—176, welcher aus Stellen im Rosengarten, dem Nibelungenlied und in einzelnen Spuren der nordischen Sage einen solchen Hergang vermuthet.

in die Sigfridsage gekommen ist; aber wahrscheinlicher gehörte er der entlehnten fränkischen bereits an. Das Verhältniß der deutschen Sage zur fränkischen ist damit bereits bestimmt. Das Alte ist ziemlich treu gewahrt geblieben. Zwar traten mit der Zeit natürlich Änderungen ein; im 11. Jahrhundert sieht schon Vieles ganz anders aus als im 9. oder 10. Jahrhundert; und noch weiter stehen die Gedichte des 13. Jahrhunderts ab. Jedoch ist niemals eine von Grund aus umbildende Umgestaltung eingetreten. Dazu fehlt die Veranlassung. So sind die hochdeutschen Heldendichtungen treue Widerspiegelungen der fränkischen Lieder. Wenn dem so ist, so fragt sich nur, was älter ist: daß Sigfrid die Kampfjungfrau bezwang und zum Beweis seiner Erwerbung mit ihr das Lager theilt, ohne sie zu berühren, oder ob auch diese letzte Bezwingung ihm zukam, wie es im Deutschen erzählt wird. Im einen Fall wäre ein ursprünglich edler gedachter Zug verwildert und verroht, im anderen dagegen zu Gunsten einer höheren Denkart gemildert worden, und Beides ist möglich. An sich betrachtet ist es etwas befremdlich, wenn Sigfrid Gunthers Rolle spielt und ihm gänzlich gleichen soll, und dabei das Schwert zwischen sich und die Braut legt, deren Verdacht hierdurch doch jedenfalls wachgerufen werden mußte, was gewiß im Sinne der Handlung eher zu vermeiden gewesen wäre. Doch ist darin kein vollkommen zwingender Beweis für die spätere Entstehung der Sage vom Schwertlegen bedingt. Ich vermag vorerst hier kein bestimmtes Urtheil zu fällen; doch ist vielleicht etwas anderes aus dieser Scene zu lernen, nämlich daß bereits im Fränkischen Doppelberichte vorhanden waren, wie dann auch in Bezug auf den zweiten Theil der Sage, Grimhildes oder Guntruns Rache; bei einer mehr als hundertjährigen Entwicklung ist das kein Wunder; und weiterhin, daß dadurch auch einzelne Abweichungen der deutschen und nordischen Sage erklärt werden, welche bis in die älteste Gestalt auf beiden Seiten zurückzuverfolgen sind. Denn die fränkische Quelle, aus der die süddeutsche Sage floß, war nicht genau eben dieselbe, aus der die nordische stammt, vielmehr sind sie wohl zeitlich und örtlich getrennt gewesen und dadurch eröffnet sich nicht bloß die Möglichkeit, sondern auch die Wahrscheinlichkeit, daß Einzelheiten, eventuell auch ganze Scenen, wie der Schluß verschieden waren, während jedoch das Gesammtbild und namentlich die Auffassung der Sigfridsage völlig gleichartig war und nur die nachmalige Entwicklung auf oberdeutschem und isländisch-norwegischem Boden die bis in die tiefsten Grundlagen der Sage eindringenden Umwandlungen hervorrief, die uns aus einer Vergleichung der beiderseits im 13. Jahrhundert und noch später niedergeschriebenen Quellen hervortreten·

In Island und Norwegen waren die Schicksale der fränkischen Sage völlig verschieden. Das neue Aufblühen des altheidnischen Glaubens im 9. Jahrhundert, die Mythen und Dichtungen, welche die Wikingerzeit hervorgerufen, zogen Alles in ihren Bannkreis, und so prägte sich ein neuer Geist allem dorthin Gewanderten mit unwiderstehlichem Zwange auf. Zumal die isländischen Helden- und Götterlieder sind Beispiele dafür; sie sind in ihrer Gesammtheit eigentlich vollkommene Neuschöpfungen, und die verschiedenartigsten Elemente sind darin aufgenommen. Man würde fehl gehen, wollte man eines der darin enthaltenen Bestandtheile allein betonen und für die Erklärung und Deutung maßgebend werden lassen. Die nach Island gewanderten Norweger sind die Schöpfer jener Werke; so sind sie rein norrön in der Auffassung und Ausführung, aber von wesentlichstem Einfluß sind die Eindrücke und die Entlehnungen, welche die westfahrenden Wikinger in Hülle und Fülle in sich aufnahmen. So finden wir in den isländischen Sagen, vornehmlich den Eddaliedern, alte norwegische Sagen, die aus der Heimat hinübergeführt wurden, aber daneben auch deutsche, englische, keltische (gaelische), und Bestandtheile antiker und christlicher Anschauungen und Werke. Eine Dichtung, aus so viel verschlungenen Wurzeln erwachsen, verdient unsere Aufmerksamkeit in hohem Maße; aber man muß sich ihre Entstehung und Entwicklung immer vor Augen halten, um davor bewahrt zu bleiben, falsche und unhaltbare Schlüsse auf ein derartiges isländisches Werk zu bauen, was bisher immer geschehen ist. Die altfränkische Nibelungensage ist auf Island einer durchgreifenden Umgestaltung unterzogen worden, theils durch Vermischung mit norwegischen, älteren Sagen, theils durch das Eindringen des Óðin- und Valhǫllglaubens; und diese Umarbeitung hat stetig bis ins 13. Jahrhundert zugenommen, so daß schließlich die alte Gestalt in einer Weise verändert wurde, daß es überhaupt schwer hält, sie wieder aufzufinden, indem vorsichtig die neu hinzugekommenen Stücke entfernt werden. Sigfrids Geschichte hat vornehmlich solche Zuthaten in Menge erhalten. Die Geschichte seiner Geburt ist aufgegeben, auch in der ältesten für uns erreichbaren Form. Wie bereits bemerkt, blieb jedoch Grípir stehen, der, ursprünglich bestimmt Sigfrid über seine Herkunft aufzuklären, am Ende ein langweiliges Inhaltsverzeichniß seiner Lebensgeschichte vorzutragen hatte. Sigmunds Tod und einzelne Züge in Sigurðs Jugend sind das Ergebniß einer Vermengung der Sigfridsage mit der von Helgi. Die beiden Helgi der nordischen Sage, Helgi Hjǫrvarðsson und Helgi Hundingsbani sind mit der Sigurðsage vermischt worden. Des ersten Helgi Mutter heißt Sigrlinn (Siglint), wo-

gegen die Sigurds Hjǫrdís; der andere Helgi ist ein Vǫlsung, Sigmunds Sohn und damit Sigurds Bruder. Helgi Hjǫrvardsson ist der Rächer seines Muttervaters; daß Sigurds Zug gegen die Hundingssöhne eine Entlehnung aus der Helgisage ist, wird kaum Jemand leugnen wollen. Falls aber dieses anerkannt wird, muß nothwendig auch noch Weiteres in Betracht gezogen werden. Sigurd rächt an den Hundingssöhnen den Tod seines Vaters Sigmund. In der ältesten süddeutschen Sagenform wurde nicht erzählt, daß Sigmund im Kampfe gefallen sei; Sigmund trat gar nicht mehr auf, in die Geschichte Sigfrids griff er nirgends thätig ein. Es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, in der fränkischen Sage sei Sigmunds Fall und Sigfrids Rache jemals dargestellt worden, die deutsche habe diesen Zug fallen lassen, die nordische bewahrt. Im letzteren Falle müßte für das Nordische jedenfalls Umgestaltung der Geschichte Sigmunds unter dem Einfluß der Helgisage zugegeben werden. Wahrscheinlich ist Sigmunds Fall und Sigurds Rache nordische Neudichtung: wie Helgi den Tod eines Ahnen (später Siglindes Vater) rächte, so wurde Sigurd zum Rächer seines Vaters (Sigmund ist Siglindes Gatte, Sighêr vielleicht ihr Vater gewesen, danach rächt Sigurd seinen Vater, nicht wie Helgi seinen Muttervater), den Hundings Söhne erschlagen hatten. Gerade an denjenigen Stellen, welche wir als nordische Zudichtungen in Sigmunds und Sigfrids Geschichte erkennen, greift Óðin selber ein. Der deutschen und fränkischen Sage war die Theilnahme der Götter gänzlich unbekannt. Also muß zum Mindesten ihr Auftreten, meistens aber auch die damit zusammenhängende Scene nordische Neudichtung sein. Der Bericht der Vǫlsungasaga von Sigmunds Tod geht auf Lieder zurück, die reich an ausschließlich nordischen Zügen sind. Sigmunds Werbung um eine reiche und schöne Königstochter stammt allein aus der fränkischen Sage und vergleicht sich Þiðrekssaga Cap. 152—154. Sein Nebenbuhler ist Lyngvi, Hundings Sohn; mit Wikingschiffen macht er einen Einfall in Sigmunds Land. Sigmund fällt, weil Óðin ihm seinen Speer entgegenhält, woran das alte Götterschwert zerspringt (Vǫls. Cap. 11). Da fahren dänische Wikinger an und nehmen Hjǫrdís mit sich; in Dänemark bei Alf wird Sigurd geboren. Man merkt der Dichtung deutlich an, daß sie zur Zeit des Óðinglaubens und der Wikingerfahrten entstanden ist, also jedenfalls so, wie sie in der Überlieferung steht, unmöglich fränkisch sein kann. Ebenso verhält es sich mit Sigurds Wikingfahrt gegen die Hundingssöhne, bei welcher ihm Óðin erscheint. Die fränkisch-hochdeutsche Heldensage wußte von Schwertern und Waffen zu rühmen, daß Schmiede

von ausgezeichneter Bedeutung, wie Wêland und Mîme, sie geschaffen hätten. Dagegen wurde in der nordischen erzählt, daß sie von den Göttern stammten[1]). So stand in der fränkischen Sage, Mîme habe dem Sigfrid ein Schwert geschmiedet, damit er den Drachen tödte. Die nordische Sage blieb dabei nicht stehen. Gramr wurde ein Erbstück des Vǫlsungengeschlechtes, gleichwie das Tyrfingschwert der Hervararsage, das Óðin ihm verliehen hatte. Von der Vorgeschichte, Sigurds Ahnen, sind nur die Abenteuer Sigmunds und Sinfjǫtlis fränkischer Sage angehörig, wie aus dem Beówulf hervorgeht. Das Übrige ist fast durchweg nordisch. Es wird ja auch besonders viel von Óðin erzählt. So ist die fränkische Gestalt der Sigfridssage im nordischen Gewande kaum wiederzuerkennen. Aber wir sehen deutlich, wo die Umdichtung eingesetzt hat, während auf der anderen Seite es fast unmöglich wäre, die fränkisch-deutsche Form aus der nordischen abzuleiten. — Die Geschichte des Hortes ist im Norden ebenfalls gänzlich erneuert worden; von den Wanderungen Óðins, Hœnirs und Lokis konnte die alte Sage nichts wissen. Dieser Theil ging geradewegs in die nordische Mythologie des 9. und 10. Jahrhunderts über. Die alte fränkische Sage wußte nur, daß Sigfrid dem Wurme einen Hort abgewann. Das Nibelungenlied sagt vom Horte noch 1124:

der wunsch der lac darunter, von golde ein rüetelîn.
der daz het erkunnet, der möhte meister sîn
wol in aller werlde über ietslîchen man.

Die goldene Wünschelruthe, die den Schatz mehrte und vor dem Schwinden bewahrte, ist wohl mit Recht mit dem Andvaranautr zusammengestellt worden[2]). Auch von diesem sagt Snorra Edda: *léz mega œxla sér fé af bauginum.* Grimm meint, die Wünschelruthe sei an Stelle des Ringes getreten. Ebenso leicht kann das Umgekehrte der Fall gewesen sein. Dem Nordischen liegt ein schätzemehrender Ring besonders nahe, da Óðin den Ring Draupnir besitzt, von welchem jede neunte Nacht acht ebenso schwere Ringe abtropfen. Ethisch vertieft wurde die Sache dadurch, daß der Ring, welchen Sigurð der Brynhild gibt, der Andvaranautr ist. Was den Fluch anlangt, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Hort von Alters her ver-

[1]) Vgl. z. B. Hyndluljóð 2:

biðjum Herjafǫðr í hugum sitja;
hann geldr ok gefr gull verðungu:
gaf hann Hermóði hjálm ok brynju,
en Sigmundi sverð at þiggja.

[2]) W. Grimm, Heldensage p. 386.

wünscht war; sicherlich ist aber dieses Motiv erst von der nordischen Sage recht ausgebildet worden, wie auch sonst in nordischen Geschichten der einmal auf einen Gegenstand gelegte Fluch, z. B. beim Tyrfingschwert sich durch Geschlechter hindurch erstreckt. Auf zweierlei Art kam Ódin in die Sage, mit dem Schwerte und mit dem Hort, endlich auch mit der Valkyrje. Jede Gelegenheit, welche die Sage für den Mythus zur Anknüpfung darbot, wurde ausgenützt, so daß die nordische Form der Nibelungensage durchaus mythisch ist. Aber alle die Mythen sind wiederum so ausschließlich nordisch, so daß sie, abgesehen von allem Übrigen, unmöglich in die alte fränkische Form zurückgetragen werden können und damit das mythologische Halbdunkel und alle darauf aufgebauten Folgerungen von der letzteren ganz ferne gehalten werden müssen. Daß die nordische Dichtung mit dem überkommenen Stoffe in freiester Weise geschaltet hat, zeigt sich auch sonst, z. B. in der Verbindung der Ermanarich-Sage mit der Nibelungensage, einer ausschließlich isländisch-norwegischen Neuerung, zu welcher in den zu Grunde liegenden Vorlagen nicht der geringste Anlaß gegeben war. — Die Vergleichung der nordischen Nibelungensage mit der fränkischen lehrt wieder recht eindringlich den Satz, der nicht genug betont werden kann, der die Voraussetzung einer richtigen Einsicht in die gesammte deutsche und nordische Mythen- und Sagengeschichte recht eigentlich begründet, daß die Nordleute aus einfachen Keimen glänzende, neue und phantasiereiche Gebilde schufen. Es soll durchaus nicht in Abrede gezogen werden, daß bei dieser Umwandlung, die alten Vorlagen zum Theile sehr gewonnen haben und viel schöner und erhabener wirken als zuvor; nur muß mit voller Offenheit und Klarheit anerkannt werden, daß dieses Neue eine eigene Schöpfung des nordischen Geistes ist und nicht des germanischen, und daß nimmermehr das ältere Einfache aus dem Späteren, Großartigeren abgeleitet werden darf. Man verwirrt mit einem solchen Versuche die Möglichkeit der klaren Erkenntniß der wirklichen Verhältnisse im stärksten Maße. Mit Recht hat Müllenhoff[1]) bemerkt, die wissenschaftliche deutsche Mythologie sei die unumgängliche, nothwendige Vorbedingung der nordischen; dasselbe gilt von der Heldensage. Aber der Grundsatz muß mit voller, rücksichtsloser Entschiedenheit überall durchgeführt werden, die Ausscheidung des nordischen Elementes in größerem Umfang vorgenommen werden, als Müllenhoff selber sich hiezu verstehen konnte. Wenn der

[1]) Deutsche Literaturzeitung II, 1224 f.

also vorgezeichnete Weg eingehalten wird, so leiten uns auch allgemeinere Erwägungen zu der Ansicht, daß er der richtige, zur Lösung führende sein muß. Man hat fast immer in der Ursage möglichst viel unterzubringen versucht, so daß sich das Erhaltene eigentlich nur als trümmerhafter Überrest herausstellte. Eine Sage, eine Dichtung ist aber keineswegs allezeit in beständig fortschreitendem Verfalle begriffen, vielmehr hat sie Leben, Blühen und Wachsthum, zumal so lange sie in mündlicher Überlieferung sich erhält und noch nicht zu dem von Abschrift zu Abschrift übergehenden Literaturwerk erstarrt ist. So liegt unsere Aufgabe darin, den Kern herauszufinden, und weiterhin zu untersuchen, wie er sich im Verlaufe veränderte durch vielfache, in Zeit und Umständen belegene Anwüchse. Dadurch gelangen wir zu einem Einblick in die wirkliche geschichtliche Entwicklung. Es wäre sicherlich auch verkehrt, wollte man alles Schöne und Ergreifende einer Sage allein in ihrer ältesten Fassung suchen und damit die Möglichkeit ausschließen, daß bei späteren Weiterbildungen Verbesserung und Vertiefung des Gedankens ebensowohl einmal glücklich gelang, als dieser anderseits auch verschlechtert und verflacht werden konnte. Nordische Dichtungen aus deutschen Stoffen verhalten sich wie künstliche, oft auch glänzend und schön ausgeführte Paraphrasen eines einfachen Themas. Weiterhin ist eine genaue Berücksichtigung jeder einzelnen Quelle von höchster Wichtigkeit. Es genügt nicht, vom Inhalt allein auszugehen, diesen zusammenzustellen und so Wiederherstellungsversuche zu machen. Jede Quelle muß zunächst sorgfältig für sich allein geprüft werden in Rücksicht auf die Umgebung, der sie entstammt. Von welch großer Bedeutung dies ist, lehren die nordischen Quellen auf Schritt und Tritt. Erst dann darf mit dem also kritisch gesichteten Inhalte gearbeitet werden. Die Kenntniß der einzelnen Quellen ist aber heutzutage in ungleich besserer und verlässigerer Weise ermöglicht; und daraus ist natürlich Vieles für das Ganze richtigzustellen, und oft sind neue Erklärungsversuche an Stelle älterer, verfrühter zu setzen. — Für die hier vertretene Auffassung über die Entwicklung der Nibelungensage darf wohl auch der Umstand sprechen, daß die Geschichte der Verwandlungen, welche die alte Sage erfuhr, in logisch richtiger Gliederung uns vor Augen tritt. In den meisten Fällen sehen wir, warum und auf welche Art die Veränderungen erfolgt sind, und wie sie das ältere umgebildet haben. Auf diese Vorgänge fiel bei der Ansicht, welche die deutsche Form aus der nordischen erklärte, kein Licht. Räthselvoll blieb, warum dieser oder jener Zug auf einmal verschwand, diese oder jene Zuthat

hinzukam. Sicherlich beruht bei der lebendigen Dichtung Vieles auch auf reinem Zufall und bloßer Willkür eines einzelnen Sängers, und wir würden zu weit gehen, wenn wir für Alles und Jedes den Grund ausfindig machen wollten. Aber so ganz blindlings ist darum das Walten der in der Dichtung schöpferischen Kraft denn doch nicht, und wo sich ungezwungen aus Zeit- und Ortsverhältnissen eine ausreichende Erklärung darbietet, wie in unserem Falle die Wikingerzeit im besonderen Maße dies vermag, da ist sie gewiß auch die richtige; die beste Gewähr für die Richtigkeit der Gesammtheit ist, wenn sie durch das Einzelne Bestätigung findet, wobei unter Umständen auch verschiedene noch nicht völlig klare Punkte aufgehellt werden.

MÜNCHEN, December 1888. WOLFGANG GOLTHER.

ZUR FRECKENHORSTER HEBEROLLE.

Es ist schon früher versucht worden, mit Hilfe einer Urkunde des Bischofs Erpho von Münster vom Jahre 1090[1]) das Alter der Freckenhorster Heberolle zu bestimmen. Der Versuch ist als mißlungen von J. Grimm sofort abgewiesen worden[2]). Wenn ich nun auch der Ansicht bin, daß Grimm im Rechte war, wenn er die beigebrachten Gründe für nicht stichhaltig erklärte, so glaube ich doch anderseits auch, daß die Urkunde an und für sich wohl mehr Licht auf die Heberolle werfen könnte, ja daß sie durchaus die Ansicht von Grimm's Gegnern über das Alter der Handschrift bestätigen würde, wenn man sie, was noch nicht geschehen ist, mit dem Abschnitte 504—534 der Heberolle in Vergleich stellte[3]). Ich habe diesen Versuch durchgeführt, allein je näher ich dem Ende kam, desto mehr überzeugte ich mich davon, daß ebenso wie die Stiftungsurkunde auch diese eine Freckenhorster Fälschung sei und ich somit in die Luft gebaut hatte. Herr Archivar Dr. Ilgen hatte die Güte, daraufhin das Original zu untersuchen und kam dabei zu dem Ergebnisse, daß die äußeren Verdachtsgründe ebenso stark seien wie die inneren. Anordnung, Schrift, Pergament und Siegel stimmen nicht zu den übrigen Erpho'schen Urkunden und weisen eher nach Freckenhorst

[1]) Erhard, Cod. diplom. historiae Westfaliae I, S. 129 ff.

[2]) Kleine Schriften V, S. 1 ff.

[3]) Ich citiere die Heberolle nach der Ausgabe von Heyne: Kleinere altniederdeutsche Denkmäler. 2. Aufl. Paderborn 1877.

hin. Damit verliert sie zunächst jede Bedeutung[1]) für die Datierung der Heberolle. Aber da sie immerhin noch in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts fällt, so ist sie doch nicht ganz unbrauchbar, vielmehr gibt sie uns einen Fingerzeig für die richtige Erklärung des Abschnittes 505—534, des dunkelsten in der ganzen Heberolle[2]). Ich hebe hier gerade die Stelle heraus, welche sämmtliche drei dunkeln Worte in sich schließt:

In anniversario sancte Thiedhildis tô thên neppenon, ande tô thên almôson ande tô themo inganga therô iungeronô twê malt.

Der Abschnitt 505—545 fällt, um das zunächst zu bemerken, aus dem Charakter einer Heberolle insofern heraus, als hier nicht Einkünfte, sondern Ausgaben, und zwar außerordentliche Ausgaben (*âne the rehton pravendi*) der Abtei zum Besten der Stiftsmitglieder verzeichnet werden.

Jacob Grimm hat sich mehrfach über die angeführte Stelle ausgesprochen[3]), ohne zu einer bestimmten Entscheidung zu gelangen: „Wüßte man deutlich, was hier „*jungeron*“ und was ihr „*ingang*“ bedeutet! .. Sind das Novizen, ihr *ingang* die Reception?“ .... Friedländer nimmt dies an, Heyne dagegen erklärt im Glossare: „*jungero* Jünger, Schüler, Klosterschüler“ und „*ingang*, Eingang, Antritt“.

Grimm hat schon bemerkt, daß bei einem Damenstifte höchstens an Schülerinnen gedacht werden könne. Ob wir dann weiter aber „Schülerinnen“ oder „Novizen“ übersetzen, ist bei der Identität der Begriffe gleichgiltig. Allein auch diese Übersetzung trifft das Richtige nicht; ich glaube nur das Wort „Junfer“ nennen zu brauchen, um wenigstens die Möglichkeit einer dritten Übersetzung darzuthun. Sie ist indeß nicht nur möglich, sondern die einzig mögliche. Schüler können nicht gemeint sein, Schülerinnen oder Novizen ebensowenig; denn der *ingang therô iungeronô* fand ungefähr dreißig Male im Jahre statt. Nun gab es aber im 15. Jahrhundert erst neun Pfründen für

[1]) Den schulgerechten Nachweis für die Unechtheit beizubringen muß ich den Diplomatikern von Fach überlassen.

[2]) Eine kleine Berichtigung, welche die Untersuchung ergab, möge hier doch eine Stelle finden. Friedländer, Codex Traditonum Westfalicarum I, S. 21, und ihm folgt Heyne, nimmt eine dreifache Entstehungszeit der Handschrift an. Das ist irrig; bis *De imperatore Heinrici* hat dieselbe Hand geschrieben, von da ab eine andere, nicht viel jüngere. Wilmans (Kaiserurkunden S. 404) hat die ganze Handschrift dem 12. Jahrhundert zugewiesen, dabei muß es auch nach der Ansicht Ilgens sein Bewenden haben.

[3]) a. a. O. V, S. 1 ff.; VI, S. 352 ff.

haushaltende Stiftsdamen [1]), und mehr hat auch die frühere Zeit nicht gekannt [2]). Demnach können unmöglich dreißigmal im Jahre neue Mitglieder aufgenommen worden sein. Ziehen wir aber zunächst das Wort *ingang* in die Untersuchung hinein!

Der „Eingang" fand an folgenden Tagen statt: in Adventu, Nat. Dom., Joh. Evang., in Octava, in Epiphania Domini, in anniversario abbatisse Thiedhildis, in Purific. S. Marie, in Coena Domini, in Pascha, in Invent. S. Crucis, in Ascens. Dom., in Pentecoste, Bonifatii, Joh. Bapt., Petri et Pauli, assumptionis et nativitatis Sancte Marie, Michaelis, Aconii et Antonii, Cosme et Damiani, Maximi, Omnium Sanctorum, [Martini], Andree [3]).

Diese Anordnung nach dem Kalenderjahre rührt nicht von mir her; ich habe sie aus der angeblichen Urkunde Erphos entlehnt, die in der Angabe der Feste bis auf Martini mit der Heberolle (wo es fehlt) übereinstimmt. Es ist interessant zu sehen, wie diese Feier hinzugekommen ist. In einem Verzeichnisse des Goldenen Buches (14. Jahrh.) [4]) heißt es: „*In vigilia beati Martini peragetur memoria episcopi Erponis, qui dedit, ut dicitur, conventui officium de Wartenhorst.*" [5]) In Wirklichkeit war dieser Tag der Todestag des Bischofs [6]), aber ihn im Jahre 1090 zu bestimmen, hätte doch wohl schwer fallen dürfen!

Er ist der einzige Bischof, dessen Gedächtniß feierlich mit einem Schmause begangen wurde, und er hatte das wahrhaftig um die Nönnchen verdient!

Bei der Übereinstimmung der Festtage darf man schon vermuthen, daß auch die übrigen näheren Angaben zu einander stimmen, d. h. daß dieser Theil der Urkunde den betreffenden Passus der Heberolle in anderer Form bietet.

Nun handelt es sich in der Urkunde um eine Erleichterung der Lebensweise der adeligen Dämchen, die von der Äbtissin gar zu strenge behandelt wurden. Bei dem immer mehr anwachsenden Reichthum

[1]) Friedländer a. a. O. S. 182, Anm. 2.

[2]) Nordhoff, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler der Provinz Westphalen II. S. 101. Nordhoff gibt als ursprüngliche Zahl der Stiftsdamen zwölf an.

[3]) Von den sonst wenig bekannten Heiligen Maximus, Aconius und Antonius hatte das Stift im Jahre 861 durch Schenkung des Bischofs Liutbert von Münster Reliquien erhalten.

[4]) Herausgegeben von Friedländer a. a. O. S. 63 ff.

[5]) ibid. S. 102.

[6]) Er starb am 9. November 1097; vgl. Erhard, Regesta historiae Westfaliae. S. 210. Charakteristisch ist der in „ut dicitur" liegende Zweifel an der Schenkung.

des Stiftes fühlten diese die Einfachheit der Beköstigung um so drückender. Mit Hilfe des guten Bischofs Erpho, der eine Mitleid erregende Schilderung ihrer erbärmlichen Lebensweise gibt, wurde dem abgeholfen und Alles in Bezug auf Speise und Trank bis in die Einzelheiten geregelt. In Bezug auf die oben genannten Tage heißt es nun in der Urkunde:

Unde inito in commune consilio tempora constituimus, videlicet in Adventu etc. cum plenum datur servicium septem fercula, cum pleniter non datur quinque dari, ad Cęnam[1] *vero genus cibi quod vulgo struua dicitur.*

Es werden hier zwei verschiedene *servicia* unterschieden, *plena* und *non plena*. Auch die Heberolle unterscheidet, insofern sie bald 4 bezw. 6 Müdde, bald $1^1/_2$ oder 2 Malter Korns ansetzt.

Was ist nun unter *servicium* zu verstehen? Es ist das, was der Convent an jenen Tagen „*dne the rehton pravendi*“ von der Äbtissin zu beanspruchen hatte. Präbenden sind nach klösterlichem Sprachgebrauch die Bezüge aus Küche und Keller; diese waren an jenen Tagen besonders reichhaltig und, was hier noch wichtiger ist, sie wurden in der Abtei, am Tische der Äbtissin verabreicht. Ein Verzeichniß aus der Mitte des 16. Jahrhunderts[2], in dem die einzelnen Speisen und Getränke genau vorgeschrieben sind, zeigt deutlich genug, daß an diesen Tagen die Äbtissin die Junfern zu sich in die Abtei lud und sie dort bewirthete[3]. Was auf diesen *ingang thero iungeronô* verwendet werden mußte, das ist es, was die Heberolle feststellt. War es zu wenig oder wurde Abbruch daran gethan? Genug, die Tendenz der Urkunde ist es, hier ein- für allemal genaue Bestimmungen zu geben.

---

[1]) So ist zu schreiben, nicht *cęnam*.

[2]) Abgedruckt bei Friedländer a. a. O. S. 149 ff. Der Herausgeber setzt das Stück ins 15. Jahrhundert; dagegen spricht schon die Schrift. Die Sprache aber — es ist ein Mischmasch von Hoch- und Niederdeutschem — läßt eher auf die zweite als auf die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts schließen.

[3]) Daß im Laufe der Zeit mannigfache Veränderungen vorkamen, liegt auf der Hand. Der Grund dafür, der in dem Aufkommen neuer kirchlicher Feste, in neuen Stiftungen, in Verlegungen u. s. w. liegt, ist fast überall noch zu erkennen. Bisweilen ist die Abweichung nur scheinbar und findet ihre Erklärung in der Kürze der alten Aufzeichnung, welche mit der Zeit immer mehr ins Einzelne geht. Der Herausgeber hat freilich den Zusammenhang der einzelnen Stücke nicht erkannt, aber aufmerksam gemacht kann ihn doch keiner verkennen. Daß in der Urkunde ebensowenig wie in der Heberolle der Kirchweihetag genannt ist, läßt wohl darauf schließen, daß sie vor Einweihung der jetzigen Stiftskirche (1129) entstanden sind. Der frühere Tag ist nicht bekannt, steckt aber doch wohl in einem nach dem Heiligen bezeichneten Tage.

Nachdem nun festgestellt ist, daß *ingang* die Bewirthung der Junfern bedeutet, und da das Almosen der Bewirthung der Armen diente, so liegt es nahe, bei *to thên neppenen* an eine ähnliche Bestimmung zu denken. Gegen wen konnte die Äbtissin sonst noch Verpflichtungen haben? Gegen die „Herren", Canoniker, Pastore, Vicare.

Heyne erklärt im Glossare: „Die *knippena*, welche zum Weihnachtsabend, am Feste der heil. Thiadhildis, der Schutzpatronin des Stiftes, zu Ostern und zu Pfingsten stattfanden, können nur geistliche Spiele und Umzüge gewesen sein, für die die Zinspflichtigen Gerste zur Bierbereitung lieferten." Von diesen Worten steht kaum eines auf festem Fuße. Zunächst ist die Zahl der Tage falsch angegeben: es sind Coena Domini, Inventio S. Crucis[1]) und Omnium Sanctorum übersehen (vgl. Heyne S. 82, Z. 516 f.). Die Spiele müßten also nicht vier-, sondern siebenmal im Jahre stattgefunden haben. Dann steht nirgends, daß die Zinspflichtigen dieses Korn lieferten, und ebensowenig irgendwo, daß es zur Bierbereitung verwendet wurde[2]). Endlich sehe ich auch nicht ein, weßhalb *knippena* nicht auch Näpfe sein können. Ich bin im Gegentheil sogar der Ansicht, daß es nur Näpfe sein können, freilich Näpfe in einer anderen Form als unsere jetzigen.

Das unserem Abschnitte der Heberolle entsprechende Verzeichniß des 16. Jahrhunderts hat zu all jenen Tagen, wo dort *to thên neppenen* sich findet, den Zusatz „Heildienst". Die weniger ausführliche Aufzeichnung des 14. Jahrhunderts, wie auch die Erpho'sche Urkunde, unterscheiden nicht im Besonderen; es war das ja auch allgemein bekannt. Aber nach der Urkunde gab es zu den Heildiensten zwei Gänge mehr als zu den Halbdiensten, und im 16. Jahrhundert wurde zu diesen Festen ein Ochse geschlachtet, während man sonst ein Rindchen (*risebiter*) nahm, oder gar sich mit Fleisch „aus der Peckel" begnügte. Was hier aber wichtiger ist: an jenen Tagen erhielten nach der Aufzeichnung des 14. Jahrhunderts die Junfern *una crathera vini*[3]); an den Halbdiensten mußten sie sich mit *dimidia crathera* begnügen. Doch auch hiermit dürfte die unverhältnißmäßig große Ausgabe noch nicht genügend erklärt sein. Aber in eben dieser Aufzeichnung ist vorher (Friedländer S. 101) bemerkt: „*Quandocunque*

[1]) Im 14. Jahrhunderte finden sich statt dessen zwei Halbdienste, für die Vigil und den Tag selbst. An der Vigil wurde das Gedächtniß des Stifters Everword begangen. Die Theilung hat demnach wohl der Ausbildung der Stiftungslegende ihren Ursprung zu verdanken.

[2]) Es sind bloße Werthbestimmungen.

[3]) Friedländer a. a. O. S. 103 f.

conventui dabitur plenum servicium, tunc canonici debent procurari lauta et honesta procuratione in mensa domine abbatisse"; und in der Aufzeichnung des 16. Jahrhunderts heißt es zu allen Heildiensten „*Heren zu gaste*". Da nun die Zahl der Herren mindestens sechs betrug, also hinter der der Junfern nicht weit zurückblieb, so kann man sich wohl denken, daß an diesen Tagen das Weinfaß der Äbtissin ein Loch bekam, zu dessen Ausfüllung es wohl eines Malter Korns bedürfen mochte.

Ich glaube demnach, daß wir in den *cratherae* des 14. Jahrhs. die *neppena* des 12. Jahrhs. zu sehen haben. Freilich wird im Mnd. Wb. keine Stelle angeführt, in der *nap* Becher, Pocal bedeutet, allein damit ist nicht bewiesen, daß das Wort im Niederdeutschen die Bedeutung auch nicht gehabt habe. Es möge hier eine Stelle für das Gegentheil angeführt sein. Röchell erzählt in seiner Chronik (c. 1600) von dem Bischof Werner von Münster [1132—1151], daß er jährlich ein Fuder Wein für die Domherren und Andere und einen „*silberen nap uberhen verguldet*" gestiftet habe. „*Daruf steidt die historie von S. Pauwel mit verheben bilderen; und wordt noch heuthe zu dage genompt S. Paulus nap; man kan darin gedoen ungeferlich vif orth weins.*"[1]) Dieser Pocal ist verschwunden, aber auch der Pocal des hiesigen Großen Kalands, den jedes Mitglied bei seiner Aufnahme stehend in einem Zuge leeren muß, führt noch jetzt den Namen „*Nap*". Der Deutung der *neppena* als Pocale dürfte demnach kaum noch etwas entgegenstehen. Daß die Ausgabe speciell zur Weinspende für die „Herren" bestimmt war, möchte ich auch noch daraus schließen, daß in der Heberolle auch der Grünedonnerstag angeführt ist; im 14. Jahrhunderte bekamen an diesem Tage die Junfern noch keinen Wein, während es von den Herren heißt: „*In cena Domini ad mandatum* (Gastlocal) *domina abbatissa ministrabit canonicis et clericis suis species propinando eisdem dabit etc.*"[2]) Für die Schwestern wurde die Weinfrage auch erst nach der Entstehung der Heberolle durch die Urkunde geregelt; bis dahin hatten sie „*minus quam indigerent*" erhalten, dafür „*vilissima cerevisia, nulli fere quam indigentissimo potabilis*". Doch kommt es darauf auch so sehr nicht an. Meine Übersetzung der oben angeführten Stelle würde also folgendermaßen lauten:

„Am Gedächtnißtage der heil. Thiadhild für die Weinpocale (der Herren) und für Almosen und für den Besuch der Junfern zwei Malter."

MÜNSTER in Westfalen. FRANZ JOSTES.

[1]) Geschichtsquellen des Bisthumes Münster III, S. 199 ff.

[2]) Friedländer S. 105.

ÜBER DEN GEGENWÄRTIGEN STAND DER SUCHENWIRT-HANDSCHRIFTEN.

Mit zwein großen, bisher unbekannten Ergänzungen zu Suchenwirt's Gedichten.

IV. C.

Vielleicht kann uns C, die Papierhandschrift der Wiener Hofbibliothek Nr. 10100[a] (Rec. 2201 nach der Eintragung auf der Innenseite des Vorderdeckels) darüber Aufschluß geben. — Die Ecken der beiden Deckel und der Rücken sind mit Pergament überzogen; letzterer trägt ein schwarzes Schild mit der Inschrift in Goldbuchstaben: **Varia Poetica Coll. A O**[1]) **A. Fernberger.**

Christoph Adam Freiherr von Fernberg gehörte dem aus Mittelfranken stammenden Geschlechte der Fernberger an; der Name rührt von dem in der Nähe von Ansbach gelegenen Stammhause Fernberg. Ulrich Fernberger trat um 1470 in die Dienste des Erzherzogs Sigismund von Tirol; sein Sohn Johann ging nach Österreich und kaufte sich 1531 Herrschaft und Schloß Egenberg in Oberösterreich, wonach er und sein Geschlecht sich in der Folge nannte. 1535 wurde er mit seinem ganzen Mannesstamme von König Ferdinand I. mit dem Erbkämmereramte in Österreich ob der Enns belehnt. Sein Enkel ist Karl Ludwig Fernberger zu Egenberg, Hochhaus und Messenbach, Herr der Herrschaften Sitzenberg (im politischen Bezirke St. Pölten, also nicht sehr weit von Neidenstein) und Fahrafeld in Niederösterreich. Obwohl Lutheraner wurde er 1615 Regimentsrath in Niederösterreich. Aus seiner ersten 1594 geschlossenen Ehe stammten zwei Söhne: der ältere ist der Urheber dieser Handschrift, Christoph Adam Fernberger von und zu Egenberg, Herr zu Wiernitz (jetzt Würnitz im Gerichtsbezirke Korneuburg) in Niederösterreich. Die Nachrichten über ihn lauten dürftig. Er lebte der Wissenschaft und Kunst; dafür spricht deutlich genug sein handschriftlicher Nachlaß. Auch dichterisch versuchte er sich, wie u. A. aus C f. 164[a] zu ersehen ist. 1650—1656 war er niederösterreichischer Ritterstands-Verordneter; obwohl zweimal vermählt, hinterließ er keine Kinder. Sein Bruder Christoph Karl war schon vor ihm aus dem Leben geschieden; mit seinem Stiefbruder Christoph Ferdinand, der General und Oberst eines kaiserlichen Regimentes war, starb 1671 der letzte männliche Sprosse dieses Geschlechtes (vgl. Hoheneck a. a. O. 3. Bd., S. 159—164 und Wissgrill a. a. O. 3. Bd., S. 31—36).

[1]) Es soll richtig heißen *C*, wie schon aus pag. 139 des 6. Bandes der Tabulae codicum zu ersehen ist.

Christoph Adam Freiherr von Fernberg ist der Urheber von C oder, nach dem Schilde und 6. Bande der Tabulae codicum, der Sammler. Diese Bezeichnung ist aber keineswegs dahin zu verstehen, als ob die sechsundvierzig Theile der Handschrift, nahezu ausschließlich Dichtungen[1]) des Mittelalters und der Neuzeit in deutscher, aber auch in lateinischer Sprache, durchaus Originale wären, welche Fernberg gesammelt und zu einem Bande vereinigt hätte. Gleich die ersten zwölf Nummern sind es nicht, sondern sie sind Abschriften einer umfangreichen Handschrift aus dem Jahre 1402, die ich im Folgenden N nenne. Aber gerade sie erregen unser Interesse, da unter ihnen zehn Suchenwirtische Gedichte vorkommen; es sind folgende:

Fortlaufende Zählung der Gedichte	Primisser's Zählung	Von Blatt ... der Handschrift bis Blatt ...	Überschriften der Gedichte
1	IV	f. 1^a—6^a [2])	Von Herczog Albrechts Ritter | [3])schafft in Prewssenland | Anno Dni M°CCCL XXVII (*Schnörkel*).
2	XXXIV	f. 6^b—7^b	Von der Fürsten taylŭng in | Osterreich Herzog Albrecht | vnd Herzog Lewppolt.
3	XX	f. 7^b—10^a	Von Fünf Fürsten von dem von Maylan | Von Marchgraf Sigmund von Karlur | Von Herczog wilhalm von Osterreich | vnd von Herczog Lewppold von Osterreich (*Schnörkel*).

[1]) Die Prosa ist nur durch wenige Stücke vertreten. — Zu den jüngsten Theilen des Codex dürfte wohl Nr. 32 (f. 175^b) gehören: „Chŭrzweilige Soldatenlieder .... so deß Herrn Oberst (?)-Leidenambt Fernbergerß Musterschreiber gesungen hat .... 1645." Diese Mittheilung wird sich auf Adams Bruder Christoph Karl beziehen, welcher kaiserlicher Oberst und von 1636 bis an seinen Tod im Jahre 1653 General-Landoberstlieutenant im Erzherzogthum Österreich unter der Enns war.

[2]) Die Handschrift zählt 242 Blätter in Folio. Eine Blattzählung ist oben rechts mit Blei angebracht und stammt aus neuester Zeit; a bezeichnet die vordere, b die rückwärtige Seite. Allerdings finden sich hie und da oben Zahlen von alter Hand, aber diese beziehen sich nicht auf die Paginierung, sondern sind Nummern, womit einzelne Theile der Handschrift schon vor ihrer Vereinigung zu diesem Bande bezeichnet waren, die somit nicht immer gerade fortlaufend sind.

[3]) Die senkrechten Striche bezeichnen die Brechung der Überschrift in zwei oder mehrere Theile.

Fortlaufende Zählung der Gedichte	Primisser's Zählung	Von Blatt ... der Handschrift bis Blatt ...	Überschriften der Gedichte
4	V	f. 10^a—11^b [1]	Von Herczog Albrecht seeligen | Von Osterreich.
5	XXXV	f. 23^b—25^a [2]	Von zwayn Päbsten.
6	XXXVII	f. 25^a—26^c	Von der Fursten Chrieg | vnd von Reichstetten.
7	XIX	f. 26^c—27^c	Daz ist die Red uon dem | Teychner darnach und er | gestorben ist
8	XLV	f. 27^c—29^a	Ein Red uon der hubschen Lug.
9	XLIII	f. 29^a—29^b	Die red haizt der fromd Siñ | Vñ ist mit vercherten worten | daz merkht ye an der leczten Silben, die antwort irm genoz|zen hinder sich vnd fur sich vnd | ist geticht chrewczweys.
10	XXXVI	f. 30^a—30^b	Die Red haizt der vmbgecherte Wagen

38 bis 56 abgesetzte Verse, die meisten mit großen Buchstaben beginnend, bilden eine Columne auf jeder Seite. Sowohl der Text wie die Überschriften sind mit schwarzer Tinte geschrieben, die Überschriften durchaus mit größeren Zügen, und zwar hat eine Hand die Überschrift zu Nr. 1 und die sechs ersten Verse dieses Gedichtes lateinisch cursiv, von f. 23^c—30^c die Überschriften lateinisch cursiv, den Text nahezu ausschließlich deutsch cursiv geschrieben; eine zweite Hand schrieb von V. 7 auf f. 1^a—11^b Text und Überschriften gothisch. So schön diese Schrift ist, gar Manches, namentlich die großen Buchstaben, lassen die jüngere Hand leicht erkennen. — Während aber bis f. 11 undeutlich geschriebene Wörter äußerst selten begegnen, läßt die Schrift von f. 23^b an, was Deutlichkeit betrifft, viel, stellenweise wie in Nr. 8, sehr viel zu wünschen übrig: nicht nur *a* und *e*, auch *r* und *t*, *p* und *f* sind zuweilen mit Sicherheit nicht zu unterscheiden.

[1]) Darauf folgt f. 11^b—17^b: Die Chünigin von Frankreich \| hat geticht ein varunder man \| der hiez Schöndoch und f. 17^b—23^b: Die Redt haizt Ots vnd hat \| geticht maister Chunrad von Wircz \| purckh.

[2]) Fol. $24^{a\,b}$ wurde durch Versehen zwischen f. 30 und 31 gebunden.

Die Schreibweise der Handschrift erinnert vielfach an B, wenn auch C im Ganzen, besonders von f. 23ᵇ an, einen jüngern Eindruck macht. Was S. 235 über den Gebrauch der Majuskel im Innern der Verse, die Anwendung des Dehnungs-*h* (*begehrt*, *werthen* C 3ᵇ und 6ᵃ = P IV 278 und 567 u. ö.) und die Vorliebe von *z* und *cz* für *tz* gesagt wurde, gilt auch von C. An Inconsequenz lassen es auch die Schreiber von C nicht ganz fehlen; so begegnen unter Andern in Nr. 1 V. 131, 133, 180, 187, 240, 241, 249 und 487, in Nr. 4, V. 33 u. s. w. die Eigennamen mit kleinen Anfangsbuchstaben.

Im Gebrauche der Haken jedoch zeigt unsere Handschrift einen auffallenden Unterschied im Vergleiche zu B. Wie in unserer Schreibart findet sich in C ober dem *u* ein Ringlein (˘ ˘ ᶜ) und die Umlaute des kurzen und langen *a*[1]), *o* und *u* werden durch zwei darüber gesetzte Punkte oder Striche (¨ ⁝ ″ auch ˘) angedeutet und dies so allgemein, daß man dort, wo in einem der beiden Fälle die Bezeichnung unterblieb (z. B. *chunig* in Nr. 3, *fursten* C 25ᵃ = P XXXVII, 13 u. ö., *fromd* C 29ᵃ im Titel von Nr. 9) ein Versehen der Schreiber annehmen darf. Sonst finden sich Haken nur sporadisch angewendet, z. B. *geschlëchte* C 7ᵇ = P XX 2, *sêt* = *sæt* C 8ᵇ = P XX 75 (ähnlich im V. 167), *chrům* C 6ᵇ = P XXXIV 11, *wůchs* (A *wuechs*) C 29ᵃ = P XLIII 59, *stȯrt* C 30ᵇ = P XXXVI 67, *wŭchsen* (= *üe*) C 26ᵃ = P XXXVII 71, *wÿmel* C 2ᵇ = P IV 187 u. ö. (die Punkte auch schief übereinander). Man sieht daraus, daß die Schreiber es geflissentlich unterließen, ihrer alten Vorlage in der Wiedergabe der Haken getreu zu folgen. Wo letztere, wie in den obigen Beispielen, sich dennoch finden, sind sie ihnen bei dem mechanischen Abschreiben gegen ihren Willen mitunterlaufen. Daraus erklären sich umgekehrt aber auch Fälle, in denen wohl der Haken weggelassen, aber das Zeichen für den Vocal nach der den Schreibern geläufigen Art zu transscribieren vergessen ward, wie *beruren* (= *üe*) C 1ᵃ = P IV 33, *wuchsen* (= *uo*, *ue*) C 28ᵃ = P XLV 27 usw., *yder* C 4ᵃ = P IV 320 u. ö. Geradezu störend ist in Nr. 9, 65 die Schreibweise Sŭchenwirt, da nach dem ausgesprochenen Plane dieses Gedichtes die Umkehrung der letzten Silbe auf *treib* reimen soll.

Darnach kann es nicht Wunder nehmen, daß sich in C Bezeichnungen von Halbdiphthongen durch Haken auffallend wenig, von Svarabhakti gar nicht finden. Für erstere ließe sich anführen:

---

[1]) Vereinzelt findet sich *wête* : *schrête* (= *œ*) C 8ᵇ = P XX, 98 und *ee* = *œ*: *seeligen* C 10ᵃ im Titel zu Nr. 4.

ü = *u*^{e} C 7^{b} und 8^{b} = P XX 11 und 101 *chümer* und *pürg*, vielleicht noch *i* = *e*^{e} C 2^{b} = P IV 183 *gisein* (das nach A richtig *gesein* heißen soll). Bezugs der Svarabhakti macht es für das erste den Eindruck, als ob die Schreiber sich vollkommen ablehnend dagegen verhalten hätten, denn in C vermißt man selbst Svarabhakti, die in A durch *e* oder *i* gegeben sind, so C 2^{a} = P IV 101 *Cherg*. C 27^{a} = P XIX, 71 *Kirchen*, sogar solche, die metrische Geltung haben, wie C 3^{b} = P IV 264 *gern*, C 7^{b} und 9^{a} = P XX 14, 158 *ernst* und *stern*, C 2^{ab} = P IV 133, 192 *perchtold* und *arbeit*. Aber dagegen finden sich in C einige, wenn auch wenige Svarabhakti, die A nicht hat, so *Marschalich* C 4^{a} = P IV 317, und in Nr. 8 V. 27 *Marichfilt* mit metrischer Geltung. Statt *arm* (richtig *arem*) in A hat C Nr. 6 = P XXXVII 34, 39, 54, 102 *armen*.

Ebenso sparsam sind die Unterscheidungszeichen angewendet: acht von den zehn Überschriften folgt ein Punkt (vgl. S. 304 f.), desgl. dem letzten Wort in der Schlußzeile von Nr. 5—10. Der Schreiber der ersten vier Nummern hingegen setzt nach dem letzten Worte zwei Punkte und dazwischen einen Strich (:.).

Der Gebrauch der Abkürzungszeichen ist nicht nur gegenüber A, sondern selbst im Vergleiche mit B sehr beschränkt. ˜ wird nur für auslautendes *er* gebraucht (zuweilen vergessen, wie in Nr. 1 V. 34 *gancz*, 131 *dain* = *der ain* u. s. w.), ¯ für *e* vor *l*, *n* und *r* (C 7^{b} = P XXXIV 123 *manchn̄*, C 11^{b} = P V 147 *himlreich*. C 26 = P XXXVII 80 *Ewr*), für fehlendes *n* und *m* (*dieste* C 27^{a} = P XIX 45, *Sin* im Titel von Nr. 9; in *manige* C 2^{b} = P IV 155 wurde das Abkürzungszeichen für auslautendes *m* vergessen); *un* noch nach alter Weise für *und* oder *unde*.

Nach alledem erscheint es nicht auffällig, wenn in C auch die Sprachformen vom Drange zu modernisieren nicht ganz unberührt geblieben sind. So sucht man Formen mit auslautendem *t* in der 3. Person Pluralis im Indicativ des Präsens vergebens; neben *was* zeigt sich auch C 11^{b} = P V 144 *war*; die gut österreichische Form des Präteritums *leuff*[1]) von A wurde in C 29^{b} = P XLIII 47 durch *lief* ersetzt, hingegen wurde C 28^{a} = P XLV 83 *leuffet* beibehalten. Die 2. Person der Einzahl im Ind. des Prät. starker Verba muß sich, so schwer dies geht, Umänderungen gefallen lassen; so hat C in der

[1]) Vgl. Anton Schönbach, Erstes Stück der Mittheilungen aus altdeutschen Handschriften. Wien 1878, Separatabdruck S. 7 und Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur, 20. Band (1876): Über einige Breviarien von St. Lambrecht S. 187 ff.

Rede vom Teichner V. 84 *du gepört* (A *gepaer*). Veraltet scheinende Präterita starker Verba sollen schwache Form annehmen; so heißt es in der Rede auf den verstorbenen Herzog Albrecht III:

Silber und gold er ringe wagt
und gab . . . . . .
manigem Ritter, der da phlagt
der raiz. V. 65 ff.

sch für anlautendes *s* begegnet noch nicht häufig (*schlecht, schlug* C 3^{ab} = P IV, 209, 295 u. s. w.); von *soln* werden stets Formen mit anlautendem *s* verwendet; *mancher* findet sich nur vereinzelt (C 5^{a} = P IV 452). In diesen drei Punkten zeigt sich Übereinstimmung mit B (vgl. S. 238), desgl. auch in der Abneigung, *b* für *w* zu setzen; Beispiele finden sich allenthalben, besonders auffällige in Nr. 9. Von zehn Reimstörungen in diesem Gedichte rühren sieben von dieser Abneigung. So lautet V. 4 *geb* : *weg*, V. 8 *sib* : *wis*, V. 30 *wag* : *gab*, V. 53 *war* : *Rab*, V. 57 *wer* : *reb*, V. 65 *Süchenwirt* : *treib* und V. 66 *wol* : *lob*. — P. IV 131 hat nach A *Hainreich*, C 2^{a} *Hainrich*, für das in A durch den Reim auf *pran* gesicherte *prewtigan* bringt C 3^{b} = P IV 264 *prewtigam*, 7^{b} = P XXXIV 105 *leczten* (A *lesten*) und 27^{b} = P XIX 92 *nühn* (A *nu*). Nebenbei erwähne ich den ausgedehnten Gebrauch von *k* (*kk*) im Anlaut, besonders aber im In- und Auslaut für das in A so häufige *ch* (*kch*, *chk*), den Übergang von *a* in *o* (*morner* C 2^{b} = P IV 190, *volsche* C 6^{b} = P XXXIV, 11) und von *i* in *ü* = *u* (C 1^{a} = P IV, 7 *Zichtig*).

Daß N der Sprache nach identisch mit A war, ersieht man deutlich aus C trotz der eben besprochenen Änderungen; diese berühren somit den eigentlichen Sprachcharakter von C nicht. Sie konnten und wollten ihn gar nicht alterieren, denn sie gingen von Leuten aus, deren Sprache, wie selbst mehrere der Änderungen bezeugen, dem österreichischen Sprachgebiete angehörte, die aber manche alte Formen des österreichischen Dialects, als nicht mehr zeitgemäß, durch andere ihnen passendere ersetzen zu müssen glaubten. Damit hängt es zusammen, daß durch diese Änderungen der Sinn der Handschrift nicht oder doch nur unbedeutend entstellt wurde.

Ganz verschieden von diesen Änderungen bezwecken andere eine Besserung des Versbaues, namentlich einen regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung, so durch Einsetzung einzelner Wörtlein: Nr. 7 V. 67 *er* nach *hiet* (dadurch Unsinn!) und V. 68 *und* nach *nain*, Nr. 10 V. 8 *eins* nach *ich*; durch Weglassung einsilbiger Wörter, z. B.

und in Nr. 1 V. 25 und 364, *die* nach *fursten* in Nr. 6 V. 13 und *den* in demselben Gedichte V. 28 u. s. w.; durch Unterdrückung des Vocals in der Vorsilbe *ge-* : *glauben* C 23ᵇ = P XXXV, 13 u. s. w.; durch Abwerfung des Präfixes *ge-* : *schrifft* C 10ᵇ = P V 29; durch Ausstoßung von Silben: Nr. 1 V. 171 *manig*ᵛ*lay*; durch Apokope Nr. 1 V. 356 *gut*$^{en}_{e}$ und 388 *tugend*^{en}, in Nr. 5 V. 114 *soll*^{en} *wir* u. s. w.; aber auch durch Einführung der vollen Formen, besonders statt der synkopierten, so C 6ᵇ = P XXXIV, 25 *armes*, C 10ᵃ = P V 8 und 11 *seinem* (A *seim*) und *frouen*, C 26ᵃ = P XXXVII, 63 *allen* u. s. w. — Alle diese Änderungen erfüllen fast ausnahmslos ihren Zweck.

Leider finden sich nicht selten ganz zwecklose Änderungen gleicher Art; so begegnen in Nr. 1 allein 14 Verse, in welchen ein kurzes Wort fehlt (V. 8 *auch*, 33 *mer*, 132 *den*, 172 *ir*, 234 und 471 *die* nach *pferd*, 295 und 469 das zweite *daz*, 400 und 406 das zweite *der* und *dem*, 499 sowie 536 *und*, endlich 510 *so*; in Nr. 4, 93 *der*, in Nr. 5, 5 *nicht* [dadurch die Stelle sinnlos], in Nr. 7, 15 *wann*, in Nr. 8, 103 *in*, in Nr. 10, 10 *in* und V. 37 *der*), auch sonst Verse, in welchen Vorsilben ganz unterdrückt werden (Nr. 5, 22 ᵛᵉʳ*irret*, Nr. 7, 65 ᵍᵉ*pracht*), ferner Synkopen (Nr. 1, 12 und 490 *edl* u. s. w.) und besonders Apokopen (*und*ᵉ in Nr. 1, 7, 267 und Nr. 2, 5, *tisch*ᵉ Nr. 1, 392 u. s. w.), aber auch Einsetzung des unterdrückten Vocals im Präfix *be-* (*belaib* Nr. 9, 53), Zusatz von Silben zu Anfang oder am Ende der Wörter (*gestain* Nr. 1, 251, *geschrifft* [1]) Nr. 7, 64, *meinem* Nr. 1, 265, *haben wir* Nr. 5, 19, ähnlich Nr. 6, 69), sowie Einfügung von überflüssigen einsilbigen Wörtlein (Nr. 7, 31 *Allen* **den,** 51 *ezzen* **an,** Nr. 9, 54 **des** *todes*, ähnlich Nr. 10, 28 und 53).

Manches dürfte auf Rechnung von N zu setzen sein; denn mag dieselbe, was Verläßlichkeit des Textes betrifft, selbst A gleich stehen [2]), so kann man doch mit Sicherheit annehmen, daß sie von ungleichmäßigen Schreibungen, mancherlei Versehen und Schreib-

[1]) Vgl. Schönbach a. a. O. S. 9, Anm. 3.

[2]) Die Übereinstimmung zwischen A und C ist oft wirklich überraschend. So hat C in Nr. 1, V. 116:

Chlar Rainfal schancht man ein,

A hat *Chlarn*, es stand aber ursprünglich *Chlar*; V. 128 *ain*, auch A hatte anfänglich so, dann wurde noch ein *n* über *n* geschrieben, daß es *ainn* heißt, V. 471:

Die pferd wurden hellich,

A hatte ebenfalls *wurden*, der Schreiber änderte es aber in *worn*; V. 473 *grauden*, ebenso A, der Schreiber besserte aber in *gravden* (Graudenz); V. 487 hat P *den*

fehlern, Willkürlichkeiten und verderbten Stellen nicht ganz frei war, zumal bei ihrem großen Umfange mehrere Schreiber daran gearbeitet haben werden. Auch konnten einzelne Theile schon ursprünglich undeutlich geschrieben worden sein, wahrscheinlich aber hatte die Vorlage im Laufe von mehr als 200 Jahren allerlei Schaden gelitten. — Daraus erklären sich Schreibfehler [1]), Trübungen und Störungen des Reimes [2]), sowie sinnlose Stellen [3]) in C, von denen freilich ein guter Theil den Schreibern dieser Handschrift, die auch in ihrem Drange, ihnen Unverständliches zu bessern, nicht immer eine glückliche Hand hatten, zur Last fällt.

Das glaube ich auch von den Lücken in C, die allerdings zusammen nur sieben Verse betragen; es fehlen nämlich ohne äußere Unterbrechung in Nr. 1 die Verse 197 und 198, in Nr. 9 die Verse 25—27 und in Nr. 10 die Verse 75 und 76. Vielleicht stammt auch von ihnen die Umstellung der Verse in Nr. 1, wo ohne jede Reimstörung auf V. 308 die Verse 311, 312, 377, 378, 309, 310, 313 und 314 folgen, dann geht es mit V. 315 in der Ordnung von A weiter. Nr. 9 schließt mit V. 68, die in A noch folgenden vier Zeilen stehen in C unmittelbar nach dem Titel, wohin sie auch mit Recht gehören (vgl. S. 209).

Has. A und C *der* und V. 495 *Der zehent*, A und C *Daz*. P schreibt XXXIV, 55 *sighaft*, C *sigehaft*, A desgleichen, aber das *e* ist durchgestrichen, doch steht ein Punkt darunter; es dürfte also doch das *e* gelten. C hat in Nr. 9, V. 4 *weg* und V. 53 *war*. A ursprünglich auch so, der Schreiber änderte aber dann in *beg* und *bar* um.

[1]) Z. B. in Nr. 1, 65 *den fursten*, 120 *reichart*, 188 *pogenschizzes*, 200 *an* statt *ain*, 372 *lehen* für *leben*, 476 *spruch*, Nr. 2, 24 *drünen* (A *Drümen*), in Nr. 3, 8 *Daz*, in Nr. 6, 47 *schroten*, 53 *vergozzen*, in Nr. 8, 4 *Die* anstatt *Do*, 11 *ober*, 31 *Singen* für *Giengen* (vgl. K II, §. 5 und III, §. 8), in Nr. 9, 4 *chunstes*, und 45 *in* für *im*, ferner in Nr. 10, V. 42, 67 u. 88.

[2]) In Nr. 1, 45 *veracht* (N *veriach* : *gesach*), 412 *lobesan* (: *nam*), in Nr. 3, 191 *gedan* (: *davon*), 238 *kitte* (: *gute*), in Nr. 4, 33 *paris* (A *Pareis* : *weis*), in Nr. 6, 86 *erden* (: *werde*), 112 hat der Schreiber anstatt des Reimes auf *gemaine* dieses Wort nochmals geschrieben, in Nr. 8, 29 *eselgarten* (: *narren*), wofür wohl *eselkarren* zu setzen ist (vgl. Lexer I, S. 709, III, S. 167 und die zweite Ausgabe (1881) des Taschenwörterbuches unter *G* und *K*) und 101 *er gawen* (: *khann*), wofür P mit Recht *gewan* setzt (vgl. seine Ausgabe 170), in Nr. 9, 3 *der frewden joch* (A *chor* : *roch*), 17 *niemen* (: *mein*) und 20 *og* (: *ge*).

[3]) In Nr. 1, 57, 76, 98, 127, 138, 141 (!), 146, 166, 167, 178, 187, 207 (!), 216, 239, 256, 282 (!), 284 (!), 304 (!!), 308, 317, 321 (dadurch auch Reimstörung), 435, 474 (!!) und 567, also 24 Fälle (vgl. PS. 154), in Nr. 2, 123 (vgl. PS. 162), in Nr. 3, 167 (vgl. PS. 155), in Nr. 5, 5 (vgl. PS. 162), in Nr. 7, 5 u. 6 (vgl. PS. 159), in Nr. 10, 38 u. 84 (vgl. PS. 162 f.).

Immerhin erscheint C. trotz aller Rücksichtnahme auf N. nicht mit ganz gleicher Sorgfalt abgefaßt wie B (vgl. S. 237). Dieses sowie ihr unbedeutendes Alter ist keineswegs geeignet, ein günstiges Vorurtheil bezugs ihres Werthes zu erwecken: in Wirklichkeit aber ist derselbe durchaus nicht gering. Sie hat zwar, wie wir gesehen, selbst mancherlei Gebrechen, aber diese sind meist leicht oder doch durch Heranziehung von A zu beseitigen. Im Allgemeinen bringt C einen sehr guten Text. Den besten Beweis liefert ein Blick in die Ausgabe von Suchenwirt's Gedichten, wo P S. 154 ff. die verbesserungsbedürftigen Stellen aus A anführt. Soweit diese Gedichten angehören, die auch in C vorkommen, sind sie fast ausnahmslos durch C zu bessern [1]). Und diese Stellen ließen sich noch leicht vermehren, wie denn überhaupt C in einer neuen Ausgabe eine größere Beachtung finden muß. — Im Gedichte auf den verstorbenen Herzog Albrecht III. fehlt in A V. 42; C hat diesen Vers, und dadurch ist die Reimstörung in A behoben. Nichts, weder ein äußeres Zeichen noch der Sinn, läßt in A erkennen, daß im Gedichte von Herzog Albrechts Ritterschaft nach V. 366 etwas fehlt: C bringt aber an dieser Stelle sechs inhaltlich durchaus nicht bedeutungslose Verse, die aller Wahrscheinlichkeit nach echt sind und daher von P mit Recht in seiner Ausgabe als Verse 367—372 in den Text aufgenommen sind. — In Bezug auf die Zahl der Gedichte wird diese Handschrift nur von A und B übertroffen, aber unter den zehn Gedichten von C findet sich das Gedicht von fünf Fürsten, das in A gar nicht vorkommt [2]). Von dem Gedichte *von hübscher Lug* besitzt A bloß den Anfang (V. 1—23), in C nur allein findet sich das Gedicht ganz [3]).

[1]) Abgesehen von den Nummern 3 und 8 liefern besonders 1, 2, 5, 6 und 10 für die Textkritik recht Brauchbares.

[2]) Dieser Umstand mag mit dazu beigetragen haben, daß P noch vor dem Erscheinen seiner Ausgabe in Hormayr's Archiv (Jahrgang 1822, S. 188—191) dieses Gedicht, sowie das auf den verstorbenen Herzog Albrecht III. abdrucken ließ. P setzte nicht einmal seinen Namen darunter, wohl aber unter den Titel die Bemerkung: „Nach einer Handschrift der k. k. Hofbibliothek." Natürlich ist diese Handschrift C. Später (aber noch in demselben Jahrgange des Archivs S. 218—221) hat er aus geschichtlichem Interesse, das bei ihm immer vorwog (vgl. S. 221 f.), aus derselben Handschrift noch drei andere historische Gedichte, nämlich von zwein Päpsten, der Fürsten Theilung und der Fürsten Krieg veröffentlicht.

[3]) Ein ähnliches Quodlibet bietet das Liederbuch der Hätzlerin in Haltaus' Ausgabe S. 201—203 mit dem Titel: Ain aubentewrliche rede vnd vellt von ainem czu dem andern, ferner Lassberg im Liedersaal S. 383 f. des zweiten

C ist aber in Bezug auf dieses Gedicht ein Unicum, da die Vorlage von C gänzlich verschollen ist.

Von dieser gibt C[1]) auf f. 31[a] folgende Nachricht: In disem alten buech | [2]) daraus dise Reimen geschriben sein | dise getichte zu finden samt der Tichter Nemen[3]):

1.	Zwainzig Oesterreichischer Helden Ritter Thaten, das in ein absonderlich buech vnder meinen historicis sub [lit[4]) .... loc... lib... da Eitel authores Manuscripti, eingeschriben worden	p. 66.
2.	Die schön Abentewr. Des Peter Suchenwirt	„ 5.
3.	Von der mynne und seim vrteil vnd slaff	„ 9.
4.	Der Rat von dem Vngelt. Eiusd.	„ 2.
5.	Von der geuticheit. Eiusd.	„ 2.
6.	Von zweien Bäbsten Eiusd	„ 1½
7.	von dem Würfelspil Eiusd	„ 2.
8.	von der Fürsten chrieg und den Reichstetten Eiusd.	„ 1½
9.	von der hubschen lug Eiusd	„ 1½
10. 11. 12.	von dem Prief, Jagd, Widertail. Eiusd.	„ 8.
13. 14.	von dem Phenning, Verlegenheit Eiusd	„ 6.
15.	von zehen geboten Eiusd	„ 3.
16.	Der getrewe Rat. Eiusd	„ 2.
17.	von dem Teychner Eiusd.	„ 1½
18.	von herzog Albrecht Ritterschaft in Preissen 1377. Eiusd.	„ 8.
19.	von herzog Albr. vnd Leupolt Tailung. Idem	„ 2
20.	von unser lieben Frauen 7. frewden Id	„ 21.
	5. fürsten von Mailan, von Marchgraf Sigmund von Carlur, von herzog Wilhelm vnd Lewp[olt] von Oesterreich	„ 4
21.	von den 7. todsünden	„ 3.

Bandes unter der Überschrift „Luderei“. Das Gedicht ist aber hie und da anstößig, es fängt an:

Ich bin komen an die stat
Daz man rot snecken wat u. s. w.

und endet:

Der biett mir den win her
So trinck ich nach mins hertzen ger (128 Verse).

[1]) Dieselbe Hand, welche f. 6[a] unten am Rande rechts bemerkte: Peter Süchenwiert hujus descriptionis author, wahrscheinlich identisch mit dem Schreiber von V. 1—6 f. 1[a] und f. 23[b]—30[b].

[2]) So ist die Überschrift gebrochen.

[3]) Die gesetzten Unterscheidungszeichen sind in der Handschrift.

[4]) Fernberger hat vergessen, die Signaturen an den leer gelassenen Stellen nachzutragen.

22. Der fromb sinn mit vercherten worten Eiusd. p. 1.
23. Der vmbgecherte wagen eiusd. „ 1
24. 25. von dem jüngsten gericht, Neuen Rath eiusd. „ 5½
26. von Aristotelis reden. Idem „ 5
27. Von Herzog Albrechten von Oesterreich Id „ 2.
28. Vnsers Herrn Wapen authore Versweigseinnicht „ 7.
29. von der Chůnigin von Frankreich des Schöndoch „ 10.
30. von Chaiser Ott Maister Chunraz von Wirzburg „ 10.
31. von vnser Frauen die gulden Smitte. Eiusd. „ 26½.
32. vnser frawen Wappen des Harder[1]) von Frankh (Franken?) „ 3½
33. legend vom heiligen Chreuz Maister Heinrichs von Freiberg „ 12.
34. Von 2. S. Johansen Euangelisten vnd Baptisten geticht Chlein Hansen von Chostniz „ 7.
35. von 7. farben geticht Jacoben Peterswald „ 8.
36. Der Ritter mit dem Herzen Maister Gotfrid von Strasburch „ 7.
37. Vom chůnig im Pade „ 4.
38. Von Stet vnd Vnstette auth. Verschweigseinnit „ 2½
Vnd dises alles geschriben Anno domini mcccc" secundo In Vigilia SS. Viti Modesti et Crescentiae martyrum.
39. Von unser frauen Marien lob, geticht genant die guldin Arch, Heinrich hunder Pfundts „ 41.
40. Vom cheuferen (?) von Orient „ 5.

Für diese Mittheilungen über Inhalt und Zeit der Abfassung von N sind wir Fernberg zu großem Danke verpflichtet: wir erhalten dadurch werthvolle Anhaltspunkte für die Beurtheilung von C, aber auch von B. Denn wem fiele nicht gleich bei der Lectüre der ersten Nummer dieses Inhaltsverzeichnisses der Titel ein, welchen Enenkel (vgl. S. 233 f.) B vorangestellt hat? Der Anfang desselben: „Dises Heldenbuech oder beschreibung XX. Oesterreichischer umb die 1300. 1330. 1350 1380 berümbten helden Ritterlicher Thatten Ist abgenommen" u. s. w. führt nur umständlicher aus, was

[1]) Vgl. Germania 3. Bd., S. 308—313 und K. Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, Stuttgart 1862, S. 182, 192—198 und 628. Bartsch' aus den Reimen erschlossene Annahme, Harder habe noch dem 14. Jahrhunderte angehört, findet durch Nr. 32 des Inhaltsverzeichnisses volle Bestätigung. Harder kommt auch in der Wiltener Meistersänger-Hs. vor, ferner in der von K. J. Schröer im zweiten Bande der Germanistischen Studien (von K. Bartsch, 1875), S. 206 ff. behandelten, in der Privatbibliothek des Kaisers von Österreich befindlichen Meistersänger-Hs. aus Steier.

die erste Nummer dieses Inhaltsverzeichnisses kurz sagt. Was Enenkel unter diesem Titel lieferte, ist nun bekannt. Aber schon 1827 schrieb P, ohne irgend eine Ahnung von B gehabt zu haben, in der Einleitung seiner Ausgabe pag. LI über den Anfang des Inhaltsverzeichnisses: „Die erste Nummer mit den Heldenthaten zwanzig österreichischer Ritter ist offenbar die Sammlung historischer Gedichte unseres Suchenwirt, welche ...., wenngleich nicht mit Suchenwirt's Namen bezeichnet, doch durch unverkennbare Ähnlichkeit der Sprache sowie durch Andeutung eines Zeitgenossen, der Suchenwirt als den Dichter von den Wappen rühmt, ihren Verfasser bestimmt genug verrathen." Es ist somit kein Zweifel, daß B und C aus derselben Quelle geflossen sind[1]).

Auch die (schon S. 242 beregte) Dissonanz zwischen den einundzwanzig Gedichten von B und Enenkel's Titel, der von zwanzig Helden spricht, erhält ihre Lösung: er fand eben den Fehler schon in der ersten Überschrift von N. Dieser Fehler entstand offenbar zu einer Zeit, als N bereits schadhaft geworden war. Ein flüchtiger Leser, der die gefeierten Helden zusammenzählen wollte, mag, der Lücke am Ende des Gedichtes auf den jungen Ellerbach und zu Beginn der Rede von Kreuspeck nicht achtend, über das erste, gleich zu Anfang mangelhafte Gedicht diesen zusammenfassenden, aber mit der Zahl der gefeierten Helden nicht übereinstimmenden Titel geschrieben haben.

Dazu stimmt, daß keines von den 21 Gedichten, welche B bringt, in den späteren Nummern des Inhaltsverzeichnisses von N erscheint. Die Nummern 3 und 15 in B lassen sich dagegen nicht anführen, denn erstere verherrlichet den lebenden, letztere den bereits verstorbenen Herzog Albrecht II. von Österreich,

---

[1]) Dazu stimmt auch die räumliche Ausdehnung von Enenkel's Abschrift und der ersten Nummer in N. Allerdings umfaßt erstere 50, letztere 66 Seiten; vergleicht man aber die den einzelnen Gedichten in N beigefügten Angaben über ihren Umfang mit dem Raume, den sie in A, C u. s. w. einnehmen, so ergibt sich die Nothwendigkeit, daß in N auf eine Seite durchschnittlich 76 Verse (wahrscheinlich in zwei Spalten vertheilt) kamen. B hingegen hat auf jeder Seite ungefähr 100 Verse; demnach kämen auf B 5000 Verse, auf die erste Nummer von N 5016. — Daß in Wirklichkeit auf dem von B eingenommenen Raume nicht viel über 4800 Verse, somit um fast 200 Verse weniger stehen, ist nicht befremdend, da ja die Überschriften der Gedichte in großer Schrift gegeben sind und zwischen dem Schluß der einen und der Überschrift der nachfolgenden Rede häufig Raum frei gelassen wurde.

Nr. 27 des Inhaltsverzeichnisses von N dagegen enthält einen lobenden Nachruf an Herzog Albrecht III. von Österreich.

Wenn überdies Enenkel sagt, daß in seiner Vorlage außerdem „noch andere mehr Poetische beschreibung oder getichte, samt eingemischten historien von Oesterreichen Sach" zu finden seien, so stimmt das zu den folgenden Nummern des Inhaltsverzeichnisses von N so vollkommen wie seine Angabe, das alt buech, welches ihm **1625** zur Benützung überlassen worden, sei **vor** 200 Jahren geschrieben worden, mit der in Nr. 38 des Inhaltsverzeichnisses beigefügten Zeitbestimmung, welche N in das Jahr **1402** setzt.

Durch Enenkel's Bemerkung, die Handschrift gehöre dem Wolf Christoph Velderndorfer zum Neidenstein, wird es erklärlich, daß bei der geringen örtlichen Entfernung Enenkel leicht mit dem Hause Velderndorf verkehren und so auf die werthvolle Handschrift aufmerksam werden konnte. Vorausgesetzt, daß nicht ohnehin schon freundschaftliche Verhältnisse auch zwischen Fernberg und Velderndorf bestanden, konnten diese unschwer durch Enenkel hergestellt werden. Man muß sich gegenwärtig halten, daß zwischen den Häusern Enenkel und Fernberg enge Beziehungen schon lange herrschten. Besonders gilt dies zur Zeit des Job Hartmann Enenkel, der an allen Vorfällen des Hauses Fernberg den regsten Antheil nahm[1]).

So konnte Fernberg das „alte buech" benützen, und er that es auch. Fernberg besorgte nicht nur von Nr. 1 eine Abschrift, sondern auch von den Nummern 6—9, 17—19, 20 (aber nur vom zweiten Theil), 22, 23 und 27. Wäre uns erstere erhalten, so besäßen wir durch ihn allein 31 Abschriften von Suchenwirt's Gedichten, deren N im Ganzen 50 enthielt[2]).

---

[1]) So dichtet Enenkel 1593 „Phaleucium scriptum funeri Jani Fernbergii Austriaci" und 1597 Epitaphia duo in Georgium Cristophorum a Fernberg (vgl. die Handschrift der Wiener Hofbibliothek 10100, Nr. 21 u. 25).

[2]) Diese Zahl erhält man, da die erste Nummer 21, die dritte 3 Gedichte umfaßt; letztere sind die in A als Nummer 4, 7 und 26 angeführten Gedichte: „Die Rede von der Minne", „Die Minne vor Gericht" und „Der Minne Schlaf". — Doch enthält N nicht alle Dichtungen Suchenwirt's, wie P in der Einleitung pag. XLIX seiner Ausgabe angibt, denn es fehlt nicht nur Nr. 42 von A: Equinoctium, sondern auch das letzte Gedicht in P: Gar ain Schöne Rede von der Liebin vnd der Schonin, wie sie kriegten mitt ainander.

Glücklicherweise besitzen wir Enenkel's Aufzeichnung. B und C, welche durch eng befreundete Männer nahezu um die gleiche Zeit aus derselben Quelle entstanden, repräsentieren mehr als drei Fünftheile der Suchenwirtischen Dichtungen in N, sie ergänzen sich zu **einer** Abschrift, zu einer im Ganzen ziemlich treuen Copie eines großen Theiles von N, einer Handschrift, die nicht nur durch ihren reichen Inhalt und die Güte der Überlieferung hohen Werth besaß, sondern auch dadurch, daß ihre Abfassung den letzten Lebenstagen Suchenwirt's nicht ferne war.

V. s.

Dem 15. Jahrhunderte angehörig, aber jünger als N ist s, eine Papierhandschrift in Quart, Eigenthum des n. ö. Benedictinerstiftes Seitenstetten, wo sie die Nr. 286 führt. Herrn G. Friess, Professor am dortigen Gymnasium, verdanke ich es, daß ich dieselbe in meiner Wohnung bequem benutzen konnte.

Die Handschrift ist durch dicke, auswendig mit Leder überzogene Holzdeckel geschützt, welche durch zwei Schließen zusammengehalten werden. In das Leder sind auf beiden Deckeln je sechs Vierecke gepreßt, welche ein Thier mit steinbockartigem Kopf und vorgestreckter Zunge, eigenthümlichen Pranken und geringeltem Schweife umgeben. Inwendig sind beide Deckel mit beschriebenem Pergament beklebt. Die Handschrift stammt von verschiedenen Händen.

Sie enthält: 1. Homiliae variorum Doctorum; 2. Legenda trium Magorum; 3. Aelredi tractatus de Jesu duodenni; 4. Exegetica V. et N. Testamenti; 5. Carmen de Equite Chreuzpekchn (idiomate teutonico) et de laude mulierum: Daz ist der vrawen lob[1]); 6. Jacobi de Cessolis[2]) liber Schachorum; 7. Theologica miscellanea cum paraphrasi orationis Dominicae und 8. Stella clericorum.

Mehrere Blätter sind unbeschrieben, so vor Suchenwirt's Gedicht, das so ziemlich in der Mitte des dicken, nicht paginierten Codex auf sechs und einer halben Seite steht.

[1]) Anfang: *Waz hoher wird und ere* *Got hat geleit an raine weib,*
Ende: *Waz slaffet oder wachet* *darob swebt eins weibes nam*
die vorcht hat und scham.

Es sind drei Strophen; vgl. Altdeutsche Blätter von Haupt und Hoffmann 1, 383 und K. Bartsch, Meisterlieder S. 486—487 u. 693.

[2]) Französischer Dominikaner am Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhs.

Hier ist kein Buchstabe roth, nicht einmal die Überschrift. Die Verse, ungefähr fünfzig auf jeder Seite, sind fortlaufend geschrieben, aber von einander meist durch zwei schiefe Striche (//) getrennt; sie beginnen bald mit großen, bald mit kleinen Buchstaben. Die Schrift ist der in A sehr ähnlich, doch gebraucht der Schreiber im Anlaute nur z (ʒ), wo A *cz* oder *tz* hat. Die gewöhnliche Form der Haken ist ‘, sehr selten begegnet ’ und ’, nur einmal ˜ (V. 298 *zÿpper*); über *y* steht meistens ein Punkt. Die Verwendung der Haken entspricht ganz der in A; dasselbe gilt vom Gebrauche der Abkürzungszeichen; *nam* = *namen* erinnert an den 18. Schreiber in A (vgl. S. 212), hingegen ist = *eich* (V. 202 *vleizzichl*) neu.

Auch die Sprachformen sind dieselben wie in A, doch findet sich in s immer *edeln* (A *edlen*), meist *die*, wo A *di* oder *dy*, *ze*, wo A *czu* oder *czu* hat; auch zeigt sich häufig Neigung *w* für *b* zu setzen, besonders im Präfix *be-*, hingegen erscheint nur zweimal *b* für *w*: 308 *siben burgen* und 322 *gebert*. Fast ausnahmslos hat s (in Übereinstimmung mit B) *da* (A *do*), auch sonst läßt sich oftmals Übergang von *o* in *a* beachten: 14 *warten*, 215 *erbarben*, 13 und 317 *wa*, 165 *dach* (A *doch*). Letzteres läßt auf alemannischen Dialect schließen (vgl. Weinhold, Alem. Gr. §. 11) [Nein! O. B.]. Dasselbe gilt von dem fast durchstehenden Gebrauche des *ouch* (Weinhold a. a. O. §. 51) und folgenden vereinzelten Stellen: 17 *schumpfenturn* : *gestwrn* und 117 *schumpfetwr* (Verengung von *iu* zu *u*, a. a. O. §. 47), 339 *stiwr* : *kobertiwr* und 352 *getiwrten* (B *getewrten*, A *getewerten*, a. a. O. §. 61 und 67), 139 *prises* (*i* = *ei*, a. a. O. §. 57), 236 *schale* (Nom. masc., a. a. O. §. 20). Weniger Gewicht lege ich auf *he'nergow* : *pow* V. 279 (a. a. O. §. 70) und auf einige Fälle von Widerstand gegen den Umlaut: 6 *wurd*, 7 *osterreich* und (wie in B) fast immer *funf* (a. a. O. §. 29), aber in Verbindung mit den übrigen Erscheinungen sind sie nicht ohne Bedeutung; ebensowenig 351 der Imperativ *wunschent* (a. a. O. §. 342) und 332 *ich tun bechant* (a. a. O. §. 354). Die Form *tuon* ist in der 1. Person sing. ind. des Präsens bei Suchenwirt allerdings sehr häufig, aber vor der Partikel *be-* gebraucht er jedesmal *tuo* (*tue*), vgl. K III, §. 63.

An 15 Stellen (vgl. die Lesarten von s in P S. 157 f.) lauten die Orts- und Ländernamen in s mehr oder minder abweichend von A; vielleicht ist Einzelnes auf Schreibfehler zurückzuführen, so 47 *pabst* (da 66 das richtige *past* steht), wahrscheinlich auch 20

gestel, wohl aber nicht in demselben Verse *pûrm*[1]) (: *dûrm*, A *Goztel, Prûnn* : *dûnn*).

Es ist möglich, daß ein österreichischer Schreiber s nach einer alemannischen Vorlage schrieb und Einzelnes daraus (vielleicht weil unverstanden) im alemannischen Dialect wiedergab, aber der fast durchstehende Gebrauch des *ouch* macht es mir wahrscheinlicher, daß s ein Alemanne geschrieben, der durch langen Aufenthalt in Österreich (Seitenstetten?) der österreichischen Sprache mächtig war, dem aber unwillkürlich beim Abschreiben seiner österreichischen Vorlage manches Alemannische in die Feder floß.

Ob diese Vorlage A oder N war, läßt sich nicht entscheiden. Allerdings stimmen die Abweichungen der Handschrift s von A vielfach mit B, öfter geradezu überraschend; so ist ein Drittheil der oben beregten Orts- und Ländernamen in s und B gleich (V. 64, 89, 186, 238 [Norwegen] und 248), aber daneben bestehen denn doch solche Unterschiede zwischen s und B, daß die Annahme, s sei aus N geflossen (natürlich bevor dort die Rede auf Kreuspeck verstümmelt worden), wieder etwas wankend wird. Jedenfalls ist der Text von s dem von B (in Bezug auf Kreuspeck) vorzuziehen, denn s ist der alten Schreibweise getreu und von Schreibfehlern freier als B.

Solcher (35 *eren* : *pern*, 241 *Egellant* u. s. w.) kommen in s acht vor, außerdem fehlt 278 ein *in*, 342 *er* und wohl durch Schuld des Schreibers die Verse 220—225. — Verderbt sind nur wenig Stellen: 215, 218, 241, 332 (vgl. P S. 157 f.) und 166 *daz* (A *des*); hingegen erscheint der Rhythmus einigemal gestört durch volle Formen (statt der apokopierten und synkopierten in A): 4 und 74 *hertze,* 31 *veste,* 53 *namen,* 187 *gewalt,* 196 *belaib,* 246 *haizzet*; noch mehr durch 22 Fälle von Apokopen[2]) und 12 Synkopen[3]), die in A nicht vorkommen.

[1]) Ist es vielleicht durch Umstellung des *r* und unechtes *m* für *n* am Ende (a. a. O. §. 197 u. 168) aus *Prûnn* zu erklären und *dûrm* aus *dûnn* durch Einschiebung eines unechten *r* (a. a. O. §. 197) und Entwickelung eines unechten *m* am Ende? Oder steht es für *dürnîn* (Lexer I, S. 496): er machte der Feinde Freude zu Dornen? Oder für *türm* aus *türmen* = *türmeln* schwindeln, taumeln (Lexer II, S. 1582)? Vgl. M. J. Chr. von Schmid, Schwäb. Wörterbuch, zweite Ausgabe (1844), S. 149.

[2]) P gibt nur an 90 *und*, 112 *hauf*, 141 *volchomen* und 182 *tag*, die übrigen sind: 18 *frewnd*, 19 *veind frâwd*, 27 *gantz*, 73 und 97 *veint*, 110 *rant*, 119 *grôzz*, 143 *veld*, 146 *türnyrt*, 158 *flucht*, 166 u. 211 *ritterscheft*, 197 *taegleich*, 263 *land*, 265 *auf der ainn vert* : *hert*, 334 *golt* und 347 *sel.*

[3]) Da P in den Lesarten nur 178 *Katreyn* anführt, gebe ich die übrigen an: 55 *streits*, 97 *tailn* : *mailn*, 131 *sturms*, 136 *stürmt*, 159 *geschrirn*, 189 *halbs*, 191 *ainn*, 330 *gots* und 348 *rosenvarbs.*

Wenn auch nach dem Gesagten s, trotzdem diese Handschrift nach Schrift und Sprache nicht viel jünger als A ist, nicht auf gleiche Stufe mit A zu setzen ist, so ist sie doch immerhin eine gute Handschrift: sie liefert an nahezu 20 Stellen mehr oder minder erhebliche Verbesserungen zu A.

VI. h^1.

Von weit minderem Belang für die Textkritik ist h^1, Papierhandschrift Nr. 182 (vormals 355) in Quart, der Universitäts-Bibliothek in Heidelberg gehörig. Dankbar erwähne ich, daß der damalige Bibliothekar, Herr Dr. Bender, mit Bewilligung des großherzoglichen badischen Ministeriums des Innern diesen Codex sowie h^2 und h^3 mit großer Bereitwilligkeit nach Wien zur Benützung auf der k. k. Hofbibliothek übersandt hat.

Alle drei gehören zu jenen Handschriften, welche 1622 aus der kurpfälzischen Bibliothek nach Rom gewandert sind. Als man 1815 von Frankreich die geraubten Kunstschätze, Handschriften und werthvollen Bücher zurückverlangte, wollte auch Rom jene 500 Manuscripte (darunter 38 pfälzische), welche es im Frieden von Tolentino (19. Februar 1797) an Frankreich abtreten mußte, zurückbekommen. Durch Unterstützung der Verbündeten gelang dies Rom vollständig, weßhalb die Curie das Ansuchen, die 38 pfälzischen Handschriften Heidelberg zu überlassen, 1816 bereitwillig erfüllte. Die Hoffnung jedoch, Rom, das durch die Verbündeten so viele äußerst werthvolle Handschriften zurückerhalten, werde auch der weiteren Bitte, den andern Theil der pfälzischen Bibliothek der Universität Heidelberg zurückzugeben, willfahren, war trügerisch: nur die deutschen Handschriften und einige andere, zusammen 890, wurden restituiert (vgl. Friedrich Wilken, Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelbergischen Büchersammlungen. Nebst einem meist beschreibenden Verzeichnisse der im Jahre 1816 vom Papste Pius VII. der Universität Heidelberg zurückgegebenen Handschriften. Heidelberg 1817).

Das Äußere von h^1 ist sehr schön; die beiden durch Schließen zusammengehaltenen Deckel sind mit gepreßtem braunen Leder überzogen und an den Ecken beschlagen. Der vordere Deckel zeigt Otto Heinrichs Bildniß in Gold; zu Häupten steht *O. H.*, unten *P. C.* und die Zahl 1558.

Die Handschrift zählt 161 beschriebene und fünf unbeschriebene Blätter und enthält f. 1^b—12^b Suchenwirt's Räthe des Aristo-

teles; von sonstigen Stücken erwähne ich f. 19—23ª *Das güldin jar* von Hans Zukunft und f. 28ª—114ª Dichtungen von Meister Altswert und zwar: Die Minnennot — f. 33ᵇ, der Kittel — f. 74, der Schatz (*ettliche Reimen von dem bwlen*) f. 75—106ª (1469 Verse) und der Spiegel (366 Verse) f. 106ᵇ—114ª. Vergl. Karl Bartsch: Die altdeutschen Handschriften der Universitäts-Bibliothek in Heidelberg. Heidelberg 1887, S. 103 f.

Suchenwirt's Gedicht trägt die lange Überschrift: *Hienach stett geschriben wie der wiß aristottellez Sinem herren Dem grossen küng alexandern sin getrüwen Rät wisß vnd ler hinder ihm geschriben ließ als er von disser welt scheiden müst* ℭ — Jede Seite hat nur eine Columne, diese besteht aus ungefähr 20 Versen; jeder ist abgesetzt und beginnt mit einem großen, roth durchstrichenen Buchstaben. Die Schrift ist gothisch, weicht von der in A ziemlich stark ab (so durch die *ß*), weist aber noch in das 15. Jahrhundert. Abkürzungen (durch ˀ und gegeben) begegnen nicht häufig, Unterscheidungszeichen im Texte gar nicht. Die gewöhnlichste Form des Hakens ist ‘, daneben ’ (so immer *küng*), ˘ ¨, seltener ‘ und vereinzelt · (241 *schüchen* = *schühen*). Sie werden nicht nur zur Bezeichnung der Vocale (auch in der Flexion: 321 *bubn* u. ö.), sondern auch der Halbdiphthonge verwendet; aber während in A am seltensten die aus *a* entstandenen Halbdiphthonge begegneten (vgl. S. 215), sind sie hier die zahlreichsten (341 *zwär*, 475 *uff der wäge*, 431 *rät ich*, 310 *dissem rät* (ebenso 31 u. o.), 312 *an menger stätt*, 52 *cläffen* (: schaffen). Svarabhakti (durch *e*, *i* oder Haken ausgedrückt) finden sich nicht.

Was ich in S als vereinzelte Spuren des alemannischen Dialectes bezeichnete, findet sich hier ganz allgemein; überdies fast durchgehends *au* = *â* 261 *schlauff*, A *slaff*, 305 *haut*, A *hat* (vgl. Weinhold, Alemann. Grammatik §. 52), *ie* = *ë* in 244 *niemen* und 298 *niem* (a. a. O. §. 64), immer *och*, *frówt* (verb.) und *fród* (subst.), 116 *der löff* (A *lauff*), 257 *höpt* (A *haubt*), vgl. a. a. O. §. 42 und 45; immer *û* = *au* (43 *tusent*, 114 *uff*, a. a. O. §. 51); 513 *ẽmer* und 433 *nümer* (a. a. O. §. 32).

Immer *brüß* (a. a. O. §. 153 und 189 Ende); *s* in den Verbindungen *sp*, *sw*, *st*, *sl*, *sm* und *sn* wird im Anlaut zu *sch* (4 *verschwinden* u. s. w., a. a. O. §. 190); Einschiebung von *n* (a. a. O. §. 201) erscheint 74, 359 *geschenhen* : *gesenhen* und 292 *senhent* (3. Person pl. praes.), 142 begegnet *mornentz* (A *morgen*, a. a. O. §. 277). Vortritt eines unechten *h* (a. a. O. §. 230) zeigt sich in der Vorsilbe *er-* (184, 502 *her-*

barmen, 395 *herfinden,* 396 *herkennen,* 499 *herwerben*), neben *nilt* erscheint meistens *nit* (a. a. O. §. 322).

In der 2. Person pl. des Präsens ist das Fehlen des *t* fast allgemein, selbst im Reime, so 410 *ir haben* : *die knaben*, ähnlich 437 (a. a. O. §. 342); in der 3. sing. ind. präs. und im Plural des Imperativ zeigt es sich nur vereinzelt (267 *krenge*, 374 *gedenck ir herren*, a. a. O. §. 341), desgl. der Abfall des *n* im Infinitiv (118 *trure*, a. a. O. §. 370). In 17 erscheint bereits die Form *schrieb* (A hat noch *schraib*, a. a. O. §. 333). Von *sin* finden sich die Conjunctivformen: 109 *sigst*, 153 *ez sie*, 294 *si sigent* (a. a. O. §. 353), von *sulen* 214 *sulst* (a. a. O. §. 379). V. 32 hat A *sew*, h[1] *sie* (Accus. pl. masc., a. a. O. §. 416); durchgängig schreibt h[1] *disse, disses* usw. (a. a. O. §. 191); das starke Adjectiv endet im Plural des Accus. neutr. auf *ü* = *ü* (241 *schnödu wip*, a. a. O. §. 424); stets begegnet *menk* (A 104 *manik*, 35 *mengem* u. s. w.

Zu dem jüngeren Alter der Handschrift stimmen nicht nur die graphischen und sprachlichen Verhältnisse, sondern auch die Verwilderung des Versbaues. h[1] zeigt bis V. 314 zahlreiche Abweichungen, weniger durch Umstellung und Auslassung als durch Einschiebung von Wörtern herbeigeführt. Häufig sind derlei Änderungen überflüssig, nicht selten dem Satz- oder Versbau sogar schädlich, aber aus Allem macht sich doch das Bestreben bemerkbar, dem Verse einen jambischen oder anapästischen Anfang zu geben [1]), „eine Rücksicht", von der P in seiner Ausgabe S. 163 in den Lesarten zu XXXVIII sagt, „daß sie dem Dichter gewiß fremd war". — Diese Behauptung ist vollständig falsch, denn eine genaue Beobachtung der Suchenwirtischen Verse zeigt, daß das Verhältniß der mit Auftact beginnenden zu den trochäisch anfangenden Versen durchschnittlich wie 10 : 1 ist. Es wäre somit die in h[1] sich kundgebende Tendenz dem Dichter gerecht zu nennen; nur darf dies nicht so aufgefaßt werden, als ob Suchenwirt nur Verse mit Auftact gedichtet hätte, oder gar vielleicht lauter rein jambische nach unserer Auffassung. Dieser entsprechen übrigens die Verse in h[1] gewiß in sehr vielen Fällen auch nicht.

So findet sich als Auftact häufig verwendet *küng, und* (137, 150, 245, 295 u. s. w.), *so* (146, 236), *wenn* (187 u. ö.), *denn* (211, 239 u. s. w.), *vil* (222) und dergleichen mehr, im Innern eingeschoben, um Auftact

[1]) Vgl. über die Bedeutung des Auftactes in dieser Zeit Bartsch, Meisterlieder S. 155.

zu erhalten, *och* (41, 241, 242 u. s. w.), *all* (249), *dick* (275) u. s. w. Mehrere dieser Änderungen (so in 150, 222, 236, 239, 241, 275) sind gut und ohne Bedenken in eine neue Ausgabe aufzunehmen. Zu verwerfen sind sie, wenn dadurch Verse mit vier Hebungen und klingendem Schluß entstehen

(wie 158: *Und hôr waz ich dir furbaz schreibe,*
168: *mit leib und och mit gůt nů schawe,*

254, 264, 274, 288 u. ö.), mehr als vier Hebungen, mehrsilbiger Auftact oder gar Mehreres zugleich, z. B.

65: *kůng biß erengitig und rechter milt,*
89: *Aller bůbischen wiß der biß du gram,*
93: *Den armen und die sin nôtdůrfftig sind,*
208: *Gerechtichait die trag in dinem munt,*
273: *Und halt dich als ain kung und herre sol,*
297: *O herre Allexander ich hab sorg* u. s. w.

Denn in 304 ist wohl auf einen Irrthum zurückzuführen, denn der Vers bekommt dadurch trochäischen Anfang.

Aus Willkür oder durch Versehen wurden häufig auch Wörter weggelassen; nicht selten entstanden dadurch Verse mit nur drein Hebungen und stumpfem Schluß (118 fehlt *varn*, 120 *geren*, 130 *paide*, 114, 178, 281 u. s. w.), desgleichen durch Contraction der vollen Formen des unbestimmten Artikels und des Possessivpronomens. Sicherlich ist es nur ein Versehen, wenn 179 *du* fehlt oder 203 *vil*, denn diese Verse bekommen dadurch trochäischen Rhythmus, dem der Schreiber abgeneigt ist. Man sieht, dieser kennt für Verse mit stumpfem und klingendem Schluß keinen Unterschied in der Anzahl der Hebungen.

In den Reimen begegnet nicht viel Auffälliges; einige Ungenauigkeiten kommen vor, so 98 *pflichten* : *gericht*, 109 *sigst* : *frist*, 133 *kůmen* : *frömen*, 321 *wiß* : *brissen*, 330 *verniem* : *ungestem*, 422 *fromen* : *vernůmen*, 435 *enden* : *erkennen*. Nach den Versen 314 und 320 zeigt sich Reimstörung und zwar keineswegs zufällig. Während das Gedicht in A 352 Verse hat, zählt es in h^1 fünfhundertfünfzehn. Bis 314, also bis gegen den Schluß der eigentlichen Räthe des Aristoteles (diese enden in A mit V. 324), ist zwischen A und h^1 wenigstens eine leidliche Übereinstimmung, die allerdings um so kleiner wird, je weiter das Gedicht fortschreitet. So folgen in h^1 nach V. 111 drei eingeschobene Verse (vgl. P S. 164, nur sind die dort angegebenen Verszahlen unrichtig), dann geht es mit V. 112

von A weiter; ganze Verse, wenn auch dem Sinne nach verwandt, lauten anders als in A:

A 140: *Ir zungen die chan pieten schach*
h¹ 140: *Ir munt der stifftet mein und ach,*

ebenso 171, 172, 200, 229, 249, 250, 253, 254, 260, 265, 309—311. Man sieht daraus, wie Haltaus in der Einleitung zum Liederbuche der Hätzlerin pag. XXXIII sagt, daß die Gedichte jener Zeit von den Abschreibern oder Dichterlingen völlig paraphrasiert wurden.

Recht anschaulich wird dies vom V. 314 ab; obwohl in h¹ noch über 200 Verse folgen (vgl. P S. 165—168), umfaßt dieser Theil inhaltlich doch nicht mehr als in A die Verse 315—324; hier hört der Parallelismus zwischen A und h¹ auf. Dieser Theil ist wahrhaft holperig; einigemal (V. 446 und 464) wird die in diesem Gedichte eingehaltene gekreuzte Reimstellung verlassen. Es ist ein ewiges Wiederkäuen eines und desselben Gedankens, oft in den plattesten Ausdrücken, das Ganze ein elendes Machwerk. Es wird einem ekel, den Aristoteles durch 200 Verse so erbärmlich winseln zu hören. Um dieser geistlosen Reimerei willen müssen wir auf die Schlußverse von A (325—352), in welchen Suchenwirt die Zeit der Abfassung und das *secret secretorum* [1]) als seine Quelle angibt, auf König Wenzels Gefangennahme hinweist und seine Autorschaft bezeugt, verzichten.

Trotz aller dieser Abweichungen und einiger sinnlosen Stellen (V. 16 *der farw*, 102 zweimal *die* für *dich*, 67, 106, 251) könnte h¹ aus A geflossen sein, doch ist es nicht wahrscheinlich. Für die Herstellung des Textes liefert diese Handschrift [2]) bloß unbedeutende Besserungen und dies nur an wenigen Stellen.

---

[1]) Vgl. W. Toischer, Aristotilis Heimlichkeit. Separatabdruck aus dem Jahresberichte des k. k. Gymnasiums zu Wiener-Neustadt 1882. VI und 42 S. 8°, und von demselben: Die altdeutschen Bearbeitungen der pseudo-aristotelischen Secreta-secretorum. Separatabdruck aus dem Jahresberichte des k. k. Gymnasiums Prag-Neustadt 1884. 36 S. Vgl. noch S. 91 f. im 11. Bande des Anzeigers für deutsches Alterthum und deutsche Literatur (1885).

[2]) S. 167 der Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelbergischen Bibliothek in die Vaticanische gekommen sind (Königsberg 1796), sagt Friedrich Adelung bei Besprechung unserer Handschrift, daß von den Räthen des Aristoteles eine Abschrift zu Straßburg sich befinde. Auf eine diesbezügliche Anfrage hatte der dortige Oberbibliothekar Herr Professor Barack die Güte, mir zu antworten, daß von dieser Abschrift — falls Adelung's Angabe überhaupt richtig war — derzeit keine Spur vorhanden ist.

VII. h^2.

Ein wenig besser steht es mit h^2, der Papierhandschrift Nr. 215 (vormals 393) in Quart aus dem 15. Jahrhunderte, Eigenthum der Heidelberger Universitäts-Bibliothek. Auf dem Rücken des in Pergament gebundenen Codex steht: *Poema in laudem Dei et B. Virginis.* 88 Blätter sind beschrieben, 9 unbeschrieben. Von den 12 Stücken, welche die Handschrift enthält (vgl. Wilken a. a. O. S. 463 und [Friedr. Adelung, Fortgesetzte Nachrichten von Heidelbergischen Handschriften in der Vaticanischen Bibliothek, Königsberg 1799, S. 305—309] Bartsch a. a. O. S. 128 f.) ist das erste das jüngste Gericht[1]) von Suchenwirt f. 1^a—4^b. Das neunte mit der Überschrift (roth): *Der mynne gericht* (Bl. 60—65), ein Gedicht von 222 Versen, beginnend:

Do der summer was da hin
Vnd do des winter vngewin
Wolt pringen den klain vǒgelin

und mit den Schlußversen:

Vrlob mir da gegeben ward
Vnd ließ die andern all clagen
Aber man sol der lieben von mir sagen
Richt sie sich nit myt mir von dem tag
Das ich es fürbaß clagen mag

nahm P im 14. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur (Anzeigeblatt S. 51) ebenfalls für Suchenwirt in Anspruch. Es hat aber mit allen bei einer Vergleichung hier in Betracht kommenden Gedichten Suchenwirt's: Rede von der Minne (124 V.), die Minne vor Gericht (342 V.), die schöne Abenteuer (372 V.), der Widertail (364 V.) und der Minne Schlaf (266 V.) nicht einmal entfernte Ähnlichkeit[2]).

[1]) Der Titel des Gedichtes fehlt in h^2.

[2]) Auch nicht Der Minne Gericht (318 V.) im Liederbuche der Hätzlerin Bl. 143^a—148^a (in Haltaus' Ausgabe Nr. 55, S. 226 ff.) mit dem Anfange:

Ich stůnd an ainem morgen frů
Uff in grosser vnrů,

Ende: *Sag ditz allen gůten weiben*
Das sy es in ir hertz schreiben .....
Vnd hüten sich vor diser not
Sag jn das sey mein ratt.

Dieses Gedicht ist gleich dem 12. Stücke in h^2 von Blatt 82 bis Ende, welches Wilken (a. a. O. S. 463) unter dem Titel „Gespräch eines Gesellen mit einer Frau, die ihren

Auch nennt sich Suchenwirt darin nicht als Autor. Offenbar hat P sich eines Besseren besonnen, denn er nahm das Gedicht in seine Ausgabe nicht auf, aber er widerrief dort auch nicht mit einem Wörtchen seine früher in den Wiener Jahrbüchern gemachte Behauptung. Sie ist daher wohl geeignet, Jemanden irrezuführen, der die ganze Suchenwirt-Literatur durcharbeitet, um sämmtliche Handschriften kennen zu lernen.

Das Gleiche gilt von dem Gedichte: *Der ern gericht zwischen der gerechtygkeit und der minn und gewint die minn daz recht* von Bl. 72—78 der Heidelberger Handschrift Nr. 149 (vormals 314, vgl. Bartsch a. a. O. S. 72—75) mit dem Anfange:

Ich ersach an der selben stund,
Als ich nach awentür reyten begund
Durch daz hag ain enge tur
Da hett ich e geritten fur u. s. w.

Auch dieses Gedicht schrieb P. a. a. O. Suchenwirt zu, in seiner Ausgabe aber lehnte er es stillschweigend ab, und zwar mit Recht; denn wie mir der Herr Bibliothekar Dr. Bender freundlichst mittheilte, stimmt es mit keinem Suchenwirtischen Gedichte ähnlichen Inhaltes auch nur im Entferntesten überein; überdies nennt sich Suchenwirt darin nicht. Nebenbei bemerke ich, daß P bei Anführung dieses Gedichtes im Anzeigeblatt S. 51 sich auf Adelung's altdeutsche Gedichte in Rom, II, S. 313 und 316 bezieht. Dort macht aber Adelung nirgends die leiseste Bemerkung, daß dieses Gedicht von Suchenwirt herrühre.

Jede Seite bringt in einer ungespaltenen Columne ungefähr 24 Verse. Die Schrift ist der in A noch ähnlich, nicht schön, aber meist deutlich. Was über die Schreibweise, die sprachlichen und metrischen Verhältnisse in h^1 gesagt wurde, gilt fast ganz auch von h^2.

Als Haken findet sich hier auch vereinzelt '. Bezeichnung von Halbdiphthongen fiel mir nicht auf.

An einer Stelle: 25 *eschen* : *wáschen* zeigt sich unechter Umlaut (Weinhold, Alemann. Gramm. §. 12 und 15), dreimal Verdumpfung von *a* zu *o* (a. a. O. §. 44): 61 *gon* : *underton* und 66 *on*, je einmal *i* in der Flexion (48 *liebin kind*, a. a. O. §. 23), *ou* = *ô* (95 *houch*, a. a.

Liebhaber kalt behandelt" anführt, und von dem Adelung II, S. 305 Anfang und Ende gibt, die mit der Recension der Hätzlerin ziemlich gleichlautend sind. Vgl. Bartsch a. a. O. S. 128 f.

O. §. 71) und *o* = *u* = *ü* (86 *ir forchtend,* a. a. O. §. 24 und 27), endlich zweimal Ausstoßung von *n* (114 *tuseṭ* und 193 *tugeṭ*, a. a. O. §. 200). — Sonst bieten die Reime wenig Bemerkenswerthes (31 *nacht* : *krafft,* 175 *du verst* : *haust verzert*); am meisten auffällig ist 105 *du syest* : *du leist.* Letzteres ist (wie 1 *ursprung* : *dink*) ohne Zweifel bloß Schreibfehler, da aber auch 2 *weishait,* 100 *leyd* (praes.), 3 *durchfaucht* und 161 *ungehewr* vorkommt, so darf man diese Stellen als Fingerzeig betrachten, daß dem Schreiber zur Abschrift eine Vorlage im bairisch-österreichischen Dialecte diente, aus welcher durch Versehen einige Wörter ohne Anpassung an den alemannischen Lautstand stehen blieben. — V. 172 fehlt ohne äußere Unterbrechung; dadurch entsteht eine Reimstörung; daß V. 34 vor 33 kommt, hat auf den Reim keinen Einfluß.

Die in h^1 berührten metrischen Verhältnisse werden in h^2 fast nur durch Umstellung und Einschiebung, nahezu gar nicht durch Ausfall von Wörtern [1]) herbeigeführt. Auch begegnen weit weniger Apocopen und Syncopen als in h^1. Da zudem verhältnißmäßig nicht so viele Verse paraphrasiert sind wie in h^1, so schließt sich h^2 auch inhaltlich mehr an A an: es ist nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß A zur Vorlage von h^2 gedient hat.

Außer einigen Schreibfehlern (9 *clare*^{r}, 60 *dem,* 116 *jamers,* 132 *schrit* für *schrib,* wahrscheinlich 101 *dem* [nach *richter,* wenn nicht *dein* = *din* zu lesen ist] und 109 *andrun*) finden sich auch verderbte Stellen: V. 4, 7, 92, 95, 122, 152 (vgl. darüber in P S. 169 die Lesarten zum jüngsten Gericht) und 138 *Wol gemůt zů hymel var.* Diesen gegenüber bietet h^2 an nahezu zehn Stellen Besserungen zu A.

VIII. m^1†.

Suchenwirt's jüngstes Gericht kommt auch in m^1 vor, der Papierhandschrift Nr. 393 der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München. Der leider zu früh verstorbene Director dieser Bibliothek, Dr. Karl Halm, gestattete bereitwillig die Übersendung dieser und vier anderer später zu besprechenden Codices nach Wien zur Benützung auf der kaiserlichen Hofbibliothek.

m^1 ist durch Holzdeckel, welche mit rothem gepreßten Leder überzogen sind und ehemals durch zwei Schließen zusammengehalten

[1]) Es fielen aus: 2 *gar,* 121 *da,* 187 *du,* 98 *wie dann* und 143 *selben — der.*

waren, geschützt. Die vier Ecken der Deckel sind beschlagen; der Rücken trägt ein weißes Schild mit folgender Inschrift:

(*Leonis Taich chronicō*)
Der geistliche Wagen.
Sibyllen Weissagung. etc.

Die Handschrift zählt 319 Blätter in Quart und enthält 13 Nummern verschiedenen Inhaltes, darunter Bl. 20—44 eine Chronik von den Herzogen zu Baiern, Bl. 96—112ᵃ den geistlichen Wagen mit einer gereimten Vorrede des Suchenwirt, Bl. 127—136 Aristoteles' Lehr an Alexander (durchaus nicht identisch mit Suchenwirt's gleichbetiteltem Gedichte) und Bl. 136—210 das größte Stück der Handschrift, Bruder Philipps Marienleben.

Bl. 96ᵃ heißt es: *Hie hebt sich der geistlich wagen Vnd ist gar nutz ze horen oder lesen dem menschen czue vnderweysung* (— Bl. 108ᵇ). Das Ganze ist eine geistliche Allegorie, in der die vier Räder den Tod, die Hölle, das Gericht (genau in dieser Ordnung!) und den Himmel bedeuten, die zwei Gestelle die Betrachtung des Leidens Christi und das Mitleid mit dem Menschen, die drei Pferde Glauben, Hoffnung und Liebe; der Leiter aber ist Christus, die Deichsel stellt die Gerechtigkeit vor. Den Schluß macht die Anrufung Gottes und Mariens. So der Gang dieses geschmacklosen, aber dem 15. Jahrhunderte sehr zusagenden [1]) Machwerkes, das in Prosa abgefaßt, öfter aber auch mit Reimen durchspickt und mit zahlreichen Belegstellen aus Bibel und Kirchenvätern ausgestattet ist. Der Verfasser nennt sich nicht.

Daran schließt sich Bl. 109ᵃ: *Ein vorred diß geistlichen wagens* (roth). Dieses Stück entpuppte sich bald als Suchenwirt's jüngstes Gericht, nur beginnt es gleich mit V. 23:

O (roth und groß) *mensch gedenck das du pist.*

Die Verse, ungefähr 27 auf jeder Seite, sind nicht abgesetzt, aber häufig durch rothe Querstriche von einander geschieden, freilich oft ganz fehlerhaft. Die Schrift ist weder schön noch deutlich, besonders die *r* sind stark verschnörkelt. Doch gehört sie noch dem 15. Jahrhunderte an; damit stimmt auch am Ende dieser *vorred* (Bl. 112ᵃ) die Bemerkung: *L. T. Anno als man zalt nach christi gepurt MCCCC°lXVIII jar an sambȝtag nach Katherine virginis.* Doch stammt nicht der ganze Codex aus dem Jahre 1468, wie man nach dem Katalog der deutschen Handschriften der königlichen Hof- und Staats-

[1]) Unter Anderen hat auch Cod. germ. mon. Nr. 690 f. 244—252 einen *gaistlich Wagen.*

bibliothek zu München nach J. A. Schmeller's kürzerem Verzeichnisse, 1. Theil, München 1866, S. 63 annehmen muß, denn Bl. 131[a] hat Leonhard Taichstetter aus München, der Schreiber dieser Handschrift, angemerkt: *Anno Christi 1469* (roth) und Bl. 282[b]: *geendt ā domini 1470.*

Die Schreibweise weicht nicht unbedeutend von A ab; Haken begegnen wenig und nur über *u* = *uo, ue, üe* und öfter auch über einfachem *u*. In der Regel werden die Umlaute durch zwei neben- oder übereinander gesetzte Punkte bezeichnet, nur selten (155 *schäfflin*) mittelst Haken. Einmal findet sich durch *e* ausgedrückte Svarabhakti: 96 *horen* (: *geporen*). Abkürzungen werden äußerst selten angewendet.

Sprachlich herrscht zwischen m[1] und A Übereinstimmung. Sehr gerne gibt Taichstetter *h* zwischen zwein Vocalen durch *ch* (vgl. Weinhold, Bair. Grammatik §. 183): 27 *zächeren,* 40 *hochen,* 74 *zechen,* und 134 *gefliechen,* hingegen setzt er für *nächsten* im V. 62 (und so immer) *nagsten,* 145 hat A *zu der linkchen hant,* h[2] *zů der glinken hant,* m[1] *zue der dencken hant* (vgl. über das letzte Adjectiv Schmeller, Bairisches Wörterbuch 1[2], S. 524 f.). 104 *nembt* (A *niemant,* h[2] *niempt*) ist wohl ungenaue Schreibung für *niembt.* — Etwas auffällig — wie ein leiser Anklang an den alemannischen Dialect — erscheint es, daß alle Adjectiva, welche in A auf *-leich* endigen, in m[1] auf *-lich* ausgehen, ferner 43 *spänglin* : *wanglin* (*a* ist nur ein Schreibfehler) und 155 *schäfflin* (vgl. jedoch Weinhold a. a. O. §. 19). Bei der großen Übereinstimmung, die dem Inhalte nach zwischen m[1] und h[2] herrscht [1]), liegt nämlich die Vermuthung nahe, daß h[2] dem Taichstetter als Vorlage gedient habe.

Damit stünde auch der verwilderte Versbau im Einklange. Er schreibt nicht nur nicht sorgfältig [2]), sondern er läßt einzelne Wörter weg, z. B. 32 *auch,* 61 *du,* 136 *daz,* 170 *grimm,* so daß dieser stumpf schließende Vers nur drei Hebungen hat; 164 fehlt gar *mit allen teufeln,* so daß als Vers nur zwei Füße: *ist berait* übrig bleiben,

---

[1]) Beide haben 33 *schatz* : *satz,* 52 *hoffart,* 63 *Iesus,* 69 *dir,* 90 *Iosaphat,* 134 *gefliehen,* 153 *des,* 159 *da* zu Anfang des Verses, 162 *ewig* vor *fewr,* 174 *weder* vor *ritter,* 180 *getrew,* 181 *dem* zu Anfang des Verses; 94 *all* nach *müezzen,* 131 *ir* nach *teuffel*; 143 fehlt *der* nach *weg.*

[2]) 27 *sele* (: *quel*), 37 *lewmbt* (A *leŵt*), 57 *mit zurnen in* (dadurch Reimstörung) für *mit in zürnen,* 141 *widerstellen* : *helle.* Reime, wie den letzten, erklärt jedoch Weinhold a. a. O. §. 167 aus dem durch Näselung bewirkten Abfall des *n.*

54 fehlt ganz. Er schaltet aber auch mit ebenso störender Wirkung Wörter ein, so 35 *auch*, 66 *und*, 80 *doch* nach *stund*, 90 *selbs* nach *da*, 122 *hat* nach *dich* u. s. w. Die Verse werden dadurch oft überfüllt, so lautet V. 75:

die nam und die wappen verswindent zu hant,

71 (soll vor 75 stehen!)

als sy werdent dein frewnt des halt vil geschicht,

89: *daz er an dem jungsten tag haben wil* u. s. w.

Paraphrasierte Verse finden sich wie in h² nicht häufig; übrigens geht Taichstetter mit den Versen auch sonst willkürlich genug um; so lauten die Verse 104 und 105 in A:

Du hast auch niemant der da swer
Für dich daz du unschuldig seist,

in m¹: *Du hast auch nembt, der da fur dich swer*
Daz du unschuldig seist;

in A 122 f.: *Der plütvar swaizz für dich geswitzt*
Hat in seiner grozzen not,

m¹ setzt, wie früher *fur dich*, jetzt *hat* aus 123 in V. 122, so daß 123 nur drei Hebungen mit stumpfem Schlusse hat. In 166 läßt der Schreiber das *nicht* am Ende weg (dadurch Störung des Reimes), setzt es aber in den nächsten Vers, so daß dieser überfüllt wird.

Auch an sinnlosen Stellen fehlt es nicht. So sagt der Dichter V. 73—76: Ganze Geschlechter vergehen, Namen und Wappen schwinden so schnell, wie ein Gemälde an der Wand; statt des letzten Gedankens schreibt Taichstetter V. 76:

als daz mel an einer want!

V. 92 sagt A, bei dem jüngsten Gerichte sei es mit dem Glücke (A *saeld*) der Ungerechten zu Ende; in m¹ heißt es:

und aller ir solt ist gar verzert.

In 128 steht zweimal *werdent* (A *wêrn*) u. s. w.

Aus dem Ganzen ist ersichtlich, daß m¹ der Handschrift h² sehr nahe steht, textkritisch aber noch geringeren Werth besitzt als diese. Für den Text von A ergeben sich aus m¹ nur einige unbedeutende Besserungen.

IX. w†.

Zwei andere Suchenwirtische Gedichte religiösen Inhaltes finden sich in w, einer Papierhandschrift des 15. Jahrhundertes Nr. 2959 (Novi 243) der k. k. Hofbibliothek in Wien (vgl. Hoffmann von

Fallersleben, Verzeichniß der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien, Leipzig 1841, S. 352 f.). Der Einband besteht aus dicken, auswendig mit Leder überzogenen Holzdeckeln; innen sind dieselben zum Theil mit Pergament beklebt. Die Außenseiten zeigen Überreste von sehr schöner Pressung, aber das Leder ist stark gebräunt, fast schwarz: das Buch scheint einem Brande ausgesetzt gewesen zu sein; noch jetzt wird man beim Befühlen etwas rußig. Die Schließe fehlt. Beim Einbinden wurden manche an den Rändern einzelner Blätter angebrachte Bemerkungen durch das Beschneiden des Papiers verstümmelt. Nach dem 2. Bande der Tabulae codicum, pag. 164 f., zählt die Handschrift 304 Blätter in Quart: es sind aber 306; es sollte da, wo 20 und 110 geschrieben wurde, 21 und 112 stehen.

Über die Herkunft des Codex läßt sich vollkommen Sicheres nicht angeben; gewiß aber entstand er in einem Kloster (wahrscheinlich in Österreich). Dafür spricht der Inhalt. Gleich das erste Stück (Bl. 1^a—192^b) ist ein deutsches florilegium asceticum. Daran reiht sich (— Bl. 262^b) die Summa virtutum *daz ist ein höch der tugend* (in diesem Theile kommen wiederholt Pergamentblätter vor); den Schluß des Buches machen zwei Gedichte Suchenwirt's. Das erste (fernerhin Nr. 1 benannt) reicht von Bl. 269^a—274^a; die Überschrift lautet: *Daz sind Die czehen pot vnsers herren;* nach dem letzten Vers folgt in der nächsten Zeile: *amen amen amen.* Bl. 274^b nimmt eine Federzeichnung ein: sie stellt die h. Maria mit dem Jesusknaben und der h. Katharina dar. Bl. 275^a beginnt das zweite Gedicht (im Folgenden = Nr. 2) mit dem Titel: *Daz sind Die siben frewd unser lieben frown*, es reicht bis Bl. 306^b.

Beide Überschriften sind mit rother Tinte geschrieben; die Anfangsbuchstaben der Verse (meist über 20 auf einer Seite) sind groß; die Initiale ist größer und ganz roth. Wie in Nr. 37 von A (vgl. S. 210) sind in Nr. 1 und 2 von w auch andere Verse auf gleiche Weise ausgezeichnet, wenn sie eine Bibelstelle oder einen größeren Abschnitt beginnen. Auffällig genug sind es in Nr. 2 sehr häufig dieselben Verse wie in Nr. 37 von A. — Die in der Regel sehr deutlichen Schriftzüge wie die ganze Schreibweise gemahnen an A. Als Haken werden gewöhnlich zwei neben- oder schief übereinander stehende Punkte gebraucht, seltener ^ ᶜ und vereinzelt ᵉ (2, 1134 *chůnig*); ᵘ finden sich verhältnißmäßig wenig; Halbdiphthonge werden seltener als in A durch Haken be-

zeichnet, Svarabhakti nur durch *i* ausgedrückt, begegnen aber häufig, selbst im Reime.

Die etwas flüchtige Art des Schreibers zeigt sich in dem häufigen Weglassen des I-Punktes sowie in dem Fehlen einzelner Wörter, wodurch Sinn oder Rhythmus in Nr. 1 an acht, in 2 an 17 Stellen gestört und einige stumpf schließende Verse (1, 15, 57; 2, 709, 965) auf drei Hebungen reduciert werden. In 2, 1196 wurde das Reimwort auf *herren* ganz vergessen, wie denn die übrigens nicht zahlreichen Schreibfehler gerade in Reimen vorkommen (1, 112 *vnchêusch* : *getêusche*, 2, 23 *florit* : *Suchenwirt*, 420 *windt* : *chindel* und 1384 *rawen* : *pusaunen*; *vngreyfleichait* in 2, 252 halte ich für kein Versehen, sondern für absichtlich, freilich recht übel angebrachte Änderung des Schreibers, hingegen beruhen zwei sinnlose Stellen in den sieben Freuden (596 *smekchen* und 1312 *daz*) offenbar auf Schreibfehlern.

Die vielen *u*, *ue*, *o*, für welche A *ü*, *üe*, *ö* oder *oe* schreibt, möchte man auf den ersten Blick auch auf die Flüchtigkeit des Schreibers zurückführen, sie sind aber vielmehr aus dessen Dialect zu erklären; im Allgemeinen jedoch sind die sprachlichen Unterschiede zwischen A und w gar nicht erheblich. w liebt *o* = *a* und *ô*: fast immer begegnet *frowe* (2, 1503 *frawen* : *gepawen*), *wann* (A *wenn*) und *do*; in *mirkchet* (2, 462) steht *i* = *î* = *ia* (vgl. Weinhold, Bair. Gramm. §. 88 und 117). Besonders beliebt ist *b* für *w* (1, 232 *dbig*, 2, 1004 *bebeiset*, 585 *ubürdig*) und *w* für *b* (2, 562 *Walchasar*, 173 *wis*, 827 *wegund*, 955 *wbeist*, vgl. a. a. O. §. 124 und 136). Regelmäßig setzt unser Schreiber *p* zwischen stammschließendem *m* und der Endung *t* (2, 924 *timpt*, a. a. O. §. 122); Einschub des lingualen Nasals erscheint nur 1, 183 in *jungat* : *tugent*, a. a. O. §. 168), Ansatz von *t* öfter, so 1, 19 *demuotd*, 56 u. ö. *aptgot* (a. a. O. §. 133), Abfall des *g* nur 2, 989 in *heyltum* (a. a. O. §. 176). Immer schreibt er *tumme*, *werlt* (2, 911 im Reime auf *gelt*), *wertleich* und *di* (A *dî*); in 1 zieht er die Endung *-e*, in 2 die Endung *-ew* (*-eu*) vor, selbst im Accus. sing. fem. (141 *warew*, 213 *liebew*, 372 *swangerew*, a. a. O. §. 368 und 370). *sülber* wechselt mit *sülber*; die Grundzahlen endigen auf *-czig* (A 37, 767 *sibenzk*). Mit *ge-* zusammengesetzten Substantiven ist der Schreiber von w nicht hold, hingegen zeigt er Vorliebe für *t* in der 3. Person pl. ind. des Präsens.

Aus dem Gesagten würde die große Menge von Unterschieden zwischen w und A erklärlich sein. Die meisten Abweichungen — und das ist das Charakteristische für w — rühren aber von

der Neigung des Schreibers zu Synkopen und Apokopen. Durch erstere fällt in 1 an 15, durch letztere an 20 Stellen die Senkung, meistens vor der letzten Hebung, aus (wo sie in A bewahrt wird); in 2 stehen circa 20 den Ausfall der Senkung bewirkenden Synkopen nahezu viermal soviel Apokopen gegenüber. Mehr als die Hälfte der letzteren finden wir vor der letzten Hebung; einen großen Beitrag dazu liefert *und* für *unde* in A. Durch Apocope im Reime erhalten in 1 die Verse 41, 42, 105, 106, 112, 137 und 138 stumpfen Schluß mit nur drein Hebungen, in 2 die Verse 685 und 686. 1409 und 1410.

Weitaus weniger häufig sind die Fälle, wo w die volle Form herstellt. Doch kann man sagen, es zeigt sich in w Neigung für die volle Form des Possessivpronomens, des unbestimmten Artikels und des Infinitivs. Eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Abweichungen wird herbeigeführt durch Umstellung der Wörter und durch inhaltliche Verschiedenheit.

Immerhin ist w, wenn auch in Bezug auf die beiden Gedichte nicht gleichwerthig mit A, ein Gewinn für die Textkritik: manche der von P in seiner Ausgabe S. 168 berührten Mängel in A werden durch w behoben und viele von Koberstein in seinen Abhandlungen gemachte Besserungsvorschläge erhalten durch w Bestätigung. w könnte aus A entstanden sein.

X. m^2†.

Die beiden Gedichte finden sich auch noch in einer dritten, aus dem 15. Jahrhundert stammenden, der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München gehörigen Papierhandschrift. Sie führt die Nr. 1113 und zählt 134 Blätter in Folio. Die Handschrift ist in Holzdeckel gebunden, welche mit rothem Leder überzogen sind; die beiden Schließen fehlen. Der Rücken trägt ein Schild mit der Inschrift: *Das Burgerrecht zu Wienn.* — Thatsächlich enthält der Codex Bl. 1—42 verschiedene Rechte und Satzungen, magistratische Anordnungen u. s. w. der Stadt Wien (aus dem Jahre 1375) und Bl. 43—74 das Stadtrecht von Wien. Von den übrigen Stücken (vgl. Schmeller's Katalog der deutschen Handschriften, 1. Theil, S. 169 f.) erwähne ich die Ungeltordnung Rudolfs vom Jahre 1359 und eine Fischmarktordnung (Bl. 80—83). Bl. 93^a befindet sich folgendes, mit rother Tinte geschriebene Register: *Hie hebent sich an siben püch.*

Von erst hebt sich an das puech und sagt die heiligen stet und genad und den antlas in dem heiligen lant czu Jerusalem und darnach

Die czehen gepot unsers herren (Suchenwirt's Gedicht beginnt Bl. 96ᵃ linke Spalte mit der Überschrift: *Das sind die zehen pot unsers herren Iesu Christi* und endet Bl. 97ᶜ rechte Spalte; dem letzten Verse folgt *Amen* [mit rothverzierten großen Buchstaben], ein Doppelpunkt und ein Schnörkel.)

Das ander puech sagt Die siben frêwd unser frawen und die nêwn chör wie sij Darinn enphangen ist (Suchenwirt's Gedicht folgt unmittelbar den zehn Geboten Bl. 98ᵃ linke Spalte, hat dort die Überschrift: *Das ist das ander puech die siben frewd, uns frâwen Vnd Die nêwn chör Der engel* und reicht bis Bl. 112ᵇ linke Spalte.)

Das dritt puech sag von den fünff fürsten[von de von Maijlan und von Margraff sigmund vnd von hern charlur Vnd von herczog wilhalm vnd herczog leupolten seinem vater paid fürsten in Österreich (das Gedicht schließt sich an die sieben Freuden Bl. 112ᵇ linke Spalte mit dem Titel: *Das ist Das Dritt puech Vnd ist von den fürsten*, es endet Bl. 114ᵇ rechte Spalte; alle drei Überschriften sind roth, desgleichen der Anfangsbuchstabe jedes ersten Verses, aber auch anderer Verse, meist zur äußeren Bezeichnung der logischen Gliederung. Die übrigen Anfangsbuchstaben sind groß und roth durchstrichen.)

Das vierd puech ist die regel der heiligen christenhait vnd lert uns rechten christenleichen glawben und bechennen unser sünd (Bl. 115—125 befindet sich ein Gewissensspiegel, aber nicht mit der Bezeichnung *vierd puech.*)

Das fünft puech sagt den antlas den man vint und verdient zü ram vnd wer ram gepâwt hat und von alter auf chomen ist mit swipogen vnd mit säwllen

Das sechst puech plüemster chunst czü stewr genannt Die schon Auentewr

Das sibent puech ist hern fridreichs Des khrewzpekchen raijs Sechs veldstreit Die er gefochten hat an ander Auentewr Die im geschehen sind

Das sechste und siebente Buch beziehen sich ohne Zweifel auf die bekannten Gedichte Suchenwirt's, sie finden sich aber, gleich dem fünften Buche, leider in der Handschrift nicht vor; denn Bl. 126 ist unbeschrieben, dann folgen Bl. 127—130 lateinische Hymnen, Bl. 131—132 ein Gedicht Jacob Vetter's auf König Ladislaus von Böhmen 1452 und Bl. 132 chronologische Notizen über Wiener Begebenheiten aus den Jahren 1450—1463. Daran reihen sich 26 leere Blätter; Bl. 133ᵃ enthält Nachrichten über einen Kometen vom Jahre 1402 und Bl. 134 Namen, die Österreich gehabt. Höchst

wahrscheinlich waren die unbeschriebenen Blätter für die drei letzten Bücher bestimmt. Da m² den Text in zwein Spalten bringt, jede durchschnittlich 25 abgesetzte Verse enthält, so würden auf das sechste und siebente Buch 7, höchstens 8 Blätter gekommen sein, so daß noch 18 Blätter für das fünfte Buch übrig geblieben wären.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich mit größter Wahrscheinlichkeit, daß m² in Österreich entstanden und auf unbekannte Weise (vielleicht aus einem Kloster in ein anderes desselben Ordens) nach Baiern kam und zwar nach Regensburg, wie Docen in der Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst, 1. Band, 1. Stück, Breslau 1812, S. 152—160 angibt, und von da nach München. Docen nennt das Gedicht von den zehn Geboten unbedeutend, wohl aber gefällt ihm der Anfang von den sieben Freuden Mariens, den er auch nach m² mittheilt. Die ganze Anzeige dieser Handschrift macht den Eindruck des Überstürzten und rasch Hingeworfenen. — P kannte sie, wie aus pag. LII der Einleitung und einer Bemerkung S. 159 seiner Ausgabe zu ersehen ist, aber m² selbst benützte er nicht, gewiß nicht zum Vortheile der Ausgabe. Da er (gleich a, B und m¹) w nicht kannte, hätte er für letztere Handschrift in m² Ersatz gefunden, denn zwischen w und m² herrscht große Übereinstimmung.

Nicht nur kehren die in w vorkommenden Synkopen und Apokopen sowie die vollen Formen statt der in A synkopierten und apokopierten in m² fast regelmäßig wieder, sondern es zeigt sich auch in anderen, oft ganz unbedeutenden Details nicht selten eine geradezu überraschende Übereinstimmung. Zum Beweise des zweiten Theiles dieser Behauptung führe ich nur einige Stellen an, und zwar aus den zehn Geboten: 15 fehlt *schulden* in w und m², 32 w *die furten anz egippen lant*, m² *die fürten a. e. l.*, 34 wm² *czoyten*, wm² *pot* im Titel, V. 44, 53, 71; 42 w *was an herberg*, m² *w. a. herwerg*, wm² 52 *im der*, 56 *aptgot*, 100 *erparm* und 107 *nieman*, 115 w *chünfte*, m² *chünfft*, wm² 116 *merch daz ist*, 141 *nichte*, 142 *chanst*, 165 *vrtê(ä)gleichen*, 172 *in deinen*, 188 *hab*, 190 *chains*, 197 fehlt *auch*, 200 *merkcht*, 202 *sein güt*, 218 *sünd vermeiden*, 222 fehlt *und*; ferner aus den sieben Freuden Mariens: 13 w *woricht*, m² *worcht*, wm² 16 *Saffir charfunchel sch. e.*, 57 *flinse*, 65 *ew*, 81 *peste*, 111 (und sonst) *teufels*, 152 *allez(s) sein(e)s gepotes*, 155 *henden*, 292 *muemen*, 324 *wovon chü(u)mpt*, 339 *geworicht*, 223 *der vers der*, 238 *volloben*, 252 *begund ye*, 256 u. 1214 *beschermt*, 272 fehlt *grozzn*, 290 *hie nahent*, 370 *do pei ez*, 404 *schön umb-*

wunden, 442 *achs*, 443 *alle*, 471 u. 562 *walchase(a)r*, 491 *snelleichen*, 497 *wo Iesus*, 525 *lêweht*, 574 *zwainczig*, 591 *kew nach*, 622 *vergehend*, 687 *truchent*, 689 *ail* fehlt, 701 *schilich* : *milich*, 855 *dennoch*, 963 *Iosophat*, 973 *Ninivet*, 1040 *b(p)eschriben*, 1048 *nemunster*, 1090 *gesetzt*, 1108 *frêwelein*, 1203 *nam'z*, 1256 *sölich*, 1264 *register*, 1276 *pûch an vnderlas*, 1282 *gotes mûter*, 1289 *sind*, 1322 *gerût nach*, 1324 *liligen*, 1325 *bestrêwt*, 1349 *denn* (A *dann*), 1362 *salmon*, 1403 *yedie*, 1418 w *statichleich*, m² *statleich*, 1475 wm² *voricht* : *unverb(w)oricht*, 1513 *wann*, 1529 *mit hilf zu steur*.

Zudem gilt Alles, was ich über die Schreibweise in w gesagt, von m². Es liegt daher die Annahme, daß w und m² von einem und demselben Schreiber herrühren, sehr nahe, aber derselben widerspricht die Ungleichheit der Schrift. Auf die zunächst sich aufdrängende Frage, wie es komme, daß zwei verschiedene Schreiber so auffallend gleiche Abweichungen sich erlaubten, gibt es nur die Antwort, daß eine der beiden Handschriften aus der anderen geflossen sein muß, und zwar halte ich w für die Vorlage von m². Denn dieser Codex, welcher im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts entstanden sein mag, zeigt nicht nur jüngere Schriftzüge als w, es fehlen in m² auch ganze Verse, so in Nr. 1 die Verse 48, 98, 112, in Nr. 2 die Verse 335 und 336.

Überhaupt scheint mir m² etwas weniger sorgfältig abgefaßt zu sein als w; es sind viele einzelne Wörter abgängig, in Nr. 1 an elf Stellen, in Nr. 2 fast zweimal so viel wie in w, wobei in Nr. 1 die Verse 15, 91 und 197, in Nr. 2 die Verse 946, 978, 1181 und 1317 nur drei Hebungen bei stumpfem Schlusse haben. Ferner finden sich in Nr. 2 von m² folgende Reime: 11 *magt* (A *maid*) : *berait*, 175 *märbel* : *hermel*, 309 *siten* : *mit* und 1504 *gepawet* : *frawen*. Aus der Sorglosigkeit des Schreibers erklären sich daselbst auch die sinnlosen Stellen: 110 *erhört* (A *der hurt*), 124 *gepot*, 834 *glauben*, 1310 *er* (A *mer*), 1344 *ist* (A *ich*), 1423 *hiet* (A *hie*).

Bestünden aber auch die gegen die Identität des Schreibers erhobenen Einwände nicht, man könnte doch nicht w und m² demselben Schreiber zuweisen, da m² einige, wenn auch ganz unbedeutende sprachliche Eigenthümlichkeiten zeigt. So gebraucht der Schreiber von m² *die* und *di*, wie *solch*, *sülch* und *solich*, immer *zwelif* (Weinhold, Bair. Gramm. §. 258) und *welt*, nahezu ausnahmslos *fraw*, in Nr. 1 immer *da*, in Nr. 2 auch häufig *do*, wie denn daselbst viel öfter als in Nr. 1 Vertauschung von *a* mit *o* begegnet. Widerstand gegen den Umlaut zeigt in m² zuweilen *a* 2, 182

den swaren last), in Verbindung mit einem Lingualen finden wir *b* für *w* in 2, 236 *sbebt* — eine Erscheinung, die besonders in Tiroler Denkmälern (a. a. O. §. 124, S. 128 unten) zu treffen ist. In Tirol namentlich, aber auch in den anderen österreichischen Alpenländern, wird gerne in der 3. Person sing. ind. des Präsens das *t* abgestoßen: 2, 630 *schreib* (a. a. O. §. 122); 2, 1036 begegnet *örnleicher* (A *ordenleicher*).

Im Allgemeinen darf man wohl w und m^2 in Bezug auf die zwei besprochenen Gedichte als gleich betrachten, es gilt daher auch das über den Werth und die Bedeutung von w für die Textkritik Gesagte im Ganzen von m^2.

Zum Schluß muß noch erwähnt werden, daß im Gedichte von den sieben Freuden die Verse 1—358 in derselben Weise aufeinanderfolgen wie in A, somit nicht in der Anordnung, die ihnen P in seiner Ausgabe S. 123—127 gegeben. In A w m^2 verkündet der Erzengel Gabriel der heil. Maria, daß sie die Mutter Jesu und ihre Muhme Elisabeth einen Sohn gebären werde. Maria besucht sie, Elisabeth preist Maria selig, diese bleibt bei Elisabeth, bis Johannes geboren wird und kehrt dann nach Nazareth zu Joseph. Der Dichter schildert umständlich des Letzteren Traurigkeit, die ihm Mariens Zustand verursacht. Aber ein Engel erscheint ihm in der Nacht und klärt ihn auf. Da wird der alte Joseph freudenreich und sagt zu Maria: Mir ist Alles kund geworden, worauf Maria mit den Worten des Magnificat antwortet. Nun kam die Zeit, wo Joseph und Maria in Folge des kaiserlichen Gebotes, das Land zu beschreiben, sich nach Betlehem begeben u. s. w. — Dieser Gang stimmt insoferne nicht mit dem biblischen Bericht, als dort Maria das Magnificat nicht vor Joseph, sondern bei dem Besuche Elisabeths spricht. P, dem zur Veröffentlichung dieses Gedichtes nur A vorlag, glaubte nun daß diese Verschiedenheit vom Abschreiber herrühre, „der ein paar Blätter früher abschrieb, als sie der Folge nach eingeschaltet werden sollten“ (PS. 168). Er stellte daher die Verse um, während in A auf 218 die Verse 291—358 und dann 219—290 folgen. Primisser's Verfahren ist begreiflich. Wir aber, die jetzt denselben Gang wie in A auch in w und m^2 wiederfinden, müßten glauben, daß die Schreiber von w und m^2 durch einen an's Wunderbare grenzenden Zufall gerade dieselben Blätter zu früh abschrieben, oder daß w aus A entstanden und m^2 aus w. Nun ist das zweite Glied der Disjunction allerdings wahrscheinlich, aber nicht zu beweisen. Daher könnte ich mich als Herausgeber zu der obigen Umstellung der Verse im Gegen-

satze zu allen Handschriften nur dann entschließen, wenn diese wirklich nothwendig ist. Das ist sie aber, wie wir gesehen haben, nicht. An sich ist es ja gar nicht auffällig und gewiß ebenso berechtiget, wenn Maria, als sie die Traurigkeit Josephs weichen sieht, in die Dankesworte des Magnificat ausbricht. Ich halte daher die handschriftliche Anordnung der Verse 1—358 für die ursprüngliche, von Suchenwirt selbst herrührende[1]. Warum er vom biblischen Bericht abwich, läßt sich nicht sagen; an einen Irrthum ist nicht zu denken. Gewiß hat er die alttestamentliche Reihenfolge der zehn Gebote gekannt, und wie verschieden ist seine Anordnung der zehn Gebote! Übrigens finden wir solche Abweichungen auch anderwärts, ich verweise hier nur auf den *geistlichen wagen* (vgl. S. 327).

Das dritte Suchenwirtische Gedicht in m^3 führt uns zu Nr. 3 in C. Die sprachlichen Unterschiede zwischen beiden Fassungen dieses Gedichtes erklären sich durch das höhere Alter von m^2, die metrischen durch Neigung in C, im Verse gleichmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung herzustellen (vgl. S. 308). — Eine Vergleichung beider Handschriften fällt entschieden zu Gunsten von m^2 aus. Trotz mancher Fehler, von denen bei anderer Gelegenheit die Rede sein wird, liefert m^2 im Vergleiche zu C nahezu dreißig recht brauchbare Lesarten. Anderseits sind die Verschiedenheiten zwischen m^2 und C keineswegs derartig, daß nicht N die gemeinsame Quelle beider gewesen sein könnte.

XI. g†.

Höchst wahrscheinlich stammt aus derselben Quelle auch g, ein der herzoglichen öffentlichen Bibliothek zu Gotha gehöriger Papiercodex B, Nr. 271. Dankbar rühme ich hier die große Liberalität, die mir der Herr Oberbibliothekar Geheimer Hofrath Professor Dr. W. Pertsch durch Übersendung der werthvollen Handschrift nach Wien bewiesen hat.

Diese, mittelquart, in starken Holzdeckeln, welche mit rothbraunem, feingepreßtem, einstmals reich vergoldetem Leder überzogen sind, hatte Schließen und zählt gegenwärtig 201 Blatt. Da aber die an dem Codex in jüngster Zeit mit Tinte angebrachte Blattzählung das erste Blatt nach dem Deckel nicht zählt, so kann mit demselben

[1] In dieser Untersuchung bin ich aber überall, wo aus den sieben Freuden Verse citiert werden oder auf welche verwiesen wird, der Zählung Primisser's gefolgt.

Rechte auch das letzte nicht gerechnet werden, und es sind dann 199 Blätter. Übrigens ist, da das dritte Blatt aus Versehen nicht eingezählt ward, die angebrachte Zählung von incl. 3 bis incl. 164 unrichtig; da aber nach Bl. 164 statt 165 gleich 166 gezählt ward, so ist das frühere Versehen ausgeglichen und die Zählung von incl. 166 bis Ende correct.

Die Handschrift enthält, von dem letzten Stücke abgesehen, nur Poetisches, und zwar von Teichner Bl. 9—94^{b} *Liber Sapientie* (dieser Titel stammt von dem ehemaligen Eigenthümer der Handschrift, Augustinus von Hamersteten; er selbst schreibt sich Hamerstetenn, vgl. S. 339 ff.) und Bl. 94^{b}—136^{b} *Von unser frawen enphenknüss,* 136^{b}—177^{b} von Konrad von Würzburg *die Guldein Smyt,* 178^{a}—183^{a} von Suchenwirt *spruch von fünff fursten* (vollständig lautet die rothe Überschrift: *Den ʿspruch hat gemacht peter der Suchen|wirt von fünf fursten*), 183^{a}—188^{b} von Teichner: *In der Römer puch man las* (Hamersteten bemerkt daneben: *von ainer edlen Kaiserin*).

Während die goldene Schmiede an das zweite Stück so unmittelbar sich fügt, daß an dessen Ende gleich der Titel von Konrads Gedicht sich reiht, obwohl auf dieser Seite nur mehr ein Raum von einigen Zeilen frei war, also (und so überall) die größte Ausnützung des Raumes sich zeigt: folgte auf das oben zuletzt angeführte Stück Teichner's, obwohl noch die halbe Seite frei war, ursprünglich nichts als die zwei Verse:

Also hat daȥ puch ein ende
Got behüt vns vor missewende —

Es haben nämlich diese Stücke einmal für sich allein einen Codex gebildet, welcher nicht vor 1386 beendet worden sein kann, wohl aber auch nicht viel später: also zu Ende des 14. Jahrhundertes oder im äußersten Falle zu Anfang des 15. Jahrhundertes.

Das sagt uns die Schrift, die nur auf einen Schreiber hinweist und in den Zügen, der Gefälligkeit, Reinlichkeit und leichten Lesbarkeit nach an die besten Theile von A erinnert. Auffallend ist, daß in den meisten Fällen die Punkte über *i* fehlen. Als Abkürzungszeichen erscheinen ^{o} = *r* und *er*, ¯ um inlautendes *e* anzuzeigen, und *r*ꝛ = *reich* in *Österreich*; als Haken gebraucht der Schreiber gewöhnlich ˙ ¨, sehr selten ʹ und nur über *u* (33 *fúr* = *für*), über *y* einen Punkt; über aus *â* entstandenem *e* (= *æ*) findet sich häufig ʿ ˙ oder ʿ. Svarabhakti werden durch Haken nie bezeichnet, Halbdiphthonge nur vereinzelt (31 *rëcht*, 34 *gepúrd*, 200 *schëmleich*), aber

auch die Diphthonge nicht consequent; besonders bei den *u*-Lauten fehlt der Haken oft, so steht *ů* = *u*, *ü*, *uo*, *ue*, dann kommt wieder für alle diese Laute ein bloßes *u* vor. Sonstige Schreibfehler hingegen (wie 58 *smaikchen* : *czaichen*) sind ganz selten.

Die äußere Anordnung der Verse ist sehr gleichmäßig: jede Seite ist von vier schwarzen Strichen eingesäumt und enthält in einer ungespaltenen Columne 24 abgesetzte Verse. Zwischen der ersten und zweiten Zeile befindet sich ein schwarzer Strich. Jeder Vers beginnt mit einem großen Buchstaben, die der ungeraden Verszeilen sind überdies roth durchstrichen. Dort, wo dem Sinne nach ein Abschnitt beginnt, steht eine bedeutend größere ganz rothe Majuskel.

Sprachlich herrscht volle Übereinstimmung mit C (wenn man von einigen unbedeutenden Änderungen der Schreiber, wie *schl* = *sl* u. s. w. absieht) und m^2 (nur liebt g nicht den Wechsel von *b* und *w*), und dies ist nicht auffällig, da g gleichfalls aus Österreich stammt, und zwar höchst wahrscheinlich aus Wien. Schon der Inhalt läßt das vermuthen: drei Viertheile der Handschrift kommen auf den Wiener Dichter Teichner, fünf Blätter auf den in Wien ansäßigen Suchenwirt, 40 auf Konrad von Würzburg. Aber auch die Zuthaten zu Anfang und Ende des Codex stammen aus Wien, wenn auch aus späterer Zeit.

Die Handschrift war nämlich zu Ende des 15. Jahrhundertes Eigenthum des Augustinus von Hamersteten in Wien. Dr. J. G. Th. Gräße nennt ihn S. 1166 des Lehrbuches einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker des Mittelalters, 2. Bd., 2. Hälfte der 3. Abtheilung, 1843, einen österreichischen Meistersänger; Belege hiefür bringt er nicht. In Ritter's geographisch-statistischem Lexikon (1. Bd., 6. Aufl., 1874) findet sich unter allen hier in Betracht kommenden Orten nur ein Hammerstetten, und zwar in Baiern, Kreis Schwaben, Bezirksamt Günzburg. In Zedler's Universallexikon begegnet S. 395 des 12. Bandes (1735) ein Hammerstaettl oder Hamry, Marktflecken im Czaslauer Kreise in Böhmen mit gutem Eisenbergwerke. — Sicher ist, daß A. von Hamersteten sich 1496 in Torgau aufhielt. Hier vollendete er seine *Histori vom Hirs mit den guldin ghurn Vnd der Fürstin vom prunnen*. Zu Ende derselben schrieb er: *A. de Hamersteten Cancellarius. Finitum Torga Sabato vigi palmarum A° 1496*. Dieser auf 36 Blätter Papier in Octav geschriebene und aufs Schönste gebundene kleine Roman behandelt die Liebschaft des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen mit der Gräfin Amalia von Schwarzburg, Gemahlin des Grafen Günther XXXIX.

Das Büchlein widmete Hamersteten dem genannten Kurfürsten, der es nach einer am Schlusse desselben von jüngerer Hand angebrachten Bemerkung sehr lieb hatte. Jetzt befindet sich dasselbe als Handschrift M 279 auf der königlichen Bibliothek zu Dresden (vgl. Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld, Katalog der Handschriften der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden, 2. Bd., Leipzig 1883, S. 518 f.). Der Bibliothekar Heinrich Jonathan Clodius ließ nebst einigen einleitenden Bemerkungen das Büchlein im Dresdnischen Magazin, Bd. 1 (Dresden 1760), S. 18—31 und 131—152 abdrucken. Auffällig ist, daß der Verfasser des Büchleins sowohl S. 23 als 152 Hammerst*ein* genannt wird, ebenso bei Benjamin Gottfried Weinart, der diesen Aufsatz aus dem Dresdnischen Magazin, das nach 20 Jahren ziemlich vergriffen war, im zweiten zu Leipzig 1784 erschienenen Theil der Neuen sächsischen historischen Handbibliothek S. 1—43 abgedruckt hat. In demselben Jahre wurde zu Leipzig Hamerstetens Erzählung in der Sprache modernisiert und mit Anmerkungen versehen, herausgegeben im dritten Stück des ersten Jahrganges des Sammelwerkes: Für ältere Literatur und neuere Lectüre S. 107—138 von Canzler und Meißner. Leider bieten die genannten drei Werke keinerlei Aufschluß über Hamersteten's Lebensverhältnisse.

Im Jahre 1497 ist Hamersteten in Wien. Hier überreicht er, unbestimmt ob zum Ankauf oder — was viel wahrcheinlicher ist — als Geschenk dem damals mit seinem Bruder Johann in Wien weilenden Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, einen Papiercodex, der nunmehr in der herzoglichen öffentlichen Bibliothek zu Gotha unter der Bezeichnung B Nr. 50 verwahrt wird. Die Handschrift besteht aus 277 Blättern in Quart; jede Seite zählt 24 Verse (vgl. S. 339 oben); die Schrift ist sauber und stammt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Auf der Rückseite des ersten Blattes heißt es: *Dises Puch sagt von der Zwitracht vnnsers Herrn Kaisers vnd seinem Bruder Herczog albrecht vnd der lantschaft Osterreich vnd abfal der von wien vnd stet das man es lesen mag als einen spruch oder singen als ein lied vnd Michel Beham hat es gemacht vnd es haisst in seiner Angst weiss wan er fieng es an zu wien In der purg do er In grossen Angsten was wer es singen woll der heb es in diesen noten hie also an.* Auf der folgenden Seite beginnt das Gedicht mit sechs Reihen Musiknoten. Wir haben es also mit Michael Beheim's Buch von den Wienern zu thun. In diesem erscheint aber Augustinus von Hamersteten selbst als handelnde Person, als Begleiter des kaiser-

lichen Obersten von Graveneck, den die Wiener im Jahre 1462 niedergeworfen hatten: er vertheidigte ihn mit noch vier Anderen, die Beheim mit Namen anführt:

Ainer genant was Asam schrantz
Des manheit die wass vest vnd gantz
Der stund neben dem Hern sein
Von Hammerstetten Augustein
Neben seinem Hern stunde
Ein Arm ward Im verwunde.
Die andern drey waren vor dem Thor u. s. w.

Vgl. Th. G. v. Karajan, Michael Beheim's Buch von den Wienern. Wien 1843, S. LXXX f. und S. 53, Vers 7 ff., ferner Fr. Jacobs und F. A. Ukert, Beiträge zur älteren Literatur oder Merkwürdigkeiten der herzoglich öffentlichen Bibliothek zu Gotha, 3. Bd., 1838, S. 94—98. — Die Handschrift hat Hamersteten mit mancherlei Randbemerkungen versehen, so schrieb er auf der ersten Seite am oberen Rande: *1496. Soli altissimo. Idem vt infra. A.*; daneben: *4. feria post palmarum in Torga* (vgl. S. 339). *A . . . . e Anno 1496*; zu S. 53, V. 5 u. 6 (Ausgabe Karajan's): *V nobiles stipendiarii Imperatoris*, wodurch er sich nach Karajan's Meinung als kaiserlicher Söldner bezeichnet. Zum Vers 31 der Seite 33 machte Hamersteten am unteren Rande der Seite folgenden auch mit Ebendorfer's Angaben (Pez II, 974) stimmenden Zusatz:

An hohen markt hin dazumal
Der Wiener Henker Maister pal
Hett Ein langs swert an der seiten
Snell richten on alles peiten
Schryen die pluthund alle
Daz tät gar übel geralle
Den gefangnen mitsambt Grafneken
Zesterben waz ser erschrecken.
Daz schreibt A von Hamersteten
Vil lieber wer Er getreten
Frey hin durch Doringer warde
Daz solt Ir Im glauben palde
Von gotz gnaden ward nichtz darauss
Holltzer liess furen in sein Haws.

Im October 1497 — also wahrscheinlich bei Gelegenheit der Überreichung des Buches von den Wienern — geschah es, daß Hamersteten die Handschrift g, der er eine gereimte Wid-

mung — wahrhaftig kein poetisches Meisterstück — vorangestellt hatte (Bl. 1—8), dem genannten Kurfürsten von Sachsen anläßlich des bevorstehenden Jahreswechsels zum Geschenke machte. Gegen den Schluß seiner Zueignung sagt Hamersteten:

Ewr gnad nembs hin
Zu gefallen, das pitt ich ser
Dann mecht ich bas, so tet ich mer
Seidmal ich Aurum wenig hab,
So geet mir auch Argentum ab.

Über den Inhalt des Codex spricht er auf den zwei letzten Blättern der Widmung[1]); hiebei nennt er Teichner einen „berümbten Tichter wol bekannt". An seinen Dichtungen bringt er auch allerhand Änderungen an, während er Konrad von Würzburg und Suchenwirt glücklicherweise verschont. Ja, er bemerkt rechts von den neun ersten Versen des Suchenwirtischen Gedichtes ausdrücklich:

Ich hab die ding nit corrigirt
Von dem peter süchenwirt
Laß beleiben in Irem wërdt
Als man dauon sagen hërt scil. audit.

Zum letzten Gedichte Teichner's schreibt er Bl. 188ᵇ:

Was der teichner hat gesetzt
Daz ist güt vnd vnuerletzt
In Syben vnd auch in Acht
Der Sillelb zal wol gemacht
Collatinirt, durch ÿettenn
Hatz A. von Hamerstenn (offenbar Schreibfehler!)
Vberal gerichtet gleich
Hie Zu Wienn in Österreich.

Darauf Bl. 189ᵃ wieder eine Vorrede Hamersteten's zu dem letzten Stücke der Handschrift, der Zuthat am Ende, *Clenodium* genannt (Bl. 190ᵃ—199ᵇ). 190ᵃ unten steht mit rother Tinte:

Anno Domini zc. XLIII° zc
per me — w — p. scriptum ⁊

und Bl. 199ᵇ unten ein Wappen, daneben: *Clenodium venerabilis viri Domini wolfgangi Clementis plebani Noueciuitatis et Canonici Ecclesie Collegiate Sancti steffany wienn zc Sub Anno domini zc XLIII°.* Die Schrift ist eine andere als in der Vorrede und älter, aber jünger als

[1]) Einige auf den Inhalt des Codex bezügliche Stellen dieser Zueignung hat Tentzel in den Monatlichen Untersuchungen 1691, S. 928 f. veröffentlicht.

die des Codex: sie kann nur aus dem Jahre 1443[1]) stammen: nicht von 1543, da die Handschrift schon 1497 nach Sachsen kam, und aus dem Jahre 1343 nicht, weil es damals eine Collegiatkirche St. Stephan noch nicht gab. Das Jahr 1443 stimmt auch ganz gut mit dem Lebensgange des genannten Wolfgang. Die Handschrift Nr. 100[2]) des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs enthält in Tom. 4, Bl. 278ᵃ—325ᵇ die Series Canonicorum Ecclesiae S. Stephani, Viennae 1365—1783 (vgl. Dr. Constantin Edler von Böhm, Die Handschriften des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Wien 1873, S. 32). Bl. 286ᵇ findet sich zum Jahre 1424 bemerkt: *Dominus Wolfgangus Clementis*[3]) *Canonicus installatus in die Sancti Jeronimi. 29ᵐᵃ* (sic!) *Septembris. Obiit 1445.* Während Wolfgang sein Canonicat in Wien versah, war für ihn Pfarrverweser in Wiener-Neustadt Niklas von Wien. Derselbe wird 1439 urkundlich genannt; vgl. Ferd. Karl Boeheim, Gesammelte Schriften. Wien 1863, 2. Bd., S. 101 u. 210.

Was den Werth dieser Recension gegenüber C und m² betrifft, so ist er so bedeutend, daß diese Handschrift des Gedichtes von fünf Fürsten einem künftigen Neudrucke zu Grunde zu legen sein wird.

Durch die Bekanntschaft mit der Gothaer Handschrift hat sich gezeigt, daß m² und g auf das Engste verwandt sind. Ich verweise nur auf m²g 7 *in hoh(ch)en wirden*, 8 *des*, 11 *grossen wandel*, 25 *seim*, 29 m² *allerst*, g *allrerst*, m²g 39 *vil ser*, 43 *do vil*, 49 *und* fehlt, 79, 141 u. 184 *edlen*, 87 *gefueget*, 89 *mórder*, 94 *ungeheft*, 101 *end er nam*, 110 *fleisch daz wart*, 113 *trewen*, 125 *und des werder*, 129 *wann*, 131 *eim*, 133 *und umb daz*, 146 g *laz si*, m² *la sew*, m²g 151 *kroniken*, 160 g *ainez sull*, m² *aine schull*, m²g 162 *oder tewrung*, 168 *nahent euch*, 167 *mort* (C *maet*), 169 *chlage(u)nder* (C *chlag mid*), 176 *der man*, 182 *do sew(si)*, 200 *schö(e)mleich*, 204 *dem rechten*, 205 *vieln*, 211 *veinden do(da) zu*, 215 *do wart*, 238 *huet(e)*.

So lange m² allein mit C verglichen wurde, standen die Abweichungen der Münchener Handschrift von C der S. 337 ausgespro-

[1]) Jacobs' und Ukert's Beiträge zur älteren Literatur u. s. w. enthalten im zweiten Bande S. 312—318 manch Irrthümliches über diese Handschrift. So transscribieren die Herausgeber die Zahlenangaben Bl. 190ᵃ und 199ᵇ in g auf folgende Weise: ⊓C.XLM⁼⊓C. und ⊓CXLM⁼!

[2]) Einst Eigenthum des Wiener Canonicus Franz Paul Edlen von Smitmer.

[3]) Scil. *filius*.

chenen Annahme, daß m^2 aus derselben Quelle wie C geflossen, durchaus nicht hinderlich im Wege. Ganz anders gestaltet sich das Verhältniß, nachdem sich gezeigt, daß auch g an denselben Stellen von C abweicht wie m^2. Denn soll der Zufall wirklich möglich sein, daß der Schreiber von g und der um mehr als ein halbes Jahrhundert später thätige Schreiber von m^2 gerade an denselben Stellen von N abänderten, ja noch mehr, daß sie sich die gleichen Abänderungen erlaubten?

Allerdings unterscheidet sich m^2 auch hie und da von C, während g und C übereinstimmen. Dies erklärt sich daraus, daß m^2, wie schon früher bei Vergleichung von m^2 mit w gesagt wurde, weniger sorgsam abgefaßt wurde; so fehlt in m^2 2 *alz*, 33 *jar*, 46 *mül*, 207 *veint* und 165 *und freud*, so daß dieser Vers nur drei Hebungen mit stumpfem Schlusse hat. Dieselbe Erscheinung wurde durch Apokope im Reime in den Versen 126, 128, 162, 238 und 240 herbeigeführt. Störung durch Apokope findet sich auch 144 *daucht* und 154 *halb*, durch Synkope 206 *tratn*, durch Verschreiben 2 *geslachte*, 16 *mit ernst* und 94 *"gepunden*, endlich durch Sinnlosigkeit 57 *osterreich*, 58 u. 59 *in* anstatt *sey*.

Es stimmen aber auch einige Mal C und m^2, während g allein steht; so hat g 31 *rëcht*, 60 *weibes*, 64 *sullen*, 122 *untreun*, 147 *alle*, 156 *und prinnt recht als ein cherzen*, 181 *dem lannde*, 194 *wellen*, 204 *beleiben*, 211 *veinden da zu*, 213 *do si*, 228 *tu sew*, 201 fehlt *und*. Diese wenigen Stellen ausgenommen, bietet g fast immer das Richtige sowohl in Bezug auf den Inhalt und Ausdruck, als auch in metrischer Hinsicht.

Trotz dieser Verschiedenheiten ist die Übereinstimmung zwischen g und m^2 eine in die Augen fallende; sie zwingt zur Annahme, daß g die Vorlage für m^2 gebildet habe. Und g? g kann sehr wohl nach N geschrieben worden sein. Dafür spricht, daß beide in Österreich entstanden sind und der Zeit nach einander nicht ferne stehen. In diesem Falle wäre g der Vorlage treuer gefolgt, während C hie und da modernisierte; vielleicht war auch für den Schreiber von C seine Vorlage bereits öfter schwer leserlich, oder er las flüchtig, wie dies bei V. 51 *winken* für *kroniken* der Fall gewesen sein dürfte. Dagegen spricht weniger der Einwand, warum, wenn N die Vorlage war, der Schreiber von g daraus nur die goldene Schmiede und das Gedicht von fünf Fürsten wählte, warum er nicht noch andere zu dem Inhalte der bereits aufgenommenen vollkommen passende Gedichte Suchenwirt's (z. B. religiösen Inhalts) abgeschrieben

habe: vielmehr aber der Gedanke, daß g der Schrift nach höchst wahrscheinlich noch vor 1402 zu setzen ist.

Doch schwerlich wird sich die Schrift bis auf ein Jahrzehnt mit Sicherheit bestimmen lassen. Wer sich aber trotzdem darüber nicht beruhigen kann, für den bleibt nur die Annahme, daß g nach des Dichters Autograph oder nach einem zu dieser Zeit schon üblichen fliegenden Blatte geschrieben worden sei.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß im Gedichte von fünf Fürsten weder in C noch in m^2 und g eine Andeutung strophischer Gliederung zu finden ist.

(Fortsetzung und Schluß folgt.)

FRANZ KRATOCHWIL.

BIBLIOGRAPHIE DER UHLAND-LITTERATUR.

Ludwig Uhland, dem zweifellos volksthümlichsten Dichter deutscher Zunge, dem erfolgreichen Erforscher unserer Vorzeit, dem rüstigen Vertreter alter guter Sitte und Satzung und wackeren Streiter für des Gesammtvaterlandes Freiheit und Größe ein seiner würdiges litterarisches Denkmal zu errichten, darin gipfelt mein in absehbarer Zeit zu verwirklichender Plan. Um nun für diese Aufgabe in ihrem vollen Umfange einen sicheren Boden zu gewinnen, hielt ich es für angebracht, vorerst eine Bibliographie der gesammten mir erreichbaren Uhland-Litteratur zu entwerfen, deren Fehlen ich bei Abfassung meiner Studie über Uhland als Romanist [1]) empfindlich verspürt hatte. Die bescheidene Sammlung wuchs mir aber unversehens unter der Hand und entwickelte sich zu einer so beträchtlichen Ausdehnung, daß sie einen gewissen selbständigen Werth wohl beanspruchen darf. Ich lege dieselbe hier den Fachgenossen vor, indem ich zwar bitte, sie nicht bloß als Vorstufe, sondern als einen Ausschnitt der Arbeit selbst zu betrachten, jedoch mit dem Geständniß nicht zurückhalten will, daß die mannigfache Unvollkommenheit des Ergebnisses auf vielseitige Ergänzung durch Kenner der Sache rechnen muß.

Einige Erläuterungen über die Anlage des Verzeichnisses seien vorausgeschickt. Die rein durch die Zeitfolge bestimmte äußere Anordnung erwies sich unter Anderem auch dadurch als die geeignetste, weil allein sie gestattet, der wechselnden größeren oder geringeren Zuneigung der Kritik eine Art Maßstab für die in verschiedenen Zeiten ungleiche Beliebtheit und Werthschätzung Uhland's zu entnehmen. Was den Inhalt des Katalogs, welcher vermöge der beigegebenen Andeutungen über Stoff und Seitenzahl der angeführten Nummern und der Hinweise auf sachkundige Besprechungen

[1]) Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, herausgeg von L. Herrig. 80. Band (1888), S. 25—113, und 82. Band 1889, S. 233—235.

zugleich ein Wegweiser durch die zerstreute Litteratur sein möchte, hinsichtlich des Maßes des darin aufgenommenen Materials betrifft, so sei bemerkt, daß nur für selbständig erschienene Bücher und Abhandlungen größtmögliche Vollständigkeit angestrebt wurde. Von Aufsätzen in Zeitschriften und Tagesblättern, namentlich von den zahlreichen Nekrologen der Jahre 1862 und 1863 und den Jubiläumsartikeln von 1887, fanden hingegen meist nur die Aufnahme, welche durch Hervorhebung eigenartiger Gesichtspunkte Anspruch auf bleibende Bedeutung erheben dürfen. Aus letzterem Grunde werden auch eine Anzahl von Einzelstellen aus Werken genannt, deren Absehen zunächst nicht auf eine Würdigung Uhlands gerichtet ist. Anfänglich beabsichtigte ich auch eine möglichst erschöpfende Liste aller hervorragenden Charakteristiken Uhlands in allgemein litterarhistorischen Schriften mitzutheilen. Aber dies Vorhaben zeigte sich einerseits undurchführbar — denn wenn eine Kategorie des deutschen Büchermarktes Legion ist, so ist es die Zahl der litterargeschichtlichen Handbücher großen und kleinen Kalibers — andererseits kaum zweckmäßig. Entweder nämlich wird an gedachter Stelle Uhland nur ganz flüchtig berührt oder sonst sein Bild meist bloß in leichten Umrißlinien gezeichnet, so daß die Erkenntniß seines menschlichen und schriftstellerischen Wesens hier keine Förderung empfangen kann; die wenigen bemerkenswerthen Schilderungen, welche auf wirklich individueller Anschauungsweise beruhen, wie bei Gervinus, J. Hillebrand, Jul. Schmidt, Scherer, von den Freunden Uhland's auch ohne besonderen Hinweis aufgesucht, bieten dem Specialisten kein neues Licht.

Von Vorarbeiten kann eigentlich nicht die Rede sein. Dankbar wurde benutzt, was Bartsch's mit 1862 einsetzende Bibliographien in der „Germania", Strauch's Jahresübersichten in den letzten Bänden des „Anzeigers für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur" und einige andere ähnliche Zusammenstellungen allgemeinen Charakters[1]) gewährten, wenn mir auch nur sehr selten ein Titel oder eine Notiz entgangen war. Den einzigen bibliographisch wie immer musterhaften Überblick gab (bis 1881 reichend) K. Goedeke im Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung III, S. 338 ff., woselbst er auch S. 320 ff. einen alles Wissenswerthe knapp zusammenfassenden Bericht über die gesammte Thätigkeit Uhlands geliefert hat; Fasold's 'Verzeichniß der Uhland-Literatur' in Herrig's Archiv Band 72, S. 411—414 ist eine unmethodisch angelegte, kritiklos durchgeführte und im Einzelnen ungenaue und unzuverlässige Skizze, der Abriß Hassenstein's in der Einleitung seines unten zu 1887 genannten Buches im engsten Rahmen gehalten. Daß sich die Fasold'schen Mängel bei mir nirgends fühlbar machen, wage ich nicht zu behaupten, wo so manches Citat nicht nach eigener Anschauung gegeben werden konnte, einige wenige Belege aber überhaupt unzugänglich blieben. Möge jedoch diesem Versuche wenigstens das Verdienst

[1]) Z. B. der Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgeg. von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin (9 Bände 1880—1888), das zur Bibliotheca philologica' gehörige 'Verzeichniß aller neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philologie' von Heyse und Blau u. A. Dankbar erwähne ich für 1863 auch R. Gosche's Übersicht in seinem Jahrbuch für Littgesch. (1865) 379 ff.

nicht abgesprochen werden, den Grund zu einer Sammlung von allem über Uhland Geschriebenen zu legen und dies hier an einer Arbeitsstätte, in deren erste Anbauzeit noch sein berathendes Wort, von eigener wackerer That begleitet, verheißungsvoll hineingeklungen ist.

1783. Auf die Uhlandische und Hoserische Verbindung am 20. März 1783. Tübingen. 4 Bl. (Diese ungemein seltene Festschrift zur Hochzeit von L. Uhland's Eltern ist bisher sämmtlichen Bio- und Bibliographen entgangen; mit dem Druckfehler 'Hoferische' ist sie im Antiquarkatalog 178, S. 47 der Berliner Buchhandlung S. Calvary und Co. [1886] verzeichnet.)

1807. Morgenblatt für gebildete Stände (Stuttg.) 13. Jan., Nr. 11, S. 43 zur Veröffentlichung von U.'s lyrischen Erstlingen; vgl. Intelligenzblatt zum Morgenblatt 1808, Nr. 3, S. 12.

1815. Uhland's Gedichte (1. Aufl.[1]) Stuttgart, Cotta 1815) besprochen in den Heidelbg. Jahrb. Bericht S. 168.

1818. U.'s 'Ernst, Herzog von Schwaben' (Heidelberg, Winter 1817), besprochen: Wünschelruthe S. 43 f., Leipziger Litteraturztg. Nr. 250 (vgl. Wiener Jahrb. der Litteratur VII, 11 u. VIII, 255).

Studien. Ein Beitrag zur neuesten Dramaturgie, oder über Müllner's Schuld, Uhland's Ernst und Kotzebue's Rehbock (München).

1819. U.'s 'Gedichte', besprochen in Kotzebue's Literar. Wochenblatt, October, 4, 31, S. 246; desgl. in der Allgem. Litteraturztg., August. Nr. 205, S. 785—789.

U.'s 'Vaterländische Gedichte', besprochen in der Allgem. Litteraturztg., October, Nr. 114 (Ergänzungsbl. S. 912).

'Ernst, Herzog von Schwaben': Bericht über die erste Aufführung in Stuttgart am 7. Mai im 'Gesellschafter' Nr. 124.

'U.'s Ludwig der Baier' (Berlin, G. Reimer, 1819), besprochen: Litteraturblatt zum Morgenblatt für gebildete Stände Nr. 37; desgl. Kotzebue's Literar. Wochenblatt Nr. 39.

1821. 'Ludwig der Baier', besprochen in der Leipziger Litteraturztg. S. 2001.

'Gedichte. Zweite verm. Aufl.' (1820) besprochen: Leipz. Litteraturztg. S. 2129.

1822. 'Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von L. Uhland', besprochen Allgem. Litteraturztg. 2, 481; Leipz. Repertorium 4, 269. (Vgl. Wiener Jahrbücher der Literatur XXV, 70; XXX, 46; XCII A. Bl. 3.)

1823. L. Uhland, de constituenda re publica carmina, latine edidit G. Schwab (Stuttgart) 4.

1826. Gustav Schwab, 'Ludwig Uhland als Dichter'. Mit U.'s Porträt. Moosrosen, Taschenbuch, herausgegeben von W. Menzel, S. 1—37. Schwab's

[1]) Die Ergebnisse einer von mir angestellten Vergleichung der verschiedenen Ausgaben veröffentliche ich nicht, so lange noch die von Professor W. L. Holland, dem die reichlichsten und gediegensten Quellen fließen, angekündigte kritische Abschlußausgabe, mit vollständigem Variantenapparat ausgestattet, in Aussicht steht. Doch soll eine ausreichende Bibliographie sämmtlicher litterarischen Leistungen Uhland's bald folgen.

'Kleine prosaische Schriften', herausgegeben von Klüpfel [Tübingen 1882] S. 1 ff.)

Bericht über die Aufführung von 'Ludwig der Baier' in München: Abendzeitung Nr. 287.

Fr. Diez, Die Poesie der Troubadours, S. 195, A. 1 'über das altfranz. Epos' [2. Aufl. von Bartsch, 1883. S. 172, A. 1].

1827. Gedichte, 3. Aufl. (1826), besprochen: Allgem. Litteraturztg. I. Halbband des Jahrgangs S. 335.

'Bericht über die Aufführung von Ernst von Schwaben' in Wien: Abendzeitung Nr. 128.

Wilhelm Müller, Die neueste lyrische Poesie der Deutschen. Ludwig Uhland (und Justinus Kerner): Hermes oder Leipziger kritisches Jahrbuch der Literatur 28. Band, S. 94—114; vgl. W. Müller, Vermischte Schriften, herausgeg. von G. Schwab (Leipzig 1830), IV, 95 ff.

W. Grimm in den Gött. Gel. Anzeigen III, S. 2026 (über U.'s 'Walther v. d. V.'): Abdruck in W. Grimm, Kleinere Schriften II (1882), S. 386.

1829. Fr. Diez, 'Leben und Werke der Troubadours' (Zwickau) S. 613 f.

1830. 'Ludwig Uhland unser Lebewohl'. (Gelegenheitsgedicht.) Stuttgart.

1831. M. W. Götzinger, Deutsche Dichter erläutert. I. (Leipzig.) S. 351—414 (2. Aufl. [1844], S. 471—545). (Ludwig Uhland nebst Erklärung von 10 bez. 16 Balladen.)

G. Schwab, Besprechung der 5. Aufl. von U.'s 'Gedichte' (besonders über: der Mohn, Münstersage, Ver sacrum).

1833. K. Lachmann, 'Wolfram von Eschenbach' (Berlin) p. XL, Note (U. über das altfranzösische Epos).

K. Simrock, 'Walther von der Vogelweide übersetzt', Vorrede S. IV u. VI (6. Aufl. S. XXXIV f.).

Notiz über die 6. Auflage der Gedichte (1833) in Menzels Literaturblatt Nr. 52 (20. Mai).

1834. (Goethe im) 'Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter' (Berlin) VI, 306 (Äußerung vom 4. October 1831).

1835. H. Viehoff, Programm des Gymnasiums zu Emmerich S. 13 (Des Sängers Fluch).

G. Schwab, Die deutschen Volksbücher wiedererzählt S. VI (Notiz zum Fortunat).

1836. L. Börne, Béranger et Uhland in seiner 'La Balance. Revue allemande et française' (Paris) I, 17—46 (Abdruck in der Hamburger Ausgabe der Gesammelten Schriften VII, 314 ff. [Eine Stelle aus S. 19, sowie S. 23 f. theilt Börne in deutscher Übersetzung mit in 'Menzel der Franzosenfresser'. New-Yorker Ausg. von Jos. Wieck III, 37 f.])

Goethe's Gespräche mit Eckermann (Leipzig) I, 65 f. (Gespräch vom 21. October 1823); vgl. II, 358 f. (von 1831; inhaltlich stimmt damit genau die unter 1848 angeführte Äußerung Rückert's).

K. Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur (Stuttg.) I, S. 57—66.

H. Heine in: Die romantische Schule (Hamburg): Sämmtliche Werke, Hamburg 1861, VI, 254—270.

H. Viehoff, Ausgewählte Stücke deutscher Dichter erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt (Emmerich): I. 248 Das Schloß am Meere, 251 Des Sängers Fluch, 261 König Karl's Meerfahrt.

1837. G. Pfizer, Uhland und Rückert. Ein kritischer Versuch (Stuttgart und Tübingen).

1838 (?). Uhland'sche Lieder und Balladen, übersetzt von Margaret Fuller bei George Ripley, Specimens of Foreign Literature (14 vols). Boston 1838—1842 (s. Goethe-Jahrbuch V, 232).

1838. C. C. Hense: Ludwig Uhland, Halle'sche Jahrbücher S. 893 ff.

Melch. Meyer, Die poetischen Richtungen unserer Zeit [Heine, Platen, Uhland, Rückert, Das „junge" Deutschland.] (Erlangen). S. 87—116.

Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften (Mannheim) II, 53 ff., 198; vgl. in der zweiten Auflage (Leipzig 1843 ff.) VII, 65 u. 77, IX, 232 ff., 415, 426 f. (schon 1808 und 1810 geschrieben), auch III, 96 f. 98 und 121.

W. Grimm in den Gött. Gel. Anz. I, S. 491 f. (U. 'Über das altfranzösische Epos'). Abdruck in W. Grimm, Kleinere Schriften II (1882), S. 474.

1839. A. v. Chamisso, Sämmtliche Werke (Leipzig) V, 287, 291 u. 316 f. (schon 1810 niedergeschriebene Charakteristik Uhland's und seiner Lyrik).

Th. Echtermeyer, Auswahl deutscher Gedichte (Halle) S. XXI f. die Uhland'sche Rhapsodie), S. XXX, Note („Sängerfluch"), zuerst in „Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst" 1839, Nr. 96 ff.

H. Heine, der Schwabenspiegel im Jahrbuch der Literatur. I. (einziger) Jahrgang (Hamburg), S. 335—362 (Sämmtliche Werke, XIV, 81—108; 1862).

K. Gutzkow, Jahrbuch der Literatur S. 46 ff.

R. H. Hiecke, Über den Ideengehalt in Uhland's Ballade „Des Sängers Fluch". Gymnasialprogr. Merseburg (26 S.).

W. B. Mönnich, Über L. Uhland's Herzog Ernst von Schwaben (Nürnberg).

D. Fr. Strauß, Zwei friedliche Blätter (Altona) S. 31 ff. (U. und Kerner).

L. Wienbarg, Die Dramatiker der Jetztzeit (Altona) Nr. 1 (vgl. unter 1867 Hebbel).

Vangerow, Leitfaden der Pandektenvorlesungen (Marburg) I, S. 644 (über U.'s Doctordissertation).

J. A. X. Michiels, 'Études sur l'Allemagne'. Darin ?) u. A. 'Des Sängers Fluch' als 'la malédiction du chanteur'.

1842. A., Dem deutschen Sänger L. Uhland (Braunschweig).

R. H. Hiecke, Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien S. 153 f. (Schwäbische Kunde) und S. 155 u. 159 f. (die Rache).

Fr. Notter in: Schwaben wie es war und ist, herausgeg. von L. Bauer (Karlsruhe). I. Abtheilung, 4. Aufsatz.

C. C. Hense, Deutsche Dichter der Gegenwart. Erläuternde und kritische Betrachtungen (Sangerhausen) I, S. 1 ff.

F. de Roisin in der Notiz zu seiner in den 'Mémoires de la Société des Antiquaires de la Morinie' abgedruckten Übersetzung 'Les Romans en Prose des Cycles de la Table Ronde et de Charlemagne' (s. E. Stengel, Beiträge zur Geschichte der roman. Philologie in Deutschland 1886, S. 17), p. 4 (U. als Romanist).

1843. Kellner, Vorbereitungen auf höheren Sprachunterricht (Erfurt) S. 140 (Das Glück von Edenhall), 149 (Tell's Tod), 157 (Des Sängers Fluch).

1844. R. H. Hiecke in Viehoff's Archiv für den deutschen Unterricht I, 40 ff. (U.'s 'Einkehr'). Vgl, ebenda II, 199.

W. B. Mönnich, Ludwig Uhland und seine Gedichte. Separatabdruck aus dem Album des literarischen Vereins zu Nürnberg.

Joh. Scherr, Poeten der Jetztzeit (Stuttgart); der (zweite) Aufsatz über schwäbische Dichter behandelt besonders Uhland.

1845. Mönnich, Über Uhland's Schauspiel Ludwig der Baier (Nürnberg).

1846. Chr. Oeser (Schröer), Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen (Leipzig) S. 447—452 (U. als Balladendichter).

Poésies allemandes par J. P. Hebel, Th. Körner, L. Uhland, H. Heine traduites par Max Buchon (Salins, Cornu); u. A. Le comte des gréiers, le jardin des roses, trois jeunes filles, la Faucheuse.

1847. J. v. Eichendorff, Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren deutschen Poesie in Deutschland (Leipzig) S. 198 ff.

R. Hiecke, Ästhetische Erläuterungen zu U.'s Bertran de Born. (Viehoff-) Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen II, 303—317.

Ludwig Bauer's Schriften (Stuttgart) p. XLVII (Brief von 1830: U. als Professor).

Poesie di Luigi Uhland e di altri autori tedeschi, imitate da Nic. Negrelli, con note e prose (Venezia, Münster).

1848. Uhland's „Sängers Fluch", englisch: Herrig's Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen III, 247.

Briefe Uhlands in: Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Herausgeg. von Albertine de la Motte Fouqué (Berlin) S. 493—500; Äußerungen Rückert's über Uhland aus den Jahren 1814—1817 in seinen Briefen S. 316 ff.

Alexander Platt, The Poems of Ludwig Uhland. New for the first time translated from the German. Together with a biographical notice of the author and necessary notes [Leipzig).

1849. R. Foß, Zur Erklärung deutscher, vorzüglich Uhland'scher Gedichte. Progr. d. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin. (I. Elfenlieder. II. Das Märchen.)

R. H. Hiecke, Ästhetische Erläuterungen zu zwölf Uhland'schen Gedichten in: F. Löw und F. Körner, Pädagogische Monatsschrift III. (Abdruck 1864 in Hiecke's Aufsätzen s. u.)

1850. Th. Kriebitzsch, Deutsche Dichtungen, erläutert (Erfurt-Leipzig): [S. 5 des Sängers Fluch, S. 20 Klein Roland, S. 22 Roland Schildträger, S. 25 König Karls Meerfahrt, S. 26 Schwäbische Kunde, S. 63 Die Rache].

1851. M. Hertz, Karl Lachmann (Berlin) S. 239 (L.'s Verhältniß zu U.).

J. Schenkel, Deutsche Dichterhalle des 19. Jahrhunderts (Mainz) III, S. 327 bis 339 Ludwig Uhland.

1852. A. Steudener, Zur Beurtheilung von L. Uhland's Dichtungen. Progr. d. Gymnasiums zu Brandenburg a. d. Havel.

1853. Nicolaus Lenau's Briefe an einen Freund. Herausgegeben mit Erinnerungen an den Verstorbenen von K. Mayer (Stuttgart) S. 12, 30, 35 f., 37, 40 f., 129 u. ö.

Emma von Niendorf, Lenau in Schwaben (Leipz.) S. 129 (U.'s Volkslieder).

K. A. v. Reichlin-Meldegg, K. E. G. Paulus und seine Zeit (Stuttgart) II, 271 f. (Brief U.'s an Paulus vom 18. Dec. 1818.)

Sanders in: Der praktische Schulmann, herausgegeben von F. Körner (Leipzig) II, S. 218 (Schwäbische Kunde).

'Ludwig Uhland. Eine Biographie (Cassel, Balde)' in: Moderne Classiker. Deutsche Litteraturgeschichte der neueren Zeit (von W. Neumann).

(A. Tellkampf) Phantasus. Eine Auswahl aus erzählenden Dichtungen der Romantiker. Mit einleitenden Bemerkungen über die romantische Schule (Hannover; Neudruck, Erfurt 1883) S. 47.

1854. J. Grosse, Über die Bedeutung der modernen Romantik mit Rücksicht auf die bildende Kunst (Berlin) S. 4 u. 9 (vgl. auch S. 22 u. 30).

Wendt, Die dramatischen Dichtungen von Uhland: Herrig's Archiv 15, 1—16.

A. Steudener, (U.'s) Scheiden und Meiden: Herrig's Archiv 15, 412.

1855. Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst, herausgeg. von Hoffmann v. Fallersleben und Oscar Schade (Hannover) III, 215 f. Brief U.'s an Gustav Anton vom 27. Nov. 1842.

A. X. Schurz, Lenau's Leben (Stuttgart) I, 124 u. 347.

Aus dem Leben von Johann Diederich Gries. Nebst seinen eigenen und den Briefen seiner Zeitgenossen. Als Handschrift gedruckt o. O. (Leipzig, Brockhaus) S. 174 f. (Schwab über U.).

1856. K. Mayer, Das Sonntagsblatt. Eine Erinnerung aus der romantischen Literaturperiode: Weimar. Jahrbuch V, 33—51 (vgl. in Mayer's 'Ludwig Uhland und seine Zeitgenossen' 1867, I, 16 ff.).

R. Foß, Erläuterungen zu Uhland's Eberhard der Greiner (Berlin).

Joh. Scherr, Dichterfürsten (Leipzig) Nr. 3. Uhland.

Herrig's Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 19, 123 u. 125 (U.'s Verdienste um die Popularisierung der älteren deutschen Literatur).

1857 G. Liebert, Ludwig Uhland. Eine Skizze (Hamburg). [2. Aufl. 1863].

Uhland's „Einkehr" englisch: Herrig's Archiv 22, 221.

1858. K. Klüpfel, Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken (Leipzig) S. 30, 49, 108 f., 203 f., 226 f., 275 ff., 324 u. ö.

Seydel in: Der praktische Schulmann (Leipzig) VI. S. 90 (Der blinde König).

C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen (Leipzig). Erste Reihe (3. Aufl. 1870) S. 177 Des Sängers Fluch, 239 Klein Roland, 247 Der blinde König, 251 Roland Schildträger, 262 Schenk von Limburg, 269 Lied eines Armen, 277 Schäfers Sonntagslied. Dasselbe, dritte Reihe (2. Aufl. 1869) S. 176 Des Knaben Berglied, 186 Schwäbische Kunde, 204 Bertran de Born, 211 Graf Eberhard der Rauschebart.

1859. K. Th. Kriebitzsch, Musterstücke mit Erläuterungen (Glogau): S. 41 Lied eines Armen, 93 Des Knaben Berglied, 99 Der gute Kamerad, 201 Der weiße Hirsch.

Rob. Prutz, 1. Auflage des unter 1860 genannten Buches (s. d.).

Sachs, Herrigs' Archiv 26, 139 f. (U. und das Altfranzösische).

Jul. Schwenda, Schiller und Uhland. Eine Dichterparallele (Wien).

1860. O. Elben, Das Schiller-Fest in Schiller's Heimat S. 53.

R. Foß, Erklärung Uhland'scher Gedichte (Das Nothemd, Das Schwert, Siegfried's Schwert, Die drei Lieder): Herrig's Archiv 28, 187—208.

H. R., Ludwig Uhland: Gartenlaube Nr. 41.

Rob. Prutz, Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848—1858 (Leipzig) I, S. 71 u. 83 (2. Aufl.).

1861. K. Mayer, Ludwig Uhland: Album schwäbischer Dichter (Tübingen) 1. Lief. (32 S.).

Julian Schmidt, Ludwig Uhland (Biographie und Charakteristik): Illustrirte Zeitung (Leipzig) Nr. 99 (9. Febr.).

G. Köhler, Die Vertreter der schwäbischen Dichterschule nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Progr. (14 S.)

1862. I. vor dem Tode:

J. v. Laßberg, bei Sulpiz Boisserée (Stuttgart, Cotta) I, 570.

W. Petsch, Ludwig Uhland. Jubelschrift (Berlin).

A. Wolf im Jahrbuch für romanische und englische Literatur, herausgegeben von Wolf und Ebert 4, 227 (U. und das altfranz. Epos).

G. Zimmermann, Uhland als lyrischer und epischer Dichter (Progr. Darmstadt).

L. Schücking, Annette von Droste. Ein Lebensbild (Hannover) S. 139 (U. und Freih. von Laßberg) [1]).

II. nach dem Tode:

M. Georgii, Zum Andenken an Uhland (Leichenrede. Tübingen).

W. L. Holland, Chrestien's Chevalier au lion (Neuauflagen 1879 und 1885): Anmerkungen zu V. 2185, 4088, 5188, 5933 f. u. ö.

Otto Müller, An Uhland's Grab: Didaskalia (Frankfurt a. M.) Nr. 319 u. 320 (18. November).

Die Uhland-Feier des Liederkranzes: Didaskalia Nr. 319 u. 320, Nr. 326 u. 327 (K. W. 25. November) und 'Feuilleton der Neuen Frankfurter Zeitung' Nr. 277 (25. November).

Theod. Creizenach, Gedächtnißrede auf L. Uhland: Didaskalia Nr. 328 bis 330 [2]).

(Fr. Notter), Ludwig Uhland, Nekrolog: Schwäbischer Merkur, Dec. (Sonderabdruck von 12 S.).

Franz Pfeiffer, Ludwig Uhland. Ein Nachruf (Wien). Sonderabdruck aus der 'Wiener Zeitung' vom 29. November, Nr. 44, Beilage. (Wiederabdruck in Fr. Pfeiffer, Freie Forschung. Wien 1867, S. 397—412).

---

[1]) Vgl. L. Schücking's Gedicht 'Die Meersburg 2. Str. 6—11 (s. z. B. Echtermeyer's Auswahl deutscher Gedichte[28] S. 698 f.). Einzelne Mittheilungen der A. von Droste-Hülshoff über U. in den neuesten Veröffentlichungen über sie, z. B. in den 1887 erschienenen Biographien von Hüffer und von Kreiten. Eine Probe aus ihrem Tagebuche ergänze den oben gegebenen Hinweis: „Auch Uhland war hier [bei Laßberg]; Gott, was ist das für ein gutes, schüchternes Männchen."

[2]) Die letzten drei Notizen verdanke ich Prof. Th. Creizenach's Witwe in Frankfurt a. M., der ich dadurch ebenso verpflichtet bin wie Herrn Prof. W. Creizenach in Krakau für seine freundliche Benachrichtigung.

(Gust. Pfizer), Ludwig Uhland: Allgemeine Zeitung (Augsburg) Nr. 338 bis 345 des Jahrgangs.

A. Ruperti, Ludwig Uhland: Zeitung „Telegraph" vom 31. December.

L. Scherk, Erinnerungen an L. Uhland: Weserzeitung (Bremen) Nr. 5904, vom 18. November.

Ludwig Uhland: Gedenkblätter auf das Grab des Dichters (Tübingen) 32 S.

Ludwig Uhland: Grenzboten (Leipzig) II. Theil des Jahrgangs S. 400 ff.

Der Uhland'sche Stamm: Tübinger Chronik Nr. 228. S. 931 und Nr. 234. S. 956.

1863. Berthold Auerbach, Rede zum Gedächtnisse Ludwig Uhland's: Jac. Grimm's Deutsche Blätter, October (Abdruck in Auerbach's Deutschen Abenden N. F., Stuttg. 1867, S. 121—140. Vgl. auch 'Voßische Ztg.' Nr. 26, Beil. 1 'Die Uhland-Feier in Berlin' und 'Berliner Allgem. Ztg.' Nr. 53 'Die Uhland-Feier im Victoria-Theater' zu Berlin, mit Auerbach's Festrede).

Adolf Bacmeister, Rede zu Uhland's Todtenfeier (Reutlingen). Vgl. Ad. Bacmeister, Abhandlungen und Gedichte 1886.

Reinhold Bechstein, Unsere Tage (Braunschweig) Heft 50. S. 686—704.

Auguste Béranger, L. Uhland: (Genfer) Bibliothèque universelle, 20. Januar.

Ludwig Eckardt, L. Uhland. Gedächtnißrede (Karlsruhe. Abdruck in: Eckardt, Wandervorträge aus Kunst und Geschichte Stuttg. 1868 S. 159—178.

R. Foß, Ludwig Uhland. Ein öffentlicher Vortrag (Berlin) 38 S.

Ludwig August Frankl in: Die Presse (Wien) Nr. 23, 27, 36.

Joh. Gihr, Uhland's Leben. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk (Stuttgart) 381 S. [1]).

Otto Jahn, Ludwig Uhland. Vortrag. Mit literarhistorischen Beilagen (S. 217—231 'chronologisches Verzeichniß der Gedichte' von Michael Bernays) 231 S. Bonn. Vgl. Literar. Centralblatt, herausgeg. von Zarncke, Sp. 597.

(W. Jordan), Uhland als Sagenforscher: Deutsche Vierteljahrsschrift XXVI, S. 172—198 (vgl. die Berichte des Frankfurter Freien deutschen Hochstifts von demselben Jahre).

Ad. v. Keller, Urkundliches zu Uhland's Leben: Staatsanzeiger für Württemberg Nr. 25.

(K. Klüpfel), Johann Ludwig Uhland: Unsere Zeit (Leipzig) Bd. VII, 74. Heft, S. 81—108.

C. Koch, Gedächtnißrede auf L. Uhland (Braunschweig).

A. F. Krannhals, Ludwig Uhland: Baltische Monatsschrift VII, S. 392 bis 408.

Herm. Marggraff, Blätter für literar. Unterhaltung (Leipzig Nr. 28, S. 513 f. (über Notter, Jahn, Gihr, Foß).

K. Mayer, Ludwig Uhland Gedenkblätter (Tübingen [2. Aufl. 1873 [2]).

[1]) Nach der Angabe der Buchhändler-Nachschlagewerke, der meisten Litterarhistoriker und der mir vorliegenden Exemplare zu urtheilen, existiert wohl nur eine Ausgabe von 1864. Es ist möglich, daß der Zahlenfehler aus einer Quelle stammt und sich durch eine Reihe von abhängigen Schriften forterbte.

[2]) Unter dem Titel: Ludwig Uhland, geschildert von seinem Freunde Karl Mayer. Festschrift zur Feier der Enthüllung des Uhland-Denkmals.

Nägele, Ludwig Uhland (Rede im Murrhardter Liederkranz): Der Beobachter (Stuttgart) Nr. 48.

Friedrich Notter, Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen. Mit zahlreichen ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen (Stuttgart). (Vgl. Literar. Centralblatt Sp. 1076.)

Th. Paur, Zu Uhland's Gedächtniß (Görlitz) 10 S. Sonderabdruck aus dem Neuen Lausitzischen Magazin.

E. Petzholdt, Graf Eberhard der Rauschebart. Rhapsodie von Uhland: Herrig's Archiv 3321—3344.

Franz Pfeiffer, Germania 8, 65 f. (Kurzer Nachruf und Notiz über seine letzten Arbeiten.)

R. Prutz, Deutsches Museum (Leipzig) XIII, Nr. 1.

Jos. Rank, Aus meinen Wanderjahren (Wien). Vgl. Fr. Bornmüller, Biographisches Schriftstellerlexikon der Gegenwart (1882) S. 584; auch Jos. Rank, Erinnerung an Berthold Auerbach: Saale-Ztg. (Halle) vom 22. April 1887.

Arnold Ruge, Aus früherer Zeit II, S. 108 ff.

J. W. Schäfer, Zur Biographie Ludwig Uhland's: Bremer Sonntagsblatt, Nr. 25, S. 209—211.

Ad. Schöll, Erinnerungen an Ludwig Uhland: Orion, Monatsschrift für Litteratur und Kunst, herausgeg. von Ad. Strodtmann (Hamburg) I, 122—132. (Abdruck in: Ad. Schöll, Gesammelte Aufsätze zur classischen Literatur alter und neuer Zeit. Berlin 1884, S. 353—368.)

Heinrich v. Treitschke, Zum Gedächtniß Ludwig Uhland's: Preußische Jahrbücher, herausgeg. von R. Haym XI, S. 323—348 (vgl. S. 15 ff. Treitschke's Charakteristik Wangenheim's); Abdruck: Tr., Historische und politische Aufsätze (Leipzig 1865) S. 278—312.

Fr. Vischer, 'Ludwig Uhland' in seinen Kritischen Gängen, N. F. (Stuttgart) IV, 97—169.

W. Wackernagel, Gedächtnißrede auf Ludwig Uhland: Gelzer's Protestantische Monatsblätter XXI, S. 1—20 (Abdruck: W. Wackernagel's Kleine Schriften II (1873), S. 481—503).

Franz Weber, Ein Besuch bei L. Uhland: Bremer Sonntagsblatt Nr. 35, S. 289—291.

Heinr. Weismann, L. Uhland's dramatische Dichtungen. Für Schule und Haus erläutert (Frankfurt a. M.). Vgl. Grenzboten 1864, S. 442.

Derselbe, Über Uhland's Ernst von Schwaben: Progr. Frankfurt a. M.

—l—, Uhland-Literatur (über Jahn, Notter, Gihr, Vischer): Österreichische Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben (Nr. 45) S. 594—598.

Über Ludwig Uhland: Evangelische Kirchenzeitung, herausgeg. von Hengstenberg Nr. 9, Nr. 33 (S. 388—397).

Ludwig Uhland der Dichter und der Mensch: ebenda Nr. 46, Beilage S. 564 f.

Noch eine Stimme für Uhland: ebenda Nr. 67, Beilage. S. 798 f.

Ludwig Uhland, ein deutscher Sänger. Des Dichters Leben und Wirken. Nach den zuverlässigsten Quellen. (Mehrere Abdrücke. Meppen. 15 S.)

L. Uhland: Blackwood's Magazine. may Art. 3.

L. Uhland: Quarterly Review, july Art. 2, p. 34—59.

Allgemeine Zeitung (Augsburg) 22. Februar, Beilage.

Charles Bielefeld, Ballads of Uhland, Goethe, Schiller. With introduction to each poem, copious explanatory notes and biographical notices (London. Bell and Daldy. Foreign Classics XII, 197).

1864. R. Foß, Über Uhland's Gedichte: Herrig's Archiv 35, 129 ff.

Karl Frenzel, Büsten und Bilder (Hannover) S. 136—149.

R. H. Hiecke, Gesammelte Aufsatze zur deutschen Literatur, herausgeg. von G. Wendt (Hamm): S. 1—27 Abdruck aus der Padagogischen Monatsschrift III (s. 1849), Erläuterungen zu: Schäfers Sonntagslied, Lied eines Armen, Zimmerspruch, des Knaben Berglied, das Schwert, Siegfrieds Schwert, der blinde König, Klein Roland, Roland Schildträger, König Karls Meerfahrt, Graf Richard ohne Furcht, Schwäbische Kunde: S. 27—42 Bertran de Born (s. 1847), S. 42 f. Einkehr (s. 1843), S. 55—80 des Sängers Fluch (s. 1838).

Ed. Hobein, Über Uhland's Dramen: Schaubühne, herausgeg. von F. Wehl, Heft 5—6.

Alex. Kaufmann, Herrig's Archiv 35, 476 f. (mit Brief U.'s über die Quellen seiner Rolandsgedichte).

Lüben und Nacke, Einführung in die deutsche Literatur (Leipzig) III (3. Aufl. 1869) [S. 333 Einkehr, 335 Des Knaben Berglied, 341 Der weiße Hirsch, 342 Die Rache, 343 Das Glück von Edenhall, 349 Schwäbische Kunde, 360 Der gute Kamerad, 363 Klein Roland, 370 Schenk von Limburg, 373 des Sängers Fluch, 387 Graf Eberhard der Rauschebart].

Frz. Sandvoß, Rede auf Uhland (Friedland i. M.).

F. Scholl, Reden zur Erinnerung an zwei Heroen im deutschen Liede, Franz Schubert und Ludwig Uhland (Stuttgart).

Jos. Strobl, Quellen zu drei Romanzen Uhlands (Wien), Beilage zur Wiener-Ztg. (über den Cyklus 'Sängerliebe').

W. W. Skeat, The songs and ballads of Uhland (vgl. ebenders. in Goldschmidt's 'German poetry').

Challemel-Lacour: s. unter 1866.

1865. Rich. Gosche, Jahrbuch für Litteraturgeschichte I, 379—381 (Die Uhland-Literatur von 1863)

Fritz Ohnesorge, Ludwig Uhland. Biographisch-litterarische Skizze (Dresden).

(Emilie Uhland) Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde zum 26. April 1865. Als Handschrift gedruckt (s. unter 1874), Stuttgart. [Vgl. Gött. Gel. Anz. 1865, Nr. 24, S. 959 f.]

Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage (Stuttgart) I, S. III—VIII Vorwort von Holland, Keller und Pfeiffer: S. XI—XIV Vorwort von Keller.

1866. K. Bartsch, 'Uhland's Schriften zur Geschichte der Sage und Dichtung. Erster Band': Germania, herausgeg. von Pfeiffer (Wien) 11, 453 bis 467.

P. Challemel-Lacour, Jean Louis Uhland: Novelle biographie générale (Didot-Hoefer, Paris) 45, 773—777 (vgl. auch den Artikel eben desselben: Revue germanique, tome 31 (1864) p. 451—477)[1]).

A. W. Grube, Ästhetische Vorträge II. (Iserlohn) Deutsche Volkslieder. Vom Kehrreim des Volkslieds. Der Kehrreim bei Goethe, Uhland und Rückert.

H. Prutz, Ludwig Uhland als Literarhistoriker: Deutsches Museum Nr. 47 u. 48.

D. Fr. Strauß, Kleine Schriften N. F. (Berlin), S. 303—313 (Uhland und Kerner): abgedruckt aus dem Nekrolog auf Kerner im Schwäb. Merkur 1862.

Uhland's Schriften u. s. w. II, S. III f. Vorwort von Holland.

Uhland's Schriften u. s. w. III, S. V—XII Vorwort von Pfeiffer.

1867. R. Bechstein, Ludwig Uhland's gelehrte Werke I—III: Blätter für literarische Unterhaltung (Leipzig) Nr. 7, 14, 27.

(3) Briefe J. Grimm's an Ludwig Uhland: Germania, herausgeg. von Pfeiffer 12, 115 f.

Friedrich Hebbel, Sämmtliche Werke (Hamburg) XII, 214 (vgl. 208 ein Urtheil Wienbarg's über Uhland). Vgl. auch unter 1888.

K. Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Erinnerungen. 2 Bde. (Stuttgart). („Vgl Deutsches Museum 1867, Nr. 25; Allgem. Ztg., Beil. Nr. 180; Wiener-Ztg. 142; Hamb. Nachrichten 133; Kölnische Ztg. 241; „Über Land und Meer" Nr. 52; Dohm, Sonntagsblatt Nr. 36; Volksblatt für Stadt und Land Nr. 94; Blätter für literar. Unterh. Nr. 52; Weserzeitung 7444". Bartsch, Germania 13, 321.)

Ludwig Uhland und die deutsche Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert: Magazin für die Literatur des Auslands Nr. 13.

Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom über berühmte Männer und Frauen. Übersetzt von Frz. Maurer (Berlin) S. 163, 173, 204, 216 (U. bei seinen Zeitgenossen 1817—1819).

1868. Dyckhoff. Die Bildsäule des Bacchus von Uhland, Nadowessische Todtenklage von Schiller, Hochzeitlied von Goethe, für die Schule erklärt. Progr. des Progymn. zu Rietberg (13 S.).

A. Freybe, Klopstock's Abschiedsrede über die epische Poesie beleuchtet, mit einer Darstellung der Theorie Uhland's über das Nibelungenlied (Halle).

C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. Vierte Reihe (Leipzig). S. 139 Einkehr, 224 Das Glück von Edenhall.

Uhland's Schriften u. s. w. VI, S. III f. Vorwort von Keller.

Uhland's Schriften u. s. w. VII, S. III f. Vorwort von Keller.

Désiré Corbier, französische Übersetzung von U.'s 'Ständchen' (Sérénade) und der 'Wirthin Töchterlein' (La fille de l'Hôtesse): Herrig's Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 43, 463.

1869. Diez, Études littéraires sur l'Allemagne contemporaine (Paris, Hachette): Uhland (Körner. Les frères Grimm. Goethe).

---

[1]) Vor Ch. L. urtheilten über Uhland den Gelehrten: Victor Leclerc in 'Discours sur l'état des lettres au 14e siècle', S. R T. in der Biographie universelle, nouv. éd. 42, 338—342 (1864) und Loménie in der Galerie des contemporains illustres par un homme de rien t. IX.

R. Foß, Zur Carls-Sage: Progr. der Victoria-Schule zu Berlin (31 S.); behandelt Klein Roland, Roland Schildträger, König Karl's Meerfahrt (namentlich hinsichtlich der Quellen).

A. W. Grube, Biographische Miniaturbilder (Leipz.) 2. Aufl. I, 278—303.

Gustav Hauff, Über Uhland's Konradin: Herrig's Archiv 44, 382 f.

Fr. Notter, Ungedruckte Briefe von Ludwig Uhland: Westermann's Illustrierte deutsche Monatshefte, November-Nummer.

E. Paulus, Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen. Eine Studie (Berlin) 52 S. (Neue Ausgabe, Stuttgart 1887. 48 S. Vgl. Kettner, Ztschr. f. deutsche Philol. 20, 376, Magazin f. d. Lit. d. Ausl. Nr. 10, Schwab. Chronik 303, Wiener-Ztg. 298, Badische Landeszeitung 1868, Nr. 292 u. a. (s. Bartsch, Germania 15, 464).

L. Uhland, Poems translated into English verse with a short biographical memoir of the poet, by W. C. Sandars (London).

A. F. C. Vilmar, Lebensbilder deutscher Dichter (Frankfurt a. M.) S. 149—158. Neuauflage von M. Koch, L. d. D. und Germanisten (1885), Marburg, 15. Aufsatz: Uhland.

Feodor Wehl, Am sausenden Webstuhl der Zeit (Leipzig) II, 162—171.

W. Wilmanns, Walther von der Vogelweide herausgegeben und erklärt (Halle) S. 27.

Tuiskon Ziller, Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik 1. Jahrg. (Leipzig) S. 107 (Das Schwert).

Uhland's Schriften u. s. w. IV, S. III—VI. Vorwort von Holland.

1870. A. Goerth, Über Uhland's 'des Sängers Fluch', 'Bertrand de Born', 'die verlorne Kirche', 'Ich hatt' einen Kameraden': Herrig's Archiv 46, 390—397.

R. v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie (München) S. 566—579 und 671.

K. Simrock, Walther von der Vogelweide, herausgegeben und erläutert (Bonn) S. 22 (1828 in 1822 zu ändern!).

Weichelt, Uhland als Liederdichter: Progr. Demmin (vgl. Herrig's Archiv 47, 344).

Briefwechsel zwischen Joseph Freih. von Laßberg und Ludwig Uhland, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Mit Biographie Pfeiffer's von K. Bartsch (Wien). Nachtrag Germania 30, 221 f. [Besprochen von Sachse in Herrig's Archiv 46, 316—323; Magazin f. d. Lit. des Ausl. 32; Athenaeum vom 12. Febr.]

Rich. Gosche, Archiv für Literaturgeschichte I, 561 (zu Uhland's Sagenforschung; vgl. ebd. II, 590).

Uhland's Schriften u. s. w. V, S. III f. Vorwort von Keller.

1871. Paul Eichholtz, Beiträge zur Erklärung Uhland'scher Balladen: Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen (Berlin) 25, 1—10.

Fahle, Uhland's Balladendichtung: Masius' Jahrbücher für Pädagogik 104, 422.

W. Hoffner, Ludwig Uhland: Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte, October, S. 94—99.

Karl Janicke, Joseph von Laßberg und Ludwig Uhland: Historisch-politische Blätter 4. Heft des Jahrgangs, S. 236—256.

Derselbe, Zur Geschichte der deutschen Philologie: Ergänzungsblätter zur Kenntniß der Gegenwart S. 209—216 (knüpft an den Laßberg-Uhlandschen Briefwechsel an).

A. v. Wurzbach, Ludwig Uhland (Wien); Abdruck aus: Die Zeitgenossen I.

F. G. Sintenis, Goethe und Uhland (Dorpat). Vgl. Gött. Gel. Anz. 1872, S. 278.

1872. Michael Bernays, Ludwig Uhland als Forscher germanischer Sage und Dichtung: Im neuen Reich, herausgeg. von A. Dove II, 81—96.

F. Sintenis, Goethe's Einfluß auf Uhland: Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 106, 369—388 und 108, 386 f.

Rob. Boxberger, Die Quelle von U.'s Gedicht 'Schwäbische Kunde': Archiv für Literaturgesch. II, 270—272.

1873. Uhland's Schriften u. s. w. VIII, S. III—VI Vorwort von Holland.

H. Dederich, Uhland als episch-lyrischer Dichter besonders im Vergleich mit Schiller (Paderborn

K. Mayer, s. unter 1863.

P. Eichholtz, Uhland's schwäbische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt (Progr. des Berliner Gymn. zum grauen Kloster, 28 S.).

Das Uhlanddenkmal (in Tübingen): Im neuen Reich III, 2, 112—115.

Enthüllung des Standbildes von Ludwig Uhland in Tübingen, nebst den Reden und Gedichten (v. Gerok, Notter, A. v. Keller u. A.). Tübingen.

L. Tobler (in 'Mythologie und Moral'): Im neuen Reich III, 2, 168 f. (zu U.'s 'Ruhethal' und 'die verlorene Kirche').

W. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik. Herausgegeben von L. Sieber (Basel). S. 99 f. (U.'s Balladen und Romanzen), 123 (Lieder), 127 ('mimische Poesie' in U.'s Lyrik), 141 (Epigramme, besonders 'Ruhethal'), 170 (einstrophige Lieder), 407 und 413 ('der Räuber'), 414 (Ernst von Schwaben 1289 ff.), 424 ('Wir sind nicht mehr'), 434 (der gute Kamerad) [2. Ausg. 1888].

1874. P. Eichholtz, Uhland's französische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt. (Abdruck aus der Festschrift zur dritten Säcularfeier des Berliner Gymn. zum grauen Kloster).

Joseph von Görres, Gesammelte Briefe 2 und 3 Freundesbriefe (1802 bis 1845), herausgeg. von Franz Binder (München; Der 'Gesammelten Schriften' 8. und 9. Band): enthält auch Briefe von Uhland.

W. L. Holland, Über Uhland's Gedicht: Die Mähderin (Tübingen) 8 S.

H. Kämmel, Ludwig Uhland (Zittau).

Emilie Uhland, Ludwig Uhland's Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe. (Stuttgart). Abdruck des Manuscriptdrucks von 1865. (Eine größere Anzahl Besprechungen siehe bei Bartsch, Germania 20, 451).

Ludwig Uhland. Studien zu seinem Leben: Allgemeine Zeitung (Augsburg) 213, Beilage.

H. Weismann, U.'s Ludwig der Baier. Schulausgabe mit (Einleitung und) Anmerkungen (Stuttgart).

1875. (J. A. M.?) Schaepman, B. von Meurs over Ludwig Uhland, Onze Wachter, Juli, S. 55—64.

F. Sintenis, Über Immermann's Münchhausen (ein Vortrag) und Goethe und Fürst Pückler-Muskau (eine Studie). Dorpat, S. 3 (U.'s Verhältniß zu seiner Gattin).

1876. Uhland's Gedichte und Dramen (Stuttgart, Cotta) textkritische Vorreden von W. L. Holland. I, p. III f. und III, p. III f. nebst chronologischen und alphabetischen Übersichten II, p. 316—340.

W. L. Holland, Über U.'s Ballade: Merlin, der Wilde (Stuttgart).

Derselbe, Wettgesang zwischen Uhland und Rückert (Tübingen).

Oskar Jäger, Ludwig Uhland. Vortrag. (Sonderabdruck, identisch mit dem unter 1879 genannten) gehalten zu Koblenz. (Manuscript.)

A. v. Keller, Ein Gedicht Ludwig Uhland's, Freunden zum Gruß mitgetheilt (Tübingen).

Reinhold Köhler, Archiv für Literaturgeschichte 5, 4 f. ('Ach, Alm' in U.'s Schlacht bei Reutlingen).

Reuter, Die Natur im Bereiche der dichterischen Stoffwelt (Progr. der höheren Bürgerschule zu Saarlouis) S. 15 U.'s 'Dichterwald'.

A. Schleusinger, Klein Roland, der sterbende Roland, der getreue Eckart auf Quarta erklärt (Programm Ansbach, 28 S.).

W. Schleusner, Über die Nothwendigkeit und den Plan der Uhland-Lectüre auf der höheren Schule (17 S. Progr. Höxter). Bielefeld. Vgl. unter 1878.

Ed. Schmidt-Weißenfels, Ferdinand Freiligrath. Ein biographisches Denkmal (Stuttgart) S. 45 f. (U. und Freiligrath).

H. Weismann, U.'s Herzog Ernst von Schwaben. Schulausgabe mit (Einleitung und) Anmerkungen (Stuttgart).

1877. K. Frenzel, Berliner Dramaturgie (Hannover) II, S. 57—65 ('Ernst von Schwaben' auf der Berliner Hofbühne am 31. Januar 1863). S. 378 u. 415 (Grillparzer mit U. verglichen).

A. v. Keller, Uhland als Dramatiker. Mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses (Stuttgart).

J. W. Schäfer, Ludwig Uhland's ausgewählte Gedichte mit Anmerkungen (Stuttgart).

Th. Ziegler, Studien und Studienköpfe aus der neuen und neuesten Litteratur (Schaffhausen) S. 193 ff.

1878. Rob. Boxberger, Uhland als Dramatiker. Zu A. v. Keller's gleichnamigem Buche: Archiv für Literaturgesch. 7, 216—224.

Derselbe, Briefe von Uhland: ebenda 225—235.

J. Hense, Romanze und Ballade I. Jahresbericht über das Gymnasium zu Warburg), S. 7 (Das Typische in 'Des Sängers Fluch').

Ad. Rümelin, L. Uhland als Dramatiker: Preußische Jahrbücher 42, S. 121—159.

W. Schleusner, Zur Uhlandlectüre (Leipzig).

Erich Schmidt, Der Text der Uhland'schen Gedichte nach Holland's Revision: Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur, herausgegeben von Steinmeyer 4, 224—231.

1879. Rob. Boxberger, Die Quellen von Uhland's Romanze 'Don Massias': Archiv für Literaturgesch. 8, 137—142.

H. Düntzer, Uhland's Balladen und Romanzen, erläutert (Leipzig).

P. Eichholtz, Quellenstudien zu Uhland's Balladen (herausgeg. von G. Hinrichs, Berlin) enthält auch die unter 1871, 1873, 1874 aufgeführten Aufsätze [besprochen von Bellermann: Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 34, 147—154].

J. Hense. Romanze und Ballade II. (Jahresbericht über das Gymnasium zu Warburg), S. 15—18, 'Uhland'.

O. Jäger, 'Ludwig Uhland' in der Festschrift zur Begrüßung der 34. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Trier (Bonn), S. 31—52.

A. E. Philipps, Zur Theorie des neuhochdeutschen Rhythmus (Leipzig. Diss.) S. 37 A. 2, 39 A. 3, 41 A , 49 A., 60 f., 82 A., 87—89 (zum Rhythmus Uhland's).

F. J. Scherer, Die Kaiseridee des deutschen Volkes in Liedern seiner Dichter seit dem Jahre 1806 (Jahresbericht des Laurentianum zu Arnsberg), S. XVII f. (U.'s deutsch-patriotische Gedichte).

Felix Liebrecht, Zur Volkskunde (Heilbronn) S. 54 ff. Die Todten von Lustnau.

J. Schulzen, Mittelhochdeutsche Anklänge bei Uhland (17 S.): Progr. des Real-Progymn. in Thann i. E.

Camillus Wendeler, Fischartstudien des Freiherrn von Meusebach mit einer Skizze seiner literarischen Bestrebungen (Halle a. d. S.) S. 1, 4—8, 10, 14, 26—29.

1880. K. L. Leimbach, Ausgewählte deutsche Dichtungen erläutert (2. Aufl. Kassel) IV, 280 Schwäbische Kunde. 286 Eberhard der Rauschebart, 306 Des Sängers Fluch, 315 Bertran de Born, 271 das Schloß am Meer, 274 Der blinde König.

Anton Birlinger, Uhland's Schwäbische Kunde: Wochenschrift Im neuen Reich XI, S. 193—196.

Rob. Hein, Archiv für Literaturgeschichte 9, 244 (zu Uhland's 'Auf das Kind eines Dichters').

E. Koch, Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kiffhäuser (Abhandlung zum Jahresbericht Grimma) S. 23 A. 57 (Zu U.'s 'Am 15. October 1816' und Rückert's Verhältniß zu U.). Vgl. auch S. 30 A. 86 (schon 1875 geschrieben).

Ed. Koschwitz, Karls des Großen Reise nach Jerusalem und Constantinopel (Alt-französische Bibliothek, herausgeg. von W. Förster. II. Heilbronn); Excurs 10: Dramatische nachgelassene Bearbeitung von Uhland.

H. Schults, Der Einfluß des Volksliedes und der älteren Dichtung auf die Uhland'sche Poesie: Herrig's Archiv 64, 11—24.

H. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 11, 32—36 (U.'s Der gute Kamerad).

1881. K. Bartsch, Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804—1808 (Heidelberger Prorectoratsrede) S. 13 (U. und Des Knaben Wunderhorn).

J. G. Fischer, Die Natur in der Kunst (Jahresbericht, Stuttgart) S. 14 f. (U.'s Naturanschauung).

H. Fischer, Eduard Mörike. Ein Lebensbild des Dichters (Stuttgart) S. 17 und 27—29.

K. Fulda, Chamisso und seine Zeit (Leipzig) S. 102 (vgl. S. 70 f.): U, und Chamisso's Fortunat.

K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung III, S. 320-339 (vgl. auch S. 341, 879, 1019, 1401).

K. Klüpfel, Gustav Schwab als Dichter und Schriftsteller (Stuttgart) S. 6, 10, 14 f., 22, 28 f., 31—33, 39.

Ambros Mayr, Die Häupter des schwäbischen Dichterbundes I. Ludwig Uhland: Programm des Gymnasiums zu Kommotau.

Chr. Oeser, Briefe an eine Jungfrau über die Hauptgegenstände der Ästhetik. 23. Aufl. (vgl. 1846) S. 520—531 Uhland.

H. Stohn, Literarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt (Leipzig) S. 202—226 L. U.

1882. Rob. Boxberger, zu U.'s „Der Wirthin Töchterlein": Archiv f. Literaturgesch. 11, 175 f.

Hermann Paul, Die Gedichte Walther's von der Vogelweide (Halle) S. 24.

W. Wilmanns, Leben und Dichten Walther's von der Vogelweide (Bonn) S. XII—XVII.

E. G. Fasnacht, Selections from Uhland's Ballads and Romances With biographical notices and historical and grammatical notes (London, Macmillan).

H. J. Wolstenholme, L. Uhland, Ernst von Schwaben. Trauerspiel in fünf Aufzügen. With a Biographical and Historical Introduction, English Notes, and an Index (London, Cambridge Warehouse).

J. Häußner, Die deutsche Kaisersage. (Progr. Bruchsal) S. 4 f. (U.'s Ansicht über die Sage von Kaiser Friedrich).

1883. G. E. Barthel, N. Lenau's sämmtliche Werke (Leipzig) S. XLVI und CXCVII.

P. Holzhausen, Zacher's Zeitschrift für deutsche Philologie 15, 343 f. (Uhland's romanische Balladen).

Fr. Rudloff, Über Uhland's dichterischen Entwicklungsgang (19 S.): Programm Coburg.

K. Strackerjan, Zur Feier deutscher Dichter. Abend 13 und 14: Die schwäbischen Dichter. Rückert (Progr. der Realschule zu Oldenburg) S. 2 f. und 15.

H. Fischer, Sieben Schwaben. Biographische Charakteristiken (München). 6. Uhland.

A. Goerth, Einführung in das Studium der Dichtkunst. I. S. 186—195 (U. als Balladendichter).

Franz Muncker, Ludwig Uhland: „Vom Fels zum Meer" II, 556.

Ottiker von Leyk, Die deutsche Lyrik in der französischen Übersetzungslitteratur I. Uhland: Herrig's Archiv 71, 49 (51)—72.

Zur Erinnerung an Adelbert von Keller (Tübingen) S. 6 f., 17, 20, 22, 24.

Chamisso's Werke, mit Einleitung, herausgeg. von Max Koch (Stuttgart) I, 33 u. 55 (Ch. u. U.).

Goethe-Jahrbuch, herausgeg. von L. Geiger, IV, 351 (Hinweis auf von U. beigebrachtes Material zu einigen volksmäßigen Wendungen bei Goethe).

1884. A. Birlinger, 'Akademische Blätter. Beiträge zur Literaturwissenschaft, herausgeg. von O. Sievers (Braunschweig)' S. 293 (zum Junker Rechberger).

Rob. Boxberger, Schnorr's Archiv für Literaturgesch. 12, 638—640 (zu Schwab's Aufsätzen über U.).

Rich. Fasold, Altdeutsche und dialektische Anklänge in der Poesie L. Uhland's nebst einem Verzeichniß der Uhland-Litteratur. Eine Skizze: Herrig's Archiv 72, 405—414.

L. A. Frankl, Zur Biographie Friedrich Hebbel's (Wien) S. 32 ff.

J. Lautenbacher, Ludwig Uhland: Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Cultur-, Literatur- und Kunstgeschichte (Stuttgart) 4. Bd., 286 [1]).

Siegm. Levy, zu Uhland's Klein Roland: Archiv für Literaturgeschichte, herausgeg. von Schnorr 12, 481 f.

G. v. Loeper, Goethe's Werke. Mit Einleitung und Anmerkungen III², S. XVI (U.'s 'Gespräch').

Der deutsche Stil, von Dr. Karl Ferdinand Becker. Neu bearbeitet von Dr. Otto Lyon. 3. Aufl. S. 137 u. 161 (Uhland's alterthümliche Ausdrücke).

Marc-Monnier, Histoire générale de la littérature moderne (Paris) p. 241 (U. und Hans Sachs).

H. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 15, 479 (zu U.'s Der gute Kamerad).

H. Welti, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung (Leipzig) S. 223 f. und 228.

Zeitschrift für die österr. Gymnasien S. 438 f. (vgl. ebd. 1886, S. 920).

Goethe-Jahrbuch V, 357 f. (A. v. Keller's Verhältniß zu U.).

Kleinere Schriften von Jacob Grimm (Berlin) VII, 556 (U. in Frankfurt a. M. 1846).

1885. Wilh. Scherer, Jacob Grimm (2. Aufl.; 1. Aufl. 1865) S. 83—85, 87 f., 112 f. (vgl. auch S. 71, 79, 253, 307).

Ein Brief U.'s an Laßberg: Germ. 30, 221 f.

Abraham a Sancta Clara, Quelle für Uhland's 'Schwäbische Kunde' (Notiz): Wiener Zeitung Nr. 244.

Eine bisher ungedruckte politische Äußerung Uhland's: poetische Zuschrift (fünf Strophen) an den Baron von Voerst, Berichterstatter der Militär- und Budgetcommission von 1862 (27. August 1862, Darmstadt). Aus der Königsberger Hartung'schen Zeitung wiederholt in der Frankf. Ztg. Nr. 227 (Morgenblatt) sowie im Berliner Tageblatt Nr. 403, 1. Beiblatt (dagegen ebenda Nr. 409 das 1816 verfaßte 'An die Volksvertreter', s. Gedichte und Dramen 1876, I, 110).

Friedr. Hebbel's Tagebücher, herausgeg. von Bamberg (Berlin) I, 301 (H. und U.).

'Biographische Einleitung zu Uhland's Gedichten und Dramen': U.'s Gedichte und Dramen (Stuttgart, Cotta) I. Theil, p. V—XXIV.

O. Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen (Marburg) p. CXXVIII (Übergang Uhland'scher Lieder in den Volksmund).

1886. Herm. Dederich, Ludwig Uhland als Dichter und Patriot. Nebst einem Anhang: Quellennachweise zu den episch-lyrischen Dichtungen und litterar-historische Beilagen und Bemerkungen (Gotha). 2. Band von Perthes' Biographien deutscher Dichter. [Vgl. dazu K. Geiger im Literarischen Merkur 7, 59 (10. December 1886)].

---

[1]) Nicht, wie Strauch Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Literatur 15, 132 angibt, erst 1887 erschienen.

W. L. Holland, Zu Ludwig Uhland's Gedächtniß. Mittheilungen aus seiner akademischen Lehrthätigkeit (Leipzig). Inhaltsreiche Besprechungen: R. Bechstein, 'Aus Uhland's akademischer Lehrthätigkeit' in der wissenschaftlichen Beilage der Leipz. Ztg. Nr. 99 des Jahrgangs, und Schwäbische Chronik S. 2017 desselben.

A. Landenberger, Pädagogische Studien (Ludwigsburg). 6. Capitel: Uhland.

Ambros Mayr, Der schwäbische Dichterbund (Innsbruck) S. 1 ff.

Caroline Michaëlis de Vasconcellos, Uhland's „Lied aus dem Spanischen" und sein Original: Schnorr's Archiv für Literaturgeschichte 14, 189 f.

Erich Schmidt, Charakteristiken (Berlin) S. 493 (U. und das alte Volkslied).

Edm. Stengel, Beiträge zur Geschichte der romanischen Philologie in Deutschland. (Marburg) S. 15 [Ausgaben und Abhandlungen auf dem Gebiete der roman. Philologie, Heft 63].

'Hamburger Nachrichten' 22. December, Sonntagsbeilage (U.'s Ballade 'Junker Rechberger' und ihre Quellen).

Herm. Ullrich, Archiv für Literaturgeschichte 14, 91 f. und 102 (zu U.'s Königstochter).

G. Marengo, Versioni poetiche da Chamisso, Bürger, Kerner, Uhland etc. nova ediz. (Firenze, Le Monnier).

A. Pariselle, 'Taillefer, d'après Uhland': Herrig's Archiv 75, 234—236.

Derselbe, 'L'ormeau de Hirsau, d'après Uhland': ebenda 236.

J. H. Ward, Ballads of life. (Salt lake city, Utah. Hyrum, Parry and cie): Übersetzungen aus Goethe, Schiller, Uhland u. A.

1887. R. Bechstein, Zu Ludwig Uhland's Gedächtniß. Festrede gehalten am 26. April 1887 in der Aula der Universität zu Rostock (Rostock).

Herm. Baumgart, Handbuch der Poetik (Stuttgart) S. 74 (U.'s Romanzen).

Oscar Erdmann, Jubiläumsfeuilleton der Breslauer Zeitung zum 26. April.

Herm. Fischer, Ludwig Uhland, Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt: Allgemeine Zeitung (München), Beilage vom 26.—29. April (Nr. 115—118).

Derselbe, Uhland's Beziehungen zu auswärtigen Litteraturen nebst Übersicht der neuesten Uhland-Litteratur: Koch's Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte I, 365—391.

Derselbe, Ludwig Uhland. Eine Studie zu seiner Säcularfeier (Stuttgart)[1]. Vgl. Kettner in der Zeitschrift für deutsche Philologie 20, 374 ff.

Ferd. Ginzel, Ludwig Uhland und die altfranzösische Poesie: Grenzboten 46. Bd. II. Nr. 18 (vom 28. April) S. 206 ff.

Herm. Grimm, Zu Uhland's hundertjährigem Geburtstage: Deutsche Rundschau, Aprilheft, S. 62—69.

Derselbe, Goethe-Vorlesungen. 4. Aufl. (Berlin) S. XXIX. (U.'s Jubiläumstag).

Fr. W. Grimme, Ludwig Uhland. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage (Frankf. a. M.) Bildet 'Frankfurter zeitgemäße Broschüren' Bd. 8, Heft 7.

[1] Eine Anzahl kürzerer Anzeigen werden angeführt von Strauch, Anz. f. d. Alt. und deutsche Lit. 15, 131 unter Nr. 1489.

Rich. Gosche, Jubiläumsfeuilleton der Saale-Zeitung (Halle) zum 21. April.

Georg Hassenstein, Ludwig Uhland. Seine Darstellung der Volksdichtung und das Volksthümliche in seinen Gedichten (Leipzig) [1]).

Mor. Heyne, Jubiläumsfeuilleton der Weser-Ztg. (Bremen) zum 26. April (Nr. 14493).

Chr. Hönes, Ludwig Uhland der Dichter und der Patriot (Hamburg): Virchow-Holtzendorff, Sammlung von Vorträgen N. F. 2. Serie, Heft 3 (Vgl. Liter. Centralbl. Nr. 49 vom 3. Dec.).

Julius Klaiber, Zur Uhlandfeier. Eine Festrede: Schwäbische Kronik vom 27. April (Nr. 98).

Ad. Kohut, L. Uhland. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Nebst einer biographischen Charakteristik (Dresden).

Derselbe, Professor Ludwig Uhland und seine Schüler: Die Gegenwart, herausgeg. von Th. Zolling, 31. Band, Nr. 17.

Derselbe, Ludwig Uhland in memoriam: Magazin f. d. Literatur des In- u. Auslandes Nr. 17.

Derselbe, Ludwig Uhland und sein Verleger: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, Nr. 93 (des Jahrgangs) S. 218 f.

A. Landenberger, Uhland's Gedichte nach ihrer religiösen Seite betrachtet: Beweis des Glaubens, Aprilnummer (23. Bd., S. 121).

Derselbe, Der Charakter der Uhland'schen Dichtung: Didaskalia (Beilage zum Frankfurter Journal) Nr. 97 u. 98.

Fr. Muscogiuri, Nel centenario del poeta Luigi Uhland: Nuova Antologia 3. s. 7. Fasc. 5—29. (Vgl. Mahrenholtz in Herrig's Archiv 78. Bd., 475: Ein italienisches Urtheil über Uhland.)

Otto Neumann-Hofer, Ludwig Uhland der Sammler und Forscher: Deutsches Montagsblatt (Berlin) vom 25. April.

Ant. Ohorn, Ludwig Uhland. Zum hundertjährigen Gedächtnißtage seiner Geburt. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgeg. vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, Nr. 119).

Pleibel, Ludwig Uhland, der Dichter für die deutsche Jugend, zum 26. April 1887 dargestellt: Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht, herausgeg. von Burk und Pfisterer (Stuttgart) 16, 130—151.

Ad. Rümelin, Ludwig Uhland. Zum hundertsten Gedenktage seiner Geburt. (Württembergische Neujahrsblätter, herausgeg. von Hartmann. IV.)

Ludwig Salomon, Ludwig Uhland. Eine Biographie (Stuttgart): Aus S.'s Geschichte der deutschen National-Litteratur des 19. Jahrhunderts.

Jos. Seemüller, akademische Festrede zum 26. April bei der Uhlandfeier der Universität Wien (ungedruckt; Referat in der Neuen Freien Presse vom 28. April).

Ed. Sievers, Festrede zur Uhlandfeier der Universität Tübingen am 26. April (ungedruckt; Referat im Schwäbischen Merkur vom 27. April).

Ant. E. Schönbach, Jubiläumsfeuilleton der (Wiener) Deutschen Ztg. vom 28. April, Nr. 5503. (Rede zur Uhland-Feier, gesprochen zu Graz am 26. April.)

Edm. Stengel in den Frankfurter neuphilologischen Beiträgen (Festschrift

[1]) Über Referate vgl. Strauch ebenda unter Nr. 1501.

zur Begrüßung des zweiten allgem. deutschen Neuphilologentages) S. 69 (verschiedene Mittheilungen über U.'s Charakter und wissenschaftliche Pläne).

J. Stöckle, H. W. Longfellow, der Uhland Nordamerikas. Eine literarhistorische Parallele: Rheinische Blätter für Erziehung u. Unterricht 61, 6.

Phil. Strauch, Zwei Briefe Uhland's an Ad. v. Keller und ein Brief U.'s an Professor Joachim Meyer: Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 13, 392—398.

Derselbe, Briefe Uhland's: 'Deutsche Dichtung', herausgeg. von K. E. Franzos (Stuttgart) III, 126. (Auch in erweitertem Separatabdruck erschienen.)

Ad. Tobler über U. als Romanist in der Uhlandfestsitzung der Berliner Gesellschaft für neuere Sprachen am 26. April: Bericht in Herrig's Archiv Archiv 79, 91 (ebenda auch M. Rödiger's kurze Bemerkungen über U. als Germanist bei derselben Gelegenheit gesprochen und ein Referat Zupitza's über Holland's obgenanntes Buch).

E. Du Bois-Reymond, Reden. Zweite Folge. (Leipzig.) S. 43 (Castellan von Coucy). 336 (Merlin der Wilde), 474 (Jagd von Winchester).

Wiersz Uhlanda do Mickiewicza (U.'s Mickiewicz) von R. M. Werner: Pamiętnik towarzystwa literackiego imienia Ad. Mickiewicza pod redakcya Romana Pilata (Lemberg) I, S. 138 f. und Zipper S. 253.

Deutsche Wochenschrift (Wien) 23. April: 'Ludwig Uhland' von Armin, 25. Juni: 'Uhland's Charakter' von Ad. Kohut.

Rob. König, Zu Uhland's 100jährigem Geburtstage: Daheim (Leipzig) Nr. 29.

Ein Stammbuchvers von Uhland (vom 19. August 1861): Daheim (Leipzig) Nr. 32, S. 511.

Briefe von Uhland: Schwäbische Chronik S. 605.

H. Bauer, Zur Uhland-Feier. Uhland und die Neugestaltung Deutschlands. Anecdoten und Reminiscenzen: Nationalzeitung (Berlin) Nr. 233.

Uhland und Hebbel von H. Fischer: Neue Zürcher Zeitung Nr. 64, 66 u. 67 (in einer Besprechung der von Bamberg herausgegebenen Tagebücher Hebbel's).

'L. Uhland und F. Hebbel' von K. Werner: Wiener Zeitung Nr. 94 u. 95.

K. v. Gerok, Festgruß zur Uhland-Feier am 26. April: Protestantische Kirchenzeitung Nr. 19.

Rud. von Gottschall, Ludwig Uhland: Gartenlaube Nr. 17.

Th. Kerner, L. U. im Kernerhause: ebenda.

Martin Greif, Ludwig Uhland: Deutsche Zeitung (Wien) Nr. 5499 (Feuilleton). Vgl. ebenda 5501.

Gust. Karpeles, Ein moderner Sängerkrieg [zwischen U. und Rückert: vgl. 1876 unter Holland]: Über Land und Meer Nr. 30.

K. Köstlin, Zum 100jährigen Geburtstag L. Uhland's (Tübingen).

Heinr. Löbner, Ludwig Uhland. Ein Gedenkblatt zur Säcularfeier: Litterar. Merkur, herausgeg. von Ebner, VII, 165.

F. Martin, Ludwig Uhland der Classiker der Volksschule: Pädagogische Blätter 16, 273.

E. Peschier, zum 100jährigen Geburtstage L. Uhland's. Festgedicht bei der Gedächtnißfeier des Gesangvereins Frohsinn zu Cannstadt a. N. (Cannstadt). Vgl. Strauch in Franzos' Deutsch. Dichtung II, 244.

Rud. Pfleiderer, Ludwig Uhland: Deutsches Literaturblatt X, Nr. 4.

Joh. Prölß, Zu L. Uhland's Gedächtniß: Frankf. Ztg. Nr. 116 u. 117 (Feuilleton).

Jul. Riffert, Zu L. Uhland's 100jährigem Geburtstage: Leipz. Zeitung wissenschaftl. Beil. Nr. 32.

Ludw. Salomon, Zu Uhland's 100. Geburtstage: Illustr. Ztg (Leipzig) Nr. 2286.

L. Schwabe, Prolog, gesprochen bei der Feier des 100. Geburtstags Ludwig Uhland's in der Tübinger Sonntagsgesellschaft am 19. Februar 1887 (Tübingen; Manuscriptdruck).

Ludw. Speidel, Ludwig Uhland (zu seinem 100. Geburtstag): Neue Freie Presse, Nr. 8140 (Feuilleton).

Franz Violet, Ludwig Uhland, Vossische Ztg. (Berlin), Sonntagsbeilage Nr. 17.

F. Th. Vischer, Festspiel zur Uhland-Feier. Aufgeführt im kön. Hoftheater zu Stuttgart 24. April 1887 (Stuttgart).

(Frl. L. Weißer) Zur Erinnerung an L. Uhland. Von einer Verwandten des Dichters: bes. Beil. des Staatsanzeigers f. Württemberg Nr. 7. S. 97.

K. Weitbrecht, L. Uhland: Neue Zürcher Ztg. Nr. 112, 114, 115.

Willibald, L. Uhland: Die Presse (Wien) Nr. 114.

R. Wolkan, L. Uhland: Bohemia (Prag), Beil. zu Nr. 115.

Rich. Wulckow, L. Uhland: Didaskalia (Frankfurt a. M.) Nr. 97.

Zu Uhland's hundertjährigem Geburtstage: Leipziger Tageblatt 26. April.

Rich. Gosche, Festrede gehalten bei der Uhland-Feier im alten Gewandhaus zu Leipzig: Leipziger Tageblatt vom 4. Mai, 1. Beilage.

Zum Säculargedächtniß an L. Uhland: Schorer's Familienblatt Nr 17.

Zu Uhland's Gedächtniß: Die kleine chron. Frankf. Wochenschr., herausgegeben von Holthof IX, Nr. 44 u. 45.

Bericht über die Uhland-Feier zu Tübingen: Tübinger Chronik Nr. 97 und 98.

Bericht über Uhland-Gedächtnißfeiern: Schwäbische Chronik Nr. 96—101; Blätter für litterarische Unterhaltung Nr. 19, S. 303.

Über die Uhland-Ausstellung in Stuttgart und die Uhland-Feier in Württemberg: Die Presse Nr. 116 u. 117.

Ludwig Uhland und die Schwaben: 'Zeitung für Literatur, Kunst und Wisenschaft', Beilage des Hamburgischen Correspondenten Nr. 6.

Ludwig Uhland: Schlesische Zeitung (Breslau) Nr. 286 u. 289.

Ludwig Uhland: Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt, herausgeg. von Rade, Nr. 18.

Etwas über Uhland: Tübinger Unterhaltungsblatt Nr. 20, S. 79.

Ein Beitrag zur Erinnerung an Ludwig Uhland: Sonntagsblatt, herausgegeben von A. Philipps (Berlin) Nr. 17.

Zwei bisher unbekannte Anecdoten über Ludwig Uhland: Universum, herausgeg. von Seemann und Puttkamer (Dresden) Nr. 24.

Uhland über biblische Dichtungen: Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt, herausgeg. von Rade, Nr. 30.

Uhland's Beziehungen zu Lenau. Nach Briefen geschildert: D. Buchhändler-Akademie IV, 8 (vgl. 1853 unter Mayer).

Ludwig Uhland's Reden in der 1848er Nationalversammlung. Ein Gedenkblatt zum 26. April 1887: Deutsche Worte, herausgeg. von E. Pernerstorfer VII, 145 ff.

Ludwig Uhland und die Deutschen in Österreich: Deutsche Zeitung (Wien) Nr. 5490.

Jean Fastenrath, Figures de l'Allemagne contemporaine (Paris): enthält p. 321—333 einen Aufsatz 'Le centenaire de Louis Uhland' (vgl. Schwäbische Chronik S. 1462).

Jacob Nover, L. Uhland: Berichte des freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. N. F. 3. (1886—87) S. 172 ff.

Goethe's Willkommen und Abschied. Herrn Wilh. Hertz zum 1. Januar 1887 gewidmet von Richard Maria Werner. Als Handschrift gedruckt (Lemberg, 14 S.): Vergleich mit einigen den Ritt behandelnden Liedern von Uhland, Heine, Geibel.

Deutsche Dichtung, herausgeg. von K. E. Franzos (Stuttgart II, 38: Uhlandnummer im 2. Aprilheft enthält verschollene und unbekannte Gedichte U.'s. Mittheilungen Karl Mayer's jun. u. A.). Ebenda II, 55 Aus L. U.'s Briefwechsel. Mitgetheilt von K. E. Franzos.

Allgemeine Zeitung vom 28. März S. 1276 theilt einen Brief U.'s, aus Paris vom 29. Juni 1810 an eine junge Verwandte gerichtet, mit (aus dem Staatsanzeiger für Württemberg Nr. 70, Beil.): Abdruck im Litterar. Merkur, herausgeg. von Ebner VII, 172.

Ebenda, Nummer vom 21. Februar: Zu L. U.'s Gedächtniß (Besprechung von Holland's obgenannter Schrift).

Unsre Uhlandfeier: Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürg. Landeskunde 10 (4), 58 f.

Nachlese zu den Uhlandbiographien (zusammengestellt von J. Hartmann): Württemberger Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 10 (1), 1—16.

Zwei Uhlandische Gedichte, erläutert für den Schulgebrauch: Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht, herausgeg. von Burk und Pfisterer 16, 174—190 (Einkehr 175—180. Schwäbische Kunde 180—190).

J. Clark, Poesias liricas alemanas de Heine, Uhland, Zedlitz, Rückert, Hoffmann, Platen, Hartmann y otros autores, vertidas en castellano (Paris, Bouret, 158 p.).

1888. Ludwig Fränkel, Ludwig Uhland als Romanist I.: Herrig's Archiv 80, 25—113 (Darin: S. 82—87 Excurs zu U.'s Königstochter, S. 87—109 Uhland in seinem Verhältniß zur Romantik, namentlich als Romanist).

Friedrich Hebbel in seinem Verhältniß zu Uhland (Referat aus seinen Tagebüchern): Deutsche Rundschau, Januarheft (14. Bd., H. 4) S. 155.

H. Hormel, Uhland's Graf Richard Ohnefurcht und seine altfranzösische Vorlage: Franco-Gallia, herausgeg. von Kreßner V, S. 10—15.

Franz Kern, Zur Würdigung von Uhland's Gedichten: Vossische Ztg. (Berlin) Nr. 6 u. 7 der Sonntagsbeilage (6. und 12. Februar).

Friedr. Rückert über Uhland 1835: Brief an Gustav Kühne, mitgetheilt von Ad. Kohut, Die Gegenwart vom 14. Januar, S. 26 (mit dem merkwürdigen Versehen, daß diese Äußerung als eine „Heinrich [sic] Rückert's, der damals Professor in Erlangen war" gegeben wird).

Philipp Strauch, Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm an Adelbert von Keller: Anzeiger f. deutsches Alt. u. deutsche Litt. 14, 97 ff. (Darin auf S. 98 f., 104, 107 f., 113 u. ö. interessante Beiträge über Uhland).

R. M. Werner, Neuere Uhlandlitteratur: Anzeiger f. deutsches Alt. u. deutsche Litt. 14, 153—202 (Eingehende kritische Besprechungen der vorstehend genannten Jubiläumschriften von Holland, Fischer, Hassenstein, Dederich, Paulus [s. unter 1869], Ohorn, Kohut und Mayr).

R. M. Werner, Des Sängers Fluch von Uhland: Seuffert's Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte I, 503—511 (S. 510 auch zu 'der Ring').

A. Biese, Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit (Leipzig) S. 115 (U.'s 'Frühlingsglauben' und Heinrich von Veldeke) und S. 453 (U.'s Naturlyrik). Vgl. R. M. Werner's Recension: Deutsche Literaturztg. 9, 596 (21. April).

K. Fulda, Ludwig Uhland ein deutscher Dichter (Barmen): Wiemann's Sammlung 'Aus dem Reiche für das Reich', Heft 8.

Felix Liebrecht, in der Germania (herausgeg. von O. Behaghel) 33, 252 ('Schlößlein' in Uhland's „Graf Eberstein").

P. Ludwig, Eine Uhland-Reliquie: Allgemeine conservative Monatsschrift für das christliche Deutschland, herausgeg. von v. Oertzen und Müller 45, 286—290 (über U.'s Gedichtschema vom heimkehrenden Wanderer bei Holland, Zu Uhland's Gedächtniß S. 51.)

K. Strackerjan, Zur Feier deutscher Dichter: Progr. der Realschule zu Oldenburg: S. 11—16 'Uhland'.

Deutsche Rundschau, herausgeg. von J. Rodenberg 54, 399 (U. über Berthold Auerbach).

Die Gesellschaft. Monatsschrift für Literatur und Kunst. Jahrg. 1888, S. 1174 (Zu Uhland's Rudello).

G. Gröber im 'Grundriß der roman. Philologie' I, S. 57 f. (U.'s Stellung in der 'Geschichte der roman. Philologie').

A. Birlinger, Das Hunno-Weisthum von Bodmann: Alemannia 14, 237 (Berichtigungen zu Uhland's Aufsatz Germ. 4, 50 ff.).

Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft 23, 291 (Zupitza zu U.'s 'In Gras und Blumen lag ich gern').

1889, Felix Bamberg, Hebbel's Briefwechsel mit Freunden und hervorragenden Zeitgenossen: Beilage zur „Allgem. Zeitung" (München) 1. Januar (auf S. 10 über Hebbel's Verhältniß zu U.).

Ludwig Fränkel, Uhland als Romanist. Nachträge und Berichtigungen. Herrig's Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen und Lit. 82, 233—235.

Frisch, über ein Originalmanuscript von 'Ernst von Schwaben': Zeitschrift für vergleichende Literaturgesch. u. Renaissancelit. N. F. II, 103.

O. Knoop. Das Glück von Edenhall. Eine polnische Sage: Zeitschrift für Volkskunde I, S. 392.

K. Knortz, Die deutschen Volkslieder und Märchen (Zürich) S. 57 f. (vgl. auch S. 56 u. 59) U. als Schüler des Volkslieds.

Karl Lucae. Aus deutscher Sprach- und Literaturgeschichte. Gesammelte Vorträge (herausgeg. von Max Koch). S. 217 (U. als Balladendichter).

Pfeiffer, L. Uhland und seine Stellung im deutschen Geistesleben: Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Würtembergs 36, 6.

Johann Schmidt, Die Apokope bei den neueren deutschen Dramatikern: Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 40 (599—605), 604.

Phil. Strauch in seiner Übersicht der Erscheinungen des Jahres 1887 über neuere deutsche Literatur: Anzeiger f. d. Alt. 15, 130—133.

Ludwig Fränkel, Neuere Uhlandliteratur: Literaturblatt f. german. u. roman. Philologie X. Nr. 4. Sp. 125—134 (bespricht die oben unter 1886, 1887 u. 1888 genannten Schriften von Holland, Bechstein, Ohorn, Salomon, Rümelin, Fulda, Strackerjan).

Da ich mir wohl bewußt bin, daß vorstehendem Verzeichnisse trotz der größten Mühewaltung, der ich mich behufs möglichster Vollständigkeit desselben unterzogen habe, mannigfache Mängel anhatten, richte ich hiermit an die Fachgenossen sowie an alle Freunde und Kenner Uhland's die Bitte, mich auf die Fehler und Lücken aufmerksam zu machen. Erst dann kann meine Arbeit werden, wozu ich sie vergebens zu machen strebte, ein wirklich vollständiges Repertorium der gesammten Uhlandlitteratur, würdig des großen und verehrten Mannes, auf den es sich bezieht. In diesem Sinne suchte ich auch einer rein schematischen Anordnung des Stoffes auszuweichen. Sie ist nirgends eine willkürliche, sondern, wo nicht durch alphabetische Zusammengehörigkeit, durch gewisse innere Gründe bedingt.

LEIPZIG (Poniatowskystrasse 13), Frühjahr 1889.

LUDWIG FRÄNKEL.

EIN BRIEF.

Ich elspet von pæierbrvne enpivt d'r lieben vn d'r getriwen d'r chastenærein | getrawelich mine driwen dienst vn wizet daz mich gar hart nach ivch | petraget an mine mveterlin daz ich niemen waize daz mvnch da mich | als hart nach pelange als nach dir liebiv diemvt der en zwai prach mir | daz herze mine d'n lieze ich ivch vile liebiv miten trine sehen mit iwern | pelzen vn mit iwer chvrsen allen vn mit iwern grozen schvhen si mvzen | aver schon gewischet sin da mit plege iwer d'r svze got grvzet mir div mvlhaus|ærein

(Rückseite)

der lieben sol der | prief.

Obiger Brief, wohl einer der allerältesten deutschen Privatbriefe, liegt unter den Urkunden des Münchner Angerklosters in fasc. 9 J. 1303—1306 im Münchner Reichsarchiv. Er steht auf einem kleinen Pergamentzettel (14½ Ctm. br., 5 Ctm. hoch), der ganz schwache Spuren der Faltung aufweist. Ein kleiner Schnitt könnte zum Durchziehen der Siegelschnur gedient haben. Die Orthographie zeigt, daß die Schreiberin nicht eben sehr geübt in deutscher Briefstellerei war.

Die Schriftzüge sind äußerst zierlich und meist vollkommen deutlich; auch die unrichtigen *v̂* statt *v̂* in *mv̂eterlin* und *mv̂nch* sind unverkennbar. Die Form *mv̂nch* ist mir in keiner der zahllosen Münchener Urkunden begegnet; *prach* sollte nach der Schreibgewohnheit der Zeit *præch*, *prâch* geschrieben sein (das übergeschriebene *e* fehlt auch in *mvzen*, *grvzet*, *mvlhavsærein*, denen nach guten Münchner und Bayerbrunner Urkunden durchweg *v̂* zukommt). Die Mutter der Elsbet, Irmgart, erscheint 1309 als Wohlthäterin des Klaraklosters (Mon. boic. XVIII, 57 f.), Diemût die Kastnærin schon 1302; 1307 wird sie in einer Urkunde der Äbtissin *'vnser servicial'* genannt; 1309 wird sie als Zeugin noch einmal erwähnt; 1302 war sie schon Witwe; später war sie wohl Pfründnerin des Klosters.

O. BRENNER.

ZU MHD. *iu* UND *û*.

Wilmanns macht mich freundlichst darauf aufmerksam, daß bereits Sebastian Helber, der 1593 sein Syllabirbüchlein veröffentlicht, den noch heute in Theilen des Oberdeutschen bestehenden Unterschied zwischen den genannten Lauten beobachtet hat. Helber gibt — S. 32 von Roethes Ausgabe — ein Verzeichniß von Wörtern „mit jenem EV, welliches sonst aber eü gedrucket wirdt" und er setzt „zwei punctlein zu denen Worten, die bei den gemeinen Donawischen auf jre eigne weis ausgesprochen werden, [gleichsam *oi* bei meererem teil, bei andern *ui*]". Unter Donauischen versteht er „alle in den Alt Baierischen und Schwebischen Landen, den Rein vnberürt" (S. 24). Mit dem Doppelpunkte nun versieht er 52 Wörter, von denen 43 ein *eu* aus dem alten Diphthong *iu* enthalten; bei sechs Belegen geht *eu* auf Umlaut von *û* zurück (s. Roethe, Einl. S. XVI; *Preußen* rechne ich nicht hierher); bei zweien liegt mhd. *î* zu Grunde (*Pleuen* (?) *durchgeraüttert*); bei einem ist der Ursprung des *eu* zweifelhaft (*Preußen*). In 74 Wörtern folgt ein Komma. Von ihnen[1]) haben neun ein *eu* aus mhd. *î*; zu ihnen gehört als zehntes gewiß auch *verheürathen*. Umlaut von mhd. *ou* zeigen *kleubeln*, *teuglich*; altes *üe* liegt vor in *Neuchtland* (?). Fremdwort ist *abenteürlich*, dunkeln Ursprungs das *eü* in *reüsperen*, *Rot-Reüssen*, *scheüren*, *treüsch*. Von den noch bleibenden 56 Beispielen besitzen 43 den Umlaut von *û*, 12 altes *iu*. Die

[1]) Bei einzelnen Wörtern ist nicht mit Sicherheit zwischen Homonymen zu unterscheiden.

letzteren sind *deuten, heulen, verleuchten, dienstleut, verleumdet, Reu, ausgereuttet Spreur, scheuhen, scheuslich, teutsch*, also mit Ausnahme von *verleumdet* und *Reu* lauter Wörter, wo der Stammvocal ursprünglich vor *i* (*j*) stand, also nach meinen Erörterungen oben S. 251 mit dem Umlaut von *â* zusammenfallen mußte. *Beute* kann auf **bîtja* oder **biutja* zurückgehen. Es ist somit unrichtig, daß Helber der Aufgabe, die beiden *eu* zu scheiden, erlegen sei (Roethe S. XV): auf 105 Beispiele kommen nur acht falsche Zuweisungen.

GIESSEN, 4. October 1889. O. BEHAGHEL.

BEMERKUNGEN ZUM DEUTSCHEN WÖRTERBUCHE.

Bd. VII, Lief. 10 (*Pflasterung* bis *Platz*).

(Fortsetzung.)

Pfrundbuch gebraucht Joh. v. Müller in einem Briefe vom 10. Juli 1778 Wke. 29. 250 (Ausg. von 1834); der Herausgeber hält es aber für nöthig, zu dem allerdings nicht allgemein verständlichen Worte die Erklärung zu fügen: *Ein Msc., worin alle Geistlichen, und welche Stellen sie bekleidet haben, aufgeschrieben werden.* Pfrundkauf (fehlt) ist etwas Anderes als der mit Simonie gleichbedeutende Pfründenkauf, nämlich eine Art Leibrente, wie aus Schottel 528 (Beleg aus Besold) hervorgeht: *quando Fiscus certam pecuniae summam a privato accipit eique pensionem usuris vulgaribus maiorem ad dies vitae concedit.* Daß der Inhaber solcher Nutznießung neben Pfründner auch Pfründer heißt, weist Lexer aus Maaler nach. Auch Schottel 339ᵃ hat das Wort mit der Erklärung, *welcher eine pfründe oder pfründ recht* (nicht im Wb.) *hat.* Dazu kommt ebenda der Zusatz: *Eine pfründe ist contractus emptionis annui reditus ad vitam mentis.* Zu Pfründe im Sinne von 4 (geistliches Amt und damit verbundene Einkünfte) gehört das gegenwärtig in der preußischen Kirchenverwaltung häufig gebrauchte Wort Pfründenabgabe, d. h. der Abzug aus den Einkünften einer evangelischen Pfarre, den ein neu anzustellender Geistlicher an den Staat oder eine öffentliche Casse auf eine Reihe von Jahren zahlen muß, weil er noch nicht die für den Bezug des ganzen Einkommens bestimmte Anzahl von Dienstjahren hat.

Pfuhl ist auch, wie das aus Wiedemann beigebrachte Beispiel zeigt, der Inhalt der Pfütze, die Jauche u. dgl. Das Wort wird in

besonderem Sinne mehrfach genannt bei der Düngerlehre, wo Pfuhl oder Pful eine künstlich gesammelte, gehörig vergohrene und mit Wasser versetzte Mistjauche bedeutet. Schwerz, Prakt. Ackerbau[3] 1, 116 verbreitet sich behaglich über den Pful: *Diese Brühe, welche wir hier* [an dieser Stelle im Buch oder in Hohenheim bei Stuttgart?] *unter dem Namen Pful bezeichnen, ist darin von dem bloßen Harne verschieden, daß sie außer letzterem noch einige der feineren Theile der festen Auswürfe enthält*; ebenda Pfulbehälter und S. 117 Pfuldüngung: *eine Pfuldüngung ist wirksamer als eine Düngung mit Stallmist, allein sie ist nicht so nachhaltig wie diese*; ebd. pfulen und das Pfulen, z. B.: *Man pfult auch die zu Runkeln bestimmten Felder; auch auf Klee, Luzerne, Wiesen thut das Pfulen die herrlichste Wirkung*; ebd. 2, 134 wird pfulen erklärt durch die Worte: *mit Jauche überfahren; ein magerer Acker wird durch das Pfulen zu einer reichlichen Kartoffelernte gebracht.* Das Wort Pfuhl überhaupt ist nach Lexer den oberdeutschen Mundarten fremd; Schwerz aber scheint es nach 1, 116 doch in Hohenheim entweder vorgefunden oder wenigstens dort gewöhnlich gebraucht zu haben; auch am Mittelrhein muß es in der besonderen Bedeutung = Jauche üblich sein; vgl. Nationalzeitung vom 11. Mai 1879, Nr. 217 in einer Mittheilung aus Darmstadt: *Ein Heppenheimer Einwohner ... wurde für überführt erachtet, einem Nachbar 3 Ohm Wein dadurch ungenießbar gemacht zu haben, daß er in den frisch gekelterten Most eine Quantität Pfuhl schüttete.*

Pfudel, die mundartliche Nebenform von Pfuhl, ist vereinzelt auch weiblich, z. B. in einer Anmerkung Wenzel Scherffers zu seinen Gedichten S. 428: *Es haben böse Buben im nechsten Kriege arme Leute zu martern auf die Erde gelegt und aus der Mistpfudel ihnen den Leib mit Gewalt angefüllet und sie also bis zum Tode getrenket. Dieß haben sie den Schwedischen Trunk genennet.*

Das Hauptwort Pfuidichan steht schon bei Schottel 667, wahrscheinlich in der Bedeutung unfläthiger Geselle: *Das wird ein Pfuidichan werden* und *Ich habe mich für solchem Pfuidichan alzeit gehütet.* Rachel S. 80 (Ausgabe von 1742) gebraucht das Wort in besonderer Bedeutung bei der Schilderung des unanständigen Poeten:

Wenn nun ein grobes Holtz ein Eulenspiegels-gleichen
Läst einen Pfuy-dich-an mit gutem Willen streichen
Bringt kahle Zoten vor, verschluckt ein gantzes Ey,
Und rültzet ins Gelach und schwätzet in den Brey.

Unter pfünder 4 ist doch zu erinnern, daß auch schon, ehe die Geschütze nach der in Centimetern ausgedrückten Weite ihres

Calibers benannt wurden, die verschiedenen Ausdrücke mit -pfünder nicht mehr ein Geschütz bezeichneten, das ein Geschoß der bezeichneten Schwere schleuderte. Mit erklärlichem Batteriewitz wurde ehedem auch das preußische Viergroschenstück als Vierpfünder, das Achtgroschenstück als Achtpfünder bezeichnet: *Du kannst einen Vierpfünder abladen* (d. h. vier Groschen zum Besten geben); *mit einem Achtpfünder vorfahren* u. dgl.

In Pfuscher, Pfuscherei und pfuschen (pfuschern) ist heute der Begriff des Unberechtigten vor dem des Stümperhaften zurückgetreten. Früher zeigt sich der erstere Begriff mehrfach ohne jede Beimengung des letzteren: so wird in Günthers Lebensbeschreibung S. 33 (1732) der verbotene Umgang mit einer Frau als *Ehestands-Pfuscherei* und der Thäter als *Pfuscher in der Liebe* bezeichnet. Unter den Belegen für Pfuscher fehlt neben weniger bedeutenden die classische Stelle aus Goethes Divan: *Doch wer keinen Leisten kennt, wird ein Pfuscher bleiben.* (Man findet sie übrigens im sechsten Bande des Wb. unter Leisten.) Die selbstverkennende Überhebung als etwas für den Pfuscher gerade Bezeichnendes drückt auch Platen 4, 86 (Schlußparabase zur Gabel) gut aus: *Und der Pfuscher meint, er könne das auch; doch irrt sich der Gute, so scheint es.* Daß die norddeutsche Aussprache oft Fuscher u. s. w. statt Pfuscher bietet, ist bekannt. Ein Beispiel sei angeführt, weil es uns zugleich eine andere von Lexer nicht hervorgehobene Seite des Pfuschers zeigt: *Für Stümper und Ungeübte gehet es wohl hin, daß sie, wie es die Fuscher unter den Handwerkern machen, sich mit was geringem und wenigem behelffen; aber ein Mann, der seine Sache versteht, kan sich damit, ohne Verdacht seiner eigenen Tugend, nicht abweisen lassen.* Besser Staats- und Lobschriften S. 161 in der Ausgabe von 1732, vgl. auch *fuschern* bei Claudius im Liede für Schwindsüchtige bei Gödeke, Elf Bücher 1, 735[a]:

Die Ärzte thun zwar ihre Pflicht
Und fuschern drum und dran;
Allein sie haben leider nicht
Das, was mir helfen kann.

Pfuscherei war bekanntlich Goethen in allen ihren Erscheinungsformen verhaßt, und zu dem aus den Briefen an Zelter genommenen Belege für diese Stimmung würde passend zu fügen sein die Mittheilung bei Eckermann[4] 2, 243: *ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.* Pfu-

schern wird etwas kurz (in sechs Zeilen) behandelt. Die Form ist die in der norddeutschen Haus- und Umgangssprache bei Weitem üblichere, während pfuschen dort buchmäßig klingt; insbesondere nennt man das sonst unter der Bezeichnung Mogeln bekannte Betrügen beim Kartenspiel (öfters nach Verabredung erlaubt) pfuschern. Lexer bringt zwei Beispiele für pfuschern mit der Präp. in und dem Dativ; natürlich kommt so auch in mit dem Acc. vor (= hineinpfuschen), z. B. Jahn 1, 229 (Volksthum): *Erziehung, die jedem Menschen am nächsten liegt, von der Jedermann spricht, in die Jedermann pfuschert, ist das Allerunbekannteste.* Endlich wäre hinzuweisen auf pfuschern mit dem Acc. = pfuschend herstellen bei F. W. Schmidt, Gedichte 304 (Berlin 1797):

Rolle, eitler Thor, auf Schwanenhälsen
Stolz zu Prunkvisiten fern und nah,
Laß dir pfuschern einen Park mit Felsen
Schön auf Holz gemahlt, und — gähne da!

Verpfuschern anstatt verpfuschen hat Hermes, Für Töchter edler Herkunft 1, 15 (1787): *Ich hätte es vielleicht in Überweisheit sehr gut machen wollen und hätte es dann nur verpfuschert.* Unter den Zusammensetzungen sei nachgetragen Pfuscherstrich aus Neukirchs Sammlung 1, 210 (Ausgabe von 1697):

Welch Momus hat iemahls hier fehler ausgesetzt,
Und wer will der natur noch pfuscher-striche weisen?

Neben dem aus Rückert belegten Pfuschwerk sehen wir auch Pfuscherwerk:

Da flohen sie vor ihm wie Eulen vor dem Lichte,
Und dieses Pfuscher-Werk ward auf einmal zu nichte.

Poesie der Franken 1, 105 (1730).

Phänomenologie. Herder 4, 69 spricht im Jahre 1768 schon von einer ästhetischen Phänomenologie. Erwähnung verdiente auch das Wort phänomenal, das eine Reihe von Jahren (wie vorher pyramidal) ein Modewort zur Bezeichnung des Außerordentlichen geworden war.

Zu Pfütze 2, das im Sinne von See und Meer aus Diefenbach und besondere Stellen aus dem 16. Jahrh. belegt wird, könnte Jahn 2, 735 (*jenseit der großen Pfütze*) und ebd. 841 (*über die große Pfütze*) gefügt werden, da hier die große Pfütze das Amerika von Europa trennende Meer bedeutet. Vielleicht aber hat Jahn, obwohl er sonst mit Vorliebe seine Wendungen an gesprochenes und von ihm gehörtes Deutsch anknüpft, hier nur den Versuch gemacht,

einen ihm aufgestoßenen älterneuhochdeutschen Ausdruck wieder zu verjüngen.

Phantasie in der Bedeutung Tonspiel aus dem Stegereif wird erst aus Millers Siegwart belegt, wofür leicht ein früheres Beispiel, etwa aus Zachariäs Scherzhaften Poesien 403 (aus dem Jahre 1754) zu geben war:

Nun jauchzt das ganze Clavier und fegret hohe Gesänge
In Phantasie voll Anmuth und Pracht.

Phantasieren als trans. wird aus Wieland und Bürger belegt. Da dieser Sprachgebrauch selten ist, möge ein weiteres Beispiel aus den Frankf. Gel. Anzeigen vom Jahre 1772. S. 479 (Neudruck) gegeben werden, zumal da nach Scherers Einleitung LXXIX u. LXXXIII die bezügliche Stelle vielleicht von Goethe herrührt: *So lange die Wissenschaften in phantasierten Welten auf Seifenblasen herumfahren.* Von Zusammensetzungen mögen einige nachgetragen, einige auch aus früherer Zeit nachgewiesen werden, als dies im Wb. geschieht. Phantasiebegabung gebraucht Wiese Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen 2, 141: *in keiner der anderen Provinzen sind mir so viele Spuren von Phantasiebegabung vorgekommen* [wie in Schlesien]. Phantasieberauscht (fehlt): *phantasieberauschte Fülle* Platen 1, 41. Phantasiebild (fehlt. Goethe, Spr. in Prosa 932 (Bd. 19, 201 Hempel): *Der denkende Mensch hat die wunderliche Eigenschaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöste Problem liegt, gerne ein Phantasiebild hinfabelt*, desgl. 28, 166 (Über den Dilettantismus): [Zweck der Dilettanten,] *Phantasie-Bilder unmittelbar vorstellen zu wollen.* Ebd. S. 725 (1815): *Franz, Weislingens Knabe, kommt von Bamberg und erregt alte Erinnerungen sowie ein neues Phantasiebild der gefährlichen Adelheid von Walldorf. Der physische Theil dieses wilden Phantasiebildes* [der Protogaea von Leibnitz] Humboldt, Kosmos 2, 391. Überweg in der Gesch. der Philos. übersetzt φαντάσματα durch Phantasiebilder; Vischer, Ästhet. 3, 2, 5, 1182: *die Unbestimmtheit und Undeutlichkeit des Phantasiebildes, das sich noch gar nicht erschlossen hat.* Hase, Kirchengeschichte[9] 614 (1868): *Da legitime Fürsten der Gewalt weichen mußten und der Sieg gewonnen wurde im Bunde mit dem 'Kronenräuber' jenseits der Alpen, verschwand das geistliche Phantasiebild des Herrschers von Gottes übernatürlichen Gnaden.* Früher steht schon Phantasieenbild bei Eberhard, Handbuch der Ästhetik 3, 13 (1804): *die Idee, nach welcher ich mir die äußere Darstellung der Phantasiebilder durch die wesentlichen Zeichen der Kunst denke.* Phantasiebildung (fehlt): *In der gegenwärtigen*

Zeit warnt man vorzugsweise vor der einseitigen Phantasiethätigkeit und versäumt darüber die normale Phantasiebildung, die doch ebenso nothwendig ist als die Bildung jeder anderen Geistesthätigkeit. Deinhardt in Schmids Encykl. d. Erziehung[2] 5, 782. Phantasieform (fehlt) bei Vischer, Ästhetik 3, 2, 5, 1177: *Poesie als Kunst der Darstellung des bewußten Lebens in Phantasieform.* Deinhardt a. a. O. 5, 789 unterscheidet dreierlei Phantasieformen (zurückzuführen auf Gestalten, Töne und Worte). Phantasiefrisch (fehlt): Die besten Eigenschaften des Poeten (W. Raabe) treten uns aus den phantasiefrischen Geschichten entgegen. A. Stern, die deutsche Nationallitteratur seit Goethe, S. 154. Phantasiegelispel: Overbeck

Und blinkt denn noch der Mond herein
Mit dämmerlichem Silberschein,
Und Phantasiegelispel sich
Herab ergießt so zauberlich

in Vossens Musenalmanach für 1782, S. 111 bei Gödeke. Elf Bücher 1, 790[b]. Phantasiegemälde (fehlt) ist wohl ein nicht seltenes Wort; ein Roman unter diesem Titel erschien von G. Döring im Jahre 1833. Phantasiegestalt (Humboldt, Sonette) findet sich auch bei Goethe 28, 383 Hpl. (Verein der deutschen Bildhauer. 1817). Phantasiekranz und Phantasiestrauß werden in Goethes Faust 2. Theil, Hempel 13, 18 genannt. Phantasiekönig bei H. Leo, Nominalistische Gedankenspäne 57: *Alle Eide der conservativen Männer in ganz Preußen gelten dem wahren lebendigen Könige von Preußen .. und nicht jenem Phantasiekönige, meinetwegen im Monde.* Phantasielos (übergangen) ist ein nicht eben seltenes Wort; in etwas ungewöhnlicher Verbindung hat es Rumohr, Geist der Kochkunst 36 (Reclam): *Wer seine Geschmacksnerven nicht durch häufiges Tabakrauchen abgestumpft hat oder überhaupt ganz phantasielos ist, dem wird schaudern vor dieser Verbindung des Lieblichen und Widrigen.* Mehrfach gebraucht es Vischer in seiner Ästhetik, z. B. 3, 2, 5, 1463, ebenso das gleichfalls übergangene Hauptwort Phantasielosigkeit ebd. 1232: *Manche Bilder Shakespeares, welche die Phantasielosigkeit von heute für geschmacklos erklärt, ... verdienen die höchste Bewunderung;* ebd. 1439: *die breite Phantasielosigkeit, die keinen ganzen Humor versteht und nichts zu greifen meint, wenn ihre plumpen Finger nicht ein solides Stück nackter Wahrheit fassen.* Phantasiemäßig (fehlt): *Soll das Anschauen — sei es ein sinnliches oder ein phantasiemäßiges — gut und ganz gelingen, so dürfen die neuen Vorstellungen nicht als etwas gänzlich Neues im Geiste Platz nehmen.* Dörpfeld, didakt. Materialismus[2]

121 (1886); ebd. 218: *Von der phantasiemäßigen Anschauungsvermittelung.* Phantasiemensch fehlt: ein gutes Beispiel böte G. Schwab, Deutsche Prosa[2] 2, 36 mit dem treffenden Urtheil über Börne: *Verstandesmensch als Kritiker. Phantasiemensch als Politiker.* Phantasiereich (Adj.) ist vor Klinger bei Herder 1, 83 (Suph., aus dem Jahre 1765 zu finden: *die Phantasiereichen Araber*; vgl. auch ebd. 13, 308 (1785, Ideen): *Überhaupt sind bei allen Phantasiereichen Völkern die Träume wunderbar mächtig.* Natürlich spricht man auch von Phantasiereichthum, doch habe ich augenblicklich für das Wort keinen besseren Gewährsmann als D. Stern, Gesch. d. deutschen Nationallitteratur seit Goethes Tode 137 u. 152. Phantasiereich als Hauptwort wird durch eine Stelle aus Gervinus belegt, dem wohl das gleichbedeutende Schillersche Reich der Phantasie (*Ihr wildes Reich behauptet Phantasie*) vorschwebte. Phantasiespiel brauchte nicht erst aus Auerbach belegt zu werden: am Anfange des Jahrhunderts finden wir es in Eberhards Handbuch d. Ästh. 2, 41 (1803): *Das gibt ihr* [der christl. Religion] *ihren hohen Werth, nicht ihre Poesie, nicht ihr Phantasiespiel*; ebd. 4, 338 (1805): *bald starkes, bald liebliches Phantasiespiel* [der deutschen lyrischen Poesie]. Das Wort wird wohl schon im 18. Jahrh. vorkommen; vgl. Wieland, Agathon 1, 234: *Das Spiel der Phantasie und des Witzes.* Phantasiestück. Wenn als Beleg nur der Titel der Weisflog'schen Erzählungen (seit 1824) gegeben wird, so mußte eher an Hoffmanns zehn Jahre früher erschienene und nicht bloß im Titel von Weisflog nachgeahmte *Phantasiestücke in Callots Manier* (Leipz. 1814) erinnert werden. Phantasiethätigkeit ist ein häufig von Deinhardt gebrauchtes Wort; seine Abhandlung über Phantasie in Schmids Encykl. d. Erziehung[2] 5, 782—798 enthält es mehr als dreißigmal. Vischer in der Ästhetik gebraucht es ebenfalls nicht selten. Hegel, Ästhet.[2] 1, 417 hat *Thätigkeit der Phantasie.* Phantasievoll ist wohl unter den von Lexer übergangenen Zusammensetzungen mit Phantasie die in unserer Zeit am häufigsten gebrauchte und scheint bei der Bearbeitung von Dichterwerken und Tonstücken gar nicht mehr entbehrt werden zu können, doch kenne ich es erst aus Vilmars Litteraturgesch., z. B. [19] 301: *Friedrich von Spee, der herzliche, anmuthige und phantasievolle Lieder dichtete.* Hettner und Scherer brauchen das Wort häufig; es fehlt aber bei Sanders in beiden Wörterbüchern. Phantasiewerk (fehlt): *Reales wird als ein Phantasiewerk behandelt* Goethe 28, 179 (Über den Dilettantismus). Phantasmagorie und auch phantasmagorisch verdienten wohl eher

Aufnahme als Phantasmist und Phantomist; man denkt zunächst an Goethes *Helena, classisch-romantische Phantasmagorie,* und einen Beleg zu phantasmagorisch gibt Kehrein aus einem Briefe Goethes an Reinhard. Wurden aber einmal die Phantasmisten erwähnt, so durfte auch als hervorragender Vertreter der Gattung der aus Goethes Faust bekannte Proktophantasmist nicht fehlen, in dem wir wohl einen älteren Vetter des in den Vierziger Jahren auftauchenden und dann durch die Fliegenden Blätter rasch bekannt gewordenen Staatshämorrhoidarius erblicken dürfen. Phantasma ist wohl als ganz griechische Form übergangen, doch verdiente die in der Endung deutsch gemachte Mehrheit Phantasmen wohl aufgenommen zu werden, da das Wort in dieser Form seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts häufig begegnet. Ein Beispiel Goethes 28, 170 (Dilettantismus). Kehrein im Fremdwörterbuch gibt für Phantasmen eine Stelle aus Wieland 37, 56 in der Gruberschen Ausgabe, die mir nicht zur Hand ist. Phantastik (übergangen) ist ein Lieblingswort Hettners und bei ihm Dutzende von Malen zu finden, vielleicht eine Hegelsche Bildung, bei dem es u. A. Ästhetik[2] 1, 402 vorkommt. *Die ganze Phantastik und Verwirrung, alle Gährung und wild umhertaumelnde Vermischung der symbolischen Kunst.* Phantom. Daß für die Mehrzahl aus Schiller nur die schwache Form belegt wird, könnte irreleiten; es wäre darum aus ihm auch ein Beispiel der starken Form zu geben, etwa das bekannte aus Ideal und Leben:

Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem stygschen Strome.

Pharisäer, Pharisäerthum, pharisäisch sind lange und häufig gebrauchte Ausdrücke für das Wesen der Leute, die sich selbst vermessen, daß sie fromm seien. Luther hat phariseisch Gute Werke B ij[b] (1520): *von den falschen, phariseischen vnglaubigen guten wercken*; ebenso H. Emser, Annotationes zu Luthers Neuem Testament F iij[a] (1525): *dise Phariseisch entschuldigung.* J. Jonas in der Übersetzung von Melanchthons Apologie (1525) schwankt zwischen pharisaisch (7[b], 9[a], 12[a], 142[a] u. ö.) und phariseisch (145[a], 149[b], 167[a] u. ö,). phariseyer hat H. Emser a. a O. G vij[a], übrigens im eigentlichen Sinne: *schrifftgelerten und phariseyer.* Pharisäerei bietet Bode im Tristram 6, 35 (1774): *'ch glaube, daß 'n Soldat, wenn er Zeit zum Beten gewinnen kann, wohl ebenso herzlich betet als 'n Pastor, obschon nicht mit so'n Haufen Handgebärden und Pharisäerey.*

Philanthrop sollte in seinen beiden Bedeutungen, sowohl der allgemeinen wie der besonderen (Anhänger der Rousseau-Basedowschen Erziehungsgrundsätze) verzeichnet sein; beide Bedeutungen hat auch das Eigenschaftswort philanthropisch, doch finden wir nach der Einrichtung des Dessauer Philantropins (1774) und der gleichnamigen Anstalten (Marschlins, Heidesheim, Schnepfenthal) zur Bezeichnung des engeren Begriffes auch vielfach philantropinisch und philantropinistisch, wie auch der Deutlichkeit wegen Philantropist und Philanthropinist von Philanthrop, desgl. Philantropinismus von Philanthropie unterschieden wird. Vgl. Goethe 22, 159 Hempel (Dichtung und Wahrheit 14. Buch: *Basedow hatte die Absicht, das Publicum durch seine Persönlichkeit für sein philanthropisches Unternehmen zu gewinnen.* Niemeyer, Grundsätze d. Erz.[7] 3, 368: *philanthropische Unternehmungen*; ebd. 371: *die philanthropischen Institute.* Philantropinisch erscheint als ein Lieblingswort Bahrdts in dessen Lebensbeschreibung, z. B. 2, 305 (1790): *Nach den großen Ideen, die ich von Philantropinischer Feierlichkeit hatte*; ebd. 271: *Ich sahe den glänzendsten Wirkungskreis eines Directors philantropinischer Anstalten*; ebd. 275: *Ich bekam auch nicht ein Tröpflein des pädagogisch-philantropinischen Geistes, den der große Basedow über mich hätte ausströmen sollen*; ebd. 276: *Ich machte mich .. mit der philantropinischen Lehr- und Erziehungsart vertraut.* Ebd. 290: *Salis erzählte von Basedows Thaten und Philantropinischen Herrlichkeiten*; ebd. 305: *Ein Wirthshaus, welches Herr von Salis erbaut hatte und welches nun der philantropinische Gasthof hieß.* Hettner, Litteraturgesch. d. 18. Jahrhs.[2] 3, 2, 321: *Keine dieser philantropinistischen Anstalten ist von langer Dauer gewesen*; ebd. 322: *Der tüchtigste und kräftigste Förderer dieser philantropinistischen Erziehungsrichtung war Campe.* Vgl. auch J. G. Müller, Emmerich 2, 267: *Lieber philantropinisierender Leser.* Philantropinwäldchen Jean Paul, Unsichtb. Loge III (Hpl.) — Für den Philister verweist Lexer auf einige von mir gegebene Nachweisungen, die doch das große Thema der Philisterei nur eben streifen. Ich muß es mir aber auch hier versagen, durch Vorführung reichlicher Beispiele den Philister in seinen so außerordentlich zahlreichen Erscheinungsformen und oft täuschenden Verhüllungen darzustellen; es möge nur gestattet sein, eine Vermuthung über den Ursprung der Übertragung des Wortes auszusprechen. Die von Lexer nach Weigand mitgetheilte Behauptung Wiedemanns, daß ein besonderer, dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts zuzuweisender Vorfall auf der Universität

Jena die Bezeichnung des nichtstudentischen Bürgers durch Philister veranlaßt habe, halte ich jetzt wie schon 1877 für sehr zweifelhaft, doch mag in ihr nach Ort und Gedankeninhalt ein Kern von Wahrheit stecken. Daß die Studenten sich als Musensöhne bezeichneten, konnte bei streng christlich biblischer Weltanschauung für heidnischen Unfug gelten, und zumal für die Theologen der ausdrücklich als Vertreterin des reinen biblischen Lutherthums gegründeten Universität Jena lag vielleicht der Gegensatz von Israeliten und Philistern näher. Dann mögen die Studenten nach biblischer Sprechweise sich als das auserwählte Volk, als Kinder Gottes im Gegensatze zu dem unbegnadeten Volke der Heiden oder Philister gefühlt und bezeichnet haben. Leicht konnte sich solcher Sprachgebrauch noch im 17. Jahrhundert über die drei schon bestehenden sächsischen Universitäten und das seit 1694 hinzutretende preußische Halle verbreiten, wie ja in der That die Übertragung des Wortes Philister sich zuerst in der geistig von diesen vier Hochschulen beherrschten obersächsischen Gegend zeigt. Hierzu stimmt es, wenn ein in den Neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts erfolgter Auszug der Hallischen Studenten in gleichzeitigem Bericht als Auszug der Kinder Israel aus Ägypten dargestellt wird; hierzu stimmt es nicht weniger, wenn Goethe, vielleicht in bewußter Erinnerung an überlieferten studentischen Sprachgebrauch, bald ausdrücklich, bald andeutend Philister und Kinder Gottes einander gegenüberstellt, so am deutlichsten Bd. 2, 290 Hempel ('Gedichte sind gemalte Fensterscheiben') und erkennbar auch ebd. 2, 298 im Gedichte vom Regen und Regenbogen. So läßt sich die Sache wohl denken; doch bleibt die Vermuthung unsicher, und wer sie zurückweist, kränkt mich nicht. Von Zusammensetzungen und Ableitungen, die freilich zum Theile nicht viel lehren und die zu erschöpfen nicht beabsichtigt wird, mögen hier noch folgende Platz finden: Philisterbart (bestehend aus Backenbart und Kinnbart, soweit letzterer sich unter dem Kinn hinzieht, während das Kinn selbst wie die Theile um den Mund rasiert sind) steht gelegentlich im Gegensatz zum 1848er Demokratenbart, dem heute allgemein üblichen sog. Vollbart; vgl. Fontane, Wanderungen[3] 1, 462: *Lange genug habe ich einem hochlöblichen Publicum gedient und einen Philisterbart getragen; nun will ich frei sein und einen Demokratenbart tragen.* Philisterbrut H. Leo, Volksbl. f. St. u. L. 1856, S. 821: *Bekehre dich ordentlich, innerlich in Geist und Wesen, theure Philisterbrut — oder laß es ganz bleiben — aber mache keinen Seifenschaum mit bunten Bilderchen drin, und vor Allem*

mache dir nicht weiß, du seist auch etwas, wenn du dich in den Seifenblasen als ein leidliches Kerlchen abspiegelst. Philisterdasein Scherer, Lit.-Gesch. 646: *Der Klempnermeister Konr. Grübel in Nürnberg hatte städtisches Philisterdasein poetisch abgeschildert.* Philisterdumm gebraucht Hoffmann v. Fallersleben, Ged. 256; ebenderselbe auch Philistergeschmeiß (Spitzkugeln S. 30):

Besser du stirbst für eine Idee, als daß du bewußtlos
Lebst in den Tag hinein wie das Philistergeschmeiß.

Philisterhaus. Wer denkt nicht an G. Schwabs viel-gesungenes Lied:

Bemooster Bursche zieh ich aus,
Behüt dich Gott, Philisterhaus?

Philisterhimmel nennt H. Leo im Volksbl. f. St. u. L. 1858, S. 1069 den einem Philister erwünschten Zustand: *zu diesem Philisterhimmel wären wir sicher angelangt!* Philisterjoch Strachwitz, Ged. 41:

Eh zwängt der Maulwurf in sein Loch
Den Adler stolzbeschwingt,
Eh Philisterwitz und Philisterjoch
Den Dichternacken zwingt.

Philisterkanngießerei bei Jahn 1, 255 (Volksthum): *Der Geschichtschreiber, wenn er nicht Kindermärchen schwatzen, Philisterkanngießereien aufstutzen, Altweiberwäsche putzen will, ist nichts ohne Vaterland, Volksthum und Muttersprache.* Philisterland. Der aus Börne beigebrachte Beleg klingt stark an eine Stelle des vielgesungenen Liedes „O alte Burschenherrlichkeit“ an:

Sie zogen mit gesenktem Blick
Sich ins Philisterland zurück.

Philisterlich steht in der Zusammensetzung das Unphilisterliche bei Heine 7, 68 der Campischen Ausgabe von 1887 (Deutschland von Luther bis Kant). Philisterlein bei Strachwitz, Ged. 16:

Kann mir nichts die Harfe stimmen,
Nicht die Liebe, nicht der Wein,
Sei's das zornige Ergrimmen
Über die Philisterlein.

Philistermann für Philister hat Kopisch, Ges. W. 1, 247:

Stirbt im Hansjochemwinkel ein Philistermann,
Ins Himmelreich er nicht so bald gelangen kann.

Philistermoral: *die gewöhnliche hausbackene Philistermoral.* Philisterpferd (= Miethsgaul oder Gewohnheitsthier) ist durch ein wenig bezeichnendes Beispiel aus Kotzebue belegt. Vgl. Gaudys Gedicht „Führ uns nicht in Versuchung“:

Da stünd ich wieder an der Ecke (nämlich dem Weinhaus gegenüber)
Höchst wunderbar! Wie kam es nur?
Die Beine wollen nicht vom Flecke,
Recht nach Philisterpferds Natur.

Philisterrotte bei Strachwitz, Ged. 67 (Recl.): *Laßt uns zerbrechen die Philisterrotte!* Philisterseele: *Was kann aus so platter Philisterseele* [Brockes] *Hohes kommen?* Hettner, D. Litt. 3, 1, 342. Philisterschaden bei Eichendorf, Krieg den Philistern 161:

Erhalt der Herr euch lang erklecklich dumm,
Behüt die Blüthen vor Geschmeiß und Maden,
Maifrösten, Türken- und Philisterschaden.

Ebd. 51: Philisterschaar und 101: Philisterfähnlein. Philisterstaaten. Novalis 2, 237 unterscheidet genialische und Philister-Staaten. Philisterunglück nennt H. Leo im Volksbl. f. St. u. L. 1857, S. 774 ein solches, das dem ersten besten Philister begegnen kann. Philisterthum ist durch das etwas phrasenhafte Beispiel aus Bettinas Briefen nicht ausreichend belegt. Statt vieler Belege diene einer aus Wienbargs ästhetischen Feldzügen 79 (1835): *Sie werden entweder die Leibpoeten des Philisterthums, das unmittelbar über dem Volk lagert, oder sie werden die Poeten der Gebildeten, d. h. verschiedener unter sich streitiger Cliquen, welche die gesellschaftlichen Culminationen der Macht, des Geistes, der Gelehrsamkeit u. s. w. repräsentieren.* Philisterium steht wohl wegen seiner lateinischen Endung an der Grenze der Aufnahmefähigkeit, doch ist es einmal in studentischen Kreisen häufig gebraucht, theils als sinnverwandt mit Philisterthum, theils als Sammelname zur Bezeichnung der Philister; vgl. in letzter Bedeutung H. Leo, Volksbl. 1857, S. 774. *Ein paar hundert tolle Excesse von müßig gewordenen Fabrikarbeitern würden unser süßes deutsches Philisterium weit rascher wieder ernüchtert und zu einigem Conservatismus bekehrt haben.* Philisterverstand W. Raabe, Deutscher Adel in Westermanns Monatsheften 1878, November, S. 162: *Vögel aus demselben Nest der Lebensharmlosigkeit, nur daß den einen sein phantastisches Gefieder allzu leicht zu hoch über den gesunden Menschen- und Philisterverstand hinaustrug.*

Philisterweisheit: *Prinz Zerbino ist gegen die hausbackene Aufklärungsmoral und Philisterweisheit gerichtet.* Hettner Litgesch. 3, 3, 2, 434. Philisterwelt ist verzeichnet, doch ohne Beleg gelassen; man denkt zunächst an die bekannten Zeilen von Klamer Schmidt:

Ich labe mich lieber an Wein und am Kuß,
Bevor ich hinunter
Ins traurige Reich der Philisterwelt muß (Hier
sitz ich auf Rosen mit Veilchen bekränzt).

Vgl. auch Wienbarg Ästh. Feldz. 135 (1835): *In dieser wüsten küstenlosen Litteratur, in welcher die Schriftsteller ohne Polarstern schiffen und ihre großen und kleinen Bären nicht am Himmel, sondern in der Philisterwelt haben.* Philisterwitz: *Es steht mancher Weise in Erz und Bronze auf unseren Märkten, aber Regenschauer, Philisterwitz und üble Nachrede gehen an keinem von ihnen so machtlos vorüber wie an meinem Freund.* W. Raabe, Deutscher Adel a. a. O. S. 287. Philistern (und zwar trans., also: in Philisterweise behandeln) war durch das bei Sanders und Kehrein stehende Beispiel aus E. M. Arndt zu belegen. Philistrieren in der Bed. zum Philister (einer studentischen Vereinigung) machen ist doch wohl seltener Sprachgebrauch; ich kenne es mehr in dem intr. Sinne: sich vom Verbindungswesen fern halten. Philiströs wechselt mit philistros; letzteres wird von H. Leo bevorzugt, z. B. Volksbl. f. St. u. L. 1856, S. 548: *dies geistig armselige und philiströse Lumpengesindel.* Die schlechte Form Philiströsität aber ist doch sicher weniger üblich als das übergangene Philistrosität; übrigens wird man leicht zugeben, daß beide fehlen könnten.

Philosoph und Philosophie verdienten eine eingehendere Erklärung als ihnen bei Lexer zu Theil wird: wenigstens sollte ausdrücklich an den eigenthümlichen Gebrauch erinnert werden, den diese Wörter etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erleiden. Dazu genügte schließlich ein Hinweis auf das 7. Buch von Goethes Dichtung und Wahrheit, Wke. 21, 57 (Hempel), wo von dem Gegensatze des sich innerhalb des protestantischen Theils von Deutschland und der Schweiz lebhaft regenden sogenannten Menschenverstandes einerseits und der Schulphilosophie anderseits gesprochen wird: *Man glaubte, wenn man in seinem Kreis richtig urtheile und handle, sich auch wohl herausnehmen zu dürfen, über Anderes, was entfernter lag, mitsprechen zu dürfen. Nach einer solchen Vorstellung war nun jeder berechtiget, nicht allein zu philosophieren, sondern sich auch nach und nach für einen Philosophen zu halten. Die Philosophie war also ein mehr oder weniger gesunder und geübter Menschenverstand, der es wagte ins Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen .... und so fanden sich zuletzt Philosophen in allen Facultäten, ja in allen Ständen und Hantirungen.* Damit werden wir in die

Zeit der sogenannten Popularphilosophen geführt, die der Gefahr nicht entgingen den Begriff der Philosophie zu verflachen, indem sie gern jede von den überlieferten Vorstellungen freie oder sich frei dünkende Betrachtung der Dinge als philosophisch bezeichneten; man vergleiche nur in J. J. Engels Philosophen für die Welt den Titel des Buches mit der Mehrzahl der in demselben stehenden Abhandlungen. Goethe selbst bezeichnet im 8. Buch a. a. O. S. 99 seinen Gastfreund, den Dresdener Schuster, mit gutmüthigem Scherze als *praktischen Philosophen und bewußtlosen Weltweisen.* Wie sich diese Popularphilosophie allmälig überlebte und nicht zum wenigsten durch das absprechende Wesen Nicolais an Ansehen verlor, gehört freilich nicht ins Wörterbuch, ließe sich aber auch ohne große Erörterung an einigen wohlgewählten Beispielen klar machen. Philosophaster, ein im 18. Jhdt. anscheinend nicht seltenes Wort, [Vgl. Kritikaster, Poetaster, Theologaster, Medicaster, letzteres in Günthers Lebensbeschreibung 76] (1732) gebraucht Joh. v. Müller in einem Briefe vom 12. August 1770 (Wke. 29, 79 der Ausg. v. 1831 ff.), ferner Wieland Horazens Sat. ^{2}1, 33 (1786); andere Beispiele bringt Kehrein aus Herder. Verwandt mit dem Philosophaster ist der Philosophant, den Sanders und Kehrein aus Lichtenberg nachweisen; desgl. der Philosophist, den Jean Paul Hesperus 281 (Hpl) vom Philosophen unterscheidet (*so viele Philosophen und Philosophisten*). Philosophistisieren hat Novalis 2, 177: *Das Universalisieren und Philosophistisieren eines specifischen Begriffs oder Bildes ist nichts als ein Ätherisieren, ein Verluftigen, Vergeistigen eines Specificums oder Individuums;* ebd. 2, 117 auch Philosophismus: *Philosophismus ist ein höheres Analogon des Organismus; der Organismus wird durch den Philosophismus completiert und umgekehrt.* Philosophin. Zu dem Beispiele aus Zimmermanns Einsamkeit füge man ein früheres aus Gellerts Lustspielen 130 (1748):

Ihr seid gelehrt,
Recht sehr gelehrt in allen Sachen,
Und wollt Lucinden gern zur Philosophin machen.

Philosophenbart bei Wieland Hor. Sat. ^{2}2, 73: *er hat natürlich auch nach Art dieser Leute den Philosophenbart* (sapientens barbam); vgl. ebd.: *des Stertinius, eines philosophischen Marktschreiers, dem sein stoischer Bart und Mantel* (s. später Philosophenmantel) ... *eine Art von Recht gaben;* kürzer zu Horaz Sat. 1, 3, 133: [der stoische Tugendschwätzer] *hat natürlich auch nach Art jener*

Leute den Philosophenbart. Vgl. Friedländer Sittengesch. Roms 3, 559 (1871): *ein langer Bart, hinaufgezogene Augenbrauen, ein grober Mantel und bloße Füße seien einem genug, um sich für weise, mannhaft und gerecht auszugeben.* Philosophenbraten: *Eine am Spieß gebratene und mit Petersilie bedeckte Hammelbrust ist ebenfalls kein verächtliches Gericht: es ist dies der sogenannte Philosophenbraten.* La Reynière Küchenkalender, übersetzt und herausg. v. Habs (Reclam). Philosophenkönig bei Gregorovius Athenais 121. Philosophenkaiser bei Friedländer a. a. O. zur Bezeichnung des Kaisers Julian. Der Philosophenmantel wird im Alterthum und dem entsprechend auch häufig in deutschen Schriften erwähnt, theils im eigentlichen Sinne, theils übertragen. Vgl. Poesie der Franken 1, 215 (1730):

Hiermit ließ er die guten Alten
Die Philosophenmäntel falten.

Wir finden diesen Ausdruck desgleichen in einem doch für weitere Kreise berechneten Buche, das im Jahre 1786 zu Breslau unter dem Titel *Liebe und Ehe in der Narrenkappe und im Philosophenmantel* erschien (s. Verzeichn. des antiq. Bücherlagers von K. Th. Völcker 141, Nr. 67). Daß auch in unseren Tagen der Ausdruck als allgemein bekannt vorausgesetzt wird, sehen wir aus den Grenzboten, Jahrg. 1887, Nr. 52, S. 635, wo eine Abtheilung von Gedichten Albert Gehrkes die zusammenfassende Überschrift: Im Prophetenmantel trägt. Arndt Geist der Zeit ²1, 46 (1807): *Selbst die Theologie ließ sich so weit herab, den Philosophenmantel umzunehmen; nun ward sie bethört, und die Philosophie stutzte und zierte und glättete an ihr, so lange es etwas zu stutzen, zu zieren und zu glätten gab.* Friedländer a. a. O. 602: *Ist es erforderlich, daß tausend Bänke aufgestellt, Zuhörer eingeladen werden, daß du in eleganter Kleidung oder im schäbigen Philosophenmäntelchen auf das Katheder trittst und den Tod Achill's beschreibst?* Vgl. ebd. 569: *Die Gegner ließen es sich nicht nehmen, gerade auf den Lebenswandel dieser bloßen Bart- und Mantelphilosophen hinzuweisen, um die Unfruchtbarkeit der Philosophie für sittliche Vervollkommnung darzuthun.* Wieland Agathon 10, 3 (Sämmtl. Wke. 2, 273 der kl. Ausg. von 1794 ff.): *Man mußte Metaphysik in geometrischen Ausdrücken reden, um sich dem Fürsten angenehm zu machen. Man trug also am ganzen Hofe keine andere als philosophische Mäntel.* Frkf. Gel. Anz. 1, 147 (1772): *So rathe ich keinem Dichter, in dem Mantel der Philosophen aufzutreten, dessen Löcher so vielen ärgerlich an denjenigen sind, die keinen besseren Mantel haben und ihn aus Caprice auf einige Stunden von sich legen, um zu sehen, wie sie der*

andere kleidet und wie weit er ihnen reicht. Philosophenbart und Philosophenmantel findet man auch in mehreren deutsch-latein. Wörterbüchern, wie von Georges. Philosophenmaske bei Friedländer a. a. O. 573: *dies bequeme und einträgliche Bettlerleben, das ihnen zugleich die Möglichkeit gewährte, unter der Philosophenmaske ihren bestialen Neigungen zu fröhnen;* ebd. 561, 577 u. oft, übrigens schon viel früher, Philosophenschule, 559: Philosophentracht. Philosophensecte bei Seume 8, 200 (Weinlese): *Professor und Verfechter einer Philosophensecte.* Philosophenthum bei Gregorovius Athenais 80: *fakirhaftes Mönchthum und das Bettelphilosophenthum Griechenlands.*

Phiole wird einfach als kugelförmige Glasflasche mit langem Halse bezeichnet. Es wäre hinzuzufügen, daß nach dem heutigen Sprachgebrauche das Wort ein ungewöhnliches und vornehmes geworden ist, daher, so viel ich weiß, nicht zur Bezeichnung von alltäglichen Gebrauchsgeräthen verwendet wird, sollten sie auch der sonst richtig von Lexer gegebenen Begriffsbestimmung entsprechen: man versteht vielmehr unter der Phiole die in der angegebenen Weise gestaltete Glasflasche des Chemikers, der ja dem gewöhnlichen Sterblichen leicht wie ein Hexenmeister erscheint, oder ein als Heiligthum gezeigtes oder kirchlichem Gebrauche dienendes Gefäß. Hierzu stimmen die von Lexer gegebenen drei Beispiele, denen noch beizufügen wären zunächst die schon von Kehrein angeführte Stelle aus Faust 2. Theil (Hempel, 13, 69):

Schon in der innersten Phiole
Erglüht es wie lebendge Kohle;

ferner aus Lenaus Faust (S. 386 der Gesammtausgabe von Barthel):

Er riefs und hatte mit den Worten
Phiolen, Flaschen und Retorten
Zerschmettert schnell in tausend Scherben.

Diese Scherben heißen zum Überfluß ebd. 385

die Splitter
Vom alchymist'schen Apparat.

Und wenn Rückert in dem von Sanders gebotenen Beispiele aus den Makamen eine Trinkflasche als Phiole bezeichnet, so mag dies der morgenländischen Einkleidung zuliebe geschehen sein, wird aber wohl eher eine durch das vorhergehende Reimwort Viole nahe gelegte unübliche Verwendung des Wortes Phiole sein, wie dergleichen bei Rückert häufig zu finden ist. Dahn, im Kampf um Rom [6]1, 277, verwendet bei der Schilderung eines Gastmahls und Trinkgelages wieder

die ursprüngliche griech. Form Phiale, ich denke, weil ihm die Phiole zu alchymistisch, apothekerhaft oder kirchlich vorkam: *Laß die Amphora hereinbringen; dazu die Phialen von gelbem Bernstein.* Hedio in der Übersetzung von Baptista Platinas Papstgeschichte 32ª (1546) hat Phiel: *ein guldin Phiel oder schal.*

Phlegmatiker und phlegmatisch werden erst aus Kants Anthropologie belegt. Wann ersteres Wort aufgekommen ist, weiß ich nicht, will aber doch bemerken, daß die lateinische Form phlegmaticus, die ja noch heute neben Phlegmatiker gebraucht wird, schon von Sim. Roth (1572) als Fremdwort aufgenommen und erklärt ist: *ein rotziger, pfutziger, tostiger mensch.* Phlegmatisch aber im Sinne der alten Anthropologie ist schon im 16. Jhdt. ganz gewöhnlich, z. B. 1532 bei Fries, Spiegel der Arznei 106: *von flegmatischem unwillen* [Übelkeit]; Sebiz vom Feldbau 233 (1580): *die Phlegmatische und Wasserige feuchtigkeyt.* ebd. *phlegmatische beulen; auß vermischung des phlegmatischen und Biliosi geblüts.* New Distillirbuch 2ª u. 5ᵇ (Fkft. 1597): *ein rohe ungedäwete Flegmatische feuchte;* ebd. 3ª: *die Flegmatische ungeschmackte wässerigkeit.* Cureus Schles. Chron. übers. v. Rättel 2, 50 (1585): *die Pituita und Flegmatische Materi.* Im übertragenen Sinne habe ich mir phlegmatisch erst aus Abbt Liebe zum Vaterlande (1761). Vermischte Werke 2, 47 der Ausg. von 1770 angemerkt: *Wir werden Stützen des Vaterlandes durch unsern Fall, anstatt demselben durch unsere phlegmatishe Lage zur Last zu gereichen.*

Phosphor in der Bed. Morgenstern findet sich vor Fr. Müller bei Uz 1, 50 (Ausg. v. 1768):

Wie Phosphor glänzt, der um den Morgenthau
Aus Thetis Armen sich entziehet,
Und ans gestirnte Blau
Mit heitrem Lächeln tritt und vom Olympe siehet.

In Phosphor wird die Abstammung nicht mehr gefühlt, und so bildet man auch Phosphorlicht:

Dünste, mein Junge, nur Phosphorlicht,
Vermoderte Quallen und Schnecken.
A. v. Droste Hülshoff 1, 247.

Ihr [der Sterne] *Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermeßlichen Oceans in ein Feuermeer um* Humboldt, Ans. der Natur 175 (kl. Ausg. v. 1871); ebd. 139: *zahllose Insecten gossen ihr röthliches Phosphorlicht über die krautbedeckte Erde.* ebd. 204: *ein schwaches Phosphorlicht.* Vgl. auch in Alfr. Meißners Gedicht Venezia: *du*

blasser Phosphorschimmer. Phosphorisch wird aus Wielands Clelia (1783) belegt; etwas früher sehen wir es bei Kant in Engels Philosophen für d. Welt 2, 151 (1777): *die Ausdünstung des phosporisch Sauren, wornach alle Neger stinken.* ebd. 156. Auch wäre ein Beispiel aus Goethe 11, 1, 260 (Hempel) vom J. 1821 (Theaterreden) beizubringen:

Und unter dem Kopfschmuck phosphorischer Schlangen
Weiß glühen die Augen und rothbraun die Wangen.

Gephosphortes Wasserstoffgas Humboldt, Ans. d. Natur 216.

Phrase. Zu den *geschraubten Phrasen* (Platen) wären auch die *gewundenen Phrasen* anzuführen, z. B. aus Goethe 13, 22 (Faust, 2. Theil); ferner *Phrasen drehen* und *Phrasen drechseln*, auch *Phrasendrechsler;* die *geschwollene Phrase*, z. B. bei Geibel Ged. u. Gedenkbl. 103:

Wann der Verfall anhebt? Wenn die Zeit die geschwollene Phrase
Von des empfundenen Worts Fülle zu scheiden verlernt.

Dazu gehört denn die nicht seltene Zusammensetzung Phrasenschwall. Phrasenflor Goethe 2, 382 Hempel (Zahme Xenien 5. Abth.):

So zerret Lesers dürftig Ohr
Mit vielgequirltem Phrasen-Flor.

Von weiteren übergangenen Zusammensetzungen seien genannt Phrasengewebe Vilmar Litgesch. ^{19}444: *Noch länger bekannt und beliebt war das Phrasengewebe: die Fürstengruft;* Phrasenheld Vilmar Schulreden ^{2}217 (aus d. J. 1845); Phrasenherrschaft ebd. 336 (1849): *die Begriffs- und Phrasenherrschaft hat zu einer Trägheit und Feigheit geführt, die noch nie in so auffallenden Formen hervorgetreten ist, wie in unserer neuesten Zeit;* ebd. 337 wird der Ausdruck wiederholt; S. 335 dafür Phrasendespotismus: *die Begriffe werden zu Phrasen, und die Begriffsherrschaft wird zum Phrasendespotismus*; Phrasentausch H. Leo, Gedankenspäne 115: *den Dingen, vor allen Dingen den Persönlichkeiten und deren Handlungen fest auf die Nähte zu fühlen, haben wir uns in diesem öden langweiligen Traumleben unseres Phrasentausches, den wir Unterhaltung und Belehrung nennen, fast ganz entwöhnt.* Phraseologie ist übergangen. Im Jahre 1610 gab J. R. Sattler zu Basel seine Teutsche Orthographey und Phraseologey heraus. Seit wann das Wort auch im tadelnden Sinne gebraucht wird, habe ich nicht angemerkt: ein Beispiel aus dem Jahre 1790 gäbe J. G. Müller, Herr Thomas 2, 379: *also konnten seine Lieder nicht viel mehr enthalten als Gemeinplätze und abgenutzte erotische Phraseologie*; ebd. 4, 353 (1791): *er erschöpfte seine ganze*

poetische Phraseologie. Bekannter ist Platens Vers aus der Gabel (Werke 4, 30 der Ausg. von 1854): *Phraseologie, die im Kopfe mir blieb aus einem Tragödienrührei.* Phraseologisch steht 1719 in Math. Kramers Nider-Hoch-Teutschen Wörterbuche, Vorrede, Bl. 1ᵇ: *gute phraseologische Dictionarien* und ebd. 3ᵃ: *ohne Nachtheil der zu einem rechtschaffenen phraseologischen Lexico erforderten Vollständigkeit.*

Physik. Auf Wolframs fisike folgt sogleich ein Beispiel aus Kant, während man doch einige Belege aus den zwischenliegenden Jahrhunderten wünschte. Für das 16. Jhdt. wäre auf den doch häufig von Lexer angezogenen S. Roth zu verweisen: *Physic Wissen vnd kunst oder verstandt der natürlichen dingen*; dann etwa auf Pistorius Anatomie Lutheri 3, 47 (1593): *Daß Luther ein grober Saw Theologus ist und in seiner Theologia allzeit sewische Physick vnd stinckenden Mist vndermischen muß.* Physisch (belegt aus dem Jahre 1664) steht 1593 in Seb. Helbers Syllabierbüchlein 16, 28; ein zusammenhängendes Beispiel bietet Harsdörffer in dem von ihm verfaßten 3. Theil von D. Schwenters Mathematischen und Philosophischen Erquickstunden S. 227 (1653): *Diese Strahlen aber sind keine Mathematische und künstliche, sondern vielmehr Physische und natürliche Linien.*

Physiognomik. Die gegebene umfassende Erklärung wird leider durch das Beispiel aus Kant getrübt, welcher nur den Menschen ins Auge faßt; längst aber redet man doch auch von einer Physiognomik der Gewächse, wie ja in Humboldts Ansichten der Natur ein Abschnitt sich als *Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse* bezeichnet (S. 173 ff. der kleinen Ausgabe von 1871); ebd. 155: *auffallend sind in altcastilischen Idiomen die vielen Ausdrücke für die Physiognomik der Gebirgsmassen, für diejenigen ihrer Gestaltungen, welche unter allen Himmelsstrichen wiederkehren und schon in weiter Ferne die Natur des Gesteins offenbaren.* Neben dem Physiognomisten verdiente auch der Physiognomiker Aufnahme; letzteres Wort ist heute sogar das üblichere. Das Wort wurde wohl durch Lavaters bezügliche Schriften (seit 1772 und besonders seit 1775) üblich. Vgl. auch H. P. Sturz² 2, 205: *wir sind Alle, mehr oder weniger, empirische Physiognomiker.*

Piano als Adv. (Bürger) kommt schon 1702 vor bei Thomasius, Auserlesene Schr. 2, 36 (Ausgabe von 1714): *So lange Friderieus Sapiens und Spalatinus Luthers allzu hitzigen Eyfer mit Glimpff supprimierten, vnd der Churfürst Gott reformieren und alles fein piano gehen ließen, wenngleich Luther noch so sehr scholt.*

Pichel (als Geiferläppchen kleiner Kinder) zeigt auch die Weiterbildung Pichelschürze, d. h. Latzschürze, nur daß die Pichelschürze ebensogut von Erwachsenen getragen wird und in unserer Zeit überhaupt die gewöhnliche Form der Schürzen ist. Das Wort gilt für berlinisch, gilt aber jetzt auch anderswo und wird wohl in ganz Norddeutschland verstanden.

Pichelei wird von Lexer mit Sanders nur im Sinne von Sauferei gefaßt und durch eine Stelle aus der Karschin belegt. Ich habe schon im Jahre 1877 darauf aufmerksam gemacht, daß die mir damals nur aus Sanders bekannte Stelle keinen Sinn gäbe, wenn man sie auf das Trinken bezöge, daß sie vielmehr auf harte Arbeit ginge, wozu ich auch picheln = schwer arbeiten aus Butschkys persianischem Rosenthal anführte. Genaue Einsicht in die genannte Stelle nimmt jeden Zweifel an meiner damaligen Behauptung. In dem bezüglichen Gedichte (Schlesisches Bauerngespräch, Gedichte von Luise Karschin, Berlin 1792 [Titelauflage von 1797], S. 376—388) schildert Bauer Hans S. 380 und 381 sein einfaches Tagewerk vom frühen Morgen an, gibt dabei an, wie seine Frau zuerst das Bette verläßt und fährt dann fort:

Ich fahr ihr hurtig nach, und bet a Morgen-Seegen,
So kurz als möglich iß; denn unsers Herr-Goots wegen
Verwendt man nicht viel Zeit. Verzeih mirs Gott! wir seyn
Zum Flegel nur gemacht und zu den Picheleyn.

Der Bauer sagt also ganz einfach, daß er bei seiner harten Arbeit keine Zeit zu einer längeren Morgenandacht habe; er wirft nun einen Seitenblick auf den Städter, der wohl den Schein der Frömmigkeit annehme, dabei jedoch an seinen Wucher denke, und kehrt schließlich zu sich zurück:

Wir Bauersleute thun, was unsre Väter thaten:
Wir beten kurz und gut und gehn zur Arbeit hin.

Das Mißverständniß der Stelle rührt wohl daher, daß Lexer sie auf Treu und Glauben aus dem Wörterbuche von Sanders entnahm; darauf deutet auch die nach Sanders gegebene Abtheilung der Zeilen, aus der die Alexandriner der Karschin nicht zu erkennen sind.

Pickel in der Bed. Eiterbläschen auf der Haut, Blatter wird ganz übergangen, während es doch wenigstens in ganz Norddeutschland ein alltägliches Wort ist und außer dem Adj. pick(e)lig in mancherlei Zusammensetzungen auftritt. Fontane Wanderungen 4, 345 erzählt vom alten Schadow, daß zwei in Wachsmasse ausgeführte Modellfiguren in der Nähe des warmen Ofens, weil das Wachs an der Oberfläche schmolz, eine wie mit Pickeln übersäete Haut

bekommen hätten. Ein Tausendkünstler will den Schaden beseitigen, führt dies aber so mangelhaft aus, daß Schadow sagt (a. a. O. 346): *Ja, die Pickeln sind weg, aber die Pelle noch.* Pickel als eine Art Kraftwort zur Bezeichnung eines festen, seiner Arbeit gewachsenen Mannes wird aus Schöpf, tirol. Idiot belegt. In Norddeutschland habe ich diese Anwendung des Wortes nie gehört: daß sie im Süden auch außerhalb Tirols vorkommt, sieht man aus J. Gotthelf, Ges. Schr. 20, 175 (Berlin 1861. Käserei i. d. Vehfr.): *Das ist ein Buch, das ist eins! Das muß Einer sein, ders geschrieben hat, e ganze Kerle, e verfluchte Pickel!* Pickelhart wird nur aus Wörterbüchern belegt; vgl. darum Berlepsch. Alpen[4] 407 (1871): *wenn drunten im Thal Alles pickelhart gefroren ist.* Pickelhaube. Es wird richtig angegeben, wie das Wort allmälig seine Bedeutung gewechselt hat und heute fast ausschließlich den metallbeschlagenen und mit einer Spitze versehenen Helm bezeichnet. Man vermißt aber einen bestimmten Hinweis darauf, daß seit der Einführung des griechischem Vorbilde entlehnten mit der Spitze versehenen Helmes durch König Friedrich Wilhelm IV. das Wort Pickelhaube nicht bloß stehende Bezeichnung des preußischen Helmes, sondern auch der preußischen Heeres- und Staatsmacht geworden ist. Bei den Wahlen zum Zollparlament (1867) wurde in süddeutschen ultramontanen Blättern die schreckliche Anklage erhoben, man wolle in Berlin ganz Deutschland *unter die Pickelhaube bringen.* Gleichmüthiger empfand man es, daß vor nicht langer Zeit durch Abschaffung des sogenannten historischen Raupenhelmes und die Einführung des preußischen auch Baiern *unter die Pickelhaube gebracht* wurde. Für die von Lexer erwähnte unrichtige Ableitung, nach der man unter Pickel so viel wie Spitze verstand und versteht, bietet H. Heine, Deutschland, Cap. 3. ein bezeichnendes Beispiel:

Nicht übel gefiel mir das neue Kostüm
Der Reiter, das muß ich loben,
Besonders die Pickelhaube, den Helm
Mit der stählernen Spitze nach oben.
Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
Vom allerhöchsten Witze!
Ein königlicher Einfall wars!
Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!

Nach dem Gesagten bedeutet Pickelhaube natürlich auch den Helm der preußischen Polizei und den Polizeibeamten selber: vgl. Raabe, Deutscher Adel in Westermanns Monatsheften. Dez. 1878, S. 311: *Ist das eine Polizei! Keine Pickelhaube zu sehen, so weit das Auge und der Tumult reicht.* Pickelstein wird als gefrorner Erdenkloß bezeichnet; besser ist die Erklärung Jahns 1, 536: *Erde, die*

steinhart mit scharfen Spitzen gefroren ist. Übrigens gebraucht man das Wort, wie Danneil an der von Lexer angezogenen Stelle bemerkt, kaum anders als in der Wendung: *es friert Pickelsteine.* Vgl. Jahn 1, 478: *Biermährte ißt man in den Hundstagen; wenn es Pickelsteine friert, kann man sie nicht gebrauchen.* Pickelstock wird nur im Sinne von Pickel = Spitzhacke aus Rädlein beigebracht, bedeutet aber auch den mit metallener Spitze versehenen Wanderstock; vgl. Hoffmann v. Fallersleben Ged.[8] 298:

Ein Paar gute Sohlen *Ein Paar weite Hosen*
Und ein heiler Rock, *Und ein Pickelstock,*
Dichtes Wachstuch überm Hut
Ist in Wind und Wetter gut.

Picker steht bei Lexer nur im Sinne von Pickenarbeiter und von dem Vogel Steinhauer oder Steinpicker. Schottel jedoch 334[b] führt den Picker an als denjenigen, *der seinen Nutz von eines Anderen Abgang und Schaden suchet,* und ebenda: *Pikken, abpikken das ist jhm vortheilhaftig zuheimschen. Pieken* ist in Norddeutschland, besonders im Brandenburgischen, das gewöhnliche Haus- und Kinderwort für stechen (nd. pēken) und wird von picken bestimmt unterschieden. Floh und Nadel pieken; letztere heißt daher auch in der Kindersprache die Pieknadel, so daß diese Bezeichnung nicht etwa auf die Stecknadel beschränkt ist. Vgl. auch Kopisch, Ges. Schr. 2, 231:

Wird dir bei Nacht die Ruhe geraubt durch hüpfender Flöhe
Piekende Schar und sanft anschleichende Wanzen.

Piekentief (übergangen) führt Campe nach Frisch 2, 59[b] als gleichbedeutend mit zwei Klafter tief an. Denselben Sinn hat offenbar das in Bessers Schriften 1, 198 der Ausgabe von 1732 vorkommende Picken-hoch:

Bey Landen hat es Carln, o strenge Schlacht bey Landen!
Viel eher an Geschütz, als Gegenwehr gefehlt,
Der mit dem Degen nur, als mehr kein Kraut vorhanden,
Die Feinde Picken-hoch dem Tode zugezehlt.

Erwähnt sei auch das aus dem Osten Deutschlands weiter gedrungene piekfein (auch pickfein), das im Munde von Handlungsreisenden und sonst in gewöhnlicher Rede eine sehr übliche Verstärkung von fein bedeutet. Es hängt schwerlich mit der Pieke oder Spitze zusammen (obgleich es auch ein nadelfein, nähnadelfein gibt); der erste Theil wird das polnische piękny (= schön) sein, so daß piekfein denselben Begriff doppelt ausdrückt, vgl. Guerillakrieg

und ähnliche Bildungen. Dem piekfein ganz nahe steht wienerisch pieksüß (pieksüß: vgl. Pötzl, Rund um den Stephansthurm 111 Reclam, Universalbibl. 2411, 2412): *der Vogel singt Ihna, daß d'Leut auf der Goss'n stehen bleib'n. Auf'n ganz'n Grund nennens'n nur 's pieksüße Hölzel.* [Nach Pötzl ein Dialectwort für die Clarinette.] An den ebenfalls übergangenen Pickschlitten will ich hier nur erinnern, um das Wort als ein allgemein norddeutsches in Anspruch zu nehmen, das auch Sanders verzeichnet, während die Anführung bei Frischbier den Gedanken erwecken könnte, als sei es auf die Provinz Preußen beschränkt.

Piepbock (eigentlich piepender Bock) als passende Bezeichnung des Dudelsacks oder der Sackpfeife finde ich nur bei Sachs-Villatte 2, 1327[b], während das Wort doch wohl in weiten Strichen Norddeutschlands nicht bloß volksmäßig (nd. in der Form Pibuck) für Dudelsack, sondern auch verächtlich für andere Tongeräthe, so insbesondere für ein schlechtes sog. Positiv gebraucht wird. Adelung, Campe, Heyse bringen für Sackpfeife die Bezeichnung Piepsack. Der Piepbock erscheint selten in Druckwerken; einen Beleg bietet die Schles. Zeitung vom 23. October 1885, Nr. 743 in einem von einem Ungenannten aus dem Französischen übersetzten Roman: *Der Dudelsackpfeifer gab, seinen Pipbock aufblasend, das Zeichen zum Aufbruch.*

Piephahn kommt in der ersten von Lexer angegebenen Bedeutung kaum noch vor, desto mehr norddeutsch in der zweiten, und darum wird das Wort überhaupt in anständiger Rede ganz gemieden. Ein Beispiel für die erste Bedeutung bietet Joh. Helwig. Nymphe Noris bei Gödeke Elf Bücher deutscher Dichtung 1, 348[b]:

es gottert und klottert und schlottert
Der Piphan für Stoltz.

Mit dem P. ist hier nach den lautmalenden Zeitwörtern der Truthahn gemeint; man vergleiche auch das von Lexer nicht verzeichnete Wort Piephenne bei Harsdörffer, Frauenz.-Gespr. 5, 469 (1645): *Daher hat jener eine Pipphenne, deme* [lies *der*] *eine Hand ein rothes Tuch vorhält, in einem Sinnbild vorgeführt mit diesen Worten: der Wahn betrügt. Weil besagter Vogel über die rothe Farbe, die ihn doch nicht beleidiget, zörnet.* Piepmatz wird nur aus Albrechts Buch über die Leipziger Mundart beigebracht, ist aber, so weit meine Kenntniß reicht, überall in Norddeutschland Bezeichnung eines kleinen Vogels (in Berlin insbesondere des Haussperlings) oder eines kleinen, ängstlichen oder weinerlichen Kindes, das man ja auch Vögelchen nennt.

Piepmeier (übergangen) war in den Jahren 1848—1850 ein häufig gebrauchter Ausdruck zur Bezeichnung einer Art von ängstlichen und unentschlossenen Politikern, die indessen das lebhafte Bedürfniß hatten, sich bei jeder Gelegenheit mit ihrer Meinung hören zu lassen. Vgl. Jahn 2, 1061 in einem Briefe vom 20. März 1849: *Nun gibt es noch Leute, man nennt sie Piepmeiers, wahre Prachtkerle, die des Abends mit einer anderen Meinung zu Bette gehen und des Morgens mit einer anderen zum Vorschein kommen.* Man bildete auch weiter Piepmeierei und Piepmeierthum. Ein Beispiel für ersteres bietet Bismarck in seinem Petersburger Schreiben vom 12. Mai 1859 an den Minister von Schleinitz, abgedruckt bei Hahn, Fürst Bismarck 1, 52: *Es ist so weit gekommen, daß kaum noch unter dem Mantel allgemeiner deutscher Gesinnung ein preußisches Blatt sich zu preußischem Patriotismus zu bekennen wagt. Die allgemeine Piepmeierei spielt dabei eine große Rolle, nicht minder die Zwanziger, die Österreich zu diesem Zwecke niemals fehlen.* Bei Sachs-Villatte wird Piepmeier verzeichnet und durch Prudhomme wiedergegeben. Piepstückel (übergangen) steht bei Rumohr, Geist der Kochkunst (Reclam): *Brüste von großem Geflügel, als indianischen Hühnern (Kalekuten, Kuhnen oder Piepstückeln) .. gerathen vorzüglich am Baumelspieß wie auf dem Roste.* Auch Campe, Heyse, Sanders und Sachs-Villatte im Encykl. Wb. führen Piepstückel in der Bedeutung von Pute(r) auf. Daß Piepvogel auch den preußischen rothen Adlerorden bedeutet, brauchte kaum aus Albrecht belegt zu werden, da doch die Bezeichnung unzweifelhaft nicht aus Sachsen, sondern aus Preußen, bez. aus Berlin stammt. Im Übrigen ist sie mehr gemüthlich als spöttisch zu fassen. Der Brandenburger verbirgt gern seine Neigung und selbst Verehrung für Dinge wie Personen unter einer dem Fremden achtungswidrig oder spöttisch klingenden Bezeichnung, und so nennt dort gelegentlich auch der unbedingteste Anhänger des Preußen- und Hohenzollernthums den bewußten Orden, den er stolz als wohlerworbenen trägt, einen Piepvogel.

Pieraas (Regenwurm) wird in der Berliner Volkssprache und auch sonst im Brandenburgischen in Pieresel verwandelt; in der Ukermark ist die stehende Bezeichnung Pieratz, auch Pieratze, pl. Pieratzen, was mit der von Frischbier verzeichneten Angabe des Westpreußen Treichel übereinstimmt.

Pietät wird erst aus Goethe belegt, während es doch schon Sim. Roth M 7ª (1572) als ein gebräuchliches Fremdwort aufnimmt. *Pietet vnd Pietantz Trewe pflicht, lieb vnd gehorsam, fürnemblich*

gegen Gott, darnach gegen Vatter vnd Mutter, Kinder vnd Gefreunden. Gottsforcht, warer Gottsdienst. Vgl. auch Micrälius, Vorrede zum ersten Buche Vom alten Pommerlande: *meine pietet gegen vnser algemeines Vaterland*; Philander 6, 65 (Frankfurt 1646, Itinerarium): *so vnerhörte kindliche pietet vnd Trewe.* Einer Dichterstelle für das Fremdwort bedurfte es eigentlich nicht; die einzige gegebene, aus Heinrich Heines letzten Gedichten, ist höchst unglücklich gewählt. Sie lautet:

Der Deutsche wird die Majestät
Behandeln stets mit Pietät.[1]

Für denjenigen nämlich, welcher, unbekannt mit Heine, sie ernst nimmt, klingt sie ziemlich nichtssagend: wer aber Heine kennt, weiß, daß wenige Zeilen darauf diese Pietät darauf hinausläuft, einst den deutschen Monarchen in sechsspänniger Hofcarosse auf den Richtplatz zu kutschieren und *'unterthänigst zu guillotinieren'*. Das ist nicht mehr gemüthliches Scherzen, wie wir es vorhin beim Piepvogel sahen: das ist herzlos grinsende Frechheit, über welche Lexer sicher genau so denkt wie ich. Ihm also mache ich wegen dieser Stelle keinen Vorwurf; es ist ja unmöglich, bei der für jedes Heft des Wb. sich ergebenden Arbeit mit vielen tausend Belegen jeden derselben nach seinem Zusammenhange zu kennen und darnach über Aufnahme oder Übergehung stets mit unanfechtbarem Urtheil zu entscheiden. Eher nehme ich Anstoß daran, daß die seit Jahrzehnten so häufig gebrauchten und fast zu Modewörtern gewordenen Ausdrücke pietätlos, Pietätlosigkeit, pietät(s)voll übergangen sind. Von Zusammensetzungen vermisse ich vorzugsweise Pietätspflicht und Pietätsrücksicht; vgl. G. Baur, Grundzüge der Erziehungslehre[4] XIX (Vorrede): *ich empfinde eine gewisse Pietätspflicht gegen die ursprünglichen Grundzüge einer Jugendschrift*; G. Curtius, Rede auf Friedrich VII. von Dänemark (1861) bei P. Cauer, Deutsches Lesebuch für Prima 376: *Man ist es gewohnt geworden, die Pflichten, welche in dem Gebote, du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, begriffen sind, als die ausschließlichen Pietätspflichten zu betrachten*; Palmer, Evang. Pädagogik[2] 651 (1855): *daß eine aufrichtige Geschichtsdarstellung aus Pietätsrücksichten oft unmöglich werde* (angeführt aus Curtmann, Lehrbuch der Pädagogik). Pietist. Aus Gervinus ist die Angabe aufgenommen, daß die Bezeichnung Pietist zuerst 1689 in Leipzig in Umlauf gekommen sei, während doch schon Weigand 2, 350 ausdrücklich unter Bezugnahme auf Ph. J. Spener den Frankfurter Ursprung des Wortes seit 1674 behauptet. Mir sind Speners Schriften nicht zur Hand, so daß ich die Wahrheit von Weigands Angabe nicht

erweisen kann; Spener aber gebraucht den Ausdruck in einem Briefe aus dem Jahre 1680, mitgetheilt bei Wackernagel, Leseb. 3, 1, 954 als einen damals schon üblichen: *Was zwar die Namen der neuen Christen, pietisten und dergleichen anlangt, ... hoffe ich nicht, daß jemand von uns oder von unseren bekanten freunden solchen jemahl von sich selbst werde gebraucht haben, ... sondern solche nahmen sind von den wiederich-gesinnten und übel-wollenden uns zum schimpff auffgebracht worden.* Man bildete im Anfange des 18. Jhdts. auch, doch wohl nur vereinzelt, das Wort Impietist, vgl. Neukirchs Sammlung 4, 200:

Die Frommen weiß ich wohl, ich kenne deines gleichen,
Wo lehr und leben stets in gleicher waage gehn,
Da wohl vor diesem ruhm der gröste teil muß weichen,
Und manch impietist beschämt zurücke stehn.

Pietistisch (belegt aus Nicolais Sebaldus Nothanker) wird bald nach Pietist entstanden sein; einen Beleg aus dem Jahre 1698 haben wir bei Leibniz, Deutsche Schriften, herausgeg. von Guhrauer 2, 80 (Brief an Jablonski): *weil man es nicht nur als einen Pietistischen Streich, sondern auch gar als eine Oppression der Evangelischen aufnehmen würde.*

(Fortsetzung und Schluß folgt.)

GROSS-STRELITZ. A. GOMBERT

Zu S. 370.

Auch v. Bahder verweist mich auf Helbers Litteraturbüchlein, sowie auf Literaturblatt 1888, Sp. 340, wo er es ausgesprochen, daß in dem Dialect Ulrichs von Liechtenstein der Zusammenfall von *iu* und *ü* nicht eingetreten.

Mittheilungen.

Professor Dr. Fr. Vogt in Kiel ist als Nachfolger Weinhold's nach Breslau berufen; Vogt's Nachfolger in Kiel wird O. Erdmann, bis jetzt in Breslau.

An die neu gegründete Universität in Freiburg i. S. sind berufen Dr. Fr. Jostes in Münster und Dr. W. Streitberg, der sich eben erst in Leipzig habilitiert.

Dr. A. Hauffen hat sich an der deutschen Universität in Prag für deutsche Sprache und Literatur habilitiert.

ZUR RUNENLEHRE.

Das neueste Werk über Runen ist dasjenige von Ludv. F. A. Wimmer, dänische Runeskriftens oprindelse etc., 1874, und deutsch: Die Runenschrift etc., übersetzt von Dr. F. Holthausen, Berlin 1887. Die Runenschrift ist hier genau und ausführlich behandelt. Ursprung und Entwickelung des Runenalphabets wird überzeugend dargelegt und an der Hand vieler Abbildungen die Erklärung und chronologische Bestimmung der Runenschrift-Denkmäler gegeben. Aber mit dem Titel: „Die Runenschrift" ist diesem Werke auch die Grenze gesteckt.

Über ein anderes Gebiet der Runenlehre hat schon W. Grimm, „Über deutsche Runen", Anhang II, S. 296—320 unter der Überschrift „Weissagung aus Baumzweigen" wichtige Winke gegeben; besonders aber gebührt Liliencron und Müllenhoff das Verdienst, hier tiefer eingedrungen zu sein und die mystische Bedeutung der Runen in den Vordergrund gestellt zu haben in den zwei Abhandlungen zur Runenlehre im XVI. Berichte der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft etc. 1852.

Jedoch auch von ihnen ist nur die Hälfte eines Feldes bebaut; neben den mystischen Zeichen nehmen die persönlichen einen bedeutenden Rang und Raum ein. Über diese ist bis jetzt wohl das Beste die Abhandlung von Dr. A. L. J. Michelsen, Die Hausmarke. Jena 1853.

Alle drei Gebiete, Runenschrift, mystische Zeichen und Hausmarken unserer Vorfahren von einem einheitlichen Gesichtspunkte aufzufassen und gegenseitige Beziehungen derselben aufzudecken, ist der Zweck der folgenden Arbeit.

So einleuchtend auch Wimmer das Runenalphabet aus dem lateinischen hergeleitet hat, so läßt er die selbständigen Eigenthümlichkeiten desselben, auf die er S. 140—143 kurz eingeht, doch so ziemlich auf der Seite liegen. Es sind 1. die abweichende Gestalt mancher Zeichen, 2. ihre die bloße Lautbezeichnung überragende Function, 3. die abweichende Ordnung des Futhorks, 4. die deutschen Namen der Buchstaben. Diese Eigenthümlichkeiten treten schon in den älteren Runendenkmälern zu Tage und haben sich im Ganzen so einheitlich,

im Einzelnen so organisch-mannigfaltig bei den verschiedenen deutschen Völkern entwickelt, daß nach dieser Seite hin die Annahme einer willkürlichen Umgestaltung des lateinischen Alphabets von Seiten eines Erfinders der Runenschrift verfehlt ist. Denn weder im lateinischen Alphabet, noch in der deutschen Sprache, noch in der geringen Anwendung der Runenschrift zu kurzen und litterarisch unbedeutenden Inschriften läßt sich ein zwingender oder auch nur hinreichender Grund für eine so durchgreifende, planmäßige Umgestaltung des entlehnten Alphabets nachweisen. Der zureichende Grund muß deshalb in einer bestimmten Richtung gesucht werden. Diesen Weg haben Liliencron und Müllenhoff eingeschlagen. Ersterer sagt in der obengenannten Abhandlung S. 17: „Alle Runenschriftsteller seit dem Mittelalter sind darüber einig, daß es eine eigene Classe der Runen gab, welche zum Schreiben, d. h. zum buchstabierenden Zusammensetzen der Worte aus ihren Lautbestandtheilen gebraucht werden. Man pflegt sie Malrunen zu nennen. — Wenn sie also zum Schreiben dienten, so ward mithin mit anderen Runen, welchen sie entgegengesetzt sind, nicht geschrieben. Diese Folgerung ist so bescheiden, daß Niemand widersprechen wird; und dennoch ist sie nirgends gehörig festgehalten. Jene eine Art bildet ein Runenalphabet in unserem heutigen Sinn, die andere eine Reihe von — sagen wir getrost mystischen Zeichen.“ Es wird auch zugegeben werden, daß der Gebrauch mystischer Zeichen nicht vom lateinischen Alphabet abzuleiten ist, und doch hat die Rune diesen Sinn in erster Linie. Müllenhoff sagt: „das Etymon des Wortes hat Grimm (Myth. 1174) zuerst aus dem altnord. *raun*, *experimentum*, *reyna*, *temptare* richtig erkannt“; das ist aber zu berichtigen, denn Grimm vermuthet an jener Stelle als ursprüngliche Bedeutung „das leise, feierlich Gesprochene, hernach erst Geheimniß“ und sagt: „im ahd. Verbum *rûnên*, *susurrare*, *rûnazan*, *murmurare*, mhd. *rûnen*, nhd. *raunen*, ags. *rûnian* dauert die Urbedeutung des geheimen Flüsterns, ahd. *ôrrûno* ist ein Vertrauter, der ins Ohr raunt.“ Bei Ulfilas hat *rûna* die Bedeutung von *μυστήριον*; sonst im Deutschen, Angelsächsischen und Nordischen die eines geheimnißvollbedeutsamen Zeichens. Die lateinischen *litterae* erhielten also, indem sie zu Runen wurden, eine Bereicherung ihrer Bedeutsamkeit in dem Maße, als der deutsche Begriff den lateinischen übertrifft. Das Bedürfniß mystischer Zeichen kann nicht erst mit der Übernahme des lateinischen Alphabets erwacht sein, ebensowenig als das Wort Rune erst bei diesem Anlass entstanden sein kann; also ist anzunehmen, daß die Deutschen schon vorher sowohl mystische Zeichen, als das

Wort Rune hatten, und daß sie mit diesem jene bezeichneten. Liliencron wirft die von ihm bejahte Frage auf: „ob es wirklich eine Zeit gab, wo bei den germanisch-nordischen Stämmen die mystischen Runenzeichen im allgemeinen Gebrauche waren, ohne daß man mit ihnen den Gedanken eines eigentlichen Alphabetes und den des Schreibens verband?“ Diese Frage ist folgerichtig, nur bleibt sie auf halbem Wege stehen; denn Liliencron und Müllenhoff haben trotz der Unterscheidung von Malrunen und mystischen Runen doch diejenigen Runen im Auge, welche in den überlieferten Runenalphabeten vorliegen. Es muß noch eine weitergreifende Unterscheidung gemacht und der Schluß gewagt werden, daß zwischen Rune und Alphabet einmal zu trennen und analphabetische Runen anzunehmen seien. Wimmer sagt S. 141: „Damit diese Verschiedenheiten zwischen dem Runenalphabet und dem lateinischen Alphabet hinsichtlich der Reihenfolge und Benennung der Buchstaben in irgend welcher Beziehung das Ergebniß unserer Untersuchungen erschüttern könnten, müßte man auf jeden Fall ein anderes, älteres Alphabet nachweisen, welches besser als das lateinische den Grund dieser Abweichungen zu erklären vermöchte; aber ein solches Alphabet findet sich nicht.“ Hier ist nur die Forderung verfehlt, ein älteres Alphabet nachzuweisen, denn ein solches findet sich freilich nicht, sondern analphabetische Zeichen; darum erschüttert aber auch unser Ergebniß nicht im Geringsten dasjenige Wimmers, sondern ergänzt es. Waren analphabetische Runen vor der Bekanntschaft mit dem Alphabet vorhanden, so ist erklärlich, wie aus dem bekannt gewordenen Alphabet ein Runenalphabet entstand, indem es dem alten Systeme angepaßt wurde und dasselbe mit dem neuen Principe der Lautbezeichnung bereicherte; umgekehrt ist damit auch die Umgestaltung des übernommenen Alphabets natürlich und hinreichend begründet.

Es erhebt sich nun die Frage, wie man sich die mystischen Zeichen vor Einführung des Alphabets zu denken habe. Zur Veranschaulichung derselben dienen eben die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale des Futhork vom lateinischen Alphabete. 1. Es waren Zeichen mit einem senkrechten Hauptstrich, welchem schräge Seitenstriche angefügt wurden; 2. sie bezeichneten nicht Laute, sondern Sachen; 3. zu besonderen Zwecken bildete eine bestimmte Anzahl solcher Zeichen eine dreitheilige Gruppe; 4. jedes Zeichen trug den Namen der Sache, die es bezeichnete, wodurch es belebt wurde. Mystische Zeichen sind demnach solche, deren Name mystische Bedeutung hatte.

Das Ganze wird klarer bei Betrachtung der Losung, zu welcher solche Zeichen verwendet wurden. Die Belege hat Müllenhoff zusammengestellt; wir brauchen nur die zwei hauptsächlichsten.

Tacitus Germania X: Sortium consuetudo simplex. Virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant, eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt. Mox, si publice consuletur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse pater familias precatus deos coelumque suspiciens ter singulos tollit, sublatos secundum impressam ante notam interpretatur.

Hrabanus Maurus de inventione linguarum (zum Runenalphabete): Cum quibus [litteris Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus] carmina sua incantationesque ac divinationes significare procurant, qui adhuc paganis ritibus involvuntur.

Sortes und *divinatio* mit Runen ist dasselbe. Wimmer bestreitet, Müllenhoff behauptet, daß die *notae* des Tacitus Runen waren. Die Frage ist eigentlich nur die, ob die Germanen zur Zeit des Tacitus schon das Alphabet hatten oder nicht. Runen waren die *notae* jedenfalls, nur ist nicht sicher, ob es alphabetische oder analphabetische waren. Nimmt man mit Wimmer an, daß das Alphabet am Ende des zweiten oder zu Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. eingeführt worden ist, so erhellt aus obigen Belegen, daß zur Zeit des Tacitus die analphabetischen Runen zu dem gleichen Zwecke, wie zur Zeit des Hrabanus die alphabetischen gebraucht wurden. Die Hauptsache ist die Beschreibung der surculi notis quibusdam discreti, d. h. der Runstäbe. Wort und Begriff des Runstabes war den deutschen Stämmen gemein; er heißt altn. *rúnastafr*, ags. *rûnstæf*, ahd. *rûnstab*. Wenn W. Grimm S. 72 sagt: „*stab* wird nur aus dem Wesen und der Entstehung des Schriftzeichens selbst zu erklären sein", so ist die Stelle des Tacitus hiefür höchst willkommen. Man scheute sich bis jetzt, dieselbe auf Runen auszulegen, weil man das Wort Rune nur von den bekannten alphabetischen Runen gebrauchte; nunmehr aber ladet uns Tacitus förmlich ein, aus seiner Stelle weitere Ergebnisse zu schöpfen. Die Runstäbe oder surculi notis quibusdam discreti sind zum Auswerfen (spargere) bestimmt. W. Grimm sagt zur Stelle des Tacitus S. 296: „Es scheint, daß jedem Zweige vorher ein Zeichen eingedrückt wurde, die einzelnen aber nach der durch das Ausstreuen zufällig entstandenen Lage herausgewählt und die darauf befindlichen Zeichen von dem Priester als zusammenhängend betrachtet und erklärt wurden." Er mischt hier eine Vorstellung ein, gegen welche der Wortlaut der Stelle (singulos und notam sing.) spricht. Aber

doch ist anzunehmen, daß durch das Hinwerfen die Lage des einzelnen Runstabes irgendwie entschieden werden sollte, worüber Grimm S. 298 treffend sagt: „Es liegt die Idee zu Grunde, daß in der lebendigen und zitternden Bewegung des niederfallenden Zweiges, weil sie frei von aller menschlichen Einwirkung ist, der göttliche Wille thätig sein und sich offenbaren müsse." Soll nun der einzelne Zweig durch das Auswerfen eine entscheidende Lage bekommen können, so muß er auch die in diesem Falle einzig vorhandene Bedingung dazu an sich haben, er muß durch die Mitte gespalten sein: dann fällt er entweder auf den Rücken oder auf die Spaltseite. Die Spaltung gibt zugleich auch die Möglichkeit, ein Runenzeichen durch bloße *notae*, got. *vrits*, nord. *kinnestrik* herzustellen, indem der zu Tage tretende Markstrich des Zweiges von selbst den senkrechten Hauptstrich des Zeichens bildet. Und wie genau drückt sich Tacitus aus! Was eingekerbt wurde, waren bloße *notae*; nur der Kundige erfaßte im verbindenden Markstriche die Einheit des Zeichens. Durch den Markstrich ist nunmehr auch das Princip des senkrechten Hauptstriches der Runenzeichen, wodurch sie sich vom lateinischen Alphabet unterscheiden, erklärt und begründet. Diejenigen Zeichen, welche ihn aufweisen, reihen sich der Form nach den analphabetischen Runstäben gleichartig an; ja es ist anzunehmen, daß die einfachsten alphabetischen Runen nach ihrer Form schon vor dem Alphabete da waren und man ihnen nur den Lautwerth des entsprechenden Alphabetzeichens zu geben brauchte. Theilweise haben sich aber auch Alphabetrunen ohne den Markstrich und zwar oft neben der Form mit Markstrich erhalten: ᚨ und ᚹ, ᚷ ᛇ, ᚲ ᚳ, ᚺ ᛋ, ᛜ ᛞ, ᚾ ᛇ, ᛗ ᛘ (nord.), ᛟ ᛈ. Der Übergang der Formen ᚼ ᚾ ᛘ in ᛋ ᛌ und nord. ᛘ erklärt sich in ihrer Darstellung auf dem Stabe von selbst: , je nachdem die beiden Kantenlinien oder der Markstrich zum Zeichen gerechnet wurden. Zufällig oder absichtlich konnte bei der Spaltung des Zweiges der Markstrich auch verdeckt bleiben oder ganz abgetrennt werden. Für die Malrunen war jedoch die Darstellung der Stabform nicht immer nöthig und oft eine Unterscheidung der stablosen Rune für die Lautbezeichnung zweckmäßig, z. B. ᚨ und ᚹ. Wer sich für Formen wie ᚿ ᚫ ᛋ ᛗ ᛘ ᛝ ᚼ mit Stäben ohne Markstrich nicht beruhigen will, dem ist zu erwiedern, daß wir die Runen nur in Form von Malrunen kennen und eben keine alten Runstäbe mehr haben, und daß für Zeichen ohne Stabform einst doch eine solche von besonderer Art vorhanden sein konnte; nur wäre es müßig, sie ohne hinlängliche Anhaltspunkte zu reconstruieren.

Die zweite Eigenthümlichkeit des Runenalphabets, daß der Runstab nicht bloße Laute, sondern Begriffe bezeichnete, geht schon aus Tacitus' Worten hervor: sublatos secundum impressam ante notam interpretatur. Ein der Auslegung fähiges Zeichen ist mehr als bloßes Lautzeichen. Darauf weist auch die Stelle in Skirnismál 36: *Thurs ríst ek thér ok thriá stafi, ergi ok oeði ok ópola.* Zugleich erhellt hieraus ein weiterer Umstand: es gibt Glücksrunen und Unglücksrunen. Auch bei der Losung handelt es sich darum, den glücklichen oder unglücklichen Ausgang einer Sache, dazu auch das beste Mittel und die Bedingungen zur Ausführung zu erforschen. Hiefür ist eine Nachricht Cäsars lehrreich: de bello Gallico I, 50: Quum ex captivis quaereret Caesar, quamobrem Ariovistus proelio non decertaret, hanc reperiebat causam: quod apud Germanos ea consuetudo esset, ut matres familias eorum sortibus et vaticinationibus declararent, utrum proelium committi ex usu esset, necne. Eas ita dicere: non esse fas, Germanos superare, si ante novam lunam proelio contendissent. Die Hausmütter erforschten also nicht bloß, ob das Gefecht günstig oder ungünstig, sondern auch, unter welcher Bedingung es günstig oder ungünstig ausschlagen werde. So mußten auch die zur Losung verwendeten Runstäbe solche Auskunft geben können. Zur Erforschung von Glück oder Unglück brauchte man nur zwei; zur Erforschung der Bedingung aber mehrere. Besonders zu diesem Zwecke mußten Stäbe von ganz bestimmter sachlicher Bedeutung benützt werden.

Die dritte Eigenthümlichkeit des Runenalphabets, die besondere Anordnung des Futhorks, bietet der Erklärung viele Schwierigkeit. An die Dreitheilung desselben erinnert: ter singulos tollit bei Tacitus; und da es sich um Erforschung des Schicksals handelt, so dürfen auch die drei Schicksalsgöttinnen verglichen werden. Auch Wimmer bezieht S. 142 die Reihenfolge in drei Abtheilungen auf einen magischen Gebrauch der Runen, fügt aber hinzu: „Weiter als zu dieser ganz allgemeinen Einsicht können wir, glaube ich, nicht gelangen." Bei der Eintheilung sind die ersten Runen der drei Reihen von besonderer Wichtigkeit, denn nach ihnen wurden im Norden und entsprechend sicher einst auch bei uns die Reihen benannt: *Freys aett, Hagals aett, Týs aett. Freyr* oder *Fé* ist eine Glücksrune; *Hagal* wohl eine Unglücksrune; über *Týr* spricht Grimm, Myth. S. 166: *T* = *Týr* scheint ein höchst feierliches Zeichen, der Name dieses Gottes besonders heilig gewesen zu sein; beim Einritzen der Siegrunen auf das Schwert sollte *Týr* zweimal genannt werden — und in dem ags. Gedicht über die Runen steht ausdrücklich: *tîr bið tâcna sum* (*tîr* ist ein gewisses

Zeichen). Verschiedentlich reden die Dichter von *tîre tâcnian* und *tîres tô tâcne*; man darf es auslegen: *gloria, decore insignire, in gloriae signum* und doch an das heidnische Zeichen des Gottes denken, etwa wie es auch bei feierlichem Besegnen der Becher vorkam.“ Der Gedanke in den ersten Zeichen der drei Reihen des Futhorks scheint zu sein: Glück — Unglück — Sieg, wonach sowohl die Glücks- als die Unglücksrune unter der Herrschaft der höchsten Rune, der Siegrune des Gottes *Tŷr* oder *Ziu* stünden. Damit stünde das Futhork im Gegensatz zur Weise der Nornen, von denen Grimm S. 338 sagt: „Das scheint gerade charakteristisch in Nornen- und Feensagen, daß, was vorausgehende Begabungen Günstiges verheißen, durch eine nachfolgende zum Theil wieder vereitelt wird.“ Umgekehrt scheint mir im Futhork alles Unglück überwunden werden zu sollen. Damit glaube ich die Untersuchung der Ursache der Futhorkordnung auf eine zur Lösung führende Bahn zu leiten, besonders wenn ich frage, wozu sich das Futhork auf den ältesten Denkmälern wie dem Brakteaten von Vadstena, der Spange von Charnay und dem Themsemesser befinde? Einen bestimmten Zweck muß es doch gehabt haben, und ich finde ihn in dem persönlichen Schutze des Trägers solcher Stücke. Dann ist weiter zu schließen, daß die Glücksrunen im Futhork so geordnet sein werden, um alle Unglücksrunen zu binden, damit der Träger schon zum Voraus vor allen schlimmen Zufällen gesichert sei.

Über die vierte Eigenthümlichkeit, die Namen der Runen, geben die vorhandenen Runenlieder nähere Auskunft, ein altnorwegisches und isländisches, Wimmer, S. 275—288, und ein angelsächsisches, W. Grimm, S. 217 ff., wo auch das norwegische zu finden ist. Wimmer faßt diese Lieder als bloße Runenreimerei auf; ich glaube, daß darin die *interpretatio* der Stäbe bei den *incantationes* und *divinationes* oder *sortes* angegeben ist. Im Futhork geben die Namen der Runen im Anfangsbuchstaben zugleich den Lautwerth ihres Zeichens an. Das ist Einfluß des Alphabets; denkt man sich diese Rücksicht auf den Anlaut oder Buchstabenwerth weg, so dürfen noch mehrere Namen für die einzelnen Zeichen angenommen werden. Das geht auch deutlich aus den Runennamen des isländischen Runenliedes hervor, welche Wimmer S. 287 f. zusammenstellt. Diese Namen stehen unter dem Gesetze der Synonymität: *Aurum gull, gull er fé, fé er rinastafr* u. s. w. Hier ist leicht erkennbar, daß die Bedeutung des Namens in erster Linie, der Anlaut erst in zweiter maßgebend war.

Ein weiterer Gesichtspunkt ist der: die Runennamen gelten nur mittelbar dem Zeichen, denn sie besagen zunächst, welchem Gegen-

stande das Zeichen zukommt, und wurden so erst auch Namen des Zeichens: *fé er rúnastafr*. Dies muß beachtet werden, um die Stelle von den *hugrúnar* in *Sigrdrífumál* 13—19 zu verstehen, die Wolzogen richtig als die Bezeichnungen aller Dinge erklärt. Es ist der Gedanke, wie alle Dinge einen Namen haben, so haben sie auch ihre Rune, an der sie, in ihrer Gesammtheit freilich nur von Wenigen, wie Odhin und Mimr, erkannt werden. Das war wohl auch das Ursprünglichste, daß den Dingen oder Personen ihr bestimmtes Zeichen ganz so zukam, wie ihr bestimmter Name.

Hiemit kommen wir auf das Gebiet der Hausmarken. Michelsen sagt in seiner grundlegenden Abhandlung S. 11 f.: „Beschaut man diese Zeichen (die Hausmarken) als solche genauer, so drängt sich sofort die Wahrnehmung auf, daß es ursprünglich sehr einfache, geradlinige Figuren waren, die leicht eingeschnitten oder eingegraben werden konnten. Sie erinnern dadurch stark an die Runen, welche ja ebenfalls sehr einfach und geradlinig waren, und zwar, wie die älteren Hausmarken durchweg, mit einer senkrechten Linie, die bei der Rune der Stab ist, und mit Kennstrichen nach den Seiten hin, die in verschiedenem Winkel sich ansetzen. Deßungeachtet ginge man entschieden viel zu weit, wollte man die Hypothese wagen, sie wären aus den Runen hervorgegangen: wozu Finn Magnusen in seinem umfänglichen bekannten Runenwerke, seiner Liebhaberei für die Binderunen zu sehr nachgebend, sich gar sehr hinneigt. Allein dabei ist freilich auch nicht zu leugnen, daß in schwedischen, norwegischen, isländischen Hausmarken, älteren und neueren, manchmal wirkliche Runen uns entgegentreten. Es kann das theils ein zufälliges Zusammentreffen sein, theils aber auch Aufnahme des literalen Elementes in die Haus- und Personenzeichen, wie bei uns in Deutschland die Marke mit Buchstaben in einen Ductus sich zusammenzog oder durch diese ganz verdrängt ward, indem die monogrammatische Namenschiffer an die Stelle der ehemaligen simpeln Marke trat. Jedenfalls sind die Hausmarken ursprünglich kein Alphabet, sie gehören vielmehr originär einem analphabetischen Geschlechte an. Was das dänische und das preußische Gesetzbuch in dieser Beziehung für analphabetische Individuen vorschreiben, das galt gewissermaßen einst im grauen Alterthum für das gesammte lebende Geschlecht, welches des Schreibens ganz oder großentheils unkundig war. Jenes Gesetzbuch verordnet, die Analphabeten sollen ihre Verschreibungen durch ihr Siegel oder nöthigenfalls durch ihre *bomaerke* (Hauszeichen) bekräftigen; ebenso sprechen noch das Landrecht und die allgemeine Gerichtsordnung Preußens in Rück-

sicht auf den Analphabeten von seinem gewöhnlichen Handzeichen und bestimmen, daß er mit Kreuzen oder mit seinem sonstigen gewöhnlichen Handzeichen unterschreiben solle. Solchergestalt vertritt im hohen Alterthum die Marke als Personenzeichen den Namen, sie dient als chirographum, sie vertritt Namensunterschrift und Wappen."

Man ginge natürlich zu weit, wollte man die Hypothese wagen, die Hausmarken seien aus den alphabetischen Runen hervorgegangen. Nachdem wir aber den analphabetischen Hausmarken analphabetische mystische Zeichen, d. h. Runen zur Seite stellen können, erhellt die Verwandtschaft beider ziemlich deutlich. Der Unterschied war nur der, daß die mystischen Zeichen für Götter, Elemente und Natur, die persönlichen aber für die Leute und ihr Eigenthum festgesetzt waren. Die Hausmarke scheint mir die ältere Schwester der analphabetischen Runen zu sein, und diese vielleicht aus den Zeichen für die den Göttern geweihten Gegenstände zu Zeichen der Götter und göttlichen Wesen geworden, an welche sich dann nach und nach eine größere Anzahl religiös-bedeutsamer Zeichen anschließen konnte. Die spätere alphabetische Rune bereicherte wieder die Zahl der mystischen und persönlichen Zeichen. Die Hausmarke steht mit der Rune in übereinstimmender Beziehung zum Stabe. Beim Verkaufe von Haus und Hofgut wurde zum Zeichen der Übergabe u. A. die *festuca notata* sammt Messer eingehändigt, welche ein mit der Hausmarke bezeichnetes Stäbchen ist. Michelsen S. 16 ff. Auch zur Losung dient die Hausmarke, worüber eine Stelle aus dem Gesetze der Friesen, Michelsen, S. 14 f., W. Grimm, S. 301 f., aufklärt: tali de virga praecisi, quos tenos vocant, müssen von den Männern, aber welche gelost wird, mit ihrer Hausmarke versehen werden: unusquisque illorum septem faciat suam sortem, id est tenum de virga, et signet signo suo, ut eum tam ille quam caeteri, qui circum-tant, cognoscere possint. Der *talus* weist noch entschiedener als der *surculus* des Tacitus auf den gespaltenen Zweig hin. Nun erklärt sich auch das Wort „Marke" dadurch[1], daß der Markstrich einen wesentlichen Bestandtheil der Marke bildete, welchen Charakter die vorhandenen Hausmarken wirklich erweisen. Eine spätere Abzweigung von den Hausmarken sind die Steinmetzzeichen, vgl. die Arbeit von Klemm im V. und dessen Bemerkungen zu meinem Aufsatz im VIII. Jahrg. d. württemb. Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte.

Schließlich ist noch ein Bauernkalender vom Jahre 1398 im

[1] Unrichtig; die Wörter hätten ursprünglich verschiedenen Stammauslaut. O. B.

germanischen Museum zu Nürnberg mit eigenthümlichen Zahlzeichen zu erwähnen. Ein Theil desselben war in der vierten Auflage von Königs Litteraturgeschichte S. 5 abgebildet. Die „runenartigen" Zeichen sind römische Zahlen, an senkrechte Striche gefügt, indem X durch †, V durch ᚠ, I durch ᚨ bezeichnet ist, z. B. XVII = ᚧ, XIX = ᚨ. Ohne Zweifel beruht diese Art der Zahlen auf alter Überlieferung und bildet ein willkommenes Seitenstück zu der Art, wie das lateinische Alphabet zu Runstäben umgestaltet wurde. Denn auch hier wird der Ursprung solcher Formen durch einen Stab mit Markstrich, das alte Kerbholz, am einfachsten erklärt, besonders da in der ältesten Zeit solche Stäbe wirklich zu Kalendern benützt wurden.

Der Ausdruck „Stab" wurde für die Runen, „Marke" für die Haus- und Personalzeichen, „Zein" (got. *tains*, altn. *teinn*, ags. *tân*, ahd. *zein*, plattd. *teen*) für die Loszweige, „Kerbe" für die Zahlstäbe gebraucht; allen aber liegt der Abschnitt einer Rute zu Grunde.

F. LOSCH.

DIE VORFAHREN DES JORDANES.

Die Stelle, an welcher Jordanes von seiner Abstammung nähere Kunde gibt, lautet nach der Ausgabe von Mommsen Mon. Germ. hist.; Auctor. V, p. 126:

Scyri vero et Sadagarii et certi Alanorum cum duce suo nomine Candac Scythiam minorem inferioremque Moesiam acceperunt. cuius Candacis Alanoviiamuthis patris mei genitor Paria, id est meus avus, notarius, quousque Candac ipse viveret, fuit, eiusque germanae filio Gunthicis (Gunthigis), qui et Baza dicebatur, mag. mil., filio Andages (Andagis) fili Andele de prosapia Amalorum descendente, ego item quamvis agramatus Jordannis ante conversionem meam notarius fui.

Der Name des Vaters, im Texte als Genitiv, wäre also Alanoviiamuth, woran Mommsen, Vorrede VI und Index p. 146, festhält, indem er glaubt, Paria habe seinem Sohne etwa zu Ehren des alanischen Fürsten, dem er diente, einen Namen beigelegt „cum Alanorum vocabulo nescio quomodo compositum". Müllenhoff aber, welcher wohl sah, daß Alanoviiamuth ganz unmöglich ein gotischer Name sein könne, hat an der bezogenen Stelle des Index zur Mommsenschen Ausgabe denselben in zwei Genitive, Alanovii und Amuthis, zerlegt, von denen der erste auf Candac bezogen, während der zweite als der Name des Vaters erklärt wird. Alanovius mit Verwendung

des slavischen Suffixes *ovu*, welches als *ava* ins Rumänische übernommen wurde und hier wie dort Adjective bildet, wäre demnach „der aus alanischem Geschlecht Entsprossene" und Amuth erinnert Müllenhoff an *gahamôths ἐνδυόμενος*, wogegen Mommsen einwendet, daß eine Ableitung Alanovius selbst in irgend einem verdorbenen Volkslatein unmöglich sei.

Die Frage nun nach dem wahren Namen des Vaters findet ihre gedeihliche Lösung weder mit Mommsen noch mit Müllenhoff, denn es ist zu trennen alano uiiamuthis, und Uiiamuth, d. i. got. Veihamôths, hat der Sohn des Paria geheißen.

Der erste Theil dieses Namens, in welchem das lange *i* mit seltener Treue durch *ii* gegeben ist, während das schwache gotische *h* ausfiel, gehört ohne Zweifel zu got. *veihan* stv. kämpfen, genauer zu einem Nomen entsprechend dem germ. *viha* n. Kampf, Streit bei Fick[3] III, 303, ein Element, welches in ahd. und ags. Namen so bekannt ist, daß ich keine Beispiele vorzuführen brauche; der zweite Theil aber, bei Jordanes selbst in den gotischen Namen Beremud, Evermud, Thorismud wiederkehrend, ist augenscheinlich nichts Anderes als ein dem ahd. *-môt* (Graff II, 687 ff.), as. *-môd* in *gêlmôd* übermüthig u. a. entsprechendes Adj. *môths* gemuthet, erregt, von Leidenschaft bewegt, und Veihamôths, dem bei Goldast Alaman. Antiqu. II, 151 eine weibliche Uuihmuot gegenübersteht, bedeutet mithin „der Kampfmuthige".

An der Lesung uiiamuthis ist nicht zu zweifeln. Vier der von Mommsen benützten Handschriften gewähren sie, darunter die drei ältesten, nur ein *i* unterdrücken die drei Handschriften der dritten Gruppe nach Mommsens Eintheilung, Vorrede LXXII, und bieten uiamuthis gleich der ersten Niederschrift des Codex Palatinus, welche aber vom Schreiber selbst noch in uiiamuthis corrigiert wurde, die beiden *ii* in *u* verlesen haben der Cod. Breslaviensis uuamuthis und der Atrebatensis mit einer weiteren Verderbung uuamocthis.

Das vorausgehende alano ist einstimmig dargeboten, nur der Breslauer Codex hat alani, und es ist klar, daß der Schreiber des letzteren mit seiner Form entweder einen selbstverschuldeten Fehler oder eine Correctur auf eigene Rechnung überliefert, denn der Codex Ottobonianus, welcher nach Mommsen von derselben Vorlage abgeleitet ist wie der Breslauer, besitzt alano.

Um dieses alano zu erklären, muß ich mich auf das beziehen, was Mommsen, Vorrede XLV über die Jordanes-Hss. mittheilt.

Sämmtliche Handschriften, sowohl diejenigen, welche das Mittelalter kannte, als auch die uns heute vorliegen, gehen auf einen

Archetypus zurück, welcher bereits Fehler enthält, die von ihm in alle Abschriften übergingen und nachweislich allen gemeinsam sind.

Diese Lesefehler sind zum Theil aus den Verwechslungsmöglichkeiten der Uncialis, zum Theil aus denen der schottischen (irischen) Schrift zu erklären. Der Archetypus war in der scriptura continua angelegt und enthielt einige, wenn auch nicht gerade zahlreiche Abkürzungen, welche sich im Heidelberger Codex und den übrigen besseren Handschriften wiederfinden.

Eine derartige Abkürzung muß alano sein.

Berücksichtigen wir nun, daß bei der Uncialis die Buchstaben D und O verwechselt werden können, weßhalb schon Dietrich, Aussprache des Gotischen den Anführer Thuruaro bei Jordanes als Thuruard erklären wollte, so dürfen wir statt ALANOUIIAMUTHIS ein ursprüngliches ALAN̄. D̄. UIIAMUTHIS herstellen, d. i. aufgelöst Alanorum ducis, eine Apposition, welche zum vorausgehenden Genitiv Candacis gehört und wohl nur deshalb gekürzt alan̄. d̄. geschrieben wurde, weil die Bezeichnung des Candac als alanischen Herzogs schon in dem unmittelbar vorausgehenden Alanorum cum duce suo ausgedrückt ist.

Daß noch in demselben Satze die Kürzung māg. *mil.* für magistro militum folgt, darf für diese Annahme als eine erwünschte Befestigung in Anspruch genommen werden.

Ist nun der Name des Vaters gotisch und entfällt nach meiner verbesserten Lesung jedweder Grund, wie noch Mommsen, Vorrede VI, VII geneigt ist, aus dem Wortungethüme Alanoviiamuthis auf eine alanische Abstammung des Jordanes zu schließen, entgegen seiner bestimmten eigenen Aussage, mit welcher er sich bekanntlich am Ende der Getica zur gotischen Herkunft bekennt, so werden wir uns angeregt finden, auch den Namen des Großvaters für das Gotische gewinnen zu suchen.

Der Name des Großvaters lautet in den Handschriften der ersten Ordnung nach Mommsens erwähnter Gruppierung paria und so auch bei denen der zweiten, welche nur eine falsche Zusammenziehung parialdemeus für paria id ē. meus gewähren, bei den drei Handschriften der dritten Ordnung ist er in patria entstellt.

Soll nun paria ein gotischer Name sein, so muß abermals ein Fehler im gemeinsamen Archetypus angenommen werden, denn paria läßt sich im germanischen Namenschatze kaum unterbringen.

Ich bin der Ansicht, daß der Name in faria herzustellen sei und verlege auch hier den Ursprung des Fehlers in das Gebiet der Uncialis, wo F und P verwechselt werden können. Möglich wäre frei-

lich auch, daß der Name ursprünglich pharia geschrieben war und nur sein *h* verloren hat, aber Jordanes schreibt Romana p. 48 den herulischen Feldherrn Fara mit *f*, nicht mit *ph*, und somit darf auch der Name des Großvaters mit *f* in Uncialis FARIA erwartet werden.

Faria ist aber offenbar ein swm. nom. agentis zu got. *farjan*, ahd. *ferren*, *ubarferran* transfretare und entspricht genau dem ahd. *ferjo*, swm. *nauta* der *ferge*. Viiamuth ist ein voller germanischer Name, Farja aber nur ein Beiname, den der Großvater neben einem anderen unbekannten Eigennamen geführt haben muß, sowie der Gote aus dem amalischen Stamme, bei welchem Jordanes als Notar bedienstet gewesen, zwei Namen führt: Gunthigis qui et Baza, von denen der componierte der eigentliche ist.

Sehr wahrscheinlich ist es, daß auch Jordanes vor seiner conversio einen nationalen Namen geführt hat, den wir nicht kennen, wie z. B. die geistlichen Minnulus und Danihel der gotischen Kirche Anastasia zu Ravenna in der bekannten Neapler Urkunde auch die nationalen Namen Uuillienant und Igila führen und mit diesen Namen die Urkunde fertigen. Für diesen nationalen Namen einen Anhalt in der Form Jornandis zu suchen, welche an unserer Stelle die Handschriften der zweiten Gruppe darbieten, wäre verfehlt, denn wenn schon *-nandis* an das got. *-nanths* erinnert, so ist doch *jor-* nicht erklärbar, am allerwenigsten gewiß aus „Eber", wie Grimm gewollt hat. In welcher Form dieses Wort erscheinen müßte, wenn es als erster Theil vorläge, das zeigen ja aufs deutlichste die gotischen Namen Evermud und Euervulfus bei Jordanes selbst.

So merkwürdig auch der Irrthum sei, es kann jornandis schließlich doch nichts Anderes sein als eine Buchstabenversetzung aus jordannis, bei welcher die Zahl der Lettern die gleiche blieb und nur das *d* und das zweite *n* ihre Plätze vertauscht haben. Ich möchte dem noch hinzufügen, daß ich das quamvis agrammatus der ausgehobenen Stelle nicht mit Mommsen, Vorrede VI als den Ausdruck einer in Anbetracht seines mangelhaften Lateins hinlänglich gerechtfertigten Bescheidenheit des Jordanes betrachte, denn ich beziehe das quamvis agrammatus nicht auf die Zeit, da er seine Romana und Getica schrieb, sondern auf jene, da er Notarius war und, so wie ich den Passus verstehe, will Jordanes mit demselben nichts Anderes sagen, als, daß er vor seiner conversio, welche ihm erst eine höhere Bildung vermittelte, trotz seiner damaligen geringen Kenntnisse das Amt eines Notarius bei Gunthigis versah.

SALZBURG, 18. Jänner 1889. THEODOR v. GRIENBERGER.

ÊRILIVA.

Dem Urtheile Müllenhoffs 'nomen esse germanicum nemo probabit', womit er im Index zur Mommsen'schen Jordanesausgabe den Namen der Mutter Theoderiks des Großen bei Seite schob, steht die bestimmte Aussage des Anonymus Valesianus c. 58 gegenüber: mater Ereriliva dicta Gothice catholica quidem erat, quae in baptismo Eusebia dicta est.

Bei Jordanes heißt die Kebse Thiudimers, welche ihm den Theoderik gebar, Erelieua, und nur die zwei Handschriften der dritten Ordnung nach Mommsens Eintheilung, der cod. Cantabrig. und Berolin. bieten dazu die Varianten herilieua und herili sua, von denen die erste bloß um ein wohl unorganisches *h* vermehrt ist, die zweite aber einer falschen Auffassung (d. i. adj. herilis + pron. suus) der schlecht gelesenen Stelle quamvis de herilieua concubina ihre Entstehung verdankt.

Besehen wir uns die Angabe des Anon. Vales., so wird uns sofort klar, daß die Verdopplung des *er* von dem vorhergehenden Worte *mater* herrührt, und daß wir mit Beseitigung dieser graphischen Wucherbildung mater Eriliva zu lesen haben, wozu auch des Paulus diac. Arileua stimmt. Wir erhalten demnach als Vocal des zweiten Theiles den Wechsel von *i* und *e* und werden dadurch in den Stand gesetzt, die Form Erelieua der Jordanes-Hss. auf ein ursprüngliches erelīua zurückzuführen, bei welchem der Tilgungspunkt übersehen und das übergeschriebene *e* in das Wort heruntergenommen wurde. So entstand bei Keinz, Indicul. Arnonis ein p. n. heraliant aus dem heralı̄nt, d. i. heralant der Hs., die ich selbst eingesehen habe.

Es ist also Ereleva mit Wechsel zu *i* Eriliva der authentische Name der Kebse Thiudimers.

Was den ersten Theil des Namens anbelangt, der doch wohl auch in Erarius rex Gothor. a. 541 bei Jordanes, Aerarius im catalog. imperatorum etc. Farfensis. Mon. Germ. Scriptor. rer. Langobard. p. 521 vorliegt, so wird eine andere Anknüpfung als germ. aira f. Ehre, Fick[3] III, 4 kaum möglich sein, und des Paulus diac. Arileua wird dem Aerarius gemäß als Aerileua aufzufassen sein.

Das *ái* ist bei Jordanes in *ā̂* verengt und das *r* wird wohl auch schon dem späteren Got. gemäß gewesen sein[1]). Wenn Förstemann,

[1]) Vgl. die Glosse *gairu* im cod. Ambros. zu 2. Cor. 12, 7 gegen *gaerum*, *Gaesates*.

Sprachstamm II, 199 für ahd. *êra* ein got. *aiza* vermuthet und diese Annahme auf den burgundischen Frauennamen Aisaberga vom Jahre 491 stützt, so brauchte man dies als zwingend zwar nicht anzuerkennen, denn Aisaberga ließe sich, wie schon Wackernagel gethan hat, ganz leicht aus *aiz*, Erz erklären. Aisaberga, die das Erz birgt, wäre ja ein trefflicher Frauenname, sei es, daß er in kriegerischer, sei es in friedlicher Weise bezogen werde, aber allerdings kann mit Hinsicht auf die Wurzel *ais* Fick[3] III, 5, zu welcher *êra* offenbar gehört, an seiner germanischen Grundform *aiza* nicht gezweifelt werden, und Ficks *aira* ist demgemäß zu berichtigen.

Der zweite Theil ist als sicheres gotisches Namenselement nachweisbar bei dem Diacon Gudilebus (dreimal), Gudiliuus (einmal) der Urkunde von Arezzo, welcher in der eigenhändigen Fertigung des lateinischen Urkundentextes sich nach Maßmanns Lesung schreibt ïk Gudilaib. dkn. sowie bei dem ustiarius der Gotenkirche S. Anastasia zu Ravenna Gudeljuus (zweimal), welcher in der bekannten Neapler Urkunde erscheint. Die gotischen Wörterbücher, so z. B. das von Heyne zu seiner Ulphilasausgabe. 5. Auflage, führen den Diakon fälschlich als Gudilub.

Dieses Gudilaib (*gudei swf. pietas?) kann aber nicht das bekannte Element *-láifs* enthalten, sondern in Ansehung der lateinischen Transscription *-lebus*, *-liuus* nur ein Element *laîbs*, und eben dieses wird auch in êreleva anzusetzen sein. Gewiß gehört auch dieses zum Verbum *leiban und darf vielleicht vivus, vigens bedeuten.

SALZBURG 1889. THEODOR v. GRIENBERGER.

DIE SPRACHBEWEGUNG IN NORWEGEN.

Germania 25 (1880) S. 1—33 hat mein hochverehrter Lehrer Konrad Maurer in seiner gewohnten gründlichen und klaren Darstellungsweise über die Sprachbewegung in Norwegen, das „Maalstræv", berichtet. Im Anschluß an diesen Artikel sollen hier einige Nachträge gegeben werden, welche diejenigen Erscheinungen hervorzuheben beabsichtigen, die im Verlaufe der letzten Jahre sich herausbildeten, und die dazu geeignet sind, das Urtheil über das Maalstræv wesentlich zu bestimmen. Ich nehme auf Maurers Ausführungen Bezug und sehe darum billigerweise davon ab, die Entstehung der Sprachbewegung nochmals zu schildern. — Norwegen gebraucht die dänische Schrift-

sprache als Verkehrssprache; seit seiner politischen Loslösung von Dänemark hat sich das Nationalgefühl lebhaft mit dem Gedanken getragen, eine eigene norwegische Schrift- und Umgangssprache zu schaffen, wodurch das Dänische völlig verdrängt werden sollte. Diese Landessprache, das Landsmaal, versuchte Ivar Aasen in Wirklichkeit festzustellen, indem er auf Grund der lebenden, reichen norwegischen Dialecte (bygdemaal) die denselben zu Grunde liegende ideale Einheit, gleichsam eine Normalsprache wiederzugewinnen suchte und in seinen Schriften zur Anwendung brachte. Obwohl Aasen ein bewundernswerthes, auf tiefgehender Kenntniß beruhendes Kunstwerk in seinem Landsmaal zu Stande brachte, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß eine solche Sprache zu künstlich und unnatürlich sein muß, um ins Leben überzugehen, in Schrift und Rede benutzt zu werden. Die Entstehung einer Schriftsprache ist äußeren Zufälligkeiten unterworfen; sie gründet sich stets auf einen bestimmten Dialect, nimmt von anderen allenfalls Einzelheiten herüber; ihre Schöpfung liegt in der Zeit selber begründet. Umstände besonderer Art wirken zusammen, daß die in ihr verfaßten Schriften tonangebend werden und die weitesten Kreise des Volkes durchdringen, das sich dadurch gewöhnt, litterarische Werke auch in einer anderen als der engen heimatlichen Sprachform zu verstehen und gegebenen Falles selber in dieser Form thätig zu werden. Zum Anderen muß der erkorene Dialect auch ein überall verständlicher sein, d. h. z. B. auf deutsche Verhältnisse übertragen, wäre bayerisch oder alemannisch ebensowenig wie niederdeutsch dazu geeignet gewesen, den Kern einer lebensfähigen Schriftsprache abzugeben, wohl aber vermochte dies ein Dialect des mittleren Deutschlands, der den beiden Enden in der Verständlichkeit entgegenkam. Ein Volksschriftsteller in des Wortes wahrer und edler Bedeutung, sei er nun Dichter oder Gelehrter, kann zum Schöpfer einer für alle anderen maßgebenden Sprache werden; ob dies aber heutzutage noch ebenso möglich wäre wie in den vergangenen Jahrhunderten, dürfte fraglich erscheinen. So lange der litterarische Verkehr ein beschränkter ist, hält es nicht schwer, das gesammte Gebiet zu beherrschen; doch bei der unermeßlichen Vielheit der litterarischen Erzeugnisse unserer Tage dürfte es schlechterdings unmöglich sein, ein ausschließliches Übergewicht zu gewinnen und zu behaupten.

Die Schule vermöchte allerdings ein Machtwort zu sprechen und eine neue Sprache einfach zwangsweise durchzuführen. Doch würden sich für eine Reihe von Jahren die unerquicklichsten Unzuträglich-

keiten ergeben, indem die geistigen Ausdrucksmittel der jungen Generation von denen der alten verschieden wären, die mittlere aber voraussichtlich der willkürlichsten Regellosigkeit anheimfiele. Man denke sich etwa, daß die Sprache unserer Reichshauptstadt plötzlich zur alleingiltigen Schriftsprache erhoben würde und die seither gebrauchte verdrängen müßte! — Aasens Landsmaal gründet sich aber auf gelehrte Abstraction: die norwegischen Dialecte, deren es, die feineren Unterschiede mit veranschlagt, über 400 gibt, haben allerdings einen gemeinsamen Grund, schließlich sogar eine gemeinsame, fest bestimmte Ursprache, aus der sie hervorwuchsen. Wollten wir aber diese Einheit wiederherstellen, so müßten wir folgerichtig geradewegs in vorhistorische Zeiten zurückgreifen; dann ließe sich eine Normalform auffinden, von welcher alle Dialecte in genau bestimmbaren Übergangsstufen sich ableiteten. Um nun diese Form für den heutigen Gebrauch zurecht zu machen, müssen die Lautverhältnisse der betreffenden Urformen in der jetzt herrschenden Umbildung angesetzt werden, wobei aber Worte entstehen können, die völlig unverständlich sind. Eigentlich müßte überall ein solches Verfahren strenge eingehalten werden, damit man mit Recht und Fug behaupten könnte, das norwegische Landsmaal vereinige alle Dialecte als die über ihnen stehende Einheit in sich. Es liegt auf der Hand, daß aber in weitaus den meisten Fällen das Verfahren in der gedachten Weise rein undenkbar ist, da die älteren Belege für viele Worte fehlen; ferner in Bezug auf Syntax und Bedeutungswandel sich unübersteigbare Schwierigkeiten erheben; mit anderen Worten: die Einheit der norwegischen Dialecte in einer norwegischen Gesammtsprache bleibt stets eine rein wissenschaftliche Abstraction, genau so wie das Urgermanische oder Urarische, deren Richtigkeit zwar nicht dem geringsten Zweifel untersteht, die aber nie in die Wirklichkeit übersetzt werden kann, zumal nie in Bezug auf die zusammenhängende Rede, weil die einfachsten Grundbedingungen hiezu fehlen. Angenommen aber, es gelänge wirklich, die norwegische Einheitssprache in allseitig befriedigender Art aus den Dialecten heraus zu gewinnen und sie von dem eben dadurch mit Nothwendigkeit bedingten alten Entwicklungsstand auf den gegenwärtigen herunter zu führen, so daß die Grammatik nirgends mehr auf Anstände stieße, so würde ein solches Landsmaal merkwürdig genug und abgesondert neben den übrigen Schriftsprachen der Erde sich ausnehmen, da es nicht auf natürliche Weise ins Leben gerufen ward. Zu der principiell anfechtbaren Grundlage des Landsmaal Aasens tritt aber der Umstand hinzu, daß die Einheit eine willkürliche

ist, d. h. trotz aller Bemühung eben doch nicht auf allen norwegischen Dialecten beruht, sondern auf dem von Söndmöre. So ist es nicht zu verwundern, wenn bei den verschiedenen Verfassern, welche selbstthätig in die Frage eingriffen, das Landsmaal Ivar Aasens, auch wenn sie von Hochachtung für dasselbe erfüllt sind und ihm zu folgen die Absicht haben, allerlei Veränderungen erleidet. Fjørtoft sprach sich dahin aus, daß die Sprachstreber sich so gut als möglich an Ivar zu halten hätten; aber er wolle kein Czar und kein Papst sein, sondern Jeder dürfe nach dem Rechten suchen. Ivar Hoyem äußerte sich in ähnlicher Weise in seiner Norsk mållære (Nidaros 1880): „Es versteht sich von selber, daß Ivar Aasens norwegische Sprachlehre und Wörterbuch bei der Ausarbeitung eines solchen Buches die Hauptquellen für mich gewesen sind: und wenn ich in einzelnen Fällen etwas abseits trete von dem Wege, den Aasen abgesteckt, so geschieht es in der Hoffnung, daß der Menge damit besser gedient wird." Aasmund Vinje schloß sich Aasen an, doch treten bei ihm die Sprachformen von Thelemarken, seiner Heimat, so stark hervor, daß das Gesammtbild seines Landsmaal eine ausgeprägte thelemärkische Färbung trägt. Aasen hatte eine Orthographie angewandt, welche auf der Etymologie der Wörter beruhte, wie in den meisten Schriftsprachen, und auf die Phonetik keine Rücksicht nahm. Dem gegenüber verlangt Fjørtoft engeren Anschluß an die wirklich gesprochenen Dialecte; alles Künstliche, Fremde, Todte, Altnordische soll aus der Schreibweise verschwinden. Obwohl Fjørtoft wie Aasen aus Söndmöre stammt, unterscheidet sich sein Landsmaal in Folge davon doch bedeutend von dem Aasens. Die Consonanten im In- und Auslaute sind vielfach weggefallen, so daß allerdings der Aussprache damit ihr Recht eingeräumt wird, aber schwerlich zu Gunsten der Deutlichkeit. Man denke sich das Dänische phonetisch geschrieben und entsprechend norwegische Lands- oder Bygdemaal, so würde es sehr schwer sein, überhaupt nur noch die Verwandtschaft der beiden Sprachen zu erkennen. Die phonetische Schreibart sollte thunlichst ausgeschlossen bleiben; denn die Schriftsprache ist einmal zum Verkehrsmittel, selbst mit dem Ausland, bestimmt. Phonetische Schreibung darf angewendet werden, wo es sich um die Darstellung eines lebenden und gesprochenen Dialectes handelt. Außerdem wird sie fast immer von der subjectiven Sprechweise des Einzelnen beeinflußt, eignet sich also wohl für diejenigen Fälle, wo er seinen Dialect niederschreibt, kann aber nicht maßgebend für Landesangehörige aus anderen Gegenden sein. An die ostländischen Dialecte macht Fjørtoft

einige Zugeständnisse, da diese natürlich der bislang auf das Westland eingeschränkten Sprachbewegung ziemlich fremd gegenübergestanden waren. Ähnlich verfuhr Steinar Schjott in einer Übersetzung der Heimskringla. Die beiden Genannten nähern sich unstreitig mehr einer wirklichen lobenskrattigen Sprache, indem sie in den Dialecten ihre Stützen suchen, aber sie entfernen sich im selben Verhältnisse vom Landsmaal, der historischen Einheit aller Bygdamaal, auf welcher die norwegische Sprache sich aufbauen soll. Arne Garborg und Ivar Mortenson verfaßten im Jahre 1885 eine „Lesebok i det norske folkemål for hegre skular". Auch sie entfernen sich von Aasens Normalform und suchen einzelne Annäherungspunkte an das Ostland. Ein hervorstechender Zug des neuen Landsmaal ist die Inconsequenz in Hinsicht auf die Rechtschreibung und die Grammatik, die allerorts zu Tage tritt. Neben einander werden dieselben Wörter in verschiedener Form gebraucht, z. B. *moger* und *mogar*, *menn* und *menner*, *arbeid* und *arbeide* und zahllose andere Beispiele. Die Schriftsprache muß aber vor Allem auf ein strengstens durchgeführtes einheitliches System dringen, sonst zerfällt sie in sich selber. Die nordländische Sprache, der trondheimische Dialect hat nun unterdessen auch in den Streit eingegriffen durch die beiden Hoyem, gebürtig aus Bynæs, westlich von Trondheim. Ivar Hoyem verfaßte eine Norsk mållære (Nidaros 1880) und O. J. Høyem eine biblische Geschichte, „den helige Saga og Kjerkjesaga" (Nidaros 1881), welche letztere mit öffentlicher Unterstützung unter dem tröndischen Volke vertheilt wurde, aber trotzdem wenig Anklang fand. Es stand zu erwarten, daß von Trondheim die Landsmaaltrage jedenfalls vielfach neu beleuchtet werden müßte, und in der That hat eine so wichtige Dialectgruppe wie die tröndische bei der Schaffung einer gemeinsamen Schriftsprache eine gewichtige Stimme. Da zeigt sich nun, daß Aasens Landsmaal, überhaupt die gesammte seitherige wesentlich westländische Richtung den tröndischen Dialecten sehr ferne steht; bei allem Bestreben der Høyem, Anschluß an das erstere zu gewinnen, ergibt sich doch mit Deutlichkeit, daß der Tröndер nur ein auf seinen Dialect begründetes Landsmaal annehmen kann, daß also das Landsmaal von diesem Standpunkt aus betrachtet durchaus kein allgemein giltiges wird, sondern ein stets an verschiedenen Theilen des Landes auch verschieden aufgefaßtes. Mit demselben Rechte natürlich, wie der Tröndер auf dem seinigen, besteht der Bergenser und Thelemärker auf dem westländischen, und keiner dürfte sich geneigt finden, zu Gunsten des anderen Verzicht zu leisten. Dem Tröndер Landsmaal kommt in

diesem Sinne negative Entscheidung über die Möglichkeit eines allgemeinen Landsmaal zu. O. J. Høyem machte den originellen Versuch, auf Grund des neuen Landsmaal eine deutsche Grammatik zu schreiben unter dem Titel: „Tysk gjort let ved norsk Bygdamål og Landsmål“ (Nidaros 1889). Er betont im Vorwort des kleinen, 101 Seiten umfassenden Büchleins, daß vom Norwegischen aus die Erlernung des Deutschen leichter sei als vom Dänischen und Schwedischen, indem die beiden letzteren Sprachen vieles Ältere verloren, das im Norwegischen noch lebendig ist und darum mit dem Deutschen übereinstimmt, wo jene nichts Entsprechendes mehr aufweisen. So besitzt das Norwegische noch drei Geschlechter gegenüber den zweien im Dänischen und Schwedischen; verschiedene Casusformen (Dativ) haben sich im Norwegischen erhalten [freilich ging dafür der Genitiv verloren und muß sich das Landsmaal mit umständlichen Umschreibungen behelfen]. Diesen praktischen Vortheil hat aber der Norweger in seinem Dialecte, und er vermag ihn auch von hier aus zu benutzen, ohne daß er der Zwischenstufe des Landsmaal bedarf, so daß also dieser Umstand gerade nicht sehr schwer in die Wagschale fällt.

Wenn wir das Landsmaal, seitdem es durch Aasen in die Wirklichkeit übersetzt wurde, überblicken, so stellt es sich als ein keineswegs klarer und fester Begriff dar, sondern als ein wechselnder und veränderlicher, der sich bei den verschiedenen Vertretern immer neu gestaltet. Johan Storm, dessen Ansichten wir auch in den vorhergehenden Erörterungen zum großen Theil folgten, hat in einer kleinen, höchst werthvollen und lesenswerthen Schrift „det nynorske Landsmaal“ Kjobenhavn 1888, 8°, 116 Seiten, die ganze Frage nochmals zusammenfassend beleuchtet, und er weist an vielen Beispielen nach, wie richtig sein alter Satz ist, daß das Landsmaal eine Sprache sei, „qui a le malheur de ne pas exister“. Von einer Einheit der grammatikalischen Form ist gar keine Rede, und doch betonen die Maalstræver immer mit besonderem Nachdruck, daß es gerade auf die Form ankomme, nicht auf ein paar Norwagismen, welche man in die dänisch-norwegische Schriftsprache einführe. Nicht einmal der Artikel hat eine einheitliche Form bei den verschiedenen Schriftstellern; die gewöhnlichsten Begriffe erscheinen überall anders. Z. B. schreibt Aasen für Hand (manus) *handi*, Vinje *hande* und *haanda*, O. J. Høyem *handa*; für Braut (sponsa) Aasen *brudi*, Vinje *brudri* und *brude* und *brura*, O. J. Høyem *bruđra*. Bei den selteneren Ausdrücken ist die Regellosigkeit noch ärger. Nicht einmal ein und derselbe Schriftsteller, Aasen nicht ausgenommen, hält an einer strengen Einheit fest. Wie

kann man aber von einer derartigen Sprache, die in ihren allereinfachsten Grundzügen nicht zur rechten Klarheit vorzudringen vermag, verlangen, sie solle dem gesammten Volke als Verkehrsmittel dienen? Sie kann eigentlich schlechterdings nicht einmal gelernt werden, sondern immer nur die individuelle Auffassung einzelner Verfasser, denen es selbst an manchen unerläßlichen Vorbedingungen gebricht. Aasen hat sicher verhältnißmäßig das denkbar Beste geleistet; ihm stand ja auch die gründliche philologische Schulung und geschichtliche Sprachkenntniß zu Gebote, ohne welche ein Urtheil in sprachlichen Sachen eben unmöglich ist. Trotzdem erwies sich sein Landsmaal als ungenügend, weil es eben ein todtgeborenes Kind ist, dem keine andere Macht den belebenden Herzschlag verleihen kann, als eben die Natur selber, die hier versagt. Von den Nachfolgern Aasens läßt sich das Gleiche nicht behaupten. Trotz des patriotischen Eifers vermögen viele Maalstrævere nicht einmal Danismen und Germanismen zu vermeiden, was zur Genüge bekundet, daß es ihnen an einer sicheren geschichtlichen Auffasung entschieden fehlt. Man darf bei solchen Dingen nicht zu einseitig vom idealen patriotischen Standpunkte ausgehen, sondern muß der nüchternen Betrachtung und Erwägung Gehör schenken, um sich nicht in reine Unmöglichkeiten zu versteigen. Storm urtheilt sicher als der berufendste Richter, und jeder Unbefangene und Urtheilsfähige muß seinen Ansichten vollkommen beipflichten. Von der praktischen Seite aus besehen ist das Landsmaal hinfällig, und der Bauer wird sich nicht damit befreunden können. Es dürfte sein Bewenden dabei haben, daß die norwegisch-dänische Schriftsprache fortfährt, sich am nationalen Element zu kräftigen und dadurch eigenartig genug dem Dänischen sich gegenüberzustellen. So kommt das charakteristische Norwegische zu Recht, ohne daß das äußerst nutzbringende gemeinsame sprachliche Ausdrucksmittel der beiden nordischen Staaten aufgehoben zu werden braucht. Nicht zu unterschätzen beim Landsmaal ist der Umstand, daß im täglichen Verkehr und im litterarischen jedweder Gattung durch das letztere sehr beträchtliche und durchaus unnöthige Schwierigkeiten geschaffen würden. Die nordischen Sprachen stehen ohnehin schon außerhalb der allbekannten und allgekannten europäischen, und es ist eine verhältnißmäßig geringe Anzahl, zu der jene schönen Idiome unmittelbar reden. Diese wird um ein Ziemliches vermindert, sobald wir mit drei ausgesprochenen Einzelsprachen, statt wie bisher mit zweien zu rechnen haben. Die modernen Zustände drängen aber zum Wechselverkehr hin, nicht zur einseitigen Isolierung, durch welche ein Volk vielleicht

nicht unerheblich geschädigt werden würde. Man könnte davon gerne absehen, wenn es sich darum handelte, eine ursprüngliche Sprache zu erhalten. Denn die Erhaltung germanischer Eigenart, und sei es im Geringsten nur, ist wichtig genug, um mit Opfern erkauft zu werden. Aber im gegebenen Falle handelt es sich um willkürliche künstliche Sprachgebilde, bei denen solche Rücksichten überhaupt gar nicht zum Zuge kommen. Das Maalstræv kann demnach nur als dansk-norsk, d. h. als die naturgemäße, nicht gewaltsam vorwärts getriebene Norwegisierung der bestehenden Schriftsprache thatsächliche Bedeutung gewinnen[1]). — Etwas Anderes als das künstliche Landsmaal wäre die Heranbildung eines besonderen Dialectes zur Schriftsprache; eine derartige Erschaffung der letzteren ist die natürliche, organische Entstehung, wie sich auch sonst Schriftsprachen entwickelten. Jedoch fehlen die äußeren geschichtlichen, zwingenden Umstände, welche gerade einen bestimmten Dialect zur Schriftsprache erheben, vollkommen, und sind in der Gegenwart, wie bereits bemerkt, nimmer recht denkbar. Die willkürliche, etwa auf sprachgeschichtliche Gründe gestützte Auswahl eines norwegischen Dialectes würde bei der praktischen Durchführung auf gerechtfertigte Widersprüche stoßen; der Trönder würde sich fürs Bergensische bedanken und umgekehrt. Dagegen kann die eingehende Beschäftigung mit den einzelnen Bygdemaal aufs angelegentlichste empfohlen werden. Gewiß bleiben diese in ihrer Reinheit um Vieles ungestörter, wenn in der Schule und im öffentlichen Leben die dänische Schriftsprache herrscht, weil diese nirgends das Einheimische verdrängt oder verbessert, sondern als eine zweite, gänzlich verschiedene Sprache, wie im Grunde jede Schriftsprache, daneben steht. Wohl aber könnte das unnatürliche Landsmaal die Dialecte empfindlich stören, und darüber hätte der Patriotismus mehr Ursache zu klagen, als über das Bestehen einer dänischen Schriftsprache. Die moderne Sprachwissenschaft ist mehr denn je geneigt, dem Dialect volle Berechtigung einzuräumen; der letztere gibt das reichste Material für die Geschichte der Gesammtsprache an die Hand und lehrt noch heutigen Tages die morphologischen Gesetze kennen, die vor Urzeiten herrschend waren. Der norwegischen Sprache würde unendlich mehr Förderung erwachsen, wollten sich die Bemühungen statt auf das unfruchtbare Landsmaal auf die Bygdemaal selber und ihre genaue Erforschung richten. Unstreitig sehr richtig ist auch der Gedanke,

[1]) Es verdient angemerkt zu werden, wie sich norwegische Schriftsteller zur Frage stellen. Vgl. die Kritik, welche Ibsen im „Peer Gynt" durch die Gestalt „des Sprachverbesserers Huhu" über die Sache ausspricht.

den Storm andeutet, die Schule solle neben der Erlernung der dänisch-norwegischen Schriftsprache Gewicht darauf legen, daß die Schüler aus einer entsprechend eingerichteten Chrestomathie die Bygdemaal lesen und verstehen lernen. Nicht nur in Norwegen, sondern auch in Deutschland wäre es von Werth, wenn die Schule wenigstens einige Andeutungen und Winke dem Schüler über das Verhältniß der Schriftsprache und des Dialectes zukommen ließe, von dem die Wenigsten auch nur die leiseste Ahnung haben; zumeist wird in Laienkreisen der Dialect als Entartung der Schriftsprache heutigen Tages noch aufgefaßt. Diesem Übelstand wäre so leicht abzuhelfen, wenn anders nur der Unterricht in der Muttersprache auch überall endlich zu gebührenden Ehren erhoben würde.

MÜNCHEN, 1. Mai 1889. W. GOLTHER.

ZU GERHARD VON MINDEN.

Bemerkungen zu Seelmanns Ausgabe der Gedichte Gerhards theilte ich zuerst im Osterprogramm des hiesigen Realprogymnasiums vom Jahre 1879 mit, worauf ein zweiter Aufsatz im Jahrbuche des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung IV, S. 98 folgte. Einen längeren Aufsatz zur Kritik und Erklärung der Gedichte ließ sodann Damköhler im Niederd. Jahrb. XIII, 75 erscheinen, nachdem er schon vorher seine Meinung über einzelne Stellen im Korrespondenzblatt des Vereins mit mir ausgetauscht hatte. Hieran schließen sich die nachstehenden Bemerkungen, welche bei wiederholter Lesung im Laufe der letzten Jahre niedergeschrieben sind.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

Prol. 54 *in dumheit tît* ist unverständlich. Es ist wohl *in tît* zu lesen = 'zu rechter Zeit'; mhd. *zuo zîte*. Darauf führt auch die angeführte Stelle des Cato: Insipiens esto quum tempus postulat. Vgl *in half* 'zur Hälfte' IV, 50.

2, 21 *De wulf spräk: 'Dat is schult genôch*
van di, dat dîn drank mi gerôch,
de mit di moste sîn verdomet;
dut vlêt drovet unde wlomet,
dat ik it drinken nicht enmach.

Die Verse sind unverständlich, und auch der Herausgeber hat sich vergeblich um ihre Deutung bemüht. Zunächst ist es der Form nach

unmöglich, daß *gerôch* zu *geruken*, riechen gehören soll, wie er in der Wortlese annimmt; auch würde diese Bedeutung nicht in den Zusammenhang passen. Sodann ist es auffällig, daß *wlomen* nur an dieser Stelle in intransitiver Bedeutung vorkommen sollte, während es sonst stets 'trübe machen' bedeutet. Dies ist um so auffälliger, als auch in der entsprechenden Fabel des Wolfenbüttler Aesop II, 13 der Handschrift das Lamm spricht: *we mochte ich wlomen dinen drank?* Auch für *droven* ist die Bedeutung 'trübe sein' durch keine weitere Stelle belegt, seitdem es in v. Kellers Fastnachtspielen 967, 10 durch Seelmann richtig in *doven* gebessert ist. Ich glaube, daß die Stelle verderbt und folgendermaßen zu bessern ist:

De wulf sprak: Dat is schult genôch
van di, dat dîn drank mi gedrôch,
de mit di moste sîn verdomet;
dut vlêt he drovet unde wlomet,
dat ik it drinken nicht enmach.

Dadurch, daß das Lamm angeblich das Wasser getrübt hat, will der Wolf um seinen Trank betrogen sein. Er sagt von dem Lamme auch V. 13 *du dregest wulle unde horn dorch drogene.*

3, 100 *unde worden vast aldus gebunden*
mit einem vaden, den se vunden
daraf geneget was ein hôt (: *vlôt*).

Ich bleibe bei der handschriftlichen Lesart und übersetze: Mit einem Faden, womit ein Hut genäht gewesen war. Seelmann hat dafür das landschaftlich begrenzte *bot* 'Endchen' gesetzt, das sich im älteren Niederdeutsch nicht belegen läßt, denn 17, 13, wo der Herausgeber dieses Wort ebenfalls finden will, ist verderbt. Was *geneget* heißen soll, hat er uns nicht gesagt. Man wird zunächst an *neien*, *neigen*, *neggen* 'nähen' denken, und dies ist denn auch das Richtige, während Damköhler sich durch Seelmanns Conjectur verleiten läßt, ein, wie er selbst gesteht, im Mnd. nicht belegtes *nagen* = *gnagen*, *knagen* 'nagen' anzusetzen, was um so bedenklicher ist, als auch für das hochdeutsche nagen der Umlaut nicht erwiesen ist.

6, 15 *de weder sprak der bute vro.*

Statt *bute* hat die Hs. *hude* 'Hut', welches richtig ist, da *hude* und *warde* (V. 9), wie das Mnd. Wb. 2, 276 zeigt, synonym sind. Vgl. die im Mnd. Wb. citierte Stelle Niederd. Rechtsb. f. 181: *unde holden de hoede unde warde.*

6, 14 *Na sinem rechte he do on wrachte.*

Die Hs. hat: *to on*, und zu lesen ist: *he to om wrachte* 'that er mit ihm'.

7, 13 *De wise man sprak dusse mere,*
dat it der sunnen wille were
ôk wis, dat he wolde nemen
ein echte wif ...

Über diese Stelle hat zuletzt Damköhler im Niederd. Jahrbuch XIII, 75 gesprochen. Er wendet sich daselbst gegen meine frühere Erklärung, welche in dem handschriftlichen *wise* eine Verbform sah, und hält dagegen an des Herausgebers *wis* fest, von dem er aber leider ebensowenig wie Jener sagt, was es bedeuten soll. Auch seine Auflösung in *wis en*, indem er *en* = 'und' faßt, scheint mir nicht annehmbar. Ich vermuthe, daß zu schreiben ist *ôk wês en* 'und gab ihn (den Willen) zu erkennen'. *wês* ist starkes Praeteritum zu *wisen*, welches selten ist [1]), wodurch die Veranlassung zur Verderbniß gegeben wurde.

7, 31 *Dit bispel wil de jene leren,*
de gerne hedden vele heren,
dat se sik vorwandeln mochten
und ere des jâres vele besochten.

Diese Stelle scheint mir auch von Damköhler noch nicht richtig gedeutet. Im Aesop. moral. heißt es: *Ista fabula docet, quo melius est habere unum principem quam plures. nam si plures sint, quilibet sibi vindicat servitium et honorem, quibus sufficere nequeunt subditi.* Das läßt doch wohl darauf schließen, daß *ere* nicht als Pronom. poss., auch nicht als Gen. Plur. des Pronom. personale zu fassen ist, sondern = *honor*. Ich übersetzte: 'Diese Fabel will Diejenigen lehren, die gern viele Herren hätten: daß sie (die Herren) sich in das Gegentheil (von dem was man erwartete) verkehren und das Jahr über viele Ehre von ihnen beanspruchen möchten.' Auch die folgenden Verse:

Ein here is ôk beter denne twe,
went men gelike jo nicht se
ne mach mit dênste moden.

dürften mit näherem Anschluß an die Vorlage zu erklären sein: 'Ein Herr ist auch besser als zwei, weil man ihnen nicht in gleicher Weise (wie einem) mit Dienst Genüge leisten kann.' *moden* muß hier etwas Ähnliches bedeuten, wie sufficere 'zu Willen sein', worauf ja die Glosse im Mnd. Wb. III, 106 *moden vel anmoden, insinuare* führt.

8, 1 *Ein wulf dorch sin girichede*
grôt lêt to enem male dede

[1]) Doch siehe die im Mnd. Wb. angeführte Stelle aus den Monum. Livon 4², 195 *unde wês uns alle segel unde breue.*

Da *lêt dôn* nur heißen kann „Leid, Schmerz zufügen", so glaubt Damköhler Jahrb. XIII, 76, daß die Stelle entstellt sei. Ich glaube, daß nichts zu ändern ist, und erkläre *dorch* als contrahierte Form von *dorich* „thöricht". *Ein* muß dann unflectierte Form des Dativs sein, wie sie sich nach dem Mnd. Wb. z. B. in der Münster Chron. 1, 277 findet. Es ist also zu übersetzen: „Einem thörichten Wolfe fügte einst seine Gier großes Leid zu".

9, 19 *Darna wol over seven weken*
begunde se darumme spreken
unde bat se harde gunstliken,
dat se ore wolde untwiken,
als an der nôt, se lêt darinne.

V. 23 erklärt Seelmann, indem er Ausfall des Relativums annimmt: 'in Anbetracht der Noth, welche sie darin litte'. Dies ist aber schon deshalb falsch, weil die Hündin der Schwangeren ja ihre ganze Wohnstätte eingeräumt hat und erst jetzt wieder Einlaß verlangt. Es ist zu schreiben:

dat se ore wolde untwîken,
alse an der nôt se lêt darinne.

„Daß sie ihr jetzt weichen möchte, da sie sie in der Noth darin gelitten hatte. *alse* steht für *a'se se*, wie öfter; vgl. Mnd. Wb. I, 61.

9, 31 ff. ist zu lesen:

Darumme en schol gi nicht vorderven
mi nu. latet mi bliven
hir so lange, of it ju geteme,
dat dusse winter ende neme,
dat doch unlanges wesen mot.

Die Hs. hat V. 35 *dat er it doch*. Es ist zu übersetzen: 'Was doch bald geschehen muß'. *unlanges* wird auch von der Zukunft gebraucht, was aber aus dem Mnd. Hdwb. nicht zu ersehen ist.

11, 18 *unde it enblift ok nicht dat leste,*
went se alle darna moten varen,
dat gi vil arme scolen bewaren.

Die in der Wortlese angegebene Bedeutung von *bewaren* = verhüten paßt nicht für unsere Stelle, es ist hier vielmehr = 'behüten, bewahren'. Der Sinn ist demnach: „Es bleibt Euch, ärmste, auch nicht das letzte Junge zu beschützen."

11, 27 ff. sind in der Ausgabe unverständlich und folgendermaßen zu bessern:

unde hastliken ein blas
van vure, dat dar bernede was
he in dat droge hôt de stak.

„Und schnell nahm er ein Scheit von einem Feuer, das da brannte, und steckte es in das trockene Holz." *bernede* = *bernende*, wie Sündenfall 2054.

14, 35 *De hagen werden landesheren*
de magen sik tein bi dussen meren,
dat se mit gnedeliken dingen
jo ore underdanen dwingen,
dat se mit vrede nicht bestân,
oft it on scholde missegân.

V. 39 ist zu lesen: *dat se mit vreden icht bestân* 'daß sie etwa in Frieden bleiben'. Vgl. *mit vrede laten* 9, 54. 80, 37 und nnd. *med frêen laten* Schambach s. v.

15, 18 *Do sin her van kerken gink*
tô hûs mit sinen besten kleden,
wolde de esel ummescheten,
mit sinem spele em to untmoten

V. 20 *ummescheten* erklärt der Herausgeber durch 'sich überschlagen', welche Erklärung auch in das Mnd. Wb. übergegangen ist. Es ist aber, wie schon der Reim beweist, entstellt aus *unbescheiden* 'unbescheiden'. Es ist dann auch nichts weiter an der handschriftlichen Lesart zu ändern, und zu schreiben:

wolde de esel umbescheden
mit sinem spele eme do entmoten.

'Da wollte der unbescheidene Esel ihn mit seinem Spiele begrüßen'.

16, 56. *dat (starke strik) stôf = entwei. stôf* wird in der Wortlese erklärt = zerbiß. Diese Bedeutung kann aber *stoven* nicht haben; es ist wohl zu lesen *scôf* = mhd. *schuof* 'verursachte, bewirkte'.

17, 10 ff. ist zu lesen:

darmede we scholen in der vlucht
gevangen unvorwândes werden,
beslagen ane water, up der erden
unde ok an allen holten gestricket.

Statt *holten* hat die Hs. *holen*, woraus der Herausgeber unpassend *boten* gemacht hat. *stricken* hat hier die Bedeutung 'mit Stricken fangen'. Vgl. Wolf. Aesop. 17, 16 (*wi wille*) *uns nit in der vogele schar halden, die vil dicke gevangen wirt mit stricke an allen holten* 'in allen Wäldern'.

18, 51 *Dus môt ore vriheit sik vorkeren,*
de under enem guden heren
jo wonet, de al mit duldichede
on is in allen dingen mede,
unde dan na enem vromden stât.

Statt *vromden* hat die Hs. *vrede*, d. i. *wrêde* 'böse'; der letzte Vers ist also zu schreiben:

unde dan na enem wrêden stât.

Die Frösche verlangen ja V. 37 einen Herren, *„dem se dor angest mosten denen."*

19, 6. Nach diesem Verse ist eine größere Lücke, in welcher, wie die Vergleichung mit Wolfenbüttler Aesop 19 zeigt, gesagt war, daß der Habicht die Alten verfolgte, und daß diese dann die Jungen im Neste verließen.

20, 11. *brôtwert* ist wohl als Compositum zu fassen, wie *penningwert* gebildet.

20, 29 ist besser zu ergänzen: *dat was ome bî dem tûn untvallen.* Die Auslassung erklärt sich so leichter; auch ist in V. 26 von einem *tûn*, nicht von einer *want* die Rede.

21, 1 ist zu interpungieren:

Ein verkenmoder scholde winnen
ir jungen. dar se lach enbinnen,
quam ein wulf to ir . . . . . .

dar ist zeitlich zu fassen, wie R. V. 2346, 3544. *inne ligen* oder *kindes inne ligen* bedeutet 'im Kindbett liegen'; vgl. Lexer I, 1915.

22, 13 ist zu interpungieren:

ik bringe dî dar sunder leide
ik weit se stân an guder weide.

'Ich bringe dich ohne Leid dahin, wo ich sie auf guter Weide stehen weiß.'

23, 31 *Darna begunde an tornen dagen*
de koninc den sulven lowen jagen.

Daß *tornen* nicht, wie die Wortlese angibt, Verbform sein kann, bemerkte ich schon im Programm. Altsächsisch und angelsächsisch findet sich ein Adjectiv in der Bedeutung 'bitter'. Dies in übertragener Bedeutung = 'unangenehm' könnte hier vorliegen.

27, 37 *Do wônde dar ein kotse fêr,*
ein ridder, junk stolt unde hêr,
de was von art wol or gelîke,
al ne was he nicht so rike.

Gegen diesen Text erhebt sich das Bedenken, daß ein Ritter, der wegen seiner Armuth eine einfache Kotstelle bewohnen muß, deshalb noch nicht ein *kotse* 'Kossäthe' genannt werden kann, womit durchweg ein Angehöriger des kleinen Bauerstandes bezeichnet wird. Die Hs. hat statt „*kotse fêr*" „*botzever*", doch so geschrieben, „daß der Anlaut durch Zusammenfluß der Tinte aus *k* entstanden sein, das *v* auch als *b* gelesen werden könnte". Das von Wiggert, 2. Scherflein 43 gelesene *kotzeber* wollte J. Grimm erklären als „einer, der eine *kotze* (eine Art Mantel) trägt". Erinnern wir uns, daß *wonen* im Mnd. auch transitiv in der Bedeutung 'bewohnen' sich findet, so ergibt sich leicht die Verbesserung: *Do wônde dar ein kotewere*

ein ridder, junk, stolt unde here.

kotewere ist eine Kotstelle, der Besitz eines Kossaten.

28, 36 *mit niden* 'mit Hassen', wie der Herausgeber übersetzt, paßt nicht. Die Hs. hat *mit syden*, das ist wohl: *mit tîden* — „mit der Zeit". Vgl. nhd. 'beizeiten'.

28, 45 ist vom Herausgeber der Frau zugetheilt, gehört aber zur Rede des Mannes, wie auch Wolfenb. Aes. 64, 24: *hie sprach 'noch sprech, ein seisze wære, dar mit der wisch gemeyet wart'* beweist. Es ist danach zu schreiben:

'Noch sprek, dat it ein segede were'.
Se sprak, alse se do mochte schere
'ein chere, ein chere'.

schere in V. 46 ist nicht = forpix, sondern mhd. *schiere* 'alsbald', und deshalb ist auch das Komma zu tilgen.

29, 32 lies *dicke* st. *dicker.*

31, 30. Die Hs. hat richtig: *de* (nämlich der Sang) *mi vul nu was genomen.*

32, 57 lies: *weder den wulven.*

33, 20 ist zu übersetzen: 'Das thäte er ganz nach ihrem Rathe'.

34, 5 lese ich jetzt: *De versmâhede he genôch.* Ein Substantiv *versma* ist immer noch nicht nachgewiesen.

34, 7. Der Bauer, dem seine häßlichen Hände und breiten Füße Schande däuchten, vernachlässigte sie:

de hande he io nicht ne dwôch,
De vote he vel selden stode.

St. *stode* schreibt Seelmann *scrode* und denkt dabei an das Abschneiden der Nägel an den Füßen. *schroden* hat aber die Bedeutung von 'zerkleinern, in kleine Stücke schneiden', z. B. Getreide zu grobem Mehl. Lübben im Wb. 4, 418 bleibt deshalb bei der handschriftlichen Lesart

und erklärt *stode* durch 'stieß, setzte nieder'. Auch diese Erklärung ist unmöglich. Es ist zu schreiben *scôde* 'versah er mit Schuhen'. Über *schoen, schoien* s. Mnd. Wb. 4, 110.

37, 35 lies: *ter* (= *to der*) st. *der*.

38, 80 lies: *valsch man*; ebenso 42, 29. 65, 124 *wîs man*, 59, 70 *wert man*.

39, 70 lies: *ichtes wat*.

41, 57 ist zu lesen:

mîn lîf is vaster den ju worde
klein oder grôt ei in der borde.

'Mein Leib ist fester als je ein kleines oder großes Ei wurde.' Derselbe Reim 48, 20.

46, 24 ff. lese ich jetzt folgendermaßen:

Se sîn der morgenroden sunnen
alse se erst upgeit, an done
gelîk van schoner rode. Jedoch ik wone ...

Das heißt: „Sie (die Federn) sind der Morgenröthe, wenn sie aufgeht, an Aussehen gleich in Bezug auf ihre schöne Röthe."

49, 195 *do wuste he vorwâr dat wol,*
dat dar de wrede wevel was.

Dem Zusammenhange entspricht *wunde* 'vermuthete'.

50, 6. *dat lange vort em klene drôch* ist zu übersetzen: 'was ihm ange wenig nützte'.

56, 11 *so wanne komet ein derve regen,*
we schal di danne to schure dregen.

dregen ist in der Wortlese nur in den beiden Bedeutungen 'tragen' und trügen' angeführt, hier kann es nur = *drogen, drugen* 'trocknen' sein, wie die Form noch jetzt mundartlich vorkommt.

59, 1 *Ein vet schone ors van hogem prise*
geziret wol na siner wise
mit breidele unde mit gereide
lêp ledich sunder jenich geleide,
dat wol dem rede mochte schaden.

Der letzte Vers ist unverständlich und statt dessen zu lesen: *das wol dem rêde mochte staden* 'das wohl zum Ritte passen mochte'. *staden* und *scaden* konnte vom Schreiber leicht verwechselt werden.

61, 94. *wânlik* 'vermuthlich', wie die Hs. hat, war nicht in *wârlik* zu ändern.

61, 123 ist das handschriftlich überlieferte *anden*, wohl weil *ande* im Mnd. Wb. nicht verzeichnet war, in *vianden* geändert; doch ist

die bekannte Redensart *sinen anden wreken* nun auch für das Mittelniederdeutsche belegt in Strauchs Glossar zur Sächs. Weltchronik (s. auch den Nachtrag zum Mnd. Wb. S. 16). Schon im Programm S. 8 behandelte ich die Verse, lese dieselben aber jetzt etwas abweichend:

dan it mach lichte so gereken
dat se mit schaden mogen wreken
als sunder stade oren anden
al oren vrunden to schanden.

stade mhd. *state* = „alles, was zu Statten kommt, Hilfe, Nutzen." Die Hs. hat statt dessen den leicht zu erklärenden Fehler *schaden*.

66, 9 ist entweder *den raven* zu lesen, oder *rave*, wie es im Mnd. und noch mundartlich vorkommt, als Femin. zu nehmen; dann müßte aber V. 6 *he* in *se* geändert werden. Die Interpunktion ist wohl folgendermaßen zu ändern:

Wu heft he dus gût se nu gerunden,
dat se de hunde latet slapen,
de dar ligget bi den schapen.
dat se de raven nicht vorjaget,
dat si dem duvele geklaget,
de mi so gerne jaget na,
so wor ik in dem velde ga.

V. 11 ist natürlich auf die Hunde zu beziehen.

67, 27 f. schreibe ich:

Doch weit ik wol, wat bestrîket
dîn zagel, dat dar jo vorwîket
de dêr

'Ich weiß, daß, was dein Schwanz bestreicht (wohin du kommst), die Thiere stets entfliehen.' Statt *vorwiken* schreibt der Herausgeber getrennt *vor wiken*.

67, 30 *Mit stempne ôk lût unde unbehande*
dôt al de dêr ôk sêre vlein
de mi gehôren ofte sein.

Durch die Änderung von *Mit* in *Min* wird die Stelle verständlich. *unbehande* ist '*incomitus*, grob' und nicht mit Damköhler, Niederd. Jahrb. XIII, 79 in *behande* zu ändern. Ebenso bedeutet *unbehende* 50, 25 'auf grobe Weise', nicht 'unklug', wie der Herausgeber meint.

69, 36 ist zu trennen *vor* (vorüber) *gegân*.

69, 54 f. ist zu lesen:

unde segge, wir de lowe wesen
dunket di wreder, ofte de man.

„Sage, ob dir der Löwe böser zu sein dünkt, oder der Mensch.“ Vgl. V. 10 f.

72, 15 ist nach der Hs. mit folgender Interpunktion zu schreiben:

gi scholen weten: dat vorwâr
gedregen hebbe ik ein jâr
unde is mi leides alsô swâr u. s. w.

Die Verbesserung von Seelmann *leides* st. des handschriftlichen *leyder* scheint geboten. *dregen* (Mnd. Wb. I, 563) auch vom ertragen von Leid und Krankheit.

73, 17 lies: *dede vele an aller schalkheit domet* ‘die in aller Schalkheit schwelgen’.

80, 57 ff. lese ich:

Do sprak de lowe: ‘It mach wol wesen!
prove anders, wo ek moge genesen,
— De arzedie de is hin —
went ik nein vrunt van herten bin.’

„Versuche, wie ich auf andere Weise genesen möge (Diese Arzenei ist verloren), weil ich kein Freund von Herzen bin [mir nichts aus Herzen mache].

81, 9. Statt *minschen* hat die Hs. *weverschen* ‘Weberfrauen’, was wohl richtig ist.

81, 70 lies: *ofte de modink der truwe love* ‘wenn der Nichtsnutz seine Treue gelobt’. Vgl. V. 48 ff.

83, 19. Die Hs. hat *mer* st. *môr*, und ersteres ist richtig.

91, 52 lies: *in or lofte dachten se vulherden* ‘bei ihrem Gelübde gedachten sie zu verbleiben’. Vgl. Mnd. Wb. 5, 552.

92, 76 ist *mi* st. *mîn* zu lesen. Über den Reim *hin* : *mi* s. Einl.

95, 29 lies:

Na des mules degedingen
al de dummen schevelingen
beginnen doven unde bagen
van den besten magen
unde de hôgest sîn tô allen tîden.

95, 40 ist mit der Hs. *dede* zu schreiben. *dôn* steht hier an Stelle des vorhergehenden Verbs.

95, 36 lies: *Dat is dicke an on enket* ‘das wird oft an ihnen offenbar’.

100, 43 *leggen* ‘verleihen’.

100, 107 lies *We schippen hiran enen vôch.* ‘Wir wollen hieran unsere Schicklichkeit zeigen.’

101, 17 *mit giricheit hebbe ek neuen gaden.*
kume mochte mi geschaden
ein grôt osse edder ein pert.

Das unverständliche *geschaden* ist in *gesaden* 'sättigen' zu verbessern.

101, 109, 110 sehen aus wie eine ungeschickte Interpolation. Ich glaube, daß es ursprünglich gelautet hat:

To voren kan ek ôk wol maken
swindicheit. Dorch lives not
so late ek. To voren = 'besonders', s. Mnd. Wb. 4, 601;
als ek were dôt.

V. 126 f. lauten in der Hs.:

we is so bose, de ok gunde
den jungen, dat se vorderven unde vorheren.

Die Stelle ist offenbar entstellt. S. schreibt: *dat se vordorven weren.* Ich glaube nicht, daß der Schreiber daran Anstoß genommen hätte, glaube vielmehr, daß er ein Wort gefunden hat, welches ihm nicht mehr geläufig war. Ich schreibe: *dat se vorworden weren. vorworden* entspricht nhd. 'verkommen'.

V. 132 hat die Hs. *brunsberen* st. *krunsberen* wie S. schreibt. Ich glaube nicht, daß Kronsberen (mnd. *krôns-bere 'krânsbere' Kranichbeere*) gemeint sind, sondern *brûsberen* 'Wachholderbeeren'. Ich hörte das Wort vor etwa zwölf Jahren von einem Märker. Vgl. auch *brosbeen* im Mnd. Hdwb.

V. 156 fehlt das Verbum, dieses findet sich aber, wenn wir die Interpunktion ändern und folgendermaßen lesen:

Ichtu enen ossen ofte ein pert
togest ût orem stalle
unde ore schap alle,
dat scholdestu mit one herden.

Der Wolf meint, da der Fuchs mit den Menschen in offener Fehde lebe, so sei er auch berechtigt, ihnen allen möglichen Abbruch zu thun. Und wenn er ihnen einen Ochsen oder ein Pferd und alle ihre Schafe aus dem Stalle zöge, so vermöchte er das wohl als sein Recht gegen sie zu erweisen. Vgl. unser 'erhärten'.

102, 63 lauten im Text:

Wo mochte tom konninge de gevogen,
den de lude also dôt slogen?

In der Hs. steht *dem* st. *tom* und *dat* st. *de.*

Wo mochte dem konninge dat gevogen.

Daß dies richtig ist, beweist außer dem Zusammenhang die ent-

sprechende Stelle des Wolfenb. Aesop 93, 27: *wo mochte dass eyme koninge voegen, dat ome* (lies *ene*) *sine keirle slogen?* Es ist also zu schreiben:

Wo mochte dem konninge dat gevogen,
dat en de lude also slogen?

gevôgen heißt 'angemessen, passend sein', und diese Bedeutung hat es auch 79, 18; nicht die in der Wortlese angegebene.

102, 69 *busch* = Buchsbaum, wofür noch jetzt landschaftlich *buschbom.*

102, 70 *de ek wol gein. gein* kann nur Infinitiv sein, daher ist zu lesen: *des mach ek wol gein*; vgl. V. 103.

102, 96 ist das handschriftliche *bekande* nicht zu ändern.

102, 147 lies: *dîner schalkessede.*

102, 173 lies: *Den* (Guten) *dusse* (die *Dunkelguden*) *grote bôsheit deit. overgân* ist = betrügen.

103, 1 ist zu lesen:

In dem mere ligget ein wolt,
darinne hebbet ein holt
de wilden apen ende sik vodet.

'Darin haben die Affen einen Aufenthalt und nähren sich darin.'

103, 48 ist zu lesen:

de ander dor nicht ne brak,
wente he se gerne spreken wolte,
de wârheit, wat dat kosten scholde.

'Der andere brach durch nichts die Wahrheit, weil er sie gerne sprechen wollte, was es auch kosten mochte.'

103, 100 *Gode levet de wârheit ane twivel*
de logene jaget jo den duvel.

jaget 'verjagt' gibt keinen Sinn. Es ist *haget* 'behagt' zu lesen.

ÜBER DEN GEGENWÄRTIGEN STAND DER SUCHENWIRT-HANDSCHRIFTEN.

Mit zwein großen, bisher unbekannten Ergänzungen zu Suchenwirt's Gedichten.

XII. d†.

In dem schon S. 324 angezogenen 14. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur (Anzeigeblatt S. 50) behauptete P, daß von der Gothaischen Recension des Gedichtes von fünf Fürsten eine Abschrift auf der Wiener Hofbibliothek sich befinde. Daselbst ist das genannte Gedicht nur in C vorhanden, für diese Handschrift war aber N die Vorlage. Primissers Angabe ist somit falsch; sie wurde auch in seiner Ausgabe nicht wiederholt, wohl aber noch später von Jacobs und Ukert im dritten Bande ihrer Beiträge zur älteren Literatur etc. (S. V u. VI).

Nicht zu Wien, sondern in der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden findet sich eine Abschrift des Gedichtes von fünf Fürsten nach g und zwar in dem Miscellancodex, der vormals die Nr. 105 hatte, jetzt aber die Nr. M 203 führt (vgl. Falkenstein, Karl, Beschreibung der königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden, 1839, S. 398 und Prof. Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld a. a. O. zweiter Band, S. 494 f.). Der damalige Herr Oberbibliothekar Geheimer Hofrath Professor Dr. E. W. Förstemann gestattete in besonderer Güte bereitwilligst die Übersendung dieser Papierhandschrift nach Wien. Sie zählt 83 Blätter in Quart[1]), ist in steife, mit grauem Papier überzogene Deckel gebunden und hat auf dem Rücken die Aufschrift: *Von den heil. drey Königen.* Diese entspricht dem ersten Stücke der Handschrift, das von der Überbringung der Körper der heil. drei Könige handelt; wie das Titelblatt dazu besagt, wurde dieses Gedicht aus einem Manuscript (der Dresdner Handschrift M 42) der königl. öffentl. Bibliothek in Dresden „abgeschrieben und mit der Urschrift verglichen von Joh. Christ. Gottscheden", dem auch dieser ganze Band gehörte, wie aus der an der Innenseite des Vorderdeckels angebrachten Vignette zu ersehen ist. Nach seinem Tode kam der Codex in die Bibliothek der Gesellschaft der freien

[1]) Im Jahre 1879 war weder eine Blatt- noch eine Seitenzählung angebracht.

Künste und schönen Wissenschaften in Leipzig und von dort 1793 mit 132 gedruckten Büchern und 85 altdeutschen Handschriften (früher Eigenthum des Professors Gottsched) für 300 Thaler in die königl. Bibliothek zu Dresden (vgl. Dr. Julius Petzholdt, Adreßbuch der Bibliotheken Deutschlands mit Einschluß von Österreich-Ungarn und der Schweiz. Dresden 1875, S. 107).

Wie das erste sind auch die neun anderen Stücke von d sämmtlich Abschriften von Manuscripten in Gotha, Dresden etc. Die Anzahl der Verse auf je einer Seite wechselt, aber stets sind dieselben abgesetzt, immer in einer Columne, die Anfangsbuchstaben der Verse groß, Unterscheidungszeichen nur spärlich. Für einige Stücke wurde lateinische, für andere deutsche Schrift gebraucht; ich glaube, daß mindestens drei Hände daran geschrieben haben. Ob, wie Falkenstein (a. a. O.) bemerkt, Nr. 7 („Ein verliebter Traum", Bl. 61^a—64^a) und 9 („Gedicht vom Edelstein", Bl. 66^a—77^b) von Gottscheds eigener Hand geschrieben wurden, ob nur diese und nicht auch andere, ist hier nicht Gegenstand der Untersuchung; doch bemerken will ich, daß die Schrift des sechsten Gedichtes (Bl. 54^a—60^b) mit den Anfangsversen:

Ach mynne wie creftig ist dine craft
Wo man schleft adir wacht

ganz genau dieselbe ist wie die des siebenten, das statt nach Falkenstein „Ein verliebter Traum" wohl besser mit den Worten der vierletzten Zeile des Gedichtes überschrieben würde: *Des kranich halses nün (9) grad.* Darnach schon erweist sich Falkensteins Behauptung nicht stichhältig. Vgl. auch Schnorr a. a. O. S. 495, f, g und i.

Von den Stücken in d, die nach Gotha weisen, hebe ich das vierte hervor, das von Bl. 42^a—47^a reicht. Es hat die Überschrift: *Abschrift eines alten MSCti, de anno 1397. aus der gothaischen Bibliothec. Den spruch hat gemacht peter der Süchenwirt von fünff fürsten.* — Das alte Manuscript aus der gothaischen Bibliothek ist die uns wohlbekannte Handschrift Nr. 271 oder g; doch befremdet in der obigen Überschrift die Bemerkung, daß die Gothaer Handschrift aus dem Jahre 1397 stamme. Woher wußte das der Schreiber? Schon früher wurde betont, daß, von den Zusätzen zu Anfang und Ende abgesehen, die Schrift der ursprünglichen Theile von g höchst wahrscheinlich noch vor 1402 zu setzen sei. Aber ein bestimmtes Jahr für die Entstehung von g anzugeben, dazu reicht die Schrift allein nicht aus; andere Anhaltspunkte fehlen. Es drängt sich aber die Erklärung auf daß der Schreiber von d die auf dem ersten Blatt in g

angebrachte Zahl 1497 falsch gelesen habe. Es stand übrigens in d ursprünglich nicht 1397; wo jetzt der Dreier ist, war radiert worden, doch scheint er von derselben Hand zu sein, welche das Gedicht von fünf Fürsten schrieb. Daß Falkenstein und Schnorr die Zahl 1397 unbedenklich nachschrieben, kann man begreiflich finden.

Die Abschrift selbst zeigt viele Abweichungen von g, doch erklären sich manche durch geänderte Orthographie (Anwendung des Dehnungs-*h* und des stummen *e*), durch Einführung des Umlautes (1 *fürsten*, desgl. 79, 95, 141, 163, 185, 192, 215, 224 und 234, 8 *glükk*, 15 *prüfen*, 41 *flühen*, 109 *mörder*, 169 *fügen*), andere durch Unterlassung des Umlautes (73 *chonigs*, 124 und 171 *osterreich*), durch Modernisierung einzelner Wörter (56 *chönik*, 69 *Karlus*, 78 und 85 *went*, 105 *monad*, 123 *wilhelm*, 167 *manschlechtig*, 177 *Schweinezer* u. s. w.), sowie durch Schreibfehler (4 *starkets*, 35 *sech*^{s}. u. s. w.). Manches war dem Schreiber offenbar schwer leserlich oder unverständlich; so schrieb er (statt *verschriet* : *da ze miet*) 89 *verschnet*: 91 *Daz ennet*, 98 *wëre*, 100 *schwëre*, 189 *Man net*, 191 *gehon* (g *gedon*) und 193 *helt im* (= *nu*). Öfter wurden die Abkürzungen nicht berücksichtigt: daraus erklärt sich 14 *wordn*, 17 *yed man*, 41 *daz wazz* u. s. w. Nur selten hat der Schreiber den Text willkürlich geändert und das sehr unbedeutend: 101 g *zu der pürg*, d *in der pürg*, 104 g *geb*, d *gab*. Im Übrigen stimmt g mit d, selbst die in g gemachten Absätze sind beibehalten; im Ganzen kann man die Abschrift somit eine ziemlich leidliche nennen. Für die Textkritik selbst ist sie aber belanglos, da ja ihr Original vollständig erhalten ist.

Anders verhält es sich mit dem dritten Stücke von d mit der Überschrift: *Abschrift eines alten Manuscripts aus der Dreßdner Bibliothec. Peters des Suchenwirths* — Bl. 36^{a}—41^{b}. Falkenstein sagt darüber (a. a. O.): „Peters des Suchenwirt Lobspruch auf die Liebe". Damals war Primisser's Ausgabe längst erschienen; ein Blick in dieselbe hätte Falkenstein belehrt, daß dieses Gedicht *die schöne Abenteuer* ist[1]).

[1]) Die von Falkenstein gebrauchte Benennung ist übrigens schon alt, sie findet sich bereits in Adelung's Fortgesetzten Nachrichten. Bei Besprechung der Handschrift Nr. 215 (vormals 393 = h^{2}) führt dort S. 305 Adelung das jüngste Gericht von Suchenwirt an, „einem Österreicher, wie er sagt, oder vielmehr Meistersänger, der um 1386 reimte. Von ihm befindet sich ein Lobspruch auf die Liebe in der kurfürstlichen Bibliothek zu Dresden". Gar manche Irrthümer befinden sich in diesem wie in dem ersten von Adelung herausgegebenen Bändchen über altdeutsche Gedichte,

Die Vorlage für das 3. Stück von d war die Dresdner Handschrift M 42. Daß das 3. und 4. Stück von d — das eine in lateinischer, das andere in deutscher Cursivschrift abgefaßt — von derselben Hand geschrieben sind, ist nicht unmöglich, ich halte es aber für unwahrscheinlich. Stammen beide Abschriften von demselben Schreiber, dann dürfen wir uns das Verhältniß zwischen d und M 42 so vorstellen, wie es zwischen d und g früher dargelegt wurde; rühren aber beide Abschriften nicht von derselben Hand, dann sind wir außer Stande, dieses Verhältniß bestimmt anzugeben. Denn eine Vergleichung der Abschrift mit dem Original wie bei dem Gedicht von fünf Fürsten ist nicht möglich, weil bereits gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts M 42 eine bedeutende Spoliierung erlitt, wobei auch *die schöne Abenteuer* verschwunden ist. Über die Verstümmelung der Handschrift ist zu vergleichen Adelung, Altdeutsche Gedichte in Rom, S. XVI, über die früher vorhanden gewesenen Stücke der literarische Grundriß von v. d. Hagen und Büsching, S. 105, 126, 341 und 444. Nach einer Bemerkung Ebert's in dem Manuscripte der königl. Bibliothek zu Dresden R 174, S. 186 sind diese Stücke „noch vor Canzler's Zeit" abhanden gekommen[1]). Als Götze, Merkwürdigkeiten der königlichen Bibliothek zu Dresden, 1744, 2. Band, S. 233 f. diese Handschrift beschrieb, war sie noch bis auf einige wenige zu Anfang fehlende Blätter complet. — Am Ende des Gedichtes von der Überbringung der Körper der heil. drei Könige hat sie: *Expliciunt dicta Rolandi tristrandi et trium regum per manus Nicolai swertfegir de dhamis anno domini M°CCCC°XXXIII feria quarta post andree.* Darauf folgten nach Götze a. a. O. II, S. 234 „drei kleine Gedichte von Träumen, und der Liebe, die nicht viel zu bedeuten haben"; das wären also die Stücke 3, 6 und 7 in d, die in M 42 jetzt fehlen[2]). Die oben angeführten Worte finden sich genau

---

welche aus der heidelbergischen Bibliothek in die vaticanische gekommen sind. Schon Docen hat im ersten Jahrzehent unseres Jahrhunderts in seinen Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Literatur Adelung zu berichtigen gesucht. Aber Irrthümer haben ein zähes Leben. Aus Adelung gingen nicht wenige in den Literarischen Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das 16. Jahrhundert, von Fr. H. von der Hagen und J. G. Büsching, Berlin 1812, über; manche sind wohl geeignet, irrezuführen oder tagelange nutzlose Mühe zu verursachen.

[1]) Canzler kam 1768 in die kursächsische Bibliothek zu Dresden.

[2]) K. Bartsch hingegen behauptet, das 6. und 7. Stück von d stammen aus dem codex ch. A 985 (15. Jahrh.) in Gotha; vgl. Bartsch's ausführliche Besprechung des von Schnorr von Carolsfeld herausgegebenen Handschriftencataloges der königl. Bibliothek zu Dresden in Germania 31. Jahrgang (1886), S. 233—238.

in d nach Vollendung der ersten Nummer und zu dem Worte *tristrandi* noch die Bemerkung: In demselben Bande des dresdenischen MSpts waren auch die groszen Gedichte von Karl dem Großen oder Rolanden, und von Tristranden, und zwar von eben derselben Hand dieses Nicol. Swertfegirs, geschrieben: wes wegen er diesen Schluß beygefüget hat. Dem Titel des 7. Stückes in d ist die Bemerkung angehängt: „Aus einem Dresdener MSpte", und am Ende des Gedichtes: Anno Christi 1439 haec finita sunt. Ist nun dieses Manuscript, wie man bisher annahm, M 42, so wäre die Vollendung der Handschrift M 42 in dieses Jahr zu setzen. Der jetzige Inhalt derselben wird genau von Schnorr a. a. O. II, S. 442—444 angegeben.

Durch die Spoliierung der Handschrift M 42 ist die Abschrift von Suchenwirt's *schöner Abenteuer* in d in den Rang einer Handschrift vorgerückt, sie repräsentiert für ihren Theil M 42. Was hat nun d für einen Werth? Das 3. Stück in d ist dem Inhalte nach ein Mixtum compositum: wir hören zwei Frauen darüber streiten, ob man der Liebe Leiden im Hinblick auf ihre Freuden ertragen oder der Liebe das Herz verschließen solle. Mitten in ihrer Unterredung stört sie ein Jüngling, von dem man bisher nichts gehört und gesehen; er ist derjenige, welcher das Ganze uns erzählt und selbst von Liebespein geplagt wird. Eine der beiden Frauen gibt ihm Auskunft, wie er weiter gehen solle. So kommt er in der Folge zur schönen Abenteuer; das Übrige ist aus Suchenwirt's schönem Gedicht bekannt.

Schon Bartsch hat a. a. O. die Bemerkung gemacht: „Das (der schönen Abenteuer) vorhergehende Gedicht soll nach Gottsched auch von Suchenwirt sein, findet sich aber unter seinem Namen sonst nicht." Das ist richtig, die Sache verhält sich folgendermaßen. Die beiden Theile im 3. Stück von d sind nur äußerlich, ganz lose mit einander verbunden. Der erste Theil besteht aus 108 Versen, sie sind der Schluß eines allegorischen, Suchenwirt nicht angehörigen Gedichtes, das, abgesehen von einigen anderen Handschriften[1]), auch in dem umfangreichen Codex I. G. 8 des böhmischen Museums in Prag Bl. 39ᵃ—41ᵇ vorkommt unter der Überschrift: *Ain Krieg von zwain frawen ob besser sey Lieb ze haben oder on Lieb zu beleiben*; es beginnt mit den Versen:

[1]) Vgl. K. Bartsch, Beiträge zur Quellenkunde der altdeutschen Literatur. Straßburg 1886, S. 177, Nr. 3.

Ich was ains tags also frey
Das meines hertzen Amey u. s. w.[1])

Der dialectischen Besonderheiten wegen setze ich diesen ersten Theil vollständig aus d hieher[2]):

Bl. 36[a].

Es ist doch der beste anevang
Allir vroudin wer libes plegit,
Alle sache he geringe wegit,
Wie mag der hogin mŭt gehan
Der kein hercze ny lip gewan
Wen reiner vrauwin gŭte
Brengit, eyme Jczlichen hochgemůte
Wie mochte mir vmir bas gesin
Denne wen ich sehe den gesellin myn
Der mynn herczin wol behait,
Vnd he mir synen kŭmer clait,
So wirt vnsir vroude alzo gros
Das sie had keinen wedir stos
Manch liblich zcůchtig worden
Wird von vns beidin gehorden
Das sŭst nymanden konde irdenkin
Man sihet vns auge blicke schenkcin
Sich der vroudin bistu ein gast
Wen dŭ keinen sŭnderlich lip hast,
Daz du redest weder mich,
Daran betrigestu selbir dich
Du salt vorbas dine rede lan
Die ane libe sprach nu hore mich an

Bl. 36[b].

Dŭ hast wol vroude daz ist war
Adir es ist seldin in dem Jar
Wen du bie dyme libe bist,
Vnd uch allir best ist,
So geschit von ŭch ein scheidin
Hy mede wirt ŭch beidin leide
Nod vnd clage
Dabie manche tage
Ein iczlich hercze sich darna senet,
Was man es vor hat gewenet,
Wen ich mir genügen laße
" " " " " " " " "
Ich bin von nichte andirs vro
Wen myn gemüte streit alzo
ffrolich stete in einer achte
Wen ich andirs nicht betrachte
Wen ich vroude irdenkin möge
Die myme herczin wol tögen
So ist dir we und leide
Wen dich din hercze irmanet beide
An die vnd gedenckest do hen
Do din hercze vnd din syn
Czumale ist vorborgin
So mŭstŭ doch besorgin
Din lip wo is in dem lande vert
Dŭ weist nicht, wie is seine tage vorczert

Bl. 37[a].

Mit vrouden vnd mit leide
Sŭst lebet ir in Jammer beide
So bin ich vro daz gancz jar
So mŭstŭ dich senen dar
Nach dyme libe mit stetir pin
Die libes plag, die sprach la sin
Dine rede wedir mich
Wen sie ist vnvorfenglich
Ich sage dir werlichen das
Das mir ist eines tagis bas
Wen myn lip an sehe ich
Czu hant, so vro werde ich
Das ich vorgesse myner nod
All myn trŭren daz ist tod

[1]) Vgl. Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin, Nr. 9.

[2]) Vgl. auch Joh. Joach. Eschenburg, Denkmäler altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799, S. 257: Gespräch in plattdeutschen Reimen über Glück und Unglück der Liebe, besonders S. 260, 6. Zeile von unten — S. 264.

Das ich lange gehad han
Wen ich myn lieb sehe an
So ist myn leit geletczit
Wie schire he mich irgetczit
Alle myner sorgin swere
Und thut mir allir sorgen lere
So hastu doch myr dycke geseit
Du weist nicht vm̃e lip noch vme leit
Ich wolde eczwan leides plegin
Er ich mich libes wolde irwegin
Do bleib ich stete an mynen mu̇te
Do von weistu̇ nicht, vm̃e edil adir vme gu̇t
Idoch brengit eine gewonheit
Beide lip und leit,
Der wolle wir vnsir rede lan
Wen ich mich wol gewissen kan
Welch lebin bessir sy
Idoch ist lip min rechtir gü

Bl. 37ᵇ.

Bis an myn ende stetlich
Hie mede wordin sie glich
Mit en andir voreynt,
Ich armer vorborgen leit,
Daz mich ir kein en sach
Czu̇ myme herczin ich do sprach
Nu rat mir waz ich moge thu̇n
Is ryt mir daz ich ginge hinzen
Ich qweme lichte mynes turen abe
Ich gruste sie vil tummer knabe
De begunden sie sich scheidin
Lliplich nach ires herczin gir
Die eine frauwe sprach zcu mir
Vil tummer knabe, waz schaft ir hie
Ich sprach gnade frauwe ich vorgee
Mich eines tagis also We
Dorch myner vroudin gewinnen
Bin ich kommen aldo her
Do sprach zcu mir die wu̇n̄en ber
Nu̇ gang ein wenig vorbas
So ku̇m̃estu ŭff eine rechte stras,
Der volge, sie treit dich nicht ab
Gar togentlich sie mir gab
Orlob zcu der selbin stunt
Daz mir scheidin ny wart kunt
Daz clage ich gote ich sondir man
Weme ich noch allir eren gan.

Hiermit schließt Bl. 37ᵇ. — Im Vorstehenden wurde die Handschrift mit größter Treue wiedergegeben; sämmtliche Abkürzungs- und Unterscheidungszeichen rühren aus derselben. Auffällig sind die ungenauen Reime 40 : 41, 44 : 45, 74 : 75, 80 : 81 und 84 : 85, noch mehr die Unterbrechungen des Reimes. Schon der erste Vers ist reimlos; nach den Versen 34, 92, 95 und 98 fehlt ebenfalls der Reim, doch ist nur nach V. 34 eine äußere Lücke wahrnehmbar. Wahrscheinlich konnte der Abschreiber den V. 35 der Vorlage nicht lesen, denn er schrieb vom V. 36: Ich bin v, radierte das zum Theil weg und setzte als V. 35 die Häkchen.

Nicht weniger mangelhaft ist der an den ersten Theil sich unmittelbar anschließende zweite Theil des 3. Stückes in d: *die schöne Abenteuer*, Bl. 38ᵃ—41ᵇ. Es fehlen die Verse 16—19, 49 u. 50, 61, 62, 89, 90, 101—104, 155, 156, 208—211, 219, 220, 239—244, 249, 250, 267—352, 360—368 u. 370. Der Text ist somit sehr mangelhaft, da er 13 Lücken aufweist, von welchen die kleinste einen, die größte 86 Verse beträgt, so daß von den 372 Versen, welche das Gedicht in A zählt, in d 126 fehlen. Vermindert wird letztere Zahl durch eine eigenthümliche Erscheinung.

In dem schon erwähnten 6. Stücke von d, „Abschrift eines verliebten Gedichtes, aus einem Dresdener Mspte“ von einem ungenannten Verfasser kommen nämlich, wie Goldtheilchen in Quarz eingesprengt, einzelne Verse aus Suchenwirt's *schöner Abenteuer* vor[1]); so Bl. 54[b] die Verse[2]):

267 Is kum̄et zcu hofe ein rytter gut,
Der mit eren hat sin Blut
Gereret mit rytterlichen syt
270 Deme wichet nymanden ein tryt,

(gleich daran mit Weglassung von V. 271 u. 272)

273 Sie wenen sie sin vulkom̄en gar
Vnd nemen keines Beddirmannes war
275 (*nachgebildet*) Do sprach fraw ere mit gedolt
278 (276 *u.* 277 *fehlen*) Sin sie abir uff dem ffelde dort
279 So rysch alz bie den ffrawin
280 Wo man die rotten sal zcu hauwin

(nun folgen zwei fremde Verse, darauf)

283 Die ich bie ffrawen han gesehn

(nach zwein anderen Versen und einer angedeuteten Lücke von einem Verse)

287 Wo man der vinde solde nemen war
288 Do karten sie den rucken dar
290 Darnach man sie zcu hoffe sach

(nun kommt ein fremder Vers, dann)

291 Vnd hylt sie alz die veddriwe lute
292 Die do etczen konnen uff der hute

(jetzt folgt gleich ein Sprung auf Vers)

[1]) Ein Seitenstück von Verwendung Suchenwirtischer Verse in anderen Dichtungen liefert G. Sarrazin in „Wigamur, eine literarhistorische Untersuchung“ (Quellen und Forschungen Nr. XXXV. Straßburg 1879). Er wies nach, daß der vorliegende Text interpoliert sei, daß (mit Ausnahme von vieren) die Verse 4905—4944 verschiedenen Versen (zwischen 166 und 222) in Suchenwirt's *schöner Abenteuer* vollkommen entsprechen, und nimmt an, daß der letzte Schreiber des Wigamur die ihm aus Suchenwirt bekannte Stelle zur Schilderung weiblicher Formenschönheit wahrscheinlich aus dem Gedächtnisse (da er sonst die Reihenfolge der Suchenwirtischen Verse wohl besser eingehalten hätte) eingeflickt habe. Sarrazin bezeichnet diese Verse schon aus inneren Gründen als verdächtig; den Beweis hiefür erbringt Ferd. Khull im Anzeiger f. deutsches Alt. u. deutsche Litt., 5. Band, S. 358—363. In der von Rich. M. Werner in der Zeitschrift f. deutsches Alt. u. deutsche Lit., XXXIII, S. 100 ff. abgedruckten Salzburger Fragmenten des Wigamur kommt denn auch diese Interpolation nicht vor. — In der Schilderung weiblicher Schönheit ist Suchenwirt, auf dem von ihm hochverehrten Konrad von Würzburg fußend, wirklich sehr gewandt; so erscheint das Gedicht: *Von guldin stain* im Liederbuche der Hätzlerin (Haltaus, S. 219—221) geradezu matt gegenüber der Suchenwirtischen Darstellung in *der schönen Abenteuer*.

[2]) Sämmtliche Unterscheidungs- und Abkürzungszeichen stammen aus d.

315 Werd in sie uff der flucht gevangin
316 So ist in schedelich irgangin,
(Sprung auf Vers)
319 Mit schandin haldin si den lip
320 Sie mochten libir sin die wip
(Sprung auf Vers)
323 Do sprach ffraw ere mit gedult
Ich gebe iczlichir frauwen solt
325 Vnd melde (!) welche frauwe daz irfure
Daz ir bule sin ere vorlore
Die solde den zcagin hassin
Vnd us irem herczin laßin
Bl. 55ᵃ Vnd mit ihm redin nym̃er wort
330 Vnd sencket in ires herczin hort
Einen werdin beddirman
Der falscher zcagheit ny gewan
Wo die fforsten vnd die frauwin
334 Sich also ließen schauwin
(Sprung auf)
341 So dinte In helde dorch guten mut
Vnd ließen den lip vnd daz gut
In frauwen dinste al uff die wage
344 Y baz y baz[1]) zcu tage zcu tage
339 Ein herr mit gabe ein frauwe mit gunst
340 Die zcwei die rürten ritters kunst

Dies sind zusammen 38 Verse, sie fehlen im 3. Stücke von d, so daß in der elften Lücke (V. 267—352) nur mehr 48 Verse fehlen und im ganzen Gedicht 88 Verse.

Die immer noch bedeutenden Lücken beeinträchtigen natürlich den Werth dieser Recension; sie stehen mit den sprachlichen Verhältnissen der Vorlage von d im engsten Zusammenhange. — A. Lübben, welcher zu seiner Ausgabe des Zeno (Bremen 1869) auch M 42 (das Gedicht von der Überbringung der Körper der h. drei Könige = 1. Stück in d) benützt hat, zählt in der Einleitung seines Buches die Handschrift 42 nicht zu den niederdeutschen; er sagt, sie sei in einem Mischdialecte geschrieben. — Dasselbe gilt auch von *der schönen Abenteuer*; die Sprache dieses Gedichtes ist ein Mischdialect, da der Vocalismus mehr dem niederdeutschen ähnlich ist, während der Consonantismus dem Süddeutschlands näher steht, kurz es ist die mitteldeutsche Sprache, wie sie im 15. Jahrhunderte in den östlichen Gegenden Mitteldeutschlands gesprochen wurde.

[1]) Es steht: *Y baz y baz*), vielleicht soll damit der Wegfall des einen *y baz* angedeutet werden.

So steht vereinzelt *a* in d = hochd. *ǎ*: 141 *sal*, 228 *ab*, desgl. für hochd. *ê*: 288 *karten sie*; allgemein *e* = hochd. *æ* (171 *mere*) und (besonders vor *d*, *t*, *tt*, *m*, *r*, *s*) = hochd. *ĭ*: 40 *gesnetin*, 124 *gesedelt*, 140 *desir*, 135 *czemit*, vereinzelt für hochd. *â* (207 *weren*, 224 *ebinture*, desgl. 159 u. 253) und hochd. *ŏ* (45 *gewercht*, aber 176 *geworcht*). In allen Conjugations-, Flexions- und Ableitungssilben ist *e* durch *i* verdrängt (stets *kegin*), desgl. in den meisten Präfixen; immer *i* = hochd. *ei* (*ī*) und *ie* (69 *ging*); im letzteren Falle steht in d häufig *y*; sehr oft *o* = hochd. *ü* (70 *togentlich*, 80 *orkunde*, immer *dorch*), allgemein = hochd. *œ*, vereinzelt = hochd. *ou*, *au* (66 *knoff*); immer *u* = hochd. *au* (180 *truren*), hochd. *eu*, *ew* (9 *nuwe*, 63 *dutze* [A *deutsche*]), hochd. *üe* (1 *grunen walt* und hochd. *uo*, *ue* (47 *stunt*, immer *zcu*); fast immer *ei* = hochd. *ai* (77 *beißen*), häufig *ie* = hochd. *î* = *ei* (79 *bie*), stets *ou* für hochd. *au* (203 *ougin*, immer *ouch*). Abneigung gegen Umlaut ist erkennbar. — In Bezug auf die Consonanten zeigt sich allgemein *d* für hochd. *t* im Auslaut (225 *ich sand*, 264 *thud*, 355 *had*) und öfter Verdoppelung des *d* im Inlaut (274 *Beddirmannes* und 331), aber kein *wat*, *dat*, *dit* für *waz*, *daz* und *diz*; *p* = hochd. *ph* (39 *placke*); öfter *g* für hochd. *h* (67 *sag ich*, 128 *trogsesse*, 143 *in hogin werdin*) und für *k*, *ch* (94 *marg* [medulla], 135 *smag* (acc.) : *so richen behag*[1]), 160 *sie zcoug* = hochd. *zôch*); *h* wird abgeworfen in *her* vor *luciper* 237. Vgl. Weinhold, Mhd. Gr., 2. Ausgabe, 1883, und zwar §. 30 u. 67, 101, 46 u. 56, 93, 67, 81, 108, 103 u. 134, 63, 116, 112, 108, 122 u. 132, 144, 140, 107, 124, 127, 27; 171, 190, 188, 152 u. 221, 226, endlich 243.

Aber noch in einem anderen Sinne ist die Sprache *der schönen Abenteuer* ein Mischdialect. Lübben fragte sich, ob der Zeno ursprünglich in hoch- oder niederdeutscher Sprache abgefaßt worden sei. Eingehendes Studium der ihm vorliegenden Handschriften brachte ihn dahin, der niederdeutschen Aufzeichnung, trotz mancher für die Priorität der hochdeutschen Fassung sprechenden Umstände, den Vorzug zu geben, und zwar mit Recht. Anders bei *der schönen Abenteuer;* hier war die Vorlage von M 42 gewiß nicht nieder-, sondern oberdeutsch. Abgesehen davon, daß Suchenwirt in der österreichischen Sprache schrieb und uns keine nieder- oder mitteldeutsche Recension seiner *schönen Abenteuer* bekannt ist, sprechen für den hochdeutschen Charakter der

[1]) Also *behac* stm.; im Mhd. Wörterbuch und bei Lexer war bisher nur *behage* stf. belegt und in Lexers Nachträgen *behac* als Adjectiv.

Vorlage nicht wenige im Innern der Verse stehen gebliebene Stellen derselben, welche mit dem mittel- oder niederdeutschen Lautsystem durchaus nicht harmonieren, so 26 *blumelein*, 34 u. 42 *grüne*, 91 *frauwe*, ebenso 105, 115, 117 und immer, 126 *zeit*, 137 *vrauwete*, 159 *chintauwe* (224 aber *chintaure*), 174 *haubtlin*, 196 *die weiße*.

Auch in den Reimen begegnet derlei: 9 *tchauwin* : *auwe*, 107 *zceit* : *nyt* (A *neit*), 147 *mit nygge* (mitteld. Infinitiv ohne *n*)[1]: *swigin* (A *neigen* : *sweigen*). 188 *lang blanck*. Deutlich sieht man, daß zwischen der Sprache der Vorlage von M 42 und des Schreibers ein bedeutender Unterschied war, der leicht zu ungenauen Reimen führte, so 59 *irhobin*[2] : *buchstabin*, 173 *gewullin*[3] : *gedrollen*, 231 *mit botschafften*[4] : *in krefftin*. Die Vorliebe der mitteldeutschen Sprache für volle Formen (vgl. Weinhold a. a. O. §. 80) erklärt 93 *iren* : *gehyrne* (A *iern* : *hiern*), sie führte sogar zu Fehlerhaftem, wie 97 *zu der stunte* (A *stunt*) : *do dauckte mir ir roter munde* (Weinhold a. a. O. §. 85). Umgekehrt ist auch die Neigung zu Reimen, wie 165 *gesehn* : *jen* (A *jehen*) aus dem Charakter des Mitteldeutschen sehr begreiflich[5]. — Andere Unebenheiten mögen durch bloße Nachlässigkeit des älteren (von M 42) oder jüngeren Schreibers (von d) sich eingeschlichen haben, so 83 *reiger* : *sunder wegir* (A *waiger*); 197 *gemenget* : *dringet*, 199 *teil* : *ane mall*. 215 *irczetterten* : *wettern*. Vielleicht gehört hieher auch die 163 und 175 vorkommende Assonanz *güt* (A *chlug*) : *trüg*.

Manche Stellen seiner Vorlage verstand der ältere Schreiber gar nicht, oder es war ihm unmöglich, sie in seiner heimatlichen Sprache genau wiederzugeben, so die Ausdrücke *getzindelt* (V. 15), *gechrispet*, *gechrindelt* (V. 16) und überhaupt die nächsten Verse. Er schrieb also statt des Reimes *getzindelt* in V. 15 den Reim von dem V. 19 *in blumen*, ließ die Verse 16—19 weg, so daß auf *blumen* reimt *grunen*. Ähnlich kann man sich den Ausfall der meisten Verse erklären, so der Verse 155 und 156 u. s. w. Daß das Fehlen dieser und anderer Verse nicht auf Zufall beruht, sieht man schon daraus, daß die Reimordnung nirgends unterbrochen ist[6]. Daß der Schreiber von M 42 (und diesem folgt

[1]) Vgl. Weinhold a. a. O. §. 372.
[2]) Vgl. Weinhold a. a. O. §. 30.
[3]) Vgl. Weinhold a. a. O. §. 63.
[4]) Vgl. Weinhold a. a. O. §. 27.
[5]) Vgl. Weinhold a. a. O. §. 52.
[6]) Umstellungen von Versen treffen wir in d allerdings an, so steht V. 88 vor 87, 100 vor 99, 140 vor 139 und 246 vor 245.

ja d) eine ihm schwer verständliche, also oberdeutsche Vorlage hatte, erhellt aus den Versen 53 und 54, wo er statt *gilbet* : *gehilbet* schreibt *giebet* : *gebildet,* besonders aber aus den Versen 166—168. Er schreibt:

Ir ffuſselin (*chlain* fehlt) *boge ryste holl*
Ein wenig (A *tzeisel sich*) *vorborgen wol*
Herte (A *hiet*) *vndir iren rysten.*

In A heißt es 174, es sei *ir hufel zart gedrollen*, d aber schreibt *haubtlin*! V. 194 lautet in d: *Ir mundelin bines* (A *feuers*) *flamen flocket.* — Die Verse 235 u. 236 verursachten ihm viele Mühe; in 236 war dem nach bairisch-österreichischer Art verkürzten Reimworte leicht die volle Form zu geben: *sinen samen*, aber wie paßte es dann auf den Nominativ *scham*? Der Schreiber änderte also:

Den forsten zcemit wol trwe vnd zcame
Nŭ hat geworffin sinen samen!

So verursachten mangelhaftes Verständniß der Vorlage, die Schwierigkeit der Wiedergabe derselben in der heimatlichen Mundart selbst sinnlose Stellen; besonders vom Auftreten der Abenteuer an (V. 150 ff.) häufen sich Textverderbnisse[1]) und Störungen des syntaktischen Zusammenhanges[2]). Möglich ist, daß die Vorlage selbst, wenigstens stellenweise, schon einen corrupten Text bot.

Da ist es nun nicht zu wundern, daß unter solchen Verhältnissen auch der metrische Bau der Verse mitunter erheblich litt. Dazu trägt nicht wenig der ausgedehnte Gebrauch der vollen Deminutivendungen bei, so 160, 172, 184 u. o.; statt der bairisch-österreichischen Formen *hendel*, *prustel* u. s. w. erscheinen die ungekürzten *hendelin*, *brustelin*, *helselin*, *neckelin* u. s. w. Sträubt sich der Vers dagegen, so unterläßt d die Verkleinerung lieber ganz, z. B. 183 *dirne* : *birne.* Der Einführung der ungekürzten Formen[3]) in der Flexion

[1]) V. 24 u. 25: *All kegin dez ſußen tauwes thor* (A *tror*)
Kegin tal sich us liſsen,
43: *die remsŭmme* (A *rennsail*), 55: *manch lust* (A *leisten*),
78: *Nach lust und nach ebuttines* (*r*) *setin* (A *awentewr*),
115: *Eine Junc frawe rut ir wiſse hant* (A *mit*),
218: *Ir houbt waz manch edil gesteine* (A *harpant*),
247 u. 248: *Der ouff rede vnd ouch sin louff*
Sulchein kommet bie den hern uff.

[2]) Ich führe nur den Schluß an:
Der rede eine bluende kŭnst zcu stŭre
Genant schone ebinture.

[3]) Im V. 149 begegnet sogar der Acc. *nymande* (*Ich horte nymande*), entsprechend dem Acc. *iemande* : *lande, Jeroschin* 19208; V. 151 *Weme entphaet ir* ist wohl Schreibfehler? A hat *wen.*

und Conjugation statt der oberdeutschen, die durch Synkope oder Apokope nicht selten ganz auffällig zusammengeschrumpft sind, ist es besonders zuzuschreiben, daß in d nur wenige Verse sich finden, die nicht an überschüssigen Senkungen leiden. Hätten wir gar keinen anderen Anhaltspunkt für den oberdeutschen Charakter der Vorlage von M 42, eine aufmerksame Beobachtung der oben berührten metrischen Erscheinungen müßte uns daraufführen, daß ein schon ursprünglich in mittel- oder niederdeutscher Sprache abgefaßtes Gedicht nicht zur Nachschrift gedient haben könne. Da hätten wir diese Überfülle von Senkungen nicht. Diese aber führte vielfach zu Versen mit vier Hebungen und klingendem Schluß und zwar gebunden auf solche mit vier und drei Hebungen. Beispiele der ersten Art sind:

161 *Daz was von vynem golde reine*
Darinne lag ein edel steyne,

ferner die Verse 95, 96, 169, 170, 177, 178, 193, 194, 217, 218, 223, 224, 235, 236, 253, 254. Hingegen reimt der Vers

74 *Der knabe waz antwort nicht zcu terege*[1])

auf einen Vers von drei Hebungen mit klingendem Schlusse, ebenso 26, 106, 112, 216, 358 u. s. w. Selbst zu überlangen Versen führt dies, so

114 *Wo man sihet, do mans gerne thät*
154 *Ingastis wise vor der taffeln stan*
200 *Ir neselin was ane allis mall.*

Daß durch diese überschüssigen Senkungen sowie durch Einsetzung unnöthiger Wörtchen auch der Rhythmus leidet, beweisen Verse, wie

93 *Iczliche die esete den iren*
253 *Berichte mich Juncfraw ebinture*

ferner 113, 119 u, a. — Weitaus seltener finden sich Verse, die durch Weglassung von Wörtern verstümmelt sind, wie

122 *Wilpret vnd ffische*

oder 175, 176, 212, 230; Verse von drei Hebungen mit stumpfem Schlusse begegnen nur sporadisch, so

41 *Manch strick gewundin was*
129 *Ffraw zcücht was sie genannt.*

Vereinzelt kommt es vor, daß in d die Senkung ausfällt, während sie in A steht, meistens geschieht dies durch *manch*, wofür A *manik* hat.

[1]) Vgl. Weinhold a. a. O. §. 86.

Daß die so beschaffene Fassung dieses Gedichtes in M 42 unter den Händen des Schreibers von d mindestens nicht gewonnen hat, ist selbstverständlich, auch wenn man des früher dargelegten Verhältnisses zwischen Suchenwirt's Gedicht von fünf Fürsten in d zum Original in der Gothaer Handschrift B 271 nicht gedächte. Für die Herstellung eines guten Textes hat somit die Recension *der schönen Abenteuer* in d nur einen sehr untergeordneten Werth, sie ist aber insoferne von Bedeutung, als sie unter allen bisher bekannt gewordenen Suchenwirt-Handschriften die einzige ist, welche ein Gedicht Suchenwirt's in **mitteldeutscher** Einkleidung uns überliefert.

XIII. m^3†.

Nicht günstiger steht es mit Suchenwirt's *schöner Abenteuer* in m^3. Diese in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek befindliche Papierhandschrift mit der Nummer 4871[1]) umfaßt 146 Seiten in Quart und enthält nur zwei Stücke: eine im Jahre 1461 für Ortolf von Trenbach durch dessen Gerichtsschreiber Johann Fritz von Passau gefertigte Abschrift des Lohengrin[2]) und darnach (S. 137 bis 146) von späterer Hand *die schöne Abenteuer.*

Die Trenbach führten ursprünglich den Namen Wackher und waren in Ungarn ansäßig. Von dort zogen um 900 vier Brüder dieses Geschlechtes nach Baiern, einer derselben, Azelius, nannte sich und seine Familie von dem in der neuen Heimat angekauften Schlosse Trenbach (in Niederbaiern, Bezirksamt Eggenfelden; ehemals zum Landshut'schen Pfleggerichte Dingelfing gehörig[3]). Zu diesem Zweige gehörte der genannte Ortolf. Er ist wohl derselbe, der sich in der Handschrift des Lucidarius der Wiener Hofbibliothek (Nr. 2808) als Ortolf Trenbekch der Elter — zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne — unterschreibt und mittheilt, daß er die Handschrift 1459 mit eigener Hand geschrieben habe (vgl. Hoffmann von Fallersleben a. a. O. Nr. CXXI). — Der in *der schönen Abenteuer* anstatt Suchenwirt's genannte Hans von Trenbach (V. 131) kann Ortolfs des Älteren Neffe oder — was mich weit wahrscheinlicher

[1]) Vgl. Schmeller's Katalog der deutschen Handschriften, 2. Theil, S. 493.

[2]) H. Rückert hat diese Handschrift in seiner Ausgabe des Lohengrin (Quedlinburg 1858) nicht berücksichtigt.

[3]) Vgl. Vollständiges Ortschaften-Verzeichniß des Königreichs Baiern. München 1877, und J. M. Einzinger von Einzing, Baierische Adelshistorie, 2. Band (1768), S. 553.

dünkt — sein Enkel sein, welcher (nach Bucelinus, Sacri romani imperii principum, comitum etc. stemata et probationes, MDCLXXII, pag. 190) als Domprobst von Passau 1552 gestorben ist. Die Niederschrift *der schönen Abenteuer* wird demnach in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zu setzen sein.

Nicht lange darnach dürfte die Handschrift nach Oberösterreich in die Bücherei des Hauses Fernberg gekommen sein, denn auf der ersten Seite von m[3] steht oben: *A* 1588 Hanß Ferenberg zu Egenberg. Es ist dies wohl Johann Christoph Fernberg, der sich am 12. Juni 1588 vermählte, aber kinderlos starb (vgl. S. 315, 1. Anm.), ein Enkel jenes Johann Fernberg, der 1531 Schloß und Herrschaft Egenberg erworben hat. — Darunter aber steht seitwärts: Enenkel vidit. Bezieht sich diese Bemerkung auf das Jahr 1588, dann dürfte sie nur schwer auf Job Hartmann Enenkel zu deuten sein, da dieser 1576 geboren ward, wohl auch nicht auf seinen um drei Jahre älteren Bruder Georg Achaz, den Hoheneck a. a. O. S. 151 „einen sehr gelehrten Herrn" nennt. Mit mehr Wahrscheinlichkeit könnte man an deren Vater Freiherrn Albrecht Enenkel denken, welcher 1547 geboren wurde, viele Reisen gemacht und fremde Länder gesehen hat. Da aber gar kein zwingender Grund vorliegt, diese Notiz in das Jahr 1588 zu verlegen, ist man nach Allem, was bei B und C über Job Hartmann gesagt wurde, wohl berechtigt, diese Bemerkung auf ihn zu beziehen. — Wie die Handschrift nach Baiern zurückkam, ist unbekannt, auch nicht aus dem Äußeren zu entnehmen, da der alte Einband durch einen modernen ersetzt ward, wobei die Überschrift des Suchenwirtischen Gedichtes weggeschnitten ward, so daß nur die Worte übrig blieben: *hat Disz Red gemachtt.*

Die sprachlichen Verhältnisse in m[3] weisen nach Baiern und widersprechen der Annahme, *die schöne Abenteuer* sei in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgezeichnet worden, nicht. Flexion und Conjugation verrathen die jüngere Zeit (vereinzelt begegnet 259 der Nomin. fem. sing. *andrew*), nicht nur in *sc*, auch in den Verbindungen *sl, sm, sn, sw* ist die breite Trübung fast vollständig durchgedrungen (Weinhold, Bair. Gr. §. 154): 22 *schwüngell* u. s. w., aber 323 *sprach* u. ö., 206 *gestrichen*. Adjective und Adverbien endigen nur auf *-lich*, statt *-l* und *-el* wendet der Schreiber zur Verkleinerung *-lein* an: 167 *fuesslein* u. s. w., einigemal auch *-len*: 172 *härmden*, 265 *händlen* und 266 *frewlen* (a. a. O. §. 244); 293 bgegnet bereits *hirsch*. — Im Übrigen findet sich nebeneinander *da* und *do*, *die* und *di*, fast durchaus *zu*, immer *durch* (A *durich*), *gein* (A *gen*) und *nitt* (A *nicht*,

vgl. a. a. O. §. 11); über 149 *nembt* vgl. S. 328. — Apokope und Synkope erscheinen in nahezu unbeschränkter Freiheit, und daraus erklären sich einerseits die sehr häufigen Störungen durch Mangel der Senkung (V. 34, 179, 207, 211, 312 u. s. w.), besonders vor der letzten Hebung (V. 29, 33, 34, 46, 63 u. s. w.), anderseits das Vorkommen vieler Verse mit stumpfem Schluß und drein Hebungen (V. 39, 40, 65, 66, 121, 275 u. s. w.).

Für die Aufzeichnung des Gedichtes in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sprechen auch die Schriftzüge. Dieselben sind lateinisch (nicht cursiv), aber sehr undeutlich und schleuderhaft[1]). Dadurch werden auch die Schreibfehler (280 *durchschawen*, A *durichhawen*), die selbst in den Reimen zu finden sind (20 *aus jun̄* [: *blumen*]), leicht begreiflich, desgleichen der Ausfall vieler einzelnen Wörtchen: 38 *auch* und das Reimwort *vein*, 41 *gewunden*, 59 *vein*, 96 *ie*, 175 *do*, 176 *auch*, 254 *die*, 257 *ee*, 301 *und* und *machen* u. s. w. Überall zeigt sich Mangel an Sorgfalt, dafür aber das Walten der Schreiberwillkür. Manche Verse sind so stark geändert, daß sie den entsprechenden in A kaum mehr ähnlich sehen; so lautet V. 33:

Der Ritterlich beczeugt was,

die Verse 206—211:

Ir augpra schon gestrichen
Vnd warn darnach prawn gevar
Als obs mit einem pemsel dar
Dar czu hat dy mayt rain
Zwey örlein geschmuckt und klain
Noch wunsch wol gewachsn̄ dar,

V. 353 *Sag an viel lieber Trenbeckk,*

ähnlich 59, 121, 199, 240, 311, 312, 318. — Ja, es sind ganz neue Verse für solche in A eingesetzt; so für

V. 32 *Als ob ein kayser läg zu veld*
V. 294 *Vnd bei ritter spil verczagt*
V. 302 *Sij das in kain fürst meit*
V. 314 *stirbt er sunst des wirt wol wett*
V. 354 *an adel vest an eren kechk*;

die Verse 131 u. 132 in A gibt m^3 durch folgende drei Verse:

Viel lieber hanns von Trenbach
der nie von frawen vbell sprach
Rett sy zu mir zu hant.

[1]) Die Verse sind abgesetzt, die Anfangsbuchstaben der Verse bald groß, bald klein.

Nach Vers 314 von A findet sich in m^3 folgender Zusatz:

Wirt er an der flucht wuntt
er ist zu klagn als ein hundt;

als Gegenstück dazu fehlen in m^3 die Verse 183—186, und 221 u. 222 ohne jede äußere Unterbrechung. Es sind, abgesehen von Apokopen und Synkopen oder Auflösungen von solchen, kaum 20 Verse zu finden, in denen nicht geringere oder größere, oft sehr bedeutende Änderungen vorkommen. Viele derselben sind schlecht, viele zwar nicht, aber ganz willkürlich, nur wenige bieten wirklich Besserung (48 *gewolkenirt*, 99 *fragten*, 153 *frawen*, 161 *reinem*, 239 *eleichen*).

Aber nicht sämmtliche Änderungen kommen auf Rechnung der Schleuderhaftigkeit und Willkür des Schreibers, viele fanden sich gewiß in seiner Vorlage. Diese war nicht A, das ergibt sich aus einer Vergleichung von m^3 mit d, welche in folgenden Stellen. übereinstimmen: 8 *zu ainem* (*eyme*), 66 m^3 *knopf*, d *knoff*, 67 m^3 *sach*, d *sag*, m^3d 70 *tu(o)gentlich*, 87 *dem*, 88 *als noch*, 96 *ie* fehlt, 100 m^3 *recht als ob*, d *recht ab*, m^3d 107 *wol*, 111 *wenn*, 114 *mans*, 119 *ich*, 142 *do*, 144 *man* fehlt, 148 *lenget(i)r*, 161 *vei(y)nem*, 165 *ygemant*, 175 *do* fehlt, 176 *auch* fehlt, 181 *massen*, 245 *nemen*, 258 *mer wenn*, 274 *pidermans* (*Beddirmannes*), 323 *do sprach*, 328 *irem*, 372 *ist* fehlt. — d kann nicht von m^3 abgeschrieben worden sein, weil die Vorlage von d, die Dresdner Handschrift M 42, schon 1433 oder doch 1439 fertig wurde, m^3 aber erst nach 1461. m^3 kann aber auch nicht aus M 42 geflossen sein, denn läßt man auch die Verschiedenheit des Dialectes unberücksichtigt, so sprechen doch dagegen vor Allem die zahlreichen Lücken in M 42, während in m^3 nur sechs Verse fehlen. Aber aus derselben Quelle stammen M 42 (d) und m^3, und diese — derzeit unbekannt — war, wie schon S. 440—443 dargethan wurde, eine oberdeutsche.

XIV. m^4†.

Aus dieser Quelle schöpfte auch m^4. Die in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek unter der Nummer 270 aufbewahrte Papierhandschrift[1]) hat Holzdeckel, die mit gepreßtem schwarzen Leder überzogen sind, doch ist der Überzug auf jedem Deckel zur Hälfte weggeschnitten; die Schließen fehlen. Auf 388 Blättern in Folio enthält sie Sprüche, Abenteuer und Mären, darunter von Teichner und drei Gedichte Suchenwirt's, rückwärts wieder Dichtungen Teich-

[1]) Vgl. J. A. Schmeller's Katalog der deutschen Handschriften, 1. Theil, S. 31—37.

ner's und „Freidank's Sprüche". Die Verse sind abgesetzt und beginnen meistens mit großen rothdurchstrichenen Buchstaben; jede Seite enthält durchschnittlich 31 Verse in einer Columne. Die Schrift ist außerordentlich deutlich und noch der in A ziemlich ähnlich, obwohl m^4 um mehr als ein halbes Jahrhundert jünger ist. Die Handschrift stammt, wie auf der letzten Seite bemerkt ist, aus dem Jahre 1464 und war zufolge der Eintragung auf der ersten Seite: *Sum B. V. Mariae in Rottenbuech* Eigenthum eines Klosters im schwäbischen Sprachgebiet[1]).

Dahin führt nämlich die Sprache, die unverkennbare Zeichen des schwäbischen Dialectes aufweist. Das letzte (f. 124^b—130^b) der drei Gedichte Suchenwirt's hat die Überschrift: *Die schön Aubenteür* (roth)[2]). Wie im Titel begegnet auch sonst *au* für *â*: 236 *haut* u. s. w. (vgl. Weinhold, Alemann. Gramm. §. 96), zuweilen *äu*: 71 *fräugt*, ebenso 99 (a. a. O. §. 97). Adjective und Adverbien zeigen nur das Suffix *-lich*; in *-lin*[3]) und *py* wurde *î* bewahrt, sonst aber ist dessen Diphthongisierung fast allgemein: 38 u. 59 *fein*, 66 *rubein*, 191 *mein*, 236 *sein*, 265 *weissen*, 270 *weicht*, 299 *veinden*, 342 *leib*, 194 sogar *mündlein* (a. a. O. §. 90 u. 99); *ie* für *üe*: 170 *geschniert* (a. a. O. §. 102), *oe* für *üe*: 34 *grön* und so immer (a. a. O. §. 92); *u* für *iu* (*eu*) vereinzelt: 33 *erzugt*, 357 *creatur* : *stur*, ebenso *iu* für *eu*: 251 u. 252 *gehiur*, hingegen häufig *eu*: 213 *treubel*, 259 *newe*, 260 *newes*, 344 u. ö. *euch* (a. a. O. §. 100 u. 103); *û* hat sich nur selten erhalten: 60 *durchlucht*, gewöhnlich steht *au* für *û* und *ou*: 67 *auf* u. s. w., immer *fraw*, 210 *haupt*, 260 *lauf* (a. a. O. §. 93 u. 96). In 183 *dierel* : *pirel* (A *dirnl* : *pirnl*) zeigt sich Abstoßung von auslautendem *n* (a. a. O. §. 202); sehr häufig ist *s* diphthongisiert in den Verbindungen *sl*, *sm*, *sn*, aber 27 *entspriessen*, 105 *sprach*, desgleichen 112, 275 u. s. w., 27 u. 368 *stund* (subst.), 55, 57 *stünd* (verb.), 262 *stock*, 188 *swanck*, aber 191 *schwär* (a. a. O. §. 190); *gg* = *kk*: 288 *ruggen* (a. a. O. §. 209). Be-

[1]) Ich denke hier nicht so sehr an Raitenbuch im bairischen Regierungsbezirke Schwaben (Bezirksamt Zusmarshausen), als vielmehr an Rottenbuch im Regierungsbezirke Oberbaiern (Bezirksamt Schongau), wo seit dem 11. Jahrhunderte ein Augustiner-Convent bestand, einst auch ein Nonnenkloster und Hospital (vgl. Universallexikon aller Wissenschaften und Künste, 30. Band (1741), S. 712, und Einzinger a. a. O. 2. Band, S. 457). Daß Rottenbuch im Volksmunde auch Raitenbuech heißt, ist nebensächlich, da *a*, verdumpft zu *o*, für *ai* (*ei*) nicht nur im Alemannischen, sondern auch im Schwäbischen vorkommt (Weinhold, Alemann. Gramm. §. 34, 44, 87 und 94).

[2]) In der Folge als Nr. 3 citiert.

[3]) Die Verkleinerung unterbleibt sehr häufig, so 185, 187, 193, 200 u. s. w.

merken will ich noch die nasalierte Form der 2. Person im Plural des Präsens ind.: 151 *enpfachent* u. s. w., das Präsens 101 *ich gen* und die nasalierten Präterita *gieng* und *vieng* (a. a. O. §. 342 u. 336), die Deminutive im Plural: 38 *perlach* (A *perlein*) und 210 *armlach* (a. a. O. §. 263), die Nominative sing. fem.: 325 *welchu* (entsprechend dem *disu*, a. a. O. §. 420) und 127 *al'u* u. s. w. (a. a. O. §. 423), den Accus. neutr. plur. 216 *meinu* und den Accus. fem. sing. 102 *dissu* (a. a. O. §. 424, letzterer ein Seitenstück zu w Nr. 2, 141 *warew*, 213 *liebew* u. s. w., vgl. S. 331). — Sonst findet sich nur *durch* (A *durich*) und *die*, fast ausschließlich *zu*, unterschiedslos *da* und *de*, neben *menig* auch *manig*. — Apokopen und Synkopen treten noch ungezügelter auf als in m^3, daher der störende Mangel so vieler Senkungen (5, 54, 63, 68, 172, 174, 187, 193, 195, 240, 262, 319, 331, 341 u. s. w.), zumal vor der letzten Hebung (1, 29, 34, 86, 119, 185, 236, 265, 369 u. s. w.), daher nicht selten Verse mit drein Hebungen und stumpfem Schlusse (21 u. 22 [Umbildungen von 19 u. 20 in A], 47, 121, 180, 198, 231, 232, 261, 262 u. s. w.).

Von den letzteren Erscheinungen beruhen viele auf sprachlichem Grunde; nicht wenige aber sind auf die Schleuderhaftigkeit und Willkür des Schreibers, der in diesen ungünstigen Eigenschaften noch den von m^3 überbietet, zurückzuführen: daher die häufigen Schreibfehler (10 *da* für *der*, 86 *pald* [A *bayde*] u. s. w.) und oftmaligen Störungen des Rhythmus durch fehlende Wörter: 63 *zu*, 73 *al*, 74 *ze*, 78 *nach*, 154 *vor*, 202 u. 352 *gar*, 257 *ee*, 268 *hat*, 272 *nu*. — Die Verse 15—20 von A sind in m^4 fast bis zur Unkenntlichkeit verändert. Statt A 44 hat m^4:

Waren von guldin porten

statt A 68 hat m^4: *Dem ich gar recht chost trüg*
„ „ 136 „ „ : *Min herz noch nie so reich behak* (Unsinn!)
„ „ 167 „ „ : *Ir clain füß por(c) ist hol*
„ „ 168 „ „ : *Aain tail sich verporgen wol*
„ „ 169 „ „ : *hett under irn rist* (Unsinn!)
„ „ 210 „ „ : *zwai armlach und ain haupt clain*
„ „ 260 „ „ : *Die ist newes laufs erkür* (Unsinn!).

Ähnlich 54—61, 121, 170, 211, 213, 243, 299, 321, 333 (dadurch die ganze Stelle sinnlos), 337, 338. Die beiden Schlußverse lauten:

Die red Die plündent gunst stür
Genad ist Die schon aubentur.

Die Verse 67, 188, 306 und 344 in A werden durch folgende neue Verse ersetzt:

Des ich auf den zelt slüg
Ir zöpf warent von manigem swanck
Nach prisz und nicht verzagen
fur war ich euch das sag.

Aus den Versen 251—253 in A macht m^4 die zwei Verse:

Da sprach fraw lieb die gehiur
Beschait mich fraw aubentwr;

die Verse 254 u. 255 in A verschmelzen in m^4 zu dem monströsen Verse:

wie lebent die da sitzent in der liebe glüt.

Durch diese willkürliche Behandlung des Textes wird auch der Reim getrübt; so steht 45 *hand* : *umbehank*, 190 *liebin* für *minne* [1]). — Auf 194 folgen die Verse 197, 198, 195, 196 u. 199, von da an in der Ordnung von A weiter. Nach V. 270 folgen 273, 274, 271, 272, dann 275, 276 u. s. w.; an V. 360 reihen sich 362, 361, 363 u. s. f. — Von den Versen in A fehlen hier in acht Lücken folgende 20 Verse: 21—26, 49, 50, 103, 104, 155, 156, 161, 162, 303, 304, 335, 336, 345 u. 346.

„Es war das Schicksal der deutschen Dichter aus dieser Zeit, daß sich die Abschreiber mit ihnen mehr als mit anderen Schriften erlaubten. Jeder schaltete ein und änderte, wie es ihm gutdünkte oder aus der Feder fiel. Es würde eine unendliche Arbeit für die Kritik sein, die wahre Lesart des Verfassers wiederherzustellen, und oft wüßte ich gar nicht, wie sie es anfangen wollte, wenn sie nicht das Autographon des Verfassers bei der Hand hätte.“ Diese Worte Lessing's [2]) gelten nicht nur von Boner's Edelstein, sondern auch von m^4. Aber die Kritik verzagt nicht, selbst wenn nicht das Autograph zur Verfügung steht, wie in unserem Fall. Wir haben ja A — ein Vergleich mit d, m^3, m^4 zeigt erst ihren großen Werth; die drei letztgenannten aber, so gering ihre Bedeutung ist, sind selbst wieder nicht gleichwerthig. d gebührt trotz der vielen Lücken der Vorrang vor m^3, m^4 aber steht zu unterst. Und trotzdem liefert auch m^4 einige gute Lesarten, wie 33 *gar*, 112 *sprachen*, 123 *gechüelet*, 170 *geschniert* und mehrere, welche auch m^3 hat.

Überhaupt herrcht zwischen diesen beiden Recensionen trotz vieler Verschiedenheiten doch eine gewisse Über-

[1]) In dem vorausgehenden Gedichte Suchenwirt's in dieser Handschrift wurde V. 180 ff. der Raum für das Wort *minne* leergelassen und nachträglich von anderer Hand mit *liebin* ausgefüllt.

[2]) Ausgabe Lachmann's, Band 10, S. 336.

einstimmung, wie aus folgenden Stellen erhellt: 29 *der lust*, 42 *als* (A *alsam*), 47 *sammat* (*samat*), 52 *lasur*, 66 *knopf*, 70 *tugentlich*, 74 *ze* fehlt, 84 *Der ander ainen* (m⁴ *ain*) *waiger* (Unsinn!), 96 *ie* fehlt, 111 *wenn*, 114 *mans* (m⁴ *mangs*), 121: *Vnd satzte* (*satzent*) *sich zu tisch*, 144 *man* fehlt, 148 *lenger*, 153 *frawen*, 165 *nyemant*, 175 *do* fehlt, 229 *vordern* (*vodern*) *haben*, 239 *ettlei(i)chen*, 242 *andern su(o)ll lan*, 245 *nemen*, 257 *ee* fehlt, 290 *bei frawen*, 291 *pider*, 310 *schant klain ist*, 315 *gevangen*, 316 *schä(a)ntlich ergangen*, 317 *als*, 323 *do a sprach*, 347 *euch*, 368 *schied*. — Diese Übereinstimmung wird nicht dadurch erklärt, daß man m⁴ als Vorlage von m³ annimmt, denn in m⁴ fehlen ja, von allem Anderen abgesehen, 20 Verse, die in m³ vorhanden sind. Es kann auch nicht m⁴ von m³ abgenommen worden sein, weil letztere Handschrift erst im 16. Jahrhundert abgefaßt wurde, m⁴ aber schon 1464. Und wäre auch nicht diese Zeitdifferenz, so ließe sich doch nicht absehen, wie der Schreiber von m⁴ an den Stellen, wo m³ anstatt Suchenwirt's den Trenbach einflocht, den richtigen Text hätte herstellen können. Es bleibt somit nur die Annahme einer gemeinsamen Quelle übrig, aus welcher auch d (M 42) geflossen ist[1]) (vgl. S. 447).

Fol. 107ᵇ beginnt unter der Überschrift: *Ain ander spruch* (roth) *Suchenwirt's Widertail* und endet fol. 114ᵃ[2]), fol. 68ᵃ fängt *Ain ander uast güter spruch* (roth) an und reicht bis fol. 71ᵃ. Es ist jenes Gedicht, welches P in seiner Ausgabe unter Nr. XLVI als *Krieg der Liebe und Schöne* anführt[3]), es wird bei späterer Gelegenheit seine Besprechung finden. — Was über Nr. 3 in m⁴ vom sprachlich metrischen Standpunkte gesagt wurde, gilt im Allgemeinen auch von Nr. 2; ich merke hier nur noch an *â* = *ou* = *au* (Weinhold, Alem. Gr. §. 87): 315 *den sam*, *w* für anlautendes *v* (a. a. O. §. 160, S. 125, 1. Anm.): 32 *warb*, 132 *wart*, endlich Abfall von auslautendem *d* sammt Schlußvocal (a. a. O. §. 183): 241 *pal*. Auch den Eindruck der Flüchtigkeit macht Nr. 2, doch im minderen Grade als Nr. 3. Schreibfehler begegnen im Innern der Verse (114 *chument*, 279 *stat*, 321, 329 u. s. w.), aber auch im Reime, so 31 *plaw* : *da*,

---

[1]) Daß m⁴ und d (M 42) nach derselben Vorlage geschrieben wurden, beweist direct die Übereinstimmung dieser Handschriften an folgenden Stellen: 48 *gefloriert*, 112 *sprache in*, 115 *junckfraw e*, 123 *gechü let*, 143 *wi e rden*, 160: *Sie zuckt zcoug ein vingerlin von der hant*, 164 *es*, 173 *gewollen*, 177 *side rain*, 182 *mitten*, 218 *gestain* (*gesteine*).

[2]) Fol. 108 ist unbeschrieben.

[3]) Ich bezeichne diese Gedichte im Folgenden mit Nr. 2 und 1 in m⁴.

33 *ander* : *wandel*, 37 *niemant* : *ieman*, 183 *enzühet* : *flüchet*, 269 *jähen* : *wagen*, 273 *reüt* (A *anrürt*) : *verfürt*, 313 *baide* : *chlaider*; vom V. 58 hatte der Schreiber den Anfang geschrieben, war dann wieder in V. 57 gekommen und schrieb dessen Schluß noch einmal, so daß die Verse 57 und 58 mit *heb du an* schließen. Statt 68 *mit gäuden*, schrieb er *mit genaden*, wodurch der Reim unterbrochen, die Stelle sinnlos wird. Umstellung der Wörter nimmt er nicht selten vor, sie ist meist nutzlos, in 361 (*stan in dem garten* : *gethan*) wird dadurch der Reim gestört. Wörter fehlen nur wenige: 16 *der*, 18 *ich*, 126 *man*, Verse an sechs Stellen: 155—158, 203, 204, 245, 246, 297, 302 und 304—307, im Ganzen 14, eigentlich 13, da V. 297 durch einen neuen ersetzt ist. Nach V. 308 findet sich der eingeschobene Vers:

Das was der plawen ungemach.

V. 188 geht 187 vor und 314 dem V. 313. Aber diese Umstellungen und die vorher angegebenen fehlenden Verse kommen nicht auf Rechnung des Schreibers, sie fanden sich schon in seiner Vorlage.

XV. m⁵†.

Dazu diente ihm m⁵, das ist die Papierhandschrift Nr. 379 der Münchner Hof- und Staatsbibliothek. An den mit braunem Leder überzogenen Holzdeckeln befindet sich eine Messingschließe; auf dieser ist noch zu lesen *mar*. Der Rücken ist sehr schadhaft; auf der Außenseite des Vorderdeckels ist ein alter Zettel aufgeklebt: *mancherley spruch und gedicht*, und das entspricht dem Inhalte der 225 Blätter in Quart. Bis fol. 177 folgen verschiedene Gedichte, darunter die als Nr. 1 und 2 bezeichneten Gedichte Suchenwirt's in m⁴; fol. 178—219 nimmt Eduard Wahrens' Augsburger Chronik der Jahre 1368—1444 ein. Der ganze Codex stammt nicht aus dem Jahre 1454, wie man nach J. A. Schmeller's Katalog der deutschen Handschriften, 1. Theil, S. 56—61 annehmen könnte; es wird ja gegen den Schluß noch das Jahr 1478 erwähnt.

Fol. 31ᵇ steht in der vierten Zeile von oben: *Sequitur Alter*, daneben mit blasser Tinte: *Das ist ain sprvch vō der scheny uñ vō der lieby*; derselbe endet fol. 34ᵃ; fol. 72ᵇ—74ᵃ befindet sich der *Widertail*. Am Rande von 72ᵇ ist bemerkt: *Der spruch vō den zwen farbn von plawer und von gemegter wie*[1]) *sie wider einander worent*. Die Verse

[1]) Es steht nur: *ie wider ein*
nder worent, das andere ist weggeschnitten.

sind abgesetzt, ungefähr 30 auf jeder Seite, die Anfangsbuchstaben derselben sind groß und roth durchstrichen. Die Besprechung des ersten Gedichtes folgt später, die Vergleichung des zweiten mit A führt zu demselben Ergebnisse wie bei m^4. Es erklärt sich dies daraus, daß beide Handschriften bis auf wenige, meist belanglose Dinge so vollständig übereinstimmen, wie sich Ähnliches bei keinem anderen Gedichte Suchenwirt's in zwein oder mehreren Handschriften auch nur annäherungsweise bisher gezeigt hat. Zum Beweise führe ich nur einige Stellen an: 2 *hohen fräuden* (*fröden*), 14 *durch*, 15 u. 208 fehlt *gar*, 18 *ich sach*, 23 *wann ich*, 35 *als ich*, 36 *gemengt da*, 40 *das selb*,

43: *Daz es solt wizzen iemant mer*,

44: *Wes ich in meinem hertzen ger*

45: *Das ich mit trewen han vers(ch)lossen*,

52 *ob ich*, 56 *hoher er(e)n*,

71: *Das es ain ch(k)ind wol mo(ö)cht verstan*,

80: *Sein hau(o)bt das ist im worden schwer* (*swär*),

82 *p(b)iß auf*, 84 *plaw die*, 88 *ob tisch(e) chan er*, 102 *ho(ö)chsten und*, 113 *iren*,

115: *Sein fräu(ä)d paß da(e)nn ain(u) albain*.

116 *er niedert* (m^5 *nyndert*), 117 *gelob*, 119 *mager*, 122: *Ich main py* (*bey*) *namen sollich sach*,

123: *Vnd sollich grossu missetat*,

125: *Ain puest er an dem leib mit sucht*,

130 *liget*, 131 *enspart*, 132 *wer hie*, 136 *ir wol ir*, 138 *Chain falsch's noch swaches main*, 141 *ren* fehlt, 144 *sich meret*, 148 *in hoh(ch)em ritterlichem*, 149 *swencken*, 153 *pan gezogen*, 167 *sprach da(o)*, 168 *chan der dir*, 169 *gemelich*, 175: *Ist alles waidenlich gestalt*, 177 *als es*, 185 *vei(ï)ntlichen*, 186 *und fürt*, 198 *ich wi(ä)rt so*, 199 *so geit*, 210 *gehort*, 211 *man die*, 215 u. 296 *frumen helt*, 227 *fru(o)men*, 236 *gar vil*, 237 *slecht in teuffe*, 240 *er da(e)nn*, 241 *so wider umb*, 242 *all(er) erst so*, 252 *preiß wol erben*, 263 *progt*, 264 *zogt*, 268 *der fordern*,

275: *Er ist das* (*der*) *erst von dannen zeit* (Unsinn!),

276: *Und hebt sich hin pald* (*bald hin*) *an die weit*,

277 *piß das*, 288 *ob* fehlt, 288 *mit im selb*, 308 *und was*, 311 *an den rock*, 318 *frawet*, 319 *auß lachedem*,

329: *Ob du in deiner pläwer(n) wa(ä)t*,

330: *Leptest noch in gantzer stät*,

339 *die hand*,

347: *Da(e)mn das er sei der tugend ain chern(e)*, 353 *erwirbt und das behept*, 355 *gespila ich*, 360 *kert auch*, 364 *red die*. Endlich finden sich noch in beiden Handschriften die Schreiberverse:

Ich wolt Das ich solt
Lieb han wen ich wolt
Vnd wem ich gelten solt
Das er sein nicht en(t)wolt.

Beide Handschriften stehen in Bezug auf dieses Gedicht in allerengster Verwandtschaft: man kann wohl mit Ausschluß jedes Irrthums sagen, daß m⁵ (zum größten Theil 1454 geschrieben) die Vorlage für m⁴ (beendet 1464) gebildet hat. Von demselben Schreiber können sie nicht herrühren, weil m⁵ eine ganz andere, stark verschnörkelte, auf den ersten Blick undeutlich scheinende, bei genauerer Betrachtung aber recht gut lesbare Schrift aufweist. Auch nicht aus sprachlichem Grunde; allerdings herrscht hier wie dort schwäbischer Dialect, aber an vereinzelten feinen Unterschieden fehlt es nicht: 102 hat m⁴ *nimt*, m⁵ *niemt* (unechtes *ie* für *i*, Weinhold, Alem. Gr. §. 102), 183 m⁴ *enzühet* : *flüchet*, m⁵ *enzwchet* : *fluchet* (also *w* = *u* = *iu* = *eu*), 185 m⁴ *veintlichen*, m⁵ *vintlichen*, 226 m⁴ *wir*, m⁵ *mir* (a. a. O. §. 168 b), 239 m⁴ *frainden*, m⁵ *frunden*, 315 m⁴ *sam*, m⁵ *söm* (*ö* für *ou* = *au*, a. a. O. §. 91); der Schreiber von m⁴ gebraucht immer *fräude*, der von m⁵ stets *fröde* (a. a. O. §. 92) und fast ausschließlich *da* im Sinne von *da* und *do*. Er ist kein Muster von Genauigkeit, übertrifft aber hierin gewiß den Schreiber von m⁴. Die Schreibfehler sind nicht zahlreich (147 *die* für *dein*, 223 *zo* für *so* oder *ze*, 224 *herrem*, 358 *kurchten* oder *kurchtent*), ungenaue Reime selten: 31 *blaw* : *da*, 97 *verdrüßt* : *auffschlewßt* und 313 *baide* : *chlaider*; 105 fehlt *sich*. Daß sich die Umstellungen der Verse und Lücken im Wiedertail von m⁴ und in m⁵ finden, wurde bereits gesagt, aber außer-dem fehlen in m⁵ die Verse 30, 46 und 230, so daß der Reim dreimal unterbrochen wird.

Und trotz dieser letzten drei Lücken ist m⁴ nach unserer Handschrift geschrieben worden? Allerdings zeigt sich an diesen drein Stellen in m⁴ keine Unterbrechung, aber die Verse 30, 46 und 230 lauten dort nicht wie in A, sondern

30: *Dar ein was sie gesprenget,*
46: *Das ich mit trewen han verslossen,*
230: *Vnd mit listen ab stritten.*

Man sieht sogleich, daß diese Verse eine Leistung des Schreibers von m⁴ sind, der jene Lücken seiner Vorlage durch die Reimstörung bemerkte und nach seinen Kräften ausfüllte. — So viel demnach

gegen die Annahme, daß m^4 und m^5 von demselben Schreiber herrühren, einzuwenden ist, so wenig läßt sich dagegen anführen, daß m^4 aus m^5 geflossen ist. Und die Quelle von m^5?

XVI. und XVII. f†. l†.

Vielleicht nähern wir uns derselben in f, der Papierhandschrift Nr. 362 der Freiburger Universitätsbibliothek[1]. Zuweilen kommt dafür die Bezeichnung „Hug'scher Codex" vor; derselbe gehörte nämlich früher dem Freiburger Professor, Domdekan und Geheimrath Dr. Leonhard Hug; nach dessen 1846 erfolgtem Ableben kam er mit anderen werthvollen Handschriften und dem ganzen Bücherschatze durch Schenkung an die Universitätsbibliothek in Freiburg, welche alle diejenigen Werke der Sammlung, die ohnehin bereits vorhanden waren, dem Lyceum in Constanz überließ[2]. — Die Handschrift f umfaßt 93 Blätter in Folio, welche (zum Theile leer gelassen) erst in neuester Zeit mit Bleistift gezählt worden sind. Die Gedichte sind in zwei Spalten geschrieben, jede besteht durchschnittlich aus mehr als 40 Versen; diese beginnen mit großen Buchstaben. Nach dem Schlusse des achten Gedichtes findet sich die für die Altersbestimmung der Handschrift wichtige Bemerkung: *Anno domini mccccxlv° In die Sancte auffre jn kirchberg*[3] *est hoc scriptum pm C.fgr°* (?).

Der Widertail beginnt fol. 2, Spalte a und endet auf fol. 4 mit Spalte b. Die Handschrift selbst habe ich nicht gesehen, da Herr Professor Hermann Paul in Freiburg mir bereits 1879 eine Abschrift des Gedichtes mit einigen die Handschrift betreffenden Notizen zu übersenden die Güte hatte. Vor dem Anfangsbuchstaben des ersten Verses wurde Raum für eine Initiale freigelassen, dann ein *S* vorgeschrieben. Von den Haken gebraucht der Schreiber ˘ oder ˊ über *u* für *uo* und *ue* und zwei neben oder schräg übereinander gestellte Punkte zur Bezeichnung der Umlaute: *fugt*, 5 *süssen*, 49 *hör*, 75 *möchten*, 100 *frů* u. s. w., aber auch für *a*: 121 *spröch* = *sprach* (: *sach*), ebenso 308 und 328. Reine *u* (kurz oder lang)

[1]) H. Amann, Praestantiorum aliquot Codicum Mss. qui Friburgi servantur notitia. Fasciculus I. Friburgi Brisigaviae 1836. Fasciculus II. 1837.

[2]) Vgl. Dr. Julius Petzholdt a. a. O. S. 87.

[3]) Von den vielen Kirchberg könnten hier in Betracht kommen die in der alemannischen Schweiz und zwar im Canton Thurgau, Bezirk Frauenfeld; im Canton St. Gallen, Bezirk Alt-Toggenburg; im Canton Aargau bei Aarau und im Canton Bern, Bezirk Burgdorf; vgl. Ritter a. a. O. I, S. 778.

tragen keine Haken, wohl aber kommen sie ober *u* vor, wo diese als Halbdiphthonge zu lesen sind: 100 *gesündert* (: *hunndert*), 140 *stünd* (nom. sing.) (: *grund*) u. s. w.; dasselbe zeigt sich bei *o*: 77 u. 260 *frömt* (: *kompt*), 302 *nöt* (accus. sing.) (: *rot*) u. s. w., und besonders zahlreich bei *a*: 17, 45 *hän* (verb.), 28 u. o. *näch*, 71 *verstän* (: *man*), 91 *gät* : *den rät*, 121 *in der wät* u. s. w. Letztere Erscheinung wurde schon bei h^1 (vgl. S. 320) beobachtet, mit welcher Handschrift f sprachlich übereinstimmt; die dort sowie bei s und h^2 angegebenen Kennzeichen des alemannischen Dialectes finden sich im Allgemeinen auch hier wieder. Daran knüpfe ich noch das öftere Vorkommen von *ä* für *ë* (Weinhold, Alem. Gr. §. 13): 30 *gäl*, 149 u. 154 *spär*, 271 *zu fächten*, von *â* für *au* (a. a. O. §. 34): 19 *bam* : *sam*; Verengung von *ou* zu *ô* (a. a. O. §. 42): immer *frowen*, Ausfall von *g* vor flexivischem *t* (a. a. O. §. 212): 326 *gemente*, Aus- und Abfall von *t* (a. a. O. §. 174 und 177): *gemenge*, 94 *rech*, Verdoppelung des *t* in- und auslautend (auch in Verbindung mit anderen Consonanten) nicht nur nach Kürzen, sondern auch nach Längen (a. a. O. §. 172 u. 176): 90 *zitten*, 194 *rotti*, 244 *tötten* u. o.; Abstoß der ganzen Endung im Particip des Präteritums (a. a. O. §. 372): 36 *die gemeng. sp, st, sw* sind allgemein, *sl, sm, sn* wechseln mit *schl, schm, schn* (323 *schmugen*, 324 *smugen*), Vereinfachung von echtem *sch* zu *s* (a. a. O. §. 190) begegnet 96 in *sympfs.*

Apokopen und Synkopen sind nicht besonders auffällig, bewirken aber öfter den Verlust der Senkung, so 1, 9, 10, 16, 32, 33, 36, 88, 115, 122, 123, 129, 168, 178, 233, 237, 289, 301, 314 u. s. w., selbst vor der letzten Hebung: 10, 11, 194, 325 u. ö. Auch wird der Rhythmus durch den Ausfall kleiner Wörter gestört, so 51 u. 355 *nu*, 60 *dich*, 100 u. 247 *so*, 107 *er*, 154 *von*, 198 *recht*, 202 *aigen*, 227 *ern*, 287 u. 301 *er*; oft aber auch durch Einsetzung unnöthiger Wörtlein: 49 *hör wol*, 88 *durch mich aine*, 104 *vil ze*, 125 *den ainen*, 150 *dir*, 222 *all*, 223 *so gar*, 278 *man*, 282 *nit*, 289 *nu*. — Klingend schließende Verse von vier Hebungen reimen nicht nur auf solche mit vier Hebungen (117, 143, 199 u. s. w.), sondern auch auf solche mit drei Hebungen (33, 37, 75 u. ö.). Auch die Reime bieten häufig Anstößiges, z. B. 5 *stür* : *createur*, 17 *ich plick* : *geschickt*, 21 *hetten* : *ungebitten*, 31 *blaw* : *da* (begegnet in m^4 und m^5 ebenfalls an dieser Stelle!), 37 *niemen* : *yemant*, 67 *fröden* : *geuden*, 77 *frömt* : *kompt*, 99 *sunderbaur* : *war*, 105 *scharn* : *faren*, 115 *aine* : *kain*, 131 *spar* : *hin fart*, 135 *begert* : *er ... gewerte*, 137 *mich aine* : *noch böses maines*, 151 *schowen* : *frowe*, 153 *kompt* : *zerdrimbt*, 161 *geschehn* : *gesehen*, 181

schimpf : *milt*, 183 *enzüchet* : *flühet*, 191 *erbucket* : *füget*, 205 *gernost* : *ernst*, 207 *erwelt häst* (A *hast erchorn*) : *zorn*, 213 *frucht* (A *fruet*) : *müt*, 219 *ere* : *mer*, 239 *frümt* : *kompt*, 247 *gesechen* : *jehen*, 251 *tay magt*, 257 *fröde* : *güden*, 271 *drät* : *bade*, 275 *by zitten* : *waitten*, 277 *obgeleit* : *sigt*, 289 *märe* : *swär*, 291 *laid* . *seite*, 313 *claider* : *baidew*, 315 *laucht* : *geducht*, 359 *zarten* : *suchenwirt* (ganz unnöthige Reimstörung!), 361 fehlt das Reimwort *stan* und 362 steht *garten*[1]) auf *getan*. Man sieht aus manchen dieser Beispiele, daß der Schreiber in den Reimen seiner Vorlage hie und da einen Haken fand, der seinen sprachlichen Widerstand anregte; nicht immer hat er denselben aufgegeben. Bei anderen aber zeigt sich deutlich Gedankenlosigkeit[2]) als Ursache; so schreibt er 209 *zornayd* statt *ayd* (der vorausgehende Vers schließt nämlich mit *zorn*), und 324 setzte er das Reimwort von 323 nochmal; andere mögen auf Willkür beruhen (ganz unnöthige Umstellungen der Wörter, wie 22 *ich stund da*, 23 *haimlich komen*, ähnlich 77, 80, 235, 317, 343, 355 lassen dies vermuthen), andere schon in der Vorlage gestanden haben.

Dort fand vielleicht auch der Schreiber einzelne Textverderbnisse[3]) vor, sowie die Lücken und Umstellungen der Verse. Es sind genau dieselben wie in m^4 (vgl. S. 452), nur fehlt in f überdies V. 319 (dadurch Reimunterbrechung), 224 steht vor 223 und 258 vor dem Verse 257. Das läßt auf enge Verwandtschaft von f mit m^4 und m^5 schließen, zudem stehen sich die drei Handschriften auch sprachlich sehr nahe. Die Übereinstimmung läßt sich durch das ganze Gedicht verfolgen, wie aus nachfolgenden Stellen erhellt: 3 m^4m^5 *wunnec(k)lichen*, f *wunneclichen*, 7 *sich s(ch)winget*, 8 *erde*, 9 m^4m^5 *lustic(k)lichen*, f *lustlich*, 10 *gart*, 11 *krutes*, f *kruts*, 12 *gilgen*. *o a)ne*, 15 *hin zu*, 17 *gehag*, 18 *liep(b)lich*, 21 *entladen*,

[1]) *art* in *garten* ist verkleckst.

[2]) Im Innern der Verse sind Schreibfehler nicht häufig, besonders nicht in den ersten hundert Versen, die nahezu sorgfältig geschrieben sind.

[3]) 6 *aller*, 53 *main* : *erkain*, 55 *haisset* [illegible], 82 *slauffen*, 88 fehlt das Verbum, 102 *höchsten* (: *ersten*), 159 *wanckels hab*,

196: *Der der fröden ain öber lest*;
275: *So ist er der denn by zitten*,
312—314: *Er grait mit baiden hennd̄ dar*
In rock mantel die baidew
In die gemengt w° claider°,
345—347: *Den ich zu buten erwelet hett*
Der trw abl er je vertschriet
Von gantzen tugenden ain kern.

22 *ich stu(ů)nd da*, 27 *plaw gemischet*, 28 *gestalt was(z)*, 31: *Dar under was swartz grö(ü)n und plaw* (in f fehlt *was*), 32 *gemischet*, f *gemüscht*, 33 *getempert vnder ein*, f *getemperiert*[1]), 41: *Die bla(w) sprach durch ir staetichait*, 42 *sicherlichen*, 47 *wanckels*, 57 *die blaw* (*die*) *sprach so heb*, 74 *verhaiß(ss)en*, 75 *möchten* (*ge*)*laisten*, 85: *Mei(i)ns hertzen tru(au)t vil anders tüt*,

89 m⁴: *Mit züchten er schimpf waidenlich*,

m⁵f: *Mit zu(ü)chten Schimpft er waidelich* (f *wirdenclich*),

90: *Und alle zi(ei)t* (f *zu allen zitten*) *sicherlich*,

immer *welt* (A *werlt*), 107 *Was fräuden* (*fröden*, *fröwden*) *möcht(e)*, 108 *nu(n) hör ich wil(l) erst*, 109 *p(b)ül*, 111 *er so mit*, 118 *p(b)ülen*, 119 *ist doch kainu ze* (f *doch kaine so*), 120: *Er wurd ir eren bald ein dieb*, 121 *wat die sprach*, 124 *ni(ü)mer*, 129 *schantperlichu*, m⁵ *schamperliche*, f *schamparlich*, 130 *al(l)s*, f *alles*, 142 *wenden*, 143 *jugent*, 145 und gewöhnlich *plaw* für *Stœte*, 161: *Dar umb müst* (*müsz*) *im gar we* **b**eschehen (f *geschehn*), 162 *han*,

163: *Dar umb* (f *um̄*) *so chu(o)mpt er mir gesund*,

173: *In(m) hertzen deucht* (*dücht*, f *ged***eu**cht) *er in gemait*,

174 *tzeug* fehlt,

179: *So fert er her gar ritterlich*,

182: *In ritterlicher milt*,

191 *roß(ssz)*,

192: *Gar* (*vil*) *ma(e)ngen vall er füget*,

197 *in mei(i)nem*, 207 *p(b)ülen*, 212 *und man*, 213 *so ist*, 216 *sind* (A *seit*), 218 *erwerben*, 220 *hin für p(b)as*, 221 *su(ü)llen wir a(o)uch heut* (*hüt*), 222 *sind all*, 226 *besetz wir* (m⁵ ***mir***),

232: *Des(z) hau(a)t er sich da(e)nn sicher* (f *schier*) *versunnen*,

233 *schicket* (f *schickt*) *er*, 236 *wirt. versert*,

238: *Daz menger da müß ligen tot*,

239 *hilfe*, 243 *roß(sz) müß* (f *müssen*), 244 *er tö(o)ten offenbe*(m⁴ *a*)*ren*, 250 *uns ie*, 251 *dis(ss)en tag*, 253 *auch* (*och*, *ouch*) *selten*, 256 *sweig* (*und*) *lass*, 259 *so er*, 260 *mich*, 261 *trut*, 262 *mit*, 265 *da. nu* fehlt, 267: *Er mach(e)t sich zu(e) hindro(er)st an* (m⁵ *in*) *die schar*, 270 *tö(o)rlichen*, 271 *zu fe(ä)chten also t(d)rat*, 278 *ist das*, 279 *geruet*, f *gerüebt*, *gerwbet* m⁵, 280 *werdu(e) hand*, 281 *recht als. springen* reimt auf 282 *gelungen*, 284 *roß*, 285 *schrei(ÿ)t*,

286: *O wie lützel er sich* (m⁴m⁵ *da*(*e*)*nn*) *spart*,

---

[1]) Zwischen A und den drei Handschriften zeigen sich in den Versen 29—33 bedeutende Abweichungen, desgleichen später in den Versen 121—123.

290 *in sei(i)n*, 291 *sicherlichen*, 292 *ander*, 294 *grossern*, m⁵f *grösseren*; nach V. 298 als Ersatz für den fehlenden V. 297:

Dein (din) red ich nicht geli(ei)den (f *gedulden*) *mag,*

303 *schaf(t)*, nach 308 folgt der eingeschobene Vers:

Das(z) was der plawen ungemach,

309: *Also stünd (ir) zu aller stund,*

316 *wie*, 317 *dar under sach si*, 321 *ir sint* (m⁵ *seit*), 323: *Cu[illegible] samen si sich s(ch)mugen*, 324 *wei(iß)*, 327 *si nider*, 328 *han*, 335 *mei[illegible]*, 336 *sprach fra(o)w*, 339 *erkant*, 349 *sich von jugent,*

352: *So wol im der* (f *dem*) *ain gut wort,*

363 *ward.*

Unabweislich drängt sich da der Gedanke auf, daß wir in f die Quelle von m⁵ gefunden haben. Freilich fehlt in f V. 319, m⁵ hat abweichend von A an dieser Stelle:

Sij sprach auß lachedem sinn;

offenbar hat die Reimunterbrechung den Schreiber von m⁵ zu dieser dichterischen Leistung veranlaßt. Aber vielleicht erscheint Jemanden auffällig, daß im V. 324, wo f das Reimwort der früheren Zeile wiederholt, m⁵ das richtige *pugen* hat, daß, während in f die Verse 329 und 330 an mangelhafter Satzconstruction leiden, m⁵ den V. 330 anders als f und besser gibt, wie denn auch die Verse 345—347 in m⁵ lesbarer sind. Aber zu diesen Änderungen oder dazu, daß er im V. 359 das in f fehlende Reimwort herstellte, den in f vorgestellten V. 258 an seinen richtigen Platz setzte, dazu gehört geringe Geschicklichkeit, die wir dem Schreiber von m⁵ wohl zutrauen können. Bedenken könnte allenfalls V. 132 hervorrufen, der in f lautet:

Oder vff ein letzte hin fart,

während m⁵ hat: *Wer hie seins naechsten er vart,*

also, das Wörtlein *hie* abgerechnet, dasselbe wie A. Sollte der Schreiber von m⁵, vom Reime geführt, errathend das Richtige getroffen haben? Unmöglich wäre es nicht, vielleicht — das Gedicht war ja sehr beliebt — stand ihm zur Vergleichung noch eine andere Handschrift oder ein fliegendes Blatt zu Diensten. Wer dieses Bedenken nicht zerstreuen, somit f nicht als Quelle von m⁵ anerkennen kann, für den bleibt nur die Annahme übrig, daß m⁵ und f nach derselben, uns unbekannten Vorlage geschrieben wurden. Dagegen aber, daß m⁵ und f von einander unabhängig aus einer anderen Handschrift geflossen sind, erhebt der Zweifel den Einwand mit Recht, daß dann schwerlich zwischen m⁵ und f sich eine so durchstehende Übereinstimmung zeigen würde. — Allerdings ge-

stattete sich der Schreiber von m^5 Abweichungen von f (vgl. S. 453 und 454), aber dergleichen waren für diese Periode nicht ungewöhnlich; erlaubte sich nicht auch der Schreiber von m^4 manche Freiheiten gegenüber von m^5? Und doch muß man ihm nachsagen, daß er seiner Vorlage (mit Rücksicht auf seine Zeit) ziemlich treu gefolgt ist.

Eines ist unanfechtbar, daß nämlich in Bezug auf Suchenwirt's *Widertail* m^4m^5 und f gegenüber A eine Gruppe bilden, von der die Freiburger Handschrift A noch am nächsten steht und den meisten Werth besitzt, dann folgt m^5, zuletzt m^4. Die Gruppe hat für die Herstellung eines guten Textes keine geringe Bedeutung: m^4m^5f liefern jede an denselben 26 Stellen Besserungen, m^4f und m^5f an je vier, m^4m^5 an acht, für sich allein m^4, m^5 an je zweien und f an acht Stellen. Diese Besserungen sind um so mehr willkommen, als der *Widertail* in A (das erste Gedicht des 10. Schreibers, vgl. S. 219) nicht fehlerfrei ist. Die Gruppe m^4m^5f bildet somit für die Textkritik einen erwünschten Gewinn.

Mit dem ehemaligen Besitzer von f war Josef Freiherr von Laßberg auf das innigste befreundet; beide hatten eine außerordentliche Vorliebe für alte Bücher und Handschriften. Natürlich hielt keiner vor dem andern das Gewonnene geheim, sie thaten es ja nicht einmal gegenüber der Außenwelt[1]). So entlieh Laßberg von seinem Freunde die Handschrift und schrieb aus derselben zwölf deutsche Gedichte ab; diese Abschrift ist heute noch in der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen in einem Halblederbande mit der Nummer 72 verwahrt, er hat 340 Seiten in Folio, von S. 289—340 stehen die oben erwähnten zwölf Gedichte, das zweite davon ist Suchenwirt's *Widertail*. Barack[2]) macht dazu die Bemerkung: „abgedruckt im Liedersaal III, 57". — f ist also schon seit 1825 veröffentlicht? Wie erklären sich aber die bedeutenden Unterschiede zwischen f und ihrem Abdruck im Liedersaal? Unnützes Kopfzerbrechen, an welchem einerseits Barack's Bemerkung schuld ist, die ja nur sagen will, daß f das unter dem Namen „*Widertail*" bekannte Gedicht Suchenwirt's ist, das auch im Liedersaal an der angegebenen Stelle zu lesen ist, anderseits Laßberg's ganz unbestimmte Art, mit der er über das den drei ersten Bänden des Liedersaales zu Grunde liegende handschriftliche Material sich äußert.

[1]) Vgl. den Artikel von Franz Muncker über Laßberg in der Allgemeinen deutschen Biographie, 17. Band (1883), S. 780—784.

[2]) Dr. K. A. Barack, Die Handschriften der fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen. Tübingen. 1865.

Den 1820 erschienenen ersten Band widmete er in einer alemannisch geschriebenen Vorrede (I—XXVIII) seinem Freunde Professor Leonhard Hug: S. XV sagt er, er wolle hiemit verschiedene Lieder alter Sänger abdrucken aus einem großen alten Buche, das vor Alter und Unbilden übel aussehe, gegen Ende des 14. Jahrhunderts geschrieben sei[1]) und an die 300 Lieder enthalte; diese seien aber nicht nur Minnelieder, sondern auch (S. XXI) „Mähren, Sagen, geistliche und weltliche Lieder, Bispel und allerlei Schwänk". Er sondere (S. XVII) diese Gedichte nicht nach dem Inhalte, sondern gebe sie, wie sie in der Handschrift folgen; doch habe er jedem eine Überschrift und Inhaltsangabe beigefügt, die Abkürzungen (S. XVIII) aufgelöst, sonst aber die alte Schreibart vollkommen beibehalten, nur habe er für *ü* (aus altem *iu*) *ü* gesetzt, dem es in der Aussprache gleichkomme. Am Ende des ersten Bandes gibt Laßberg in dem Format der alten Foliohandschrift eine Schriftprobe des in zwei Spalten (jede ungefähr zu 40 Versen) geschriebenen Textes. In der Einleitung des zweiten Bandes sagt er S. XII, er habe gerade diese Handschrift herausgegeben, weil im Privatbesitz befindliche Handschriften leichter zu Grunde gehen können, als solche, welche der Staat verwahrt. Er habe sie absichtlich so gedruckt, wie sie ist, selbst mit ihren Fehlern. S. XIV verspricht er, am Ende des dritten Bandes über die Handschrift und sein Verfahren mit derselben Auskunft zu geben, aber daselbst findet sich nichts als ein Verzeichniß sämmtlicher Überschriften der Gedichte und die alphabetisch geordneten Anfänge derselben. Dem vierten Bande ist weder eine Einleitung noch ein Nachwort beigegeben; wer nun bedenkt, daß Laßberg die Lücken der daselbst abgedruckten Nibelungenhandschrift C aus B ausfüllte, daß er, wie aus seinem Briefwechsel mit Uhland (herausgegeben von Franz Pfeiffer, Wien 1870) erhellt, im Liedersaal auch die Weingartener Handschrift abdrucken wollte, der wird einräumen, daß auf Barack's obige Bemerkung hin sehr leicht Jemand glauben könne, Laßberg habe im Liedersaal außer seinem alten Buche auch hie und da aus anderen Handschriften etwas aufgenommen, speciell aus f, aus der er ja erwiesenermaßen viel abgeschrieben hatte.

Dem ist aber nicht so. Die in den drei ersten Bänden des Liedersaales veröffentlichten 261 Gedichte sind thatsächlich ein Ab-

[1]) In der Inhaltsangabe zu Nr. CXXXV sagt Laßberg (2. Band, S. 384), das Gedicht stamme aus dem Jahre 1371; es ist aber nicht ersichtlich, ob diese Zeitbestimmung von der ganzen Handschrift gilt oder nur auf die erste Hälfte derselben sich bezieht.

druck aus dem „großen alten Buch", einem mit Leder überzogenen Holzdeckelbande, welcher unter dem Namen „Liedersaal-Codex" (= l) in der fürstlichen Bibliothek zu Donaueschingen aufbewahrt wird. Laßberg hatte sich von dieser umfangreichen Papierhandschrift zuerst eine Copie gemacht, dann aber die Handschrift selbst erworben; Original sammt Copie und allen anderen zahlreichen Handschriften kamen nach Laßberg's Tode in die Fürstenbergische Bibliothek; dort führt der Liedersaal-Codex die Nr. 104[1]). Er zählt 269 Blätter und ist zu Anfang und zu Ende lückenhaft;

Anfang: *Daz tunt mir liebe frowe kunt,*
Ende: *Vnd bin frisch vnd vnuerzagt*
Vnd waisz nieman wer mich jagt.

Der *Widertail* reicht von Bl. 196, 1. Spalte bis Bl. 198, 2. Spalte. Die Vergleichung geschah, da ich l selbst nicht gesehen, auf Grundlage des von Laßberg gegebenen Abdruckes. Dieser hat gleich A 364 Verse; da aber in l die Verse 91, 94, 305 u. 306 ohne jede äußere Unterbrechung fehlen, so entsprechen von 91 an die Verszahlen von l nicht mehr denen in A, sie sind um eins, von V. 93 um zwei, von 304 um vier niedriger als in A bis V. 350 (= 354 in A), dem die interpolierten Verse

351: *Daz wirt got in dem himel schin*
352: *Vnd lôst in der E von helle pin*

folgen. Von V. 352 ab in l beträgt die Differenz gegen A nur zwei; auch diese verschwindet, da der Schreiber zum Schlusse noch zwei Verse anfügt:

363: *Vnd nimpt hie ain end*
364: *An alle mizzewend.*

Alle Zahlen der nachfolgenden Citate sind mit Rücksicht auf A angegeben.

Die Sprache ist wie in f alemannisch, doch zeigt sich in l keine so große Vorliebe für umgelautete Formen und den Gebrauch von *au* = *â*; dafür aber begegnet in den Flexionen sehr häufig *ů* für mhd. *iu* und *niempt* für *nieman* oder *niemen*. Vereinzelt findet sich 194 *mundalin* (Weinhold, Alemann. Gramm. §. 271), 296 *bidarben* (a. a. O. §. 10), 95 *vachen* für *wachen* (a. a. O. §. 163), öfter inlautendes *ch* für *h*, z. B. 162 *gesechen* (a. a. O. §. 222). Die Sprache ist in den Reimen weitaus einheitlicher als in f; von der langen Reihe der dort (vgl. S. 456 f.) angeführten Reimungenauigkeiten sind

[1]) Vgl. Barack a. a. O. S. 100—101.

in l nur 31 *plaw* : *da* (wie in m^4m^5f), 67 und 257 *fröden* : *geuden*, 241 *frumt* : *kumpt* (immerhin besser als f) und 251 *tag* : *magt* zu finden. Auf Rechnung von l kommen 83 *hant* : *wan* und 345 *erzell* : *wól*.

Es ist dies ein Zeichen größerer Sorgfalt, die sich auch dadurch verräth, daß die Apokope und Synkope mehr beschränkt ist und daher die fehlenden Senkungen weniger häufig sind. Fast ausnahmslos[1]) treffen wir in l dort das Richtige, wo in f ein Schreibfehler ist, ein Wort fehlt, eines zu viel steht oder der Text sinnlos ist. Die in f nachgewiesenen Lücken und Umstellungen der Verse suchen wir hier vergebens.

Aus all dem erhellt im Zusammenhalte mit dem S. 456 f. Gesagten, daß wir l als Vorlage von f nicht ansehen dürfen. Für die Zugehörigkeit zur Gruppe m^4m^5f würde sprechen: 10 *gart*, 109 *buol*,

132: *An siner nechsten herfart*,

142 *wenden*, 191 u. 284 *rosz*, 212 *Vnd man*, 218 *erwerben*, 237 *sleht in tief*, 243 *muoz*, 270 *torlich*, 271 *ze fechten* und 363 *ward*. — Dagegen aber ließe sich mehr anführen, zunächst die Übereinstimmung mit A gegen m^4m^5f (vgl. S. 457—459): 9 *früchticklichen*, 11 *krúter*, 12 *sunder*, 17 *hag*, 18 *zartlich*, 21 *geladen*, 22 *stuont ich*, 27 *gesmelze*, 28 *gestellet*, 32 *Getempert*, 33 *Gemischet*, 52 *Wann*, 57 *stett*, 85 *Min buol*, 111 *gar*, 124 *nit*, 129 *schemliche*, 153 *gezieret*, 163 *haim*, 197 *im hercen*, 256 *sprach*, 271 *gerad*, 281 *sprung* : *gelung*, 289 *selber*, 294 *solichen*, 318 *frót*, 327 *baide*, 336 *dú*, 339 *beckant*, 349 *sich in*; 15 *hin*, das m^4m^5f haben, fehlt wie in A, ebenso 75 *möchten*, 121 *die sprach*, 130 *alls*, 221 u. 253 *ouch*, 222 *all*; die Verse 89, 90, 108, 119, 120, 123, 173, 179, 182, 192, 213, 220, 227, 232, 233, 236, 244, 250, 259, 260, 267, 278, 280, 284, 290, 309, 313—316, 321, 329, 330 u. 352 stimmen mit A und nicht mit der Gruppe m^4m^5f.

All das macht die Annahme, daß f aus l geflossen sei, nicht wahrscheinlich. l kann aber gar nicht die Vorlage für f gebildet haben, denn es fehlt in l im V. 56 *hoher*, und doch hat es f gleich Am^4m^5; 60 schreibt l *zert*, f mit Am^4m^5 *treit*, 63 *Sizt*, f mit den anderen Handschriften *sind*! V. 78 lautet in l:

Dez nachtez er selb andert kumpt,

und den soll f zufällig so verbessert haben, wie er in Am^4m^5 lautet?

---

[1]) Von auffälligen Schreibfehlern habe ich angemerkt: 127 *holden*, 159 *Wunschez halb*, 196 *Der sorgen*, 228 *kert*; störend ist *ain* vor *lieb* im V. 39 und *hat* nach *Bestelt* im V. 226.

Das wäre eine Kette von wunderbaren Zufällen. Dasselbe zeigt sich an den nachfolgenden Versen:

261: *Min buol vil anders ist gemuot*
273: *Wenn man dů vient erblicket*
274: *Vnd man dů huffen schicket*
288: *Recht als ez sy ain wetturny*
350: *Wie wol er sich daz frǒwen mag* —

ganz besonders aber an V. 360, welcher in l lautet: *Ich ylt von dan mit sneller giert*; woher, wenn f aus l stammt, nahm denn der Schreiber von f den Namen Suchenwirt? — Die Verse 91 u. 94 fehlen ganz in l, f hat aber die Verse gleich mit A! — Wäre l die Vorlage gewesen, dann ist doch schwer anzunehmen, daß der Schreiber von f in den Versen 313—316, die in l einen lesbaren Text bieten, einen solchen Unsinn zusammenschrieb. Dasselbe gilt von den Versen 343 bis 354, die in f mehr oder minder verderbt sind.

f stammt somit nicht aus l, l gehört nicht zur Gruppe m^4m^5f; möglich ist, daß f aus N entstand. l aber schließt sich enge an A und übertrifft f an Werth; l kommt zwar an Güte des Textes A nicht gleich, liefert aber doch eine Reihe guter Lesarten (für sich allein an ungefähr 18 Stellen, zugleich mit m^4m^5f, mit zwein derselben oder der ganzen Gruppe an mehr als 20 Stellen). l kann aus A entstanden sein: der *Widertail* ist nach der Reihenfolge der Gedichte in A (vgl. S. 207) zu schließen, am Ende der Sechziger Jahre des 14. Jahrhunderts entstanden; dessen Abschrift in A gehört zu den älteren Theilen dieser Handschrift.

XVIII. h^3.

Schon bei h^1 wurde von dreien heidelbergischen Handschriften gesprochen, zwei davon sind uns bereits bekannt, die dritte ist h^3, ein in Pergament gebundener Codex in Folio, der auf dem Rücken die Aufschrift: Astronomicum calendarium trägt, früher die Nummer 4 hatte, jetzt aber die Nr. 3 führt (vgl. Bartsch, Handschriftenkatalog S. 4 f.) und aus 230 beschriebenen und sechs leeren Blättern besteht. Zu Anfang befinden sich drei Pergamentblätter, auf dem dritten beginnt Rudolfs Wilhelm von Orlens (mit wundervollen Initialen und schönen Bildern) und reicht bis fol. 197, wo Conrad Schreyber von Ötingen bemerkt, daß er das Werk in Hochstetten 1458 beendet habe. Das nächste Stück: *Der Borte* schrieb er 1478 (er hielt sich damals zufolge einer Bemerkung auf Bl. 208 in Augsburg auf), das vierte: *Rede von dem Studenten zů Pareyß*

vnd der Schönen Junck frawen etc. (f. 211ᵃ—225ᵗ) 1466; beim dritten (*Die Rede von ainer grasern* f. 208ᵇ—210ᵗ) ist nur angegeben, daß es *1479* geschrieben ward. Beim fünften (*Der kriege Des pulers und des Spilers* etc. f. 225ᵇ—228ᵃ) fehlt jede Bemerkung über die Zeit der Abfassung und den Namen des Schreibers. Fol. 228ᵃ unten beginnt *Gar ain Schöne Rede von der Liebin vnd der Schonin wie sie kriegten mitt ainander* (roth) und reicht bis f. 230ᵇ. Dieses Gedicht wurde von P in seiner Ausgabe der Gedichte Suchenwirt's als Nr. XLVI mit einigen Änderungen abgedruckt.

Der Raum für die Initiale ist freigelassen, die Verse sind fortlaufend geschrieben, aber meistens geschieden durch das Zeichen ¢: nach V. 53 ist ein Raum von 22 Zeilen leergelassen (wahrscheinlich für eine nachträglich anzubringende Illustration). Auf V. 160 folgt: *Amen ¢ finitum est quinta feria ante Dominicam Inuocauit Anno Domini Millesimo CCCCLXXIX.* Gewiß stammt auch das letzte Stück der Handschrift aus der Feder Schreybers; es ist dieselbe schöne, sehr deutliche Schrift, die aber in einigen Buchstaben, besonders *r*, *z* und *ß* die spätere Zeit verräth; das Jahr 1479 bildet kein Hinderniß, rührt ja doch die dritte Nummer der Handschrift auch aus dieser Zeit. Auch die sprachlichen Verhältnisse im letzten Stücke stehen mit dieser Annahme im Einklange.

Stammt Schreyber aus Öttingen an der Wörnitz, dann liegt seine Heimat hart an der Scheide des schwäbischen und bairischen Dialectes, überdies wissen wir bereits, daß er sich zeitweilig an Orten aufhielt, die entschieden dem schwäbischen Sprachgebiete angehören. Dem entspricht in h³ der herrschende bairische Lautstand einerseits und die hie und da auftretenden schwäbischen Anklänge andrerseits. So begegnet schon in der Überschrift *Liebin, Schonin,* erstere Form auch in V. 86, letztere in 100, sonst immer *Liebe* und *Schöne*; 80 *auch* neben *auch,* durchaus *nit,* gewöhnlich das Suffix *-lich,* aber 59 *taugenleych* (: *reich*); Verschiebung des *â* nach *ô* (Weinhold, Alemann. Gramm. §. 91): 127, 129, 150 *hon ich,* 7 *hondt* (3. Pers. pl. präs.) und 41 *plon*; Antritt von unechtem *e* an das Präteritum des Indicativ (a. a. O. §. 345: 57 *ich liesse*) und den Nomin. des Sing. (137 *der kriege*), sowie von unechtem *t* an Pluralformen des Zeitwortes (a. a. O. §. 178, 346 u. 348): 41 *si ziertent,* 43 u. 60 *warent,* 44 *erklungent,* 75 *kâment* (conjunct.) und 146 *giengent.* Einmal (V. 84) findet sich auch der Sing. des Imperativs *gang* und 58 *ich stondt* (a. a. O. §. 336 b und 332 b). Einiges ist auch in die Reime gedrungen: 9 *gefaren* : *geporen,* 33 *kom* : *benam,* 49 *quart*

: *man erhart* (*a* = *ô*, a. a. O. §. 79 u. 87), 63 *prysen* : *wisen* (*i* = *ei*), 77 *aine sprach* : *ach* (= *auch*), 129 *erleucht* : *verflücht*, 131 *gepott* : *mit rott*. Die zwei ersten Fälle und der vierte beruhen auf Sorglosigkeit des Schreibers, die sich auch sonst in Schreibfehlern zeigt (18 *fröndt*, 34 *ir*, 41 *so*, 78 *nem ich*, 75 *klement*, 127 *baider*[1]). Sie lassen sich leicht beheben, ebenso der letzte und drittletzte (wo zwei andere Handschriften Abhilfe gewähren[2]), desgleichen der vorletzte, der einer nicht ganz sicheren Stelle angehört[3]). Somit bleibt nur der dritte Reim; dieser ist allerdings eine Incidenz gegen Koberstein's allgemeinen Satz: „Von einer Berührung des *â* und *ô* findet sich keine Spur im Reim: ebensowenig darf man einen Übergang des *o* in *a* annehmen" (I, S. 20). Unser Gedicht erscheint demnach Koberstein „wenn auch nicht geradezu unecht, doch in einer Überarbeitung auf uns gekommen, welche in Versmaß und Reimbindung zu sehr von den in den übrigen Stücken beobachteten Regeln abweicht, als daß man mit Sicherheit von den darin vorkommenden Formen auf Suchenwirt's Sprachgebrauch schließen könnte" (I, S. 3).

Diese Behauptung geht, wenigstens was die Reime betrifft, sicherlich zu weit; aber auch bezüglich des Versmaßes[4]). Fehlende Senkung stört in 89, 91, 115, 131; in 38, 70, 149 und 150 vermißt man die Senkung vor der letzten Hebung. Öfter begegnet zweisilbiger Auftakt; im Innern der Verse wäre zweisilbige Senkung nur zu beanständen in 5, 33, 82, 116, 117, 139 und 146. — Dieses kann nicht den Stein des Anstoßes gebildet haben (denn Ähnliches kommt in A auch vor), vielmehr wird er in den Versen mit vier Hebungen und klingendem Schlusse (17, 18, 23, 24, 29, 30, 45, 46, 51, 52, 73, 74, 97, 98, 147, 148), sowie in den klingend reimenden Versen von drei und vier Hebungen (27, 28, 41 und 42) zu suchen sein. Nach dem Standpunkte, den Koberstein zu Anfang seiner Untersuchungen einnahm, ist sein Verdict begreiflich; später dachte er auch über klingend reimende Verse milder (vgl. S. 225).

---

[1]) V. 52 schreibt P *Tzwŭ frawen*, h[3] hat aber *zwn*; nach seinem Text erscheint V. 37 der Reim unterbrochen, aber h[3] hat *erzaigten Da* : *pla*.

[2]) Diese haben:

77 *Nu nenn dich mir vnd ich Dar nach*,
131 *Das er in mein* (*mim*) *gep*(*b*)*otte stat*,
132 *Ich drinck billichen vor mit rat*.

[3]) Auch der Anfang bis V. 15 ist hie und da unklar und verderbt.

[4]) Der stumpf schließende V. 136 mit fünf Hebungen entspricht, sobald man die vom Schreiber zugesetzten Anfangsworte: *Sie sprach* wegläßt.

Wir haben an Beispielen, wie h^1 oder Nr. 3 in m^4, gesehen, was sich die Schreiber dieser Zeit zuweilen erlaubten; ihre Thätigkeit konnte mit Recht eine Überarbeitung genannt werden; bei h^3 scheint mir aber dieser Ausdruck etwas zu stark, wobei nicht geleugnet werden soll, daß der Schreiber sich seiner Vorlage gegenüber gewiß allerlei Freiheiten gestattet haben wird. Den Vorgang Koberstein's aber, das Gedicht für unecht zu erklären, dem Suchenwirt die Autorschaft abzusprechen, halte ich für ungerechtfertigt. Gerade solche Stoffe, in solcher Einkleidung liebte Suchenwirt, auch die stilistischen Wendungen stechen nicht von denen seiner anderen Gedichte ab. Daß sich Suchenwirt als Autor nennt, halte ich nicht für ausschlaggebend, wenn uns das Gedicht in h^3 allein überliefert worden wäre: denn es gibt Fälle, wo Gedichte, deren Urheber mit aller Bestimmtheit feststehen, mittelst einiger angehängter Verse einem anderen Dichter beigelegt wurden. Aber in dieser Lage sind wir nicht. Unser Gedicht findet sich ja auch in m^4 und m^5 (vgl. S. 451 f.); auch hier nennt sich Suchenwirt als Dichter, und damit ist seine Autorschaft wohl gerettet.

Das im Allgemeinen über m^4 und m^5 Gesagte hat auch von der Nr. 1 dieser beiden Handschriften, dem Krieg der Liebe und Schöne, Geltung. Die beiden Recensionen dieses Gedichtes zeigen eine durchgreifende Übereinstimmung, wie aus nachfolgenden Stellen überzeugend erhellt: 2 *die f(v)err(e). zu,* 4 *mag nicht,* 5 *mit,*

6: *We(a)nn es der* (*weysen*) *maister mund,*

7: *Durch*(*t*) *süchet* (*habent*) *über all,*

9 *und* fehlt. *gearn,* 10 *ich dan dar under faren,* 12 *nymmer Die gelaß,* 13 *hertz sich sent,*

17: *hin in ain awe*(*ow*) *zu ainē prunnen,*

19 *menigfalt,* 20 *so* fehlt,

21: *Vnd clang* (*Da*) *ü*(*v*)*ber herten flins,*

22 *edlen,* 23 *er* fehlt und 24 *alle,*

25: *Die lüchten auß ir plüenden gruf*(*t*),

26 *da* fehlt, 27 *gesprentzet,*

28: *Der p*(*b*)*lümen Dolden glentzet*;

für die Verse 29—31 von h^3 folgen fünf Verse:

(29) *fr*(*o*)*ölich gen der*(*n*) *sunnen p*(*b*)*rehen,*

(30) *Als a*(*i*)*m*[1]) *kain laid nie wär beschehen,*

(31) *Vnd erchucket Den irn* (*erkuktē gen ir*) *glast,*

[1]) *am* = *im*, vgl. Weinhold, Alemann. Gramm. §. 415, S. 455; hieher gehört auch das Possessivpronomen *ar* = *ir* in m^5 71.

(32) *wann (was) des tawes ü(v)berlast,*

(33) *So sere menge(n) nider zwang,*

dann weiter mit V. 32 von h[3]; 33 *kam*, 34 *in*, 36 *plümen liecht Die durch*, 37 *sie* fehlt, 38 *gel rot grö(e)n prun und*; die Verse 39 und 40 fehlen; 41 *plan si*, 42 *sie* fehlt, 44 *la(ä)nkten*, 47 *die sungen*, 47 *plü-(u)enden werden tal*, 49 *mit ain*, 52 *zwo*, 53 *gar besunder*, 55 *wes*, 56 *barg*, 57 *ich ließ mich nicht (nich)*, 57 *vnd stund vnder ainer*, 59 *lügt in zu gar*, 63 *ie. hoch gepriset,*

64: *Des mich mein sinn Da wei(i)sset,*

71 *dar ob gesch.*, 73 *gar* fehlt, 74 *recht als si zwen*, 75 *ch(k)omen,*

76: *So rich was ir gewand*[1]),

80: *Ich sag(e) Dir auch Den namen mein,*

83 *die* fehlt, 84 *nun wol,*

86: *D. lieb spr. z. d. schön hinw.* (ganz sinnlose Umstellung), 87 *welch(u) vnder uns pas*[2]), 88 *prunnen frey(y)*, 89 *sprach die lieb*, 90 *trenck ich mich*, 91 *nain sprach*, 96 *von erst*, 97 *tantzen stechen und*, 98 *pf. singen*, 100 *nimpt auch*, 101 *nun ach*, 102 *des soll ich*, 105 *gar klainen,*

107: *Weder weil noch k. fr.,*

108 *was tr(e)we*, 109 *ein* fehlt, 110 *da ch(k)an ich. und* fehlt, 114 *p(b)illichen mit*, 115 *allda*, 116 *vil* fehlt, *diser*, 117 *witze* fehlt, 118 *räu(o)berin*, 119 *rast* (dadurch Reimstörung), 123 *lieb die,*

126: *Das si ain ander*[3]) *nicht sind wild,*

127 *baider,*

128: *Das Da hie uor f. w.,*

130: *Das sich menger in mir vertücht,*

131: *Das er in mein (mim) gep(b)otte stat*[4]),

132 *billichen. rat*, 133 *gedingen*, 134 *ch(k)am,*

135: *Die ward entpfangen und hiess äie fein (mynn);*

nun folgen die eingeschobenen Verse:

(136) *Die nam* (m[5] *mam*?) *ir Disputieren ein (yn)*,

(137) *Van in paiden on gewerr* (m[5] *ougener*, Schreibfehler),

(138) *Welchu pas zü preisen (ze briessent)*[4]) *wer*;

---

[1]) Hat nur drei Hebungen; dergleichen begegnet in beiden Handschriften öfter, so in m[4] V. 6 u. 7, in m[5] 79:

Sag mir den namen dein.

[2]) m[4] hat *geadlot*; vgl. a. a. O. §. 372, S. 380.

[3]) m[4] hat *an ainder*, dies muß nicht Schreibfehler sein: *a* für *ei*, *ai* kommt ebenso wie *ai* für *a* auch im schwäbischen Dialect vor; vgl. Weinhold a. a. O. §. 87 und 94.

[4]) Über solche flectierte Infinitive vgl. a. a. O. §, 371.

darauf 136: *Die vein (minn) die sprach legert ir mein,*
137 *krieg hie*, 138 fehlt: zweite Lucke; 139 *si p(b)utten paid*, 142 *da gewan*, 147 *nicht* fehlt.

149: *und cha(ko)men au(o)ch da nit h. w.,*

152: *Vnd auch dasselbig w. pr.,*

153 *seien*, 154 *hertz lieb hab*, 156 *und* fehlt.

160: *Also rett petter s(sch)uchenwirtt.*

Aus denselben Gründen, die ich schon bei anderer Gelegenheit vorgebracht (vgl. S. 454 und 459) ist die Annahme, daß beide Fassungen von der Hand desselben Schreibers herrühren, ausgeschlossen, die, daß beide Schreiber von einander unabhängig aus einer und derselben Quelle geschöpft, sehr unwahrscheinlich. Man geht nicht fehl, wenn man m^5 nicht nur als Quelle von Nr. 2, sondern auch von Nr. 1 in m^4 betrachtet. Daß zwischen beiden Handschriften Abweichungen sich zeigen, ist nicht auffällig; sie sind weniger zahlreich als im *Widertail*, aber etwas belangreicher. Das erklärt sich aus zweien Gründen. Schon früher wurde bemerkt, daß Nr. 2 in m^4 nicht diesen argen Eindruck der Flüchtigkeit mache wie Nr. 3 dieser Handschrift. Im *Krieg der Liebe und Schöne* zeigt sich noch eine größere Sorgfalt als in Nr. 2, so daß der Schreiber von m^4 ein vollkommenes Gegenstück zum 10. Schreiber von A bildet. — Der gut lesbaren Schrift in m^5 wurde bereits gedacht, der *Krieg der Liebe und Schöne* aber ist von V. 37 an elend geschrieben und minder genau. Man sieht dies aus Schreibfehlern, von denen ich nur anführe: 25 *gruf*, 37 *da : blaw*, 49 *quart : erhört*, 84 *mir*, 127 *verspradt*, 156 *gefrawet*. Ganz fehlen sie auch nicht in m^4; 1 *cluge*, 21 *herzen*, 51 *zwieng*, 120 *unueruorren* und 145 *die* für *der* fallen auf. Im Übrigen hat der Schreiber von m^4 manche Gebrechen seiner Vorlage glücklich gebessert. Daß in m^4 die Verse 11—16 zu Anfang verstümmelt sind, trifft nicht den Schreiber; das untere Eck von fol. 68 ist nämlich weggerissen.

Gegen einander gewogen, scheint m^4 den Vorzug vor m^5 zu verdienen: im Ganzen sind sie wohl gleichwerthig. Die Quelle von m^5 ist unbekannt, h^3 kann es nicht gewesen sein schon wegen der nicht unbedeutenden Textverschiedenheiten; überdies ist h^3 erst 1479 geschrieben worden, m^4 aber 1464 und m^5 1454. An Brauchbarkeit kommen sich alle drei Handschriften ziemlich gleich; P benützte nur h^3, eine neue Ausgabe wird die Gruppe $m^4 m^5$ nicht übergehen dürfen, sie liefert an ungefähr 25 Stellen, m^4 und m^5 an je zwein Verbesserungen zu h^3.

Zu den guten Handschriften gehören m^4, m^5 und h^3 nicht, sie weisen metrische und sprachliche Ausartungen und Sinnlosigkeiten genug auf. Ihr Werth aber liegt darin, daß durch sie ein Gedicht, ein sicheres Eigenthum Suchenwirt's, welches in A leider fehlt, uns erhalten wurde.

XIX—XXI. k†. p†. r†.

Auch k p r bilden wie $h^3m^4m^5$ insoferne eine Gruppe, als sie uns ebenfalls ein Gedicht Suchenwirt's überliefern, das in der Reihenfolge seiner Gedichte in A nicht vorkommt: *das Würfelspiel.* Daß Suchenwirt ein Gedicht unter dieser Überschrift dichtete, war schon aus dem Inhaltsverzeichnisse von N bekannt, daß es noch existiere, erfuhr man erst 1829. Damals berichtete Graff, Diutiska, 3. Bd., S. 267 ff. „über altdeutsche Denkmäler in Kloster-Neuburg bei Wien, in Melk, St. Florian, Kremsmünster und Linz", S. 277 erwähnte er unter den handschriftlichen Schätzen Kremsmünsters „ein Gedicht vom Würfelspiel, von Suchenwirt aus dem 15. Jahrhunderte". Auf mein Ansuchen wurde mir der Codex Nr. 69, welcher *das Würfelspiel*[1]) enthält, in wahrhaft liberaler Weise nach Wien zur häuslichen Benützung geschickt.

Äußerlich ist diese Papierhandschrift mit ihren dicken überzogenen Holzdeckeln und eisernen Schließen sehr unansehnlich; sie besteht aus 173 Blättern in Quart. Auf der Innenseite des Vorderdeckels ist ein Pergamentstreifen aufgeklebt mit der Inschrift: *Iste liber est Sancti Agapiti martyris in Kremsmuster, quem nobis dedit honorabilis presbyter Johannes Seld De lewbs* ...; bei dem letzten Worte ist offenbar an Loiben in Niederösterreich zwischen Dürrenstein und Stein zu denken. Der genannte Priester hat nicht nur diese, sondern auch mehrere andere Handschriften dem Kloster Kremsmünster in den Jahren 1440 und 1441 übergeben[2]). — Die Schlußworte des

[1]) Das Gedicht im Liedersaal, 3. Band, S. 231 f., mit dem Anfange:

Mich hett ains tages dar zu bracht
Der würfel das ich was verdacht

und am Schluß:

Vnd an den würfel beliben
Durch sine valschen mizzetat
Dú er begat mit valschem rat,

(im Ganzen 82 Verse) ist von dem Suchenwirt's verschieden, wenn es auch dieselbe Tendenz hat, die Schädlichkeit des Würfels darzustellen.

[2]) Vgl. über Seld und die üblichen Todtenverbrüderungen P. Hugo Schmid, Catalogus codicum manuscriptorum in bibliotheca monasterii Cremifanensis ord. S. Benedicti asservatorum. Tomi I. fasc. I. (1877) pag. 24.

Pergamentstreifens .... *et continet collectionem tabularum de equationibus motuum Solis et lune compilatam ex tabulijs alphonsy regis hyspanie* charakterisieren den Inhalt der Handschrift; dieselbe handelt thatsächlich zum größten Theile von astronomischen und astrologischen Dingen.

Die Handschrift ist an mehreren Stellen, namentlich nach dem Suchenwirt'schen Gedichte stark schadhaft. Dasselbe beginnt fol. 167ª oben ohne Überschrift und reicht bis 170ᶜ. Die Schrift ist ziemlich deutlich, weist in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts und gemahnt an die Züge in w, doch dürfte letztere Handschrift älter sein. Es wurde ausschließlich schwarze Tinte verwendet; auf jeder Seite steht nur eine Columne, die Verse (durchschnittlich 28 auf jeder Seite) sind abgesetzt und beginnen meist mit großen Buchstaben. Die zwei ersten Verse wurden mehr nach rechts geschrieben, um Raum für eine größere Initiale zu reservieren, die übrigens nicht nachgetragen wurde. Als Abkürzungszeichen gebraucht der Schreiber ", ' und ˜, letzteres ist zuweilen unnöthig gesetzt. dagegen fehlen häufig die i-Punkte; zur Vocalbezeichnung verwendet er ganz vereinzelt ᵉ, sonst ¨ und ´, gewöhnlich aber ¨. Fast regelmäßig finden sich diese Punkte über *y*, hingegen werden Halbdiphthonge damit nur selten angedeutet: 20 *er let* (= *ä* = *ae*). 59 *ich tümmer*, 81 *pät* (= *ä*) und 163 *der zehen pät*. Svarabhakti nie. Diese werden vielmehr durch *e* und *i* gegeben; metrisch nicht gerechnet ist sie in 58 *czaren*, 129 *czorn* und dem öfter vorkommenden *durich*; metrischen Werth hat sie in 85 *werichstat* und 155 *werich*.

Das Lob der Sorgfalt kann man dem Schreiber von k nicht ertheilen. Es kommen Schreibfehler im Innern der Verse und in den Reimen vor, so 35 *set* (die Prager Handschrift p hat *schneidt*), 41 *se* (p *sein*), 52 und 128 *nymt* (p *nymbt*), 52 *weil* (p *weib*), 57 *fer* (p *ser*), 85 *ewicht* (p *entwicht*: Antritt von unechtem *t* nach lingualem Auslaut, vgl. Weinhold, Alemann. Gramm. §. 178), 87 *daz dem* (p *czu dem*) und 109 *tugenchaften* (p *tugentlichen*): 1 *ampt* : *schampt*, 19 *verslahen* : *v'smachen*, 29 *vart* : *span* (p *spart*), 61 *enwicht* : *nit* (p *nicht*), 69 *prawtet* (p *praittet*) : *laitet*, 125 *v'nuft* : *czuchunft*, 143 *frawn* : *getrawen*; 25 *prnefet* (p. *prewet*) : *vernewet*, 39: *Er sicz Den tag vnd Die nacht* : *wag* (p hingegen: *Er sitzt die nacht bis an den tag*), 91 *hat* : *stet* (p *statt*), 109 *vor* : *spar* (p *spor*), 113 *ir habet* : *waldet* (p *halten* : *walten*), 121 *schulln* : *schulln* (p *füllen* : *süllen*); in V. 128 fehlt *auch*, in 71 *spil*, 121 *der*. Neben stumpfschließenden Versen mit drei Hebungen, wie Vers

3: *Daz phligt nicht chlug‘ sinn*
4: *Dez pin ich warden ynn*
89: *Noch ains Daz mut mich ser*

finden sich überladene Verse, z, B.

37: *Dez nachtz so hat oft ein‘ guten mut*
62: *Man geit yem Daz gelt hin wid‘ nit*
64: *wann er mit ainem fuezz stet auf D‘ pankch*;

V. 151 mit vier Hebungen:

Mit fumf augen[1]) *czu den stunden*

reimt auf V. 152 mit nur drein Hebungen:

Spott er Der fumf wunden u. s. w.

Die Verse 19 und 20 von p sind in k umgestellt (20 geht 19 voraus), desgleichen 101 und 102, beidemale, wie ich glaube, nicht zum Vortheile des Sinnes. Nach V. 49:

ffleust er Dann Daz ist ein spot

fehlt ein Vers. p hat darnach:

So schilt er dann vnd swert by gott;

nach 117: *Frawen priest‘ ritterschaft*

weist die Unterbrechung des Reimes auf den Ausfall eines Verses hin; p. hat als V. 118:

Den krencket er Lobes crafft.

Nach V. 144 folgen die zwei nicht reimenden Verse:

Mit tauz ez Die Driualtichait
Der vier ewangelisten;

vor dem ersten hat p als V. 145:

Er verlaugent als man saitt,

vor dem zweiten als V. 147:

Das merckt ir edeln cristen.

Auf den ersten Eindruck hin ist man leicht geneigt, den häufigen Mangel des Umlautes durch die Leichtfertigkeit des Schreibers zu erklären. Aber dieser schreibt nicht nur 1 *snodes*, 33 *phlag*, 74 *mocht*, 122 *vppichait*, 175 *schant*, sondern auch 17 und 21 *vber*, 100, 124 und 160 *sunt*, 119 und 122 *sunden* und stets *wurfel*. Wir haben es also hier mit einer Eigenthümlichkeit der Sprache des Schreibers zu thun (vgl. S. 331), diese aber hat unverkennbar alle Merkmale des österreichisch-bairischen Dialectes. Ich erwähne (um nicht bereits Gesagtes zu wiederholen) nur den Einschub des lingualen Nasals in das Suffix: *heiling* (Wein-

[1]) *augen* fehlt in p.

hold, Bair. Gramm. §. 168), den Aus- und Abfall von *d* in 127 *arn* (p *orden*) und 160 *fröm* (p *främd*, a. a. O. §. 148 u. 149), sowie die Vertretung von *ü* durch *i* in 180 *chimd* (p *künd*, a. a. O. §. 19).

Die Papierhandschrift p, deren bereits im Vorstehenden öfter gedacht wurde, hat die Signatur I. G. 8 (früher 325) und ist Eigenthum des Böhmischen Museums in Prag, dessen Verwaltungsausschuß die Güte hatte, mir die Handschrift zur Benützung nach Wien an die k. k. Universitätsbibliothek zu übersenden. — Sie war ohne Zweifel einmal eine der schönsten Handschriften: die starken Deckel sind mit rothem feingepreßtem Leder überzogen und waren an den Ecken und in der Mitte mit schön gearbeiteten Messingbuckeln versehen, von denen bereits vier fehlen, desgleichen eine der Lederschließen, während die andere verstümmelt ist. Die auf den Deckeln eingepreßten Worte lauten „ave maria", auf den Messingbeschlägen des Vorderdeckels zum Einklappen der Schließen „ave† maria† gracia", auf jenen des rückwärtigen Deckels, mit welchen die Schließen befestigt waren „vns", auf den Eckbeschlägen „maria† gracia† plena† a". Der Rücken ist etwas schadhaft; er trägt oben ein Schild mit den Worten „Versus germanici Scripti": darunter ein kleineres mit der Zahl 271 und darunter ein Zettelchen mit der jetzigen Signatur.

Der Codex enthält zu Anfang fünf ungezählte Blätter in Folio, denen 353 gezählte folgen; die Blattzahlen von 1—60 scheinen mir in neuerer Zeit mit schwarzer Tinte aufgefrischt worden zu sein. Die Überschriften sind mit rother Tinte geschrieben, der Anfangsbuchstabe des ersten Verses ist roth und bedeutend größer als die der anderen, welche mit einem rothen Striche durchzogen sind. Während in der kleineren zweiten Hälfte der Handschrift nur die Strophen abgesetzt sind, sind die Gedichte der ersten Hälfte in einer Columne so geschrieben, daß mit jedem Vers eine neue Zeile beginnt; deren sind auf einer Seite ungefähr 30—34. Der beschriebene Raum ist mit vier auf einander senkrecht stehenden Linien eingesäumt, so daß nach allen vier Richtungen breite Ränder frei bleiben.

Die Schrift verräth nur eine Hand und weist uns in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die i-Punkte — ich habe hier und im Folgenden vor Allem Suchenwirt's Gedicht im Auge, das fol. 113ᶜ unten mit der Überschrift: *Was übels ainem yeglichem uf̃ Spil chom* beginnt und fol. 116ᶜ endet — fehlen häufig. Abkürzungszeichen finden sich nicht, außer einem wagrechten Striche, um die Verdoppelung des *m* oder *n* anzuzeigen. Die zur Bezeichnung des Umlautes

üblichen Punkte ¨ oder ˙ werden auch über *w* häufig gesetzt, wenn sie als *u* gelesen werden sollen, z. B. V. 27 *heẇt*. Doch kommen die Punkte statt auf *w* auch auf das diesem vorausgehende *e* zu stehen, so 25 *prėẇet*, 56 *rėẇßt*. Um *uo, ue* auszudrücken, wird das Zeichen ◌ᵛ angewendet oder ◌″, welches manchmal einem Kreise ähnlich ist, wie denn Dr. Karl Haltaus, welcher diese Handschrift unter dem Titel „Liederbuch der Clara Hätzlerin“ (= dem achten Bande der Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit) im Jahre 1840 veröffentlicht hat, immer dafür einen kleinen Kreis setzt; *s* steht viel häufiger als in k dort, wo wir es jetzt schreiben, *ss* auch für *ʒʒ*, so 98 *essens*, 102 *ysset*; *ʒ* (in k noch öfter als hier nach mhd. Weise an rechter Stelle) für *z* (namentlich im Worte *zu*) und *ʒ*; *ʒʒ* ist nicht beliebt, dafür wie auch für *ʒ* (64 *füß*, 184 *laßt*) und *ss* (94 *mißewend*) kommt besonders häufig *ß* vor. In- und auslautend hat die Handschrift immer *tʒ* (k *cz*), nur anlautend einigemal *cʒ*, so 67 *cʒucht*; *k* und *ck* begegnet viel öfter als in k, so 10 *kan*, 16 *kunst*, 63 *kranck*, 120 *v̊ppikait* u. s. w. Unterscheidungszeichen finden sich nicht, der Gebrauch der Majuskel innerhalb des Verses ist nicht häufig.

Zu obiger Altersbestimmung der Schrift stimmen die an dem unteren Rande des letztgezählten Blattes (353ᵇ) von derselben Hand angebrachten Worte: *Anno Dm̄ Augspurg ꝛcº LXXI*, darunter: *Clara Hätzlerin*. Wir haben es also mit einem Autograph der Hätzlerin zu thun, das sie 1471 zu Augsburg beendete, wahrscheinlich für Jörg Roggenburg daselbst. Es steht nämlich auf der Innenseite des Vorderdeckels: *Item daʒ b̊üch ist H....*[1]) *Roggenburg | zů Augspurg wer eʒ hab der lass jms wider werden*, darüber ℟, noch höher: *Jhus 1470 Christus*. Auf dem leeren ungezählten Blatte vor dem rückwärtigen Deckel steht oben: *Jhus Maria 1470 Christus*, tiefer: *Item dacʒ p̈uch jst Jörg Roggenburg wer eß hab der laß Ims wyder werden Anno Dom̄ Mºcccc·lxx Jar*, daruntes ℟, was sicherlich der Namenszug Roggenburgs ist, dessen Wappen auf der Innenseite des rückwärtigen Deckels unter dem Namen *ROGENBURG* in primitivster Federzeichnung angebracht ist. Daß die Hätzlerin die Handschrift 1471 beendet, Roggenburg aber an drei Stellen sie im Jahre 1470 schon als sein Eigenthum erklärt, ist insoferne vereinbar, als sie von ihm den Auftrag

[1]) Die punktierte Stelle ist nicht mit Sicherheit zu lesen; beide Zeilen sind, hie und da sogar mehrere Mal, mit Tinte durchstrichen. — Die Hätzlerin hält Haltaus für eine Nonne zu Augsburg (S. IX); einen Beweis für diese Annahme bringt er nicht.

zur Abfassung 1470 erhalten haben mag, damit aber erst 1471 fertig ward.

Jedenfalls ist die Schrift jünger als in der Handschrift von Kremsmünster, welche auch ältere Sprachformen und zwar österreichisch-bairischen Charakters aufweist, während der Prager Codex im schwäbischen Dialect geschrieben ist. Im Gedichte kommt immer *vff* (meist mit zwei *f*) vor: 184 *uß*, V. 50 *by*, hingegen 165 *bey*, nie *durich*, sondern stets *durch*; im Innern der Verse *nit*, mit Ausnahme des V. 35, wo wie auch im Reime V. 62, 67, 86 *nicht* begegnet. In den Verbindungen *sl*, *sm*, *sn* herrscht im Gegensatze zu k der breite Laut *sch*, hingegen werden die Formen des Verbums *sollen* nie mit *sch* geschrieben. Während in k die Bezeichnung des Umlautes sehr häufig unterbleibt, wird er hier regelmäßig durch zwei Punkte angedeutet; diese finden sich auffallender Weise auch über mhd. *ë* öfter, so 29 *mainswėrn*, 50 *swėrt*, wie sich auch über mhd. *â* häufig ein Zeichen zeigt, das zuweilen wie das über *u* (= *uo*, *ue*: 30 *wa̋rhait*), meist aber so aussieht ᵘ oder so ᵛ (60 *hăn*, 179 *wărhait*). Haltaus macht ein ᵛ = *v* daraus[1]), was allerdings dem schwäbischen Dialect entspräche, welcher *au* = *â* setzt; mir scheint aber wahrscheinlicher, daß dadurch eine Verschiebung des *â* nach *ô*, ein Mittellaut *ä* angedeutet werden soll (vgl. Weinhold, Alemann. Gramm. §. 91).

Im Ganzen ist diese Recension für die Textkritik ein bedeutender Gewinn; denn wenn auch die Handschrift k ihres Alters und Dialectes wegen dem Texte zu Grunde gelegt werden mag, so kann dies doch nur geschehen unter sorgfältiger Beachtung der Prager Recension, welche die Lücken von k ausfüllt und an Stelle von deren Fehlern fast immer das Richtige bietet. Nur an einigen Stellen zeigt diese sauber und deutlich geschriebene Handschrift Textverderbniß. Ungenaue Reime sind: 3 *synne* : *ynnen*, 11 *erhangen* : *lange* (k *erhang* : *lang*), 55 *verliu̇ßt* (k *v'leust*) : *rėwßt*, 75 *tät* : *latt*, 165 *hölt* (k *held*) : *erwelt*, 179 *verpirgt* (k *v'pirt*) : *Suechenwirt*. — In V. 5 fehlt *vil*, 15 *auch*, 54 *der*, 88 *so*; die Verse 89 u. 90, 93 u. 94 haben drei Hebungen mit stumpfem Schluß, desgleichen V. 105, mit dem der stumpf schließende V. 106 mit vier Hebungen durch Reim gebunden ist.

[1]) Sonsst sind die Unterschiede zwischen p und dem Abdruck unseres Gedichtes bei Haltaus nicht zahlreich: V. 4 fehlt ganz bei Haltaus (es ist auch in den rückwärts angehängten Bemerkungen S. 365 darüber nichts gesagt); V. 18 hat p *lerent* (Haltaus *lernet*), 29 *mainswėrn* (der Druck *mainswėre*), 35 *nicht* (Haltaus *nit*), 126 *zukunft* (das Buch *zůkunft*), 152 *der der* (Haltaus *ser der*, er schlägt vor *er der* zu lesen, k hat wirklich so).

Eine ursächliche Beziehung zwischen k und p ist wohl nicht anzunehmen; die Entstehung von k ist spätestens 1441, die von p 1471 anzusetzen; p könnte aus k geflossen sein, aber es spricht außer der Zeit gar nichts für eine solche Annahme. Verwandtschaft aber herrscht zwischen p und r, einer Liederhandschrift, welche der Dichter Ludwig Bechstein bei einem Antiquar 1835 erworben hat. Ich habe die Handschrift nicht gesehen, besitze leider auch keine Abschrift des Suchenwirtischen Gedichtes, das dort Bl. 138^{b} steht; wohl aber war Haltaus in der Lage, die Handschrift für die Ausgabe seines Liederbuches vergleichen zu können; er nennt sie eine „sehr nutzbare", mit p „auffallend" übereinstimmende Handschrift, welche aber etwas jünger als p und in der Orthographie verderbter sei. An bedeutenden Unterschieden zwischen p und r fehlt es nicht; als solche verzeichnet Haltaus S. XLVII f.: 16 *vil* fehlt, 17 *er fullt*, 19 *er lösts*, 20 *verschahen*, 21—24 fehlen, 25 *laster*, 44 *leydt*, 85 *entwuest*, 98 *nach esses woll er*, 102 *also*, 104 *obersten*, 110 *das* statt *der*, 113 *haltend* : *waltend*, 159 *verleugent acht*.

Von den 21 Handschriften, die bisher beschrieben und verglichen wurden, hat P in seiner Ausgabe der Gedichte Suchenwirt's sechs verwendet; wo und inwieferne die übrigen 15 Handschriften für eine neue Ausgabe heranzuziehen sind, wurde in der vorstehenden Untersuchung bereits angegeben. Die Hälfte aller Handschriften (darunter die bedeutendsten), nämlich A, a, B, C (N), w, m^{2}, g, k, m^{1} und m^{3} gehört dem österreichisch-bairischen Sprachgebiete an; österreichisch-bairischer Dialect mit schwäbisch-alemannischen Anklängen zeigt sich in h^{3} und s; alemannisch ist die Sprache in h^{1}, h^{2}, f und l; schwäbisch in m^{4}, m^{5}, p und r (?); mitteld. in d.

Die ältesten von allen sind A, l und g; sie gehören dem Ende des 14., A und g spätestens dem Anfange des 15. Jahrhunderts an; N datiert aus dem Jahre 1402, etwas jünger sind s und w; k wurde spätestens 1440 oder 1441 geschrieben, f 1445. Der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gehören neun Handschriften an: m^{5} (1454), m^{4} (1464), m^{1} (1468), m^{2} (1470), p (1471), h^{3} (1479), h^{1}, h^{2} und r. Aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammt m^{3}, aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts B und C, aus dem 18. Jahrhundert a und d.

A übertrifft alle anderen durch die Zahl der Gedichte; rechnet man das nur mit den letzten Versen in A erhaltene Gedicht auf Gumolf Lapp mit, zählt aber die beiden Recensionen auf Ulrich

von Walse nur als eine Nummer, so liefert A allein 45 Gedichte. Keine der übrigen Handschriften kommt auch nur entfernt dieser Zahl nahe; B bringt 21, C zehn, m^2 und m^4 je drei, w, d und m^5 je zwei, von den übrigen 13 Handschriften hat jede ein Gedicht von Suchenwirt. Den 45 Gedichten in A allein stehen somit 56 Gedichte gegenüber in den übrigen 20 Handschriften zusammen. Sämmtliche Handschriften enthalten demnach hundert und eine Suchenwirtische Dichtung.

Der Widertail kommt allein fünfmal vor, die schöne Abenteuer und das Gedicht von fünf Fürsten treffen wir in je vier, die Rede auf Kreuspeck, die zehn Gebote, die sieben Freuden Mariens, das jüngste Gericht, den Krieg der Liebe und Schöne, endlich das Würfelspiel in je drein Handschriften, die Reden auf Gumolf Lapp, den König Ludwig von Ungarn, die Kaiserin von Baiern, auf Ellerbach Vater und Sohn (letzterer zweimal verherrlicht), auf die Edlen von Pfannberg, Pettau, Walse, Stadeck, Cilli, Lochen und Traun, auf die Herzoge Albrecht II. und Albrecht III. von Österreich (beide todt) und Heinrich von Kärnten, auf Albrecht von Nürnberg und den Teichner, die Gedichte von der Minne Schlaf, Albrechts Ritterschaft und der Fürsten Theilung, von zwein Päpsten und von hübscher Lag, vom umgekehrten Wagen, dem Kriege der Fürsten und Städte, von den Räthen des Aristoteles, endlich der „fremde" Sinn, also zusammen 27 Dichtungen begegneten uns in je zwein Handschriften; nur einmal finden wir die Reden auf Haunfeld, Chappell, Herzog Albrecht II. von Österreich (noch am Leben) und Albrecht von Rauhenstein, das Gedicht von der Minne, der Minne Gericht, den Brief, die Jagd, den Rath vom Ungelt, den Pfennig, die Verlegenheit und den Geiz, den getreuen Rat und die sieben Todsünden, den neuen Rath und Equivocum, das sind 16 Gedichte. Wir besitzen somit unter den die Zahl hundert übersteigenden Suchenwirtischen Dichtungen der einundzwanzig Handschriften zweiundfünfzig verschiedene Gedichte Suchenwirt's.

Schon einmal (vgl. S. 466 f.) kam die Rede auf den Versuch, Suchenwirt ein Gedicht abzusprechen. Aber auch gegentheilige Bestrebungen können wir bemerken (vgl. S. 324 f. und 435 ff.); so sieht Dr. Anton Mayer S. 235 f. seiner Geschichte der geistigen Cultur in Niederösterreich von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart, 1. Band. Wien 1878, in Suchenwirt den Autor des Gedichtes auf die Schlacht an der Leitha (1246); Gründe hiefür gibt der Verfasser nicht an, er bezieht sich bloß auf die Stelle:

Den strît tiht ich iu gerne gar,
wie dâ bestuont diu schar di schar
und wie man kom übr di Leittâ
und wiez di biderben tâten dâ
und wie der und der wart erslagen;
wan daz ichz dar umb wil verdagen
ez ist getihtet ê vor mir,
dâ von ich der niwe wol enbir

im Frauendienst des Ulrich von Liechtenstein (S. 527, 3 der von Karajan mit Anmerkungen versehenen Ausgabe Lachmann's, Berlin 1841). Aber Mayer mag selbst in dieser Annahme sich nicht ganz sicher fühlen, denn er verweist auf Wackernagel, der in seiner Literaturgeschichte (2. Auflage, 1879, S. 285) das fragliche Gedicht dem Liechtenstein selbst zuschreibt: *vor* (in *ez ist getihtet ê vor mir*), sagt Wackernagel, bessert sich gleichsam von selbst in *von*. — Schwer in die Wagschale fällt der Umstand, daß die Schlacht an der Leitha als dichterischer Vorwurf dem Suchenwirt, wie eine Untersuchung seiner Dichtungen vom historischen Standpunkte ergibt, zeitlich viel zu ferne liegt.

Anders verhält es sich mit der in Laßberg's Liedersaal, 2. Band, S. 321—326 abgedruckten Ehrenrede auf einen verstorbenen Grafen Wernher von Hon(m)berg (194 Verse), von der Laßberg annimmt, daß sie von einem der edlen Burgmänner des dahingeschiedenen Grafen herrühre, während sie Koberstein in seinem Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, S. 308 des ersten Bandes (5. Auflage) „mit Zuversicht Suchenwirt zusprechen zu dürfen" glaubt. Diese Annahme beruht offenbar auf der Ähnlichkeit dieses Gedichtes in Anlage und Durchführung (weniger im Stile) mit einzelnen Dichtungen Suchenwirt's; darnach könnte die Rede vielleicht von Suchenwirt sein. Auch über die Persönlichkeit des Grafen Wernher von H. gehen die Ansichten auseinander. Laßberg, Koberstein und Wackernagel (a. a. O. S. 288) sehen in ihm den um 1360 verstorbenen letzten Grafen dieses Stammes; von der Hagen (Minnesinger IV, S. 88—95) setzt das Gedicht in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts; für Bartsch (Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrhunderts, Leipzig 1864, Nr. LXXXVI) ist der in dieser Ehrenrede Gefeierte identisch mit dem Dichter Wernher von Honberg, der am 21. März 1320 vor Genua sein Leben beschließt und den der Verfasser des Gedichtes von den sechs Farben (Müller, Sammlung deutscher Gedichte 3, XXIV) als Gewährsmann nennt. Vgl. Wackernagel a. a. O. S. 374 a und Dr.

G. von Wyss, Graf Wernher von Homberg in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich 1860 13. 2. 1. — Der Gedanke der Autorschaft Suchenwirt's fand keine offenen Gegner, aber auch nicht ausgesprochene Anhänger. In der That läßt sich derselbe nicht mit gleicher Bestimmtheit wie die Annahme Mayer's ablehnen, aber faßt man alle in dieser Frage in Betracht kommenden Momente ins Auge, so findet man, daß sie doch nicht derart ausreichende Anhaltspunkte geben, um zu mehr als einem problematischen Urtheil zu kommen. Daraufhin aber das Gedicht in eine künftige Suchenwirtausgabe aufzunehmen, halte ich nicht für angezeigt.

Es bleibt somit bei 52 Gedichten; von diesen besitzt A allein 45! Da aber zu Anfang von A einst auch die vier ersten Gedichte von B standen, so fehlen in A von allen Gedichten Suchenwirt's nur drei: von fünf Fürsten, das Würfelspiel und der Krieg der Liebe und der Schöne. Das erste hat 244 Verse, das zweite 184, das dritte in h^3 160 Verse; alle drei Gedichte zählen somit 588 Verse. Da dem letzten Gedichte in A ursprünglich zwanzig unbeschriebene Seiten folgten, auf eine Seite aber in A 29—30 Verse gehen, so würden diese zehn leeren Blätter — ganz abgesehen davon, daß auch der größere Theil von S. 483 zur Verfügung stand, vollkommen für die Aufnahme der erwähnten drei Gedichte ausgereicht haben. Da diese Gedichte zu jenen gehören, die gerade am häufigsten vorkommen — und zudem die beiden ersten in österreichischen Handschriften —, so ist wohl die Annahme gestattet, daß die zehn Blätter am Schlusse von A zur Aufnahme dieser drei Gedichte bestimmt waren, die aber aus einem uns unbekannten Grunde nicht mehr zu Stande kam. Wäre sie ausgeführt worden, dann hätten wir in A eine vollständige Sammlung der Gedichte Suchenwirt's! Ich meine Sammlung im wörtlichen Sinne: denn ohne Zweifel verdankt die Handschrift A ihre Entstehung einem Verehrer der Suchenwirtischen Muse, aber nicht in der Art, wie das Liederbuch der Clara Hätzlerin, das auf einen bestimmten Antrag hin von einer Person in einem Jahre geschrieben wurde. Bei A haben wir es vielmehr mit einer nach und nach anwachsenden Sammlung zu thun, daher die erweislich große Anzahl Schreiber, die sich daran betheiligten, daher die so sehr verschiedene Schreibweise und äußere Ausstattung der Gedichte (vgl. S. 209—220); von S. 1—28 inclusive steht jede Columne zwischen zwein von oben bis unten reichenden schwarzen Strichen; der 14. Schreiber faßt jede Seite seiner Abschrift von Herzog Albrechts Ritterschaft (bis S. 280)

mit vier aufeinander senkrechten Linien ein, daß nach allen Richtungen ein freier Raum bleibt. Ähnliches that nur noch der 18. Schreiber, von dem die Abschrift des umfangreichsten Gedichtes, der sieben Freuden Mariens, herrührt. Dieses Gedicht zeigt auch deutlich, wie die Sammlung entstand; nicht vielleicht so, daß wir uns den Codex schon gebunden denken, in welchen die einzelnen Schreiber die Gedichte eintragen, sondern er setzte sich allmählich aus einzelnen Heften zusammen. Gewöhnlich fiel die Leistung eines Schreibers mit dem Ende eines solchen Heftes (einer oder mehrerer Lagen) zusammen; blieb aber gegen das Ende des Heftes etwas unbeschrieben, so benützte in der Regel der nächste Schreiber den freien Raum. Aber nicht immer. So sah sich der 18. Schreiber das Format der bisherigen Hefte an, arbeitete zu Hause an seiner Abschrift, unbekümmert darum, daß vor derselben über anderthalb Seiten unbeschrieben blieben; er achtete nicht der Gewohnheit der anderen Schreiber, jedem Gedichte eine Überschrift zu geben, ja er trug sie nicht einmal auf dem freien Raume vor seinem Hefte ein, — und doch ist er von allen Schreibern einer der sorgfältigsten. Auch sein Nachfolger begann seine Arbeit mit dem jüngsten Gericht, ohne Rücksicht, daß in dem Hefte seines Vorgängers nahezu zwei Seiten unbeschrieben waren. Lieferte doch der 4. Schreiber noch einmal eine Abschrift der Rede auf Ulrich von Walse, trotzdem von dem 3. Schreiber 20 Seiten vorher bereits dieselbe geschrieben stand. Und doch haben beide Recensionen [1]) dieselbe Anzahl Verse, behandeln den Stoff in gleicher Ordnung, kurz es ist, von einzelnen Abweichungen im Ausdrucke abgesehen, dem Inhalte und der Form nach zwischen beiden kein wesentlicher Unterschied.

A war, wie sich bisher ergab, ausschließlich zur Aufnahme Suchenwirtischer Dichtungen bestimmt; es war somit gerechtfertigt, A die Suchenwirt-Handschrift *κατ' ἐξοχήν* zu nennen (vgl. S. 230); die Handschriften a, h^1, h^2, m^1, w, m^2 und l lassen sich mit größerer oder geringerer Sicherheit darauf zurückführen. A zunächst durch hohes Alter, reichen Inhalt und Güte der Überlieferung steht N; in ihr standen 50 Gedichte Suchenwirt's; davon sind uns glücklicherweise in B und C, welche aus der nun leider ganz verschollenen Handschrift unmittelbar schöpften, 31 erhalten.

---

[1]) P hat die zweite Fassung in seiner Ausgabe zu Grunde gelegt und von der ersten mehrere Lesarten abgedruckt; S. 157 seiner Ausgabe lautet es aber gerade umgekehrt. B stimmt mit der ersten Recension in A.

Andere Handschriften, wie s, g (?), m^3 und m^4 (für die schöne Abenteuer), M 42 (d), f mit m^5 und m^4, k, vielleicht auch p und r weisen auf N zurück, während h^3 und m^5 (Krieg der Liebe und Schöne) mit m^4 eine selbständige Stellung einnehmen. Daß die aus N stammenden Handschriften, z. B. B in der Rede auf Hans von Traun, im Texte öfter von A abweichen, ist, selbst wenn man von den Schreibern ganz absieht, nicht besonders auffällig. Zeigt sich nicht in A sogar Ähnliches? Man vergleiche doch die beiden Fassungen der Rede auf Walse! — Gerade in den Ehrenreden mögen am frühesten, vielleicht selbst zur Zeit Suchenwirt's schon, hie und da Änderungen vorgenommen worden sein. Solche Reden entstanden aus einem bestimmten Anlaß; wurden sie bei einer späteren Gelegenheit wieder benützt, so konnte ja von Seite der Angehörigen des Gefeierten vielleicht gewünscht werden, daß diese oder jene That in der Rede etwas mehr in den Vordergrund trete u. s. w.

Ich erinnere an die zweite Rede auf den jungen Ellerbach und Albrecht II. von Österreich.

Behufs Anordnung und Nummerierung der 52 Gedichte Suchenwirt's stehen drei Wege offen. Es können die Gedichte nach den Haupthandschriften, in denen sie vorkommen und die dem Texte besonders zu Grunde gelegt werden, geordnet werden. Darnach kämen die fünf ersten Gedichte aus B, die ja einmal auch zu Anfang von A standen, zuerst, dann die Gedichte von A, dann das von fünf Fürsten nach g, der Krieg der Liebe und Schöne nach $h^3m^4m^5$ und endlich das Würfelspiel nach kpr. Dieser Vorgang erschiene als zu äußerlich.

Oder es könnten die Gedichte nach der Zeit ihrer Entstehung aufeinander folgen. So berechtigt eine solche Anordnung auch wäre, es steht als Hinderniß der Ausführung der Umstand im Wege, daß nicht bei allen Gedichten sichere Anhaltspunkte für die Zeit ihrer Abfassung vorhanden sind, bei einigen dieselbe nur vermuthet, bei anderen gar nichts über die Zeit ihrer Entstehung gesagt werden kann.

Es empfiehlt sich somit der dritte Weg, die Gedichte nach ihrem Inhalt zu gruppieren, in jeder Gruppe aber die einzelnen Gedichte, so viel dies möglich, nach der Zeit ihres Entstehens aufeinander folgen zu lassen. Ähnliches hat schon P versucht, aber nicht genau durchgeführt (denn sonst hätte wenigstens dem Gedichte von fünf Fürsten das von zwein Päpsten, vom umgekehrten Wagen und der Krieg der Fürsten und Städte folgen müssen;

der Krieg der Liebe und Schöne wäre den anderen allegorischen Gedichten eingereiht worden).

Nach dieser Anordnung sind in der nachfolgenden Tabelle die dem Lobe (oder der Geißelung) einzelner Personen gewidmeten Gedichte an den Anfang gesetzt (24) und ihnen diejenigen, welche Geschichtliches ohne allegorische Einkleidung bieten, angereiht (10), worauf die allegorischen (9), didaktischen (2) und religiösen Dichtungen (4) und zum Schlusse die possenhaften Gedichte (mit Ausnahme der Rede auf Gumolf Lapp) und die Reimkünsteleien folgen (3).

Von der in A eingehaltenen Anordnung der Gedichte weicht diese Reihenfolge nur zweimal ab; einmal, indem die Rede auf Ulrich von Pfannberg, welche in A zwischen beiden Reden auf den jungen Ellerbach steht, vor die erste Rede auf diesen gesetzt wurde, damit der Rede auf den lebenden Ellerbach sogleich die auf den todten folge, dann indem die Rede auf Hans von Traun der vom Teichner vorgestellt wurde, obwohl sie ihr in A folgt. Da aber beide so ziemlich um dieselbe Zeit gedichtet worden sind, glaubte ich das thun zu können, zumal es vom praktischen Werthe ist: es entsprechen dann die Nummern 1—24 der nachfolgenden Tabelle genau den in B befindlichen Gedichten, nur daß diese Handschrift zweimal eine andere Aufeinanderfolge des Gedichtes hat.

Die Zählung von Friess und P ist beigefügt und angegeben, wie oft und in welchen Handschriften ein Gedicht vorkommt. In den Nummern 22—37 und 39—52 nennt sich der Dichter mit Namen.

Nummerierung Neue	Nummerierung Nach Friess	Überschriften der Gedichte	In welchen Handschriften kommt das Gedicht vor?	Wie oft im Ganzen?	Anmerkungen
1	I	Lobrede auf Moriz von Haunfeld	B	1mal	Verfaßt nach seinem Tode
2	II	Von Herrn Hansen von Chappell	B	1 „	Schon todt (gest. 1357)
3	III	Von Herzog Albrecht von Österreich	B	1 „	Albrecht lebt noch
4	IV	Von Herrn Albrecht von Rauhenstein	B	1 „	Schon todt (gest. 1354)
5	V Nach P	Von Herrn Gumolf Lappen von Ernwicht	B, A (unvollständig)	2 „	Kein Anhaltspunkt
6	I	Von König Ludwig von Ungerland	A, B	2 „	Der König lebt noch
7	II	Von der Kaiserin von Baiern	A, B	2 „	Schon todt (gest. 1356)
8	XI	Von Graf Ulrich von Pfannberg	A, B	2 „	Schon todt (gest. 1355)
9	IX	Erste Rede auf den jungen Ellerbach	A, B (unvollständig)	2 „	Lebt noch
10	X	Zweite Rede auf den jungen Ellerbach	A (lückenhaft), B	2 „	Bereits todt (gest. 1357)
11	XII	Von Herrn Herdegen von Pettau	A, B	2 „	Bereits todt (gest. 1357 oder 1358)
12	XIII	Von Herrn Ulrich von Walse	A (doppelt), B	2 „	Schon todt (die letzte im Ged. angeführte Thatsache fällt in das Jahr 1363)
13	III	Von Herzog Albrecht von Österreich	A (lückenhaft), B	2 „	Schon todt (gest. 1358)
14	XIV	Von Herrn Friedrich von Kreuspeck	A, B (unvollständig), s	3 „	Schon todt (die Erzählung reicht bis 1352; vgl. die Reihenfolge des Ged. in B)
15	VII	Von Burggraf Albrecht von Nürnberg	A (lückenhaft), B	2 „	Schon todt (gest. 1361)
16	VI	Von Herzog Heinrich von Kärnten	A, B	2 „	Schon todt (gest. 1335, vgl. die Reihenfolge dieser Rede in B)

Nummerierung Neue	Nummerierung Nach P	Überschriften der Gedichte	In welchen Handschriften kommt das Gedicht vor?	Wie oft im Ganzen?	Anmerkungen.
17	XV	Von Herrn Leutold von Stadeck	A, B	2mal	Schon todt (gest. 1366 oder 1367)
18	VIII	Von Herrn Ellerbach dem Alten	A, B	2 „	Schon todt (gest. 1369)
19	XVI	Von Graf Ulrich von Cilli	A, B	2 „	Schon todt (gest. 1368)
20	XVII	Von Herrn Friedrich von Lochen	A (lückenhaft), B	2 „	Schon todt (die Erzählung seiner Thaten reicht im Ged. bis 1349)
21	XVIII	Von Herrn Hansen von Traun	A, B	2 „	Schon todt (die erzählten Thatsachen reichen bis 1370)
22	XIX	Vom Teichner	A, C	2 „	Schon todt (gest. um 1377)
23	IV	Von Herzog Albrechts Ritterschaft	A, C	2 „	Das Jahr 1377 wird ausdrücklich genannt
24	V	Von Herzog Albrecht III. von Österreich	A, C	2 „	Schon todt (gest. 1395)
25	XXI	Der Brief	A	1 „	Der Folge nach um 1361—1365
26	XXVII	Der Rath vom Ungelt	A	1 „	Dem Inhalte nach zwischen 1365—1386
27	XXXIII	Der getreue Rath	A	1 „	Der Folge nach zwischen 1370—1377
28	XXXIV	Der Fürsten Theilung	A, C	2 „	Um 1377
29	XXXV	Von zwein Päpsten	A, C	2 „	Nach dem Inhalte 1378
30	XXII	Der neue Rathgeber	A	1 „	Nach der Folge 1378—1385
31	XXXVI	Der umgekehrte Wagen	A, C	2 „	Nach dem Inhalte um 1385
32	XX	Von fünf Fürsten	C, m^2, g, d	4 „	Das J. 1386 wird ausdrücklich genannt
33	XXXVII	Krieg der Fürsten und Reichsstädte	A, C	2 „	Das J. 1387 wird ausdrücklich genannt
34	XXXVIII	Die Räthe des Aristoteles	A, h^1	2mal	Das J. 1394 wird ausdrücklich genannt
35	XXXIII	Rede von der Minne	A	1 „	Nach der Folge 1356

36	XXIV	Die Minne vor Gericht	A	1 n	Nach der Folge 1356
37	XXV	Die schöne Abenteuer	A, m^3, m^4, d	4 n	Nach der Folge um 1361
38	XXVI	Die Jagd	A	1 n	Nach der Folge um 1361
39	XXXVIII	Der Widertheil	A, m^4, m^5, f, l	5 n	Nach der Folge um 1369
40	XXIX	Der Pfennig	A	1 n	Nach der Folge um 1370, dem Inhalte nach nicht nach 1378
41	XXX	Der Minne Schlaf	A, a	2 n	Nach der Folge um 1370
42	XXXI	Die Verlegenheit	A	1 n	Nach der Folge um 1370
43	XLVI	Der Krieg der Liebe und der Schöne	h^3, m^4, m^5	3 n	Der Stimmung und Ausdrucksweise nach, besonders nach dem Schlusse zu urtheilen, um dieselbe Zeit wie die nächst vorausgehenden
44	XXXII	Der Geiz	A	1 n	Der Folge nach zwischen 1370—1377
45[1]	—	Das Würfelspiel	k, p, r	3 n	Im reifen Alter abgefaßt
46[2]	XXXIX	Die zehn Gebote	A, w, m^2	3 n	Der Folge nach zwischen 1370—1377
47	XL	Die sieben Todsünden	A	1 n	Der Folge nach um 1377
48	XLI	Die sieben Freuden Mariens	A, w, m^2	3 n	Der Folge nach 1377 oder 1378
49	XLII	Das jüngste Gericht	A, h^2, m^1	3 n	Der Folge nach 1377 oder 1378
50	XLV	Rede von hübscher Lug	A (unvollständig), C	2 n	Der Folge nach um 1356
51	XLII[1]	Der fremde Sinn	A, C	2 n	Der Folge nach um 1380; sein Bart ist bereits ergraut
52	XLIV	Equivocum	A	1 n	Der Folge nach um 1380; V. 10 sagt er, er habe nur noch kurze Zeit zu leben

[1] Nach Bartsch, Beiträge zur Quellenkunde der altdeutschen Literatur, S. 374, und Schmeller's Katalog der deutschen Handschriften 1. Theil, S. 73, enthält cod. germ. monac. Nr. 444, fol. 1, ein Bruchstück von Suchenwirt's Würfelspiel.

[2] Nach Bartsch, Beiträge zur Quellenkunde der altdeutschen Literatur, S. 371, enthält auch die Handschrift 2848 der Wiener Hofbibliothek die zehn Gebote und zwar unter Teichner's Namen.

2. Textergänzungen.

Zur zweiten Rede auf Ellerbach den Jungen.

A hat nach V. 36 dieses Gedichtes eine Lücke von 52 Versen, die ich nach B unverändert folgen lasse.

B, S. 460, linke Spalte.

und rangk nach Gottes hulden
ich muz von waren schulden
urchund geben seiner tat
die er in Frawen dienste hat
mit Ritterschafft uollendet
der Mañheit ungeblendet
füer er uon erst durch preys bejag
fur Landaw da czu felde lag
der chaiser Ludweig genant
und wolte nemen reiche phant
dem Edlen Herzog Heinreich

S. 460, rechte Spalte.

mit streites ernst chrefftichleich
den Ritters Orden do enphie,
der hochgetewrt nu merket wie
es wart uerslicht das nicht geschach
der streit des maniger sich v'sach
darnach der Edel was berait
mit Chunig Johan gan unu'zait
gen Frankreich do mañg hund't lag
Ze tod erslagen auf ein tag
für tod belaib er auf dem wal
uon wunden was sein leben smal
daz man in sunder chreffte uand
daz leben waz des todes phant
die pheyl man aus im sneiden müst
Ach tod waz du czu laide tüst
der hochgetewrten Ritterschaft
an leib und auch an lebens chraft
Maria Muetter und maid
in deinem dinst was er berait
drey stund in Prewßen landen
da man gar sund' schanden
der uerte zwo czu schaden czoch
den haiden daz si chlagent noch
Er tet nach Christenleicher ée
mit wer dem ungelauben wê
daz manig' wart des lebens par
er nam der haidenschaffte war
mit wernden henden als im zam
In Holland für der Lobesam
mit manigem Ritter auserwelt
uor Utrecht uacht er als ein helt
uncz er uier wunden do enphie
wann es im Ritterleichen gie
daz man im hohen preises jach
in Brabant man den werden sach
uor Lüttich do der neinde schar
nam schanden uñ schaden war
ainer floch der ander uiel
in ern glut sein hercze wiel
daz es uon schanden nie erlasch
der ueinde schaden er do drasch

Zur Rede auf Friedrich von Lochen.

Nach Vers 52 dieses Gedichtes fehlen in A 52 Verse, die ich nach B unverändert wiedergebe.

B, S. 483, rechte Spalte.

gen Lubigk czu d' guten Stat
die auch mit den Holczen hat
zu chriegē chreftichleich gemaint
mit der Stat er sich ueraint
uñ rüst die schef mit frischer kost
westen, norden, Suden, Ost
die wind im wurdñ wol bekant
er für hin in Holczen lant
in den Rosengarten
der neind si nicht sparten
in wurdñ uest gewuñen an
nu merkt was ein pid' man
durch wird uñ er geleidñ mag
daz im uncz an den drittē tag
nie haubñ ab dem hawbt cham
zu slaffen im gar ubel czam
die gegent wart gewunnen
uir hund' dörffer uerprunnen

Lewt uñ gůt was gar v'lorn
die weil was uō d' Holezē czorn
der Chůnig in Denenmarch v'triben
die Chůnigin was chawm beliben
auf einer uest erpawen
mit allen Landes vrawen
gesamet auf der fluchte spor
da lag' auch die neinde uor
mit starken heeres chrefften
die Chunigin mit potschefften
entbot dem Held uil güte
ob er uon güter můter
ye bechomen were
daz er aus großer swere
in hulf uñ rette si zehant
der chunig auch zu im pottñ sant
man solt sein selbs peiten
die Chůnigin an den czeiten
sant aber ander poten dar
daz man recht oder ewen war
tett man si nicht si wer v'lorn
von lande stiez der wolgeporn
mit achczehē koken wolgeladen
und sigilt auf der ueinde schadñ
der chunigin un di fraw' zu trost
di wurdn uō dē besazz erlost
die Holezē czogē her gegen im
S. 484, linke Spalte.
daz cham in da czu ungewin
waz einer suecht daz uand er
si lagen gegen einander
bis an den czehenden morgē frů
di Heer do griffē baide czů
do hůb sich ein uil grozz' streit
der werte biz auf Vesperzeit

FRANZ KRATOCHWIL.

ZU WOLFRAM.

I. Die Zeit seines Thüringer Aufenthalts.

Die bei Wolfram so häufigen Reime wie *stuont* : *funt*, *stuonden* : *gebunden* werden von Lachmann dadurch zu reinen Reimen gemacht, daß er *fuont* und *gebuonden* schreibt. Die gleiche Anschauung vertritt Weinhold: er meint, es sei *u* vor Liquida in Wolframs Dialekt zu *uo* geworden (Bair. Gr. §. 114, mhd. Gramm.[2] S. 353). Es ist mir jedoch nicht bekannt, daß heutige Mundarten diese Auffassung bestätigten; ein *stuont* (hora), ein *gebuonden*, *gefuonden* ist mir nirgends begegnet. Aber noch aus einem andern Umstand geht hervor, daß die Reimbindung Wolfram nicht durch seine Mundart an die Hand gegeben wurde. Dieselbe liegt nämlich in folgenden Stellen des Parcival vor: 180, 7; 181, 11; 185, 25; 218, 17; 237, 13: 242, 17; 282, 1; 288, 25; 326, 13; 352, 29; 379, 29; 385, 13; 398, 21; 405, 15; 417, 9; 437, 21; 446, 1; 456, 25; 461, 3; 468, 21; 471, 15; 489, 25: 490, 23; 493, 17; 516, 7; 560, 25; 565, 5: 568, 19; 581, 27; 589, 29; 595, 25; 648, 15; 741, 11; 752, 21; 798, 7. Mit andern Worten: in den drei ersten Büchern des Parz. mit ihren 5352 Versen kein einziges Beispiel: auf die 19458 Verse der folgenden Bücher 35 Belege, also auf je 555 Verse einer. Wären diese Reime Wolfram von Haus aus geläufig

gewesen, so wäre diese merkwürdige Vertheilung ein unbegreiflicher Zufall. Es bleibt nur die Annahme, daß irgend ein fremder, während der Abfassung des Parzival sich geltend machender Einfluß Wolfram auf diese Reime geführt hat. Und was liegt näher, als die Ursache in Wolframs Aufenthalt in Thüringen zu suchen, wo derartige Bindungen durchaus gebräuchlich waren? Die drei ersten Bücher des Parzival wären somit vor, die späteren nach dem Thüringer Aufenthalt gedichtet.

Was man sonst noch in Wolframs Sprache auf thüringischen Einfluß zurückführen möchte, steht damit nicht im Widerspruch. Ich glaube allerdings mit Kinzel (Ztschr. f. d. Gymnasialw. 1877, 587), daß *die* = *der* für Wolfram anzuerkennen ist, aber keines der mir einigermaßen sicher erscheinenden Beispiele fällt in die drei ersten Bücher (in Bezug auf P. 139, 16 kann ich Kinzel nicht beistimmen). Zweifel erregt das Verbum *trecken* , das schon P. 62, 29 steht. Seine heutige Verbreitung ist mir unbekannt. Lexer weist seinen Gebrauch bei Meister Eckart nach, der es doch schwerlich aus Wolfram entlehnt hat.

II. Zum Titurel.

Im Titurel fehlen derartige Reime von *uo* : *u*. Daraus läßt sich natürlich beim geringen Umfang derselben nicht schließen, daß er vor den Thüringer Aufenthalt fällt. Anderseits ist es kaum mehr nöthig, noch weitere Beweise dafür beizubringen, daß der Titurel nicht vor dem Parzival geschrieben ist. Ich will aber doch noch einen kleinen Nachtrag geben zu Stosch's Bemerkungen Ztschr. f. d. A. 32, 471. Er weist darauf hin, daß der Baruc, der im Parzival des Namens entbehrt, im Titurel Akherin genannt wird nach Bat. d'Aliscans v. 1653. Das gleiche Verhältniß liegt aber auch vor bei Ehkunat. Er wird im Parzival dreimal erwähnt: 178, 19; 413, 15; 503, 16, jedesmal ohne irgendwelche nähere Bezeichnung. Dagegen im Titurel hat Wolfram eine Heimat für ihn gefunden, die er ihm bei seiner bekannten Neigung für Namengebung gewiß auch im Parz. beigelegt hätte, wenn dieser dem Titurel nachgefolgt wäre: Tit. 42, 1 *Ehhunates swester, den man nant uz der starken Berbester*. Und zwar stammt auch dieser Name, wie schon Bartsch bemerkt hat, aus der Quelle des Willehalm, bat. d'Aliscenus v. 5404.

III. Zu den Liedern.

1. Das Lied, das Lachmann in der Einleitung S. XII mittheilt und aus metrischen Gründen ohne Weiteres Wolfram abspricht, hat seitdem allgemein, so viel ich sehe, unter Acht und Bann gelegen.

Ich möchte aber doch darauf hinweisen, daß Lachmanns Verwerfungsurtheil auf sehr schwachen Füßen steht. Er nimmt Anstoß an dem Reimwort *du maht*, das im Reime sonst nicht wiederkehre bei Wolfram. Das ist der Irrthum, der in Lachmanns metrischen Ansichten eine so große Rolle spielt: daß er etwas mit Bewußtsein gemieden glaubt, das bei der Beschaffenheit des Sprachmaterials sich dem Dichter gar nicht oder nicht leicht darbot. Auch in nhd. Versen würde man lange nach Versen suchen können, die mit *du magst* schließen, wenn auch die Reime darauf nicht so selten wären. So steht denn auch bei Hartmann *du maht* niemals im Reime, wie schon das mhd. Wb. bemerkt. Ich füge hinzu, daß es auch in Minnesangs Frühling am Versschluß „gemieden wird", d. h. nicht vorkommt. Es wäre also bei jedem andern Dichter die gleiche Rarität wie bei Wolfram.

Das Hauptverbrechen des Liedes ist aber der Versschluß *spriche ab ich* v. 18. Den hartnäckigsten Verehrer von Lachmanns Versregeln dürfte der Nachweis stutzig machen, daß auch Goethe und Schiller die nach Lachmann verpönten Versausgänge „gemieden" haben (Litbl. 1881, 426). Was insbesondere den vorliegenden Fall betrifft, so begegnet das Wörtchen *ich* bei Wolfram überhaupt nur 10mal im Versausgang, wenn Moldaenke (der Ausgang des stumpf reimenden Verses bei W.) und San Marte (Reimregister zu Wolfram) nichts übersehen haben (P. 238, 8; 272, 19; 342, 27; 369, 17; 440, 19; 554, 18; 747, 29; 749, 26. W. 67, 22; 224, 17). Da müßte es schon ein ganz besonderer Zufall sein, wenn darunter sich ein Ausgang *ab ich* befände, dessen Entsprechung wir auch in nhd. Versen wieder lange vergeblich suchen würden. Daß das Fehlen dieses Ausgangs mit Lachmanns Regel nichts zu thun hat, geht schon aus dem Umstande hervor, daß auch *âber ich* nicht vorkommt, das nach Lachmann zulässig wäre.

Im Übrigen ist das Lied zwar nicht besonders originell, aber ein anderer Grund, es Wolfram abzusprechen, liegt nicht vor. Zu Wolframs Weise stimmt der Reim *maht* : *brâht* v. 22, das starke Enjambement v. 23, das Fehlen des Artikels bei *hant* v. 23, das Band der Sorge und das Hinken der Freude v. 23. Unsinnig ist allerdings v. 17, aber auch ein Anderer würde nicht so geschrieben haben. Vermuthlich ist zu lesen: *wer sol mich nu mieten*, vgl. die bei Lexer unter *mieten* verzeichneten Beispiele.

2. In 3, 25—26 ist Lachmanns wie Pauls Änderung (Beitr. 1, 202) unnöthig, wenn man so schreibt:

sus der tac erschein:
weindiu ougen, süezer frouwen kus.

Das von mir zu En. 5260 belegte Fehlen des Verbs zeigt sich zwar meist dann, wenn der Satz aus Subject und Prädikat gebildet ist; aber auch eingliedrige Sätze ohne Verbum kommen vor: vgl. P. 44, 20; 681, 29.

3. Betreffs des Liedes 9, 3 theile ich Pauls Ansicht (Beitr. 1, 203), daß die drei ersten Strophen Wolfram zugehören. Wenn Müller (Ztschr. f. d. Alt. 25, 50) gegen die Echtheit geltend macht, daß die Strophen im Abhängigkeitsverhältniß zu 7, 11—40 stünden, so könnte man ziemlich ebenso gut behaupten, daß das Lied 6, 10 ff. von dem Lied 4, 8 ff. abhängig sei; vgl. 4, 28 mit 6, 40; 5, 14 mit 7, 6. Überhaupt ist es ein Irrthum Müllers, daß Wolfram sich nicht selbst wiederhole, vgl. z. B. P. 101, 9 mit Tit. 81, 2, P. 387, 2 mit T. 583, 8. Aus den metrischen Düfteleien Müllers wird wohl schwerlich Jemand einen Grund gegen die Echtheit der Strophen entnehmen.

GIESSEN. O. BEHAGHEL.

FRAGMENTE AUS DER WELTCHRONIK RUDOLFS VON EMS.

Die nachfolgenden Fragmente aus der Weltchronik Rudolfs von Ems sind auf einem Pergamentstreifen, der dem Einbande eines Quartanten diente, im steiermärkischen Landesarchive in Graz erhalten und wurden mir durch die Freundlichkeit des Herrn Landesarchivdirectors Regierungsrath Dr. J. von Zahn zur Veröffentlichung überlassen. Der Streifen ist 36 Ctm. lang und 7 Ctm. breit und gehörte zwei Blättern der Handschrift an. Doch ist der zweite Theil schmäler als der erste, da von jenem ein Stück abgeschnitten ist. Die Schrift ist nur hie und da etwas verblaßt und unleserlich, im Ganzen deutlich und sauber. Nach dem Charakter der Schrift wäre der Codex dem 13. Jahrhunderte zuzuweisen.

Aus dem Vorliegenden zu schließen, enthielt jede Seite drei Reihen Verszeilen, doch war der Text mannigfach von größeren und kleineren bunten Bildern unterbrochen.

Auf der zweiten Seite ist das initiale *D* in der Bemerkung *Daz ander kvnige bvch hat hie ane* farbenreich und kunstvoll behandelt, jedoch nur in seiner unteren Hälfte erhalten. Auf der dritten Seite, die ganze Breite entlang, ist die Überreichung der Krone und des Armgeschmeides durch den Amalekiter an David (2 Sam. 1, 10)

abgebildet. Auf der vierten endlich sind unten Reste eines Bildes, meist Köpfe darstellend. Wahrscheinlich war in demselben die Salbung Davids (2 Sam. 2, 4) behandelt.[1]

[1]) Do dranc an der selben zit
Div groze heidenschaft
Mit ir werlichen kraft
Hin v̊f Savlen da er streit
Vnd mit wlicher manheit
Bi im siner s̊vne dri
Die manliche im striten bi
Amminadab vnd Jonathas
Melchisve der dritte was
Die mit so frevelichen siten

Mit leidem wider kere
Fflohe er im was gach
Schẘtzen iagten im do nach
von den ward er vaste wunt
vnd von den schvzzen vngesunt
Nv was savl gescheiden
Mit fliehen von den heiden
v̊f monte Gelboe hin dan
Vnd mit im sin man
D' mit namen als ich ez las

Slahen er sp̊ch ich t̊n sin niht
Daz ich den gotes gewihten man
Grife also frevelich an
Daz er von mir lege tot.
Do twanc des iamers not
Savlen daz er da fv̊r sich
Stiez sin swert vnd einen stich
Mit d̊hen durch sich selben treib
Daz swert gie durch in er beleib
Tot von sin selbes hant alda
Daz tet sin geselle och iesa.

Durch ir manlich manheit
Gingen si mit ir maht
Von Jabes Galaat die naht
Gein Bersam der [2]) hin
dar komen si vnd stigen in
Vnd namen da die toten
Ane h̊bt vnd v̊schroten
Die si fv̊rten an der zit
von dannen vnd si begrvben sit
In Jabes Galaat mit klage
lebten si siben tage.

Wan ez bedencke gotes r̊ch
Hie ist daz erste k̊nige b̊ch
Ffollesprochen vollegeseit
Mit vngelogener warheit.
Daz ander
k̊nige
b̊ch hat
hie ane

[3]) Wer bistv wie bistv genant
Daz dir diz ist so reht erkant
Er sp̊ch von geschiht ich kam
Do d' strit ein ende nam
v̊f monte Gelb̊ da sahe ich sach
Do div groze flvht geschach
Saulen v̊f dem schilte sin
Ligen d' leit vil grozen pin
Von des todes vngemach
Do er gen im do nahen sach

[4]) e vnwandelbere.
e ob got wolde
dannen solde
oder war got wolde.
r varn solde
gote wart im do [5]) geseit
g̊tlicher warheit

[1]) Vgl. Schütze, Die historischen Bücher des alten Testamentes [illegible] I. Hamburg 1779. S. 236 f.

[2]) Die ganze Zeile verschmiert, *festen* bei Schütze.

[3]) Schütze a. a. O. II. Hamburg 1781. S. 112.

[4]) Schütze a. a. O. S. 115 f.

[5]) Ein Loch.

Er solde varn in Juda
In ebron do kerte sa[6])
D' Menthafte degen dar
vnd fůrte mit im sine schar
Beidiv kint wib und man
Ffůrt er allez mit im dan
vnd lie des niht beliben
Er fůre mit sinen wiben

In ebron vnd beleib alda
Sin geslehte von Jvda
kam mit grozer maht da hin
zů im *v*[7])nd wiht in
ze kvnige vber al div diet
Die sins geslehtes namen ůz schiet.

BIELITZ in Oest.-Schlesien. KARL REISSENBERGER.

JAPPESSTIFT

(König Tirol ed. Leitzmann 9, 5 und 43, 4).

Kinzel in seiner Recension von Leitzmanns Ausgabe (Ztschr. f. d. Philol. 22, 242—244) vermuthet in *jappe,* indem er die Übersetzung des mhd. Wb. und Lexers „Fußangel" mit Recht ablehnt, einen Pflanzennamen. Ohne Zweifel jedoch wird damit eine Schlangenart bezeichnet. An beiden Stellen ist von dem Gift der Vipper die Rede, und es ist eine geläufige Vorstellung des Mittelalters, daß der Schwanz, bezw. der Stachel (*stift*) der Schlangen Gift enthalte (z. B. bei Megenberg S. 260, 23, MSH. 2, 174[a]). Dies paßt auch gut zu dem Bilde in Strophe 43, denn der Schlangenzagel gilt als ein Zeichen der Falschheit, vgl. die von Lexer unter *slangenzagel* angeführten Stellen: Renner V. 14126, Teichner Laßb. L. S. 3, 383, 14; ferner MSH. 2, 174[a] und 2, 367[a]. — Eine Schlangenspecies *Jappes* (9, 5) oder *Jappe* (43, 4) habe ich nicht finden können. Ähnlich lautet *ipnappe* bei Megenberg S. 272, 3, entstellt aus *hypnale.* Aber am nächsten kommt *jaspis,* Nebenform von *aspis,* welch letzteres auch von Wolfram im Parzival 481, 8 erwähnt wird. Da nun Str. 42 des Tirol sicher aus jener Partie des Parzival geschöpft ist (Leitzmann S .4), so wird man auch in *jappes,* bezw. *jaspes* eine Reminiscenz an *aspis* des Parzival annehmen dürfen.

PFORZHEIM. G. EHRISMANN.

---

[6]) Über diese, die vorhergehende Zeile und das darüber befindliche Spatium ist ein großer Buchstabe, der aber halb abgeschnitten ist, gedruckt.

[7]) Ein Loch.

BEMERKUNGEN ZUM DEUTSCHEN WÖRTERBUCHE.

Bd. VII, Lief. 10 (*Pflasterung* bis *Platz*).

(Schluß.)

Piez (vorquellende Weiberbrust) ist wohl absichtlich übergangen, weil im Wb. 2, 7–8 unter Biez (Bietz) erledigt. Zu den Angaben a. a. O. habe ich einmal hinzuzufügen, daß mir das Wort in der märkischen Volkssprache sehr wenig, im Mitteldeutschen aber (Halle und ganz Thüringen) häufig begegnet ist, dann aber, daß ich es durchweg mit anlautendem p gehört habe, so weit nicht die obersächsische Verwechslung zwischen P und B jede Sicherheit über den Anlaut vernichtete. Mit diesem Worte hängt nicht zusammen das in Zieglers Gesammelten Novellen vorkommende und deutlich erklärte Piezloch; s. dort 1, 137: *In der grünen Decke, in dem Netze, das auf dem grundlosen Moder aufliegt, ist zuweilen hier und da eine Masche gerissen, nur ist ein solches einen halben bis zwei Fuß im Durchmesser großes Loch gar nicht zu bemerken, weil das überhängende Gras und Schilf es bedecken .... Nach wenigen Monaten wälzen sich die Wogen über das Fenn, und schon im nächsten Frühjahr weiß der Jäger nicht mehr genau anzugeben, wo das Loch, das in der Landessprache Piezloch heißt, sich befand, in welchem sein Freund versank.* Ebenda 138: *Im Volke ist, wenn Jemand unter dem Verdachte, daß er erschlagen worden, verschwindet, gleich feststehend, daß der Mörder die Leiche in ein Piezloch gesteckt habe.* Eine haltbare Ableitung dieses Piez weiß ich nicht zu geben. Der Ausdruck scheint übrigens auf die Mittelmark oder gar das Havelland beschränkt zu sein, wenigstens habe ich ihn in der Ukermark nicht gefunden, obgleich dort die von Ziegler beschriebenen Fenne und die Löcher in ihnen so gut wie in der Mittelmark vorkommen.

Pik als Bergspitze ist wohl mit Recht dem Fremdwörterbuche überlassen; erwähnt sei, daß im 17. Jhdt. dafür auch die Pique vorkommt bei Erasmus Franciscus, Ost- und Westindischer Lust- und Staatsgarten, Vorbericht 116ᵃ (1668): *Unsere Leute, so die Neue Welt besuchen, geben die Canarische Pique für den höchsten Berg aus, den man bißhero in der gantzen Welt gesehen.*

Pikant wird erst aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe beigebracht, während es nach Weigand bereits im 17. Jhdt.

aufgenommen ist. Für solche, welche etwa Weigands bloßer Behauptung nicht glauben, verweise ich auf Joh. Christoph Nehring, Manuale Juridico-Politicum 675 (1694), wo piquant durch stachelhaft, stechend, stichelnd erläutert wird. Die gleiche Erklärung gibt Sperander 472[b] (1728) und führt dabei das Wort auch zur Bezeichnung des sinnlichen Geschmackes an: *ein piquanter Wein heist, der einen scharfen auf die Zunge fallenden Geschmack hat.* Daß Pikanterie, wie Lexer aus Heynatz anführt, von Personen mit Handwerksburschengeschmack im Sinne von Feindschaft, oft auch von Stichelei gebraucht wird, ist bekannt; diese Bedeutung scheint früher noch allgemeiner gewesen zu sein, da Sperander a. a. O. 473[a] es ebenso durch Groll, Anstechung, Beschimpfung erklärt. In der Berliner Volkssprache verwandelt sich das Wort in Pinkaterie, eine Form, deren häufige und zwar ernsthafte Verwendung in den angedeuteten Kreisen ich bezeugen kann.

Piketspiel wird nur aus Stieler (1691) belegt, doch haben wir den substant. Inf. piketspielen schon aus dem Jahre 1625 bei Londorp 2, 1207[a]: *seine Landsleuth haben ihn drey Wochen in Pariß auffgehalten, da er die Zeit mit Pickhetspielen zugebracht*; ebenso 1, 1559[a].

Pilger. Zum Begriffe des Pilgers gehört die mancherlei Noth und Beschwerde, die er auf seinem Wege erduldet. Vgl. Geibel, Spätherbstbl. 9:

Laß den schwergeprüften Pilger (Odysseus)
Nicht am Ziel noch untergehn.

Noch deutlicher spricht dies F. L. Jahn, Ges. Werke 2, 403 (Neue Runenblätter, aus dem Jahre 1828) bei der Erklärung des Wortes pilgern aus: *Pilgern ist mit selbstauferlegter Beschwerde, Mühe, Anstrengung und Entbehrung verbunden; gewählt als eine heilige Arbeit, um drückende Gefühle loszuwerden, Leiden zu vergessen und das sturmbewegte Lebensgewoge in einen Ruhhafen zu retten.* Von Zusammensetzungen mit Pilger ist etwa ein Schock gegeben; ich füge einige hinzu, die wohl ebenso berechtigt zur Aufnahme sind wie das verzeichnete Pilgerbillet. Pilgerbahn kommt sicher in geistlicher Dichtung mehrfach vor, so in der 15. Strophe von Gerh. Terstegens Liede Kommt Kinder, laßt uns gehen; doch finde ich in dem mir vorliegenden Abdruck des geistlichen Blumengärtleins (Stuttgart 1884) S. 331 die Lesart Liebesbahn statt Pilgerbahn. Pilgerbrot nennt in leicht verständlicher Anwendung der Stuttgarter Prälat Gerok eine Sammlung seiner Predigten. Pilgerflor bei Goethe 11, 1, 322 Hempel (Maskenzüge zum 18. December 1818):

Treuer Genius der Zeiten
Leicht gehüllt in Pilgerflor.

Pilgerherberge findet sich neuerdings nicht selten in Beschreibungen von Reisen ins Morgenland, so wiederholt bei Nieck, Auf biblischen Pfaden. Pilgerleben ist seit Klopstock belegt, zum Theil durch wenig hervortretende Beispiele: man vermißt neben dem aus Hölty gegebenen Belege den bekannteren aus dem Liede Üb immer Treu' und Redlichkeit Z. 5 fg.:

Dann kannst du wie auf grünen Aun
Durchs Pilgerleben gehn.

Ferner aus demselben Dichter:

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn (Wer wollte sich mit Grillen plagen Z. 5 fg.).

Neben der Form Pilgerleute (zwei Belege aus dem 16. Jahrhundert) war auch die andere Pilgersleute (vgl. Pilgersmann) zu verzeichnen:

Ein Fahrzeug dort im Meere hält,
Darauf ist mir ein Platz bestellt
Nebst andern wackern Pilgersleuten. Tieck, Kaiser Octavianus 119.

Pilgerort: *Constantin und Helena hatten das verfallene Jerusalem zu der Bedeutung des heiligsten Pilgerortes* [üblicherer Ausdruck: Wallfahrtsort] *der Christenheit erhoben.* Gregorovius Athenais 161. Pilgerpfad bei G. Terstegen a. a. O. 328:

Es soll uns nicht gereuen
Der schmale Pilgerpfad.

Pilgerschritt bei Goethe 11, 1, 256 Hempel (Theaterreden aus dem Jahre 1821):

Entsagung heiligt Kriegs- und Pilgerschritt;
Sie treibts, zu leiden, weil der Höchste litt.

Pilgerstätte: *Der Weg zu den großen Pilgerstätten hat noch immer durch die Wüste geführt.* Fontane, Wanderungen 3. 45. Pilgerstecken ist zwar seltener als Pilgerstab, findet sich jedoch mehrfach, z. B. Dingelstedt. Am Grabe Chamissos (1838), abgedruckt in Echtermeyers Auswahl[25] 694:

Nun schläfst du in der fremden Erde schon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,
Brut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn,
Drauf soll gekreuzt sein Pilgerstecken liegen

Und unser Banner, das dem Sängerheer
Voran er trug.

Vgl. auch Vilmar Schulreden über Fragen der Zeit[2] 297: *mit dem Hirtenstabe weiden und am Pilgerstecken wandeln.* Pilgerthum bei Goethe 28, 383 Hempel (1817): *Obgleich ein jeder Künstler, der sich zum Plastischen bestimmt fühlt, sich diese Wallfahrt nach London* [zu den Elginschen Marmoren] *zuschwören und mit Gefahr des Pilger- und Märtyrthums ausführen muß.* Pilgertracht bei Goethe 11, 1, 316: *Genius in Pilgertracht* (Bemerkung und Erklärung zum Maskenzuge vom 18. Dec. 1818). Vgl. auch Scherer, Gesch. d. deutschen Litt.[1] 219: *In späteren Jahren lauert ihr Hadlaub in Pilgertracht des Morgens auf.* Sicher würden sich für dies gewöhnliche Wort viele bessere Belege finden lassen, wenn es auch wie im DWb. bei Adelung, Campe, Heinsius, Heyse und Sanders übergangen wird. Pilgerziel hat Gregorovius Athenais 157: *Hellas war das gelobte Land und Athen das Pilgerziel der Heiden.* Zu Pilgrim wird mit Recht bemerkt, daß es als alterthümlich edel gilt und besonders in gehobener Rede Verwendung findet. Dazu wäre ergänzend zu fügen, daß Pilgrim mit seinen Zusammensetzungen in der Sprache der Erbauung und des geistlichen Liedes sehr beliebt ist. Einer Häufung von Belegen bedarf es nicht. Es sei nur bemerkt, daß der erst nach einer Anführung bei Jung-Stilling aus Fr. A. Lampe gegebene Beleg für Pilgrimstand den Anfang eines in vielen evangelischen Gesangbüchern stehenden Liedes des im Jahre 1729 gestorbenen Lampe bildet. Bekannter noch als diese Stelle ist die in Gedanken und Wortlaut mit der genannten fast ganz übereinstimmende aus B. Schmolkes Liede Himmelan geht unsre Bahn:

Hier ist unser Pilgrimstand.
Droben unser Vaterland,

Wurde das Pilgrimsjahr verzeichnet, so konnte auch der Pilgrimstag Erwähnung finden:

Ein Pilger muß sich schicken,
Sich dulden und sich bücken
Den kurzen Pilgrimstag, G. Terstegen a. a. O. 329.

Pilgrimsväter oder Pilgerväter ist die ehemals von evangelischen Nordamerikanern mit Stolz gebrauchte Bezeichnung ihrer unter Jacob I. zuerst nach Holland geflüchteten und seit 1620 in Massachusetts gelandeten puritanischen Vorfahren. Pilgrimszeit bei Uz 1, 224:

Von Misgunst, Unruh, Müh und Streit,
Den Plagen unsrer Pilgrimszeit,
Flieh ich dir freudig zu (Ode an die Weisheit).

Pille wird nicht selten als Arznei neben dem klangverwandten Pulver genannt, z. B. Immermann, Epigonen 3, 8 Reel.: *Wir Ärzte werden uns der antiken Richtung wieder näher anschließen. Lange genug haben wir mit Pulvern und Pillen die Natur zu zwingen gewähnt oder den lebendigen Leib an das Kreuz des Systems geschlagen, in Zukunft werden wir mehr beobachten.* Neben Pillendreher war auch Pillendrechsler aufzuführen; das entsprechende Pillen drechseln bringt ja Lexer selbst wie schon W. Grimm 2, 1351 aus Günther, ebenso hat es Liscow 450: *Da man ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entscheiden, Pillen drechseln, Recepte verschreiben und ein Weltweiser sein kann: so möchte ich wohl wissen, warum es nicht erlaubt sein sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben?* Pillenheld als höhnische Bezeichnung des ungeschickten Arztes in Neukirchs Sammlung 6, 242 (1709):

Du armer tod, so wirst du coujoniert!
Gelt! solche pillen-helden
Die können dir den Abschied melden,
Der dich von uns in ferne grentzen führt.

Pillenschachtel als ein im Apothekerverkehr sehr gewöhnliches Wort sollte nicht fehlen. Wer noch einen Beleg für dasselbe begehrt, sei verwiesen auf Annette von Droste-Hülshoff 1, 229:

Wie Abendroth zog ins Gemach
Ein frischer Jugendodem
Und überhauchte nach und nach
Der Pillenschachteln Brodem.

Endlich möge noch der Pillenstaub erwähnt werden, den der Apotheker nöthig hat, um die in die Schachtel gethanen Pillen am Zusammenkleben zu hindern.

Pilot. Daß das Wort im 17. Jhdt. aufgenommen sei, ist wohl auf die Gewähr Weigands behauptet. Am Schlusse des 16. Jhdts. finden wir es bei Ägidius Albertinus Übers. von Guevaras Güld. Sendschr. 1. 62ᵃ (1598): *Die jenige haben Gott höchlich zu dancken die er nicht gibt unter die Händt eines hoffertigen Hauptmanns, eines frechen Piloten, eines ungeschickten Rechtsgelehrten, eines eigenwilligen Medici und eines unerfahrenen Richters;* vorher steht es bei Mathesius Sarepta (1562): *darnach sich die Piloten im wilden Meere zu richten haben.* Für Pilot in der Bedeutung Leitfisch steht gelegentlich auch Pilotenfisch (naucrates ductor) bei J. J. Engel, Fürstenspiegel² 242 (1802): *die Matrosen, die bei Benennung dieser dirigirenden Fische im Kreise ihrer gewohnten Begriffe blieben, haben sie Pilotenfische genannt; man*

könnte sie sonst, mit gutem Fug und Recht, auch *Ministerfische nennen.* Pilotieren, freilich ein sehr entbehrliches Wort, findet sich bei H. P. Sturz[2] 2, 301: *Da fuhr ich herum auf dem Sündenmeer, ohne Ruder und Kompaß, und wäre sicherlich untergegangen im Strudel der Verzweiflung, hätte mich der ehrwürdige Herr nicht in den Hafen der Gnade pilotirt.* Pilotenschaft steht bei J. G. Müller, Herr Thomas 2, 380 in einer vom Verfasser selbst als veraltete Phrase bezeichneten Wendung: *Unter der Pilotenschaft ihrer Compassion.*

Pilz. Entsprechend der ungewöhnlichen von Lexer angeführten Nebenform die Pilze hat Herder auch den (von Lexer aus Zachariä beigebrachten) Plural die Pilzen, z. B. 7, 304 Suph. (Funfzehn Provinzialblätter): *alle Pilzen auf einem Miste.* Pilz nennt man auch eine luftige Baulichkeit im Freien, die hauptsächlich aus einem starken Mittelpfosten und einem von dessen oberem Ende nach allen Seiten schräg oder rundlich wie ein Zeltdach oder ein Pilz sich herabsenkenden, doch noch etwa auf Mannshöhe vom Boden fernbleibenden Dache besteht. Kleinere Pilze der Art errichtet man auf vorspringender Waldhöhe, um den Genuß einer schönen Aussicht zu vermehren; größere Pilze bekommen einen gedielten Boden, auch wohl Bänke rundum, und das Ganze dient als Tanzplatz bei Waldfesten. Einen Pilz der ersten Gattung hat Jahn 2, 973 (Brief aus dem Jahre 1840) im Auge: *Ihr Franzosen seid schnell fertig geworden* [mit dem Staatsgebäude oder der Verfassung], *habt auf hohen Siehdichum einen schlanken Pilz gestellt mit wohlklingendem Schellengeläute, wo die Luft nach der Windrose durchstreicht.* Von sprichwörtlichen Wendungen mit Pilz führt Lexer nur aufschießen wie ein Pilz an und verweist für andere auf Wanders Sprichwörterlexikon. Das wird nicht nach Jedermanns Meinung sein, da die üblichen Wendungen doch auch in das allgemeine Wörterbuch gehören; man will wohl eine Begründung einer sprachlichen Erscheinung gern anderswo suchen, nicht aber den Sprachstoff selbst. Die Wendung in die Pilze gehen (belegt DWb. 2, 514 unter Bülz) bedeutet, wie schon Campe angibt, nicht bloß verloren gehen, sondern auch zu einem Liebesabenteuer oder Stelldichein gehen. Diese zweite Bedeutung finde ich, und zwar in der Fassung nach Pilzen gehen, zuerst bei Londorp 2, 771[b] (aus dem Jahre 1619): *Eben dieser Priester ist auch bald darauff mit der fürnemsten Klosterjungfrawen in den Wald nach Piltzen gegangen*, und ebenda 772[b]: *es were ja leider darzu kommen, daß soviel Nonnenklöster so viel Hurenhäuser weren, da gehet dann der Pfaff mit der Äbtissin, wie oben erwehnt, in Wald nach Piltzen.* In Kinds Ge-

dicht: Der Gang in die Pilze wird mit der Wendung gespielt, indem die ränkevolle Geliebte den arglosen Liebhaber zuerst zu einem Stelldichein verlockt mit den Worten:

Doch werd ich abends nach Pilzen ausgehen
Zur güldenen Aue,

dann ihn aber schimpflich behandelt und der Verhöhnung aussetzt, so daß er nach dem Erlebten dergleichen Gange zu meiden beschließt:

Drum einmal in die Pilze gegangen
Und — hol mich! nicht wieder.

Auch der Pilz als Mauerschwamm verdiente Erwähnung; vgl. Annette v. Droste Hülshoff 2, 246:

in diese öden pilzbewachsnen Mauern.

Von Zusammensetzungen bringt Lexer nur Pilzengericht und Pilzgeschlecht, die wenigstens nicht die zwei üblichsten sind: häufiger ist sicherlich Pilzsammler (auch ein die Pilze behandelndes Buch nennt sich der kleine Pilzsammler), noch häufiger das Adj. pilzartig, theils im allgemeinen Sinne, theils mit Beziehung auf das schnelle Wachsen der Pilze. Vgl. Humboldt Ansichten der Natur 274 (Ausg. v. 1871: *Sie* [eine Pflanze auf Sumatra] *riecht pilzartig thierisch nach Rindfleisch*; Strack, Süd und Ost 263 (1885): *die Stadt Hermopolis hat sich pilzartig geschwind und doch mit sichtbarer Solidität entwickelt.*

Pimpeln ist schon, wie L. mit Recht bemerkt, ein Frequentativum, doch wird dieser Begriff gelegentlich noch durch Wiederholung verstärkt; vgl. Edelmann, Lebensbeschr. 96: *darüber erhob sich dann ein continuierliches Pimpeln und Pimpeln der Madame bey dem Herrn Lerchen, daß er mich doch zu einem eingezogenen Leben ermahnen möchte.* Das nicht verzeichnete Pimplichkeit ist wenigstens in Norddeutschland ungleich üblicher als das aus Heine beigebrachte Pimperlichkeit. Ein Beispiel für jenes in E. M. Arndts Erinnerungen bei Schwab und Klüpfel, Deutsche Prosa[2] 2, 87: *Der Vater, noch jung und kräftig, fühlte mit unserer Pimperlichkeit kein weichliches Mitleid.* Für Pimpelhans sagt man, um das Weibische des Pimpelns noch mehr hervorzuheben, auch Pimpelhanne und Pimpelhenne, zur Bezeichnung des pimpelnden Mädchens Pimpelliese. Gedruckte Belege dafür vermag ich nicht zu geben, nur daß ich ich die Pimpelliese auch bei Frischbier angeführt finde.

Pink pink! ist natürlich auch die Bezeichnung für den Ton des Feueranschlagens: *Pink, pink! der Zunder glimmt, die Glut wird aufgeblasen* Stoppe, Parnaß i. Satt. 269. Pink und pank ahmt den

Schlag der Schmiedehämmer nach; vgl. Annette v. Droste-Hülshoff 1, 231 (Die Schmiede):

Und draußen geht es Pink und Pank,
Man hört die Flammen pfeifen,
Es keucht der Balg aus hohler Flank'
Und bildet Aschenstreifen.

Pinkel für Harn scheint in Oberschlesien wenig üblich zu sein; sonst könnte nicht in Groß-Strelitzer Judenfamilien die kosende und keineswegs spöttische Bezeichnung für Pinkus, Pinkel lauten (vgl. Vattel, Muttel, Hetel [Hedwig], Ketel [Käthe]). Ferner redet man ebenda von gepinkeltem Kleiderstoff, indem man gepünktelten meint. Über die von Frau H. Davidis in ihrem Kochbuch[12] 561 beschriebene, von Lexer nicht erwähnte Pinkelwurst vergl. Sanders Wb. 2, 551[c]. Die hier genannten Ausdrücke würden im Brandenburgischen anstößig oder unmöglich sein, da dort Pinkel und pinkeln ausschließlich Harn und harnen bedeuten. Daß der Harn in der alten Heilkunde und Zauberweisheit vielfache Verwendung fand, lehren zahlreiche Arzneibücher. Einen besonderen hier zu erwähnenden Aberglauben verhöhnt Chr. Weise, Überfl. Gedanken, 9. Dutzend Nr. 7, Str. 4:

Die Leute mögen nun
Durch unsern Trauring Pinckeln,
So wollen wir doch ruhn,
Und alle die Quacksalberey
Soll uns bei unsrer Löffeley
Doch keinen Schaden thun.

Bei Pinscher wäre eine Hindeutung darauf erwünscht, daß das Wort im übertragenen Sinne etwas verhältnißmäßig Kleines oder Geringartiges ausdrückt. Vgl. Tenorpinscher bei Sanders im Ergänzungswörterbuch. Der berittene Soldat nennt in mitleidigem Selbstgefühl die auf strengen Märschen ermüdeten Fußsoldaten arme Pinscher, da sie zu aller Bewegung auf die eigenen Beine angewiesen sind. Beim Kartenspiel heißen die geringen Karten gegenüber den hohen oder Trümpfen die kleinen Pinscher. Pinschern, das Lexer übergeht, führt Frischbier in der Bedeutung jagen an. Ich habe das Wort häufig gehört, doch ohne Beziehung auf die Jagd, lediglich als herabsetzendes Kraftwort für herumlaufen oder auch als Fußsoldat marschieren: *Ich bin durch halb Frankreich gepinschert und habe nicht viel Schönes gesehen; er muß einmal überall*

herumpinschern u. dgl. Heine braucht bekanntlich in den Hebräischen Melodien vom Alltagsjuden das entsprechende allgemeine kötern:

Hund mit hündischen Gedanken
Kötert er die ganze Woche
Durch des Lebens Koth und Kehricht.

Pinsel. Ein eilfertiges und achtloses Malen, besonders aber die auffällige Buntheit eines Gemäldes bezeichnet man mit der Wendung: *Hier hat der Maler (alle) seine Pinsel ausgewischt*; vgl. auch Castellis Gedicht Der Stieglitz:

So hat der liebe Gott
Mit Farb den Stieglitz aufgefrischt,
An ihm die Pinsel ausgewischt.

Pinsel in der unter 4 gegebenen Bedeutung wird gelegentlich von Förstern und mehr noch in der Kraftsprache städtischer Jäger auch auf den Menschen angewendet. Pinselei im übertragenen Sinne wird aus Bürger, Knigge, Klopstock belegt; ein etwas früheres Beispiel bietet Ch. D. v. Böhlau, Poet. Jugendfrüchte 390 (in einem Gedichte des Jahres 1730):

So sitzest du zu Haus und schmierest ein Gedicht
Und willst des Abends dich nicht vor der [so!] *Thüre trauen,*
Um dich zur blosen Lust einmal herum zu hauen.
Ist dies nicht Pinseley?

Auf Zusammensetzungen mit Pinsel ist Lexer nicht gerade ängstlich bedacht gewesen. So hat er das heute so häufig gebrauchte Wort Pinselführung nicht aufgenommen, obwohl er es auf Sp. 1862 in der dort gegebenen Erklärung selber gebraucht. Neben Pinselstiel und Pinselstock hätte sonst auch der Pinselstecken genannt werden können; s. Forster, Ansichten vom Niederrh. 3, 83 (Anhang): *er malte in einem halbdunkeln Zimmer mit sehr langen Pinselstecken, weit von der Staffelei, und daher wirkten seine Gemälde erst in einer gewissen Entfernung.* Ebenda 3, 67 auch Pinselspitze: *der Zauber, der in Correggios Pinselspitze* entzückt.

Pionier sollte nicht fehlen, zumal da das Wort über seinen engeren Begriff hinausgewachsen und zur Bezeichnung eines Bahnbrechers oder Pfadweisers überhaupt geworden ist. Das auch von Weigand übergangene Wort findet sich schon bei Nehring (1694) und darnach bei Sperander (1728) mit der Erklärung Schantzgraber. Spielhagen nennt bekanntlich eine seiner früheren Erzählungen Pioniere des Westens; Pioniere der Bildung, des Deutschthums u. dgl. sind uns heute geläufige Ausdrücke; vgl. auch

Ziegler, Novellen 1, 90: *Wo ich immer gekonnt, habe ich mich auf Reisen an diese Pioniere der Cultur* [die Handlungsreisenden] *angeschlossen.*

Pipi wird übergangen, sowohl als Lockruf für Vögel (Goethe 1, 169 Hempel) wie als die der norddeutschen Kinderstube angehörende, jedoch in Schlesien weniger übliche und in Oberschlesien zum Theil nicht einmal bekannte Bezeichnung für Harn. Diese letztere Bedeutung hat das Wort (häufig in der Verbindung Pipi machen) im Norden Deutschlands so überwiegend und fast ausschließlich, daß hier der in Goethes Gedichten 1, 14 erwähnte Prinz Pipi über die Absicht des Dichters hinaus komisch wirkt. Da man nun in Norddeutschland die ganz kleinen Kinder abrichtet, für den Fall des angedeuteten Bedürfnisses zu rufen: Pipi, Pipi! so ist es auch für ein ernsthaftes und der Jagd auf Zweideutigkeiten abholdes brandenburgisches oder pommersches Gemüth befremdlich und störend, in der zuerst genannten Stelle Goethes zu lesen:

Aber der Blick auch, der Ton,
Wenn sie ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiters vom Thron.

Man durfte die Aufnahme des Wortes Pipi um so eher erwarten, als Jac. Grimm das entsprechende Aa der Kindersprache nicht bloß verzeichnet, sondern ziemlich ausführlich erörtert hat.

Pips (die bekannte Hühnerkrankheit) findet sich auch in der Nebenform Pnips bei Valentin Apelles (Apel) in der deutschen aus dem Jahre 1580 herrührenden Bearbeitung eines Terenzischen Stückes, herausg. v. Fr. Straumer in der Beigabe zum Progr. des Gymn. zu Chemnitz vom J. 1888, S. 30*:

darzu weyß sie ein sundere weyse
den sichen henen den pnips zu reyssen.

Die hier gebrauchte Wendung (seit Adelung in den Wbb.) hätte verzeichnet werden sollen, zumal da sie in weiten Strichen Norddeutschlands auch übertragen gebraucht wird und so viel bedeutet wie Jemandem in empfindlicher Weise seine Fehler oder Unarten abgewöhnen.

Pirat wird aus der Zimmerschen Chronik belegt; vgl. auch Niclas v. Wyle 307 (1470): *der andern schiffung vnd parthie houptman, namlich der pirraten*; ebd.: *von den birraten zů allen orten bekriegt und angegriffen.* Damit will ich für Lexer nichts Neues sagen, der ja in den Nachträgen zu seinem mhd. Handwörterbuch selber aus Heinrich von Neustadts Apollonius (um 1300) den (allerdings erst aus dem

handschriftlichen beratten von Strobl hergestellten Plur piräten bringt. Von den leicht zusammenzubringenden Zusammensetzungen sei hier nur die Piratenflagge erwähnt und aus Ziegler 3. 94 (Brief aus Florenz vom J. 1861) durch ein auch heute noch der Erinnerung werthes Beispiel belegt: *die Impertinenz Englands, die sie* [die dreifarbige Flagge Deutschlands 1848] *als Piratenflagge behandeln wollte, steht noch aufrecht da.*

Pirr gebraucht Kopisch (Des kleinen Volkes Überfahrt) als Naturlaut vom Getrippel vieler kleinen Füße:

Tück, tück! fiels in den Krug hinab,
Wie jeder seinen Heller gab.
Pirr! trippelts heran
Und stapft zum Kahn.

Übrigens finde ich hier Kopisch nicht gerade glücklich; denn pirr! würde (etwa in Stellvertretung von burr!) besser das Aufsteigen eines Fluges Lerchen oder eines Volkes Rebhühner andeuten.

Pissen wird nach Kehrein als weidmännische Bezeichnung des Tones der Haselhühner angegeben; vgl. dazu Harsdörffer, Frauenz. Gesprechsp. 1, Schutzschrift S. 13: *es rissen und pissen die Vögel.*

Pistazie. Über die Einführung des Baumes in Frankreich meldet Sebiz, Vom Feldbau 273 (1580): *Der Pistacienbaum ist inn unseren Landen gar seltzam gewesen, eh das er durch die zween Ehrwürdigen Herren, den Herrn Cardinal von Bellay* [† 1560] *und Herrn Renato Bischof von Mans* [bis 1546] *hyde gebrüder .. zum aller ersten inn vnser Franckreich ist gebracht, vnnd in disen Landen nit allein sein Name, welcher vns gantz vnbekant gewesen; sondern auch die pflantzung, die gestalt als eines fremden gewächß, dessen wir vns hoch verwundern, vñ so hoch vnd inn grossen ehren halten, aber doch von seinem herkommen gar wenig wissen, vns ist bekant gemacht worden.*

Pistolet als Goldmünze findet sich vor Bürster schon bald nach 1610 bei Londorp 2. 116ª: *die Pfältzische Bawren allein seynd nun ein lange Zeit hero in Kriegssachen abgerichtet worden vnd erwarten ewer doppel Pistolletten mit verlangen.* Daß die Bezeichnung nicht erst im 17. Jahrhundert in Deutschland aufgekommen ist, sehen wir aus Fischart, Gegenbadstub (1568, Kurz 3. 368): *mit jhren Pistolet-Kronen.*

Pitsch(e)naß kommt neben dem von Lexer verzeichneten platschnaß wie im Preußischen (s. Frischbier) auch in der Berliner Haussprache vor; noch nachdrücklicher und malender ist das dort ebenfalls übliche pitsche-patsche-pladdernaß.

Pitschel führt F. L. Jahn 1. 448 (Denknisse 42) als ein Gubener Biermaß an: *In Guben an der Neiße in der Niederlausitz war sonst Pitschel ein gewöhnliches Biermaß.* Das Wort ist mir unbekannt; Jahns Zusamenstellung desselben mit dem englischen pitcher (Krug) erscheint als verfehlt, eher ist wohl, schon wegen der Gegend, an das slav. pić = trinken zu denken.

Pitzeln (= schnitzeln) bes. in der Zusammensetzung verpitzeln (s. Weinhold, Beiträge 70[b]) ist nicht aufgenommen. Verpitzelung in Rättels Übersetzung von Cureus 2, 24 (1585): *in solcher vielfeltigen zertheilung und verpitzelung der Fürstenthümber.* Das bei Weinhold a. a. O. aufgeführte Pitzel (abgeschnitzeltes Stück) das in Schlesien neben dem dort noch gewöhnlicheren Brinkel auch in der Verkleinerungsform Pitzerle vorkommt, lautet im brandenb. Niederdeutsch Pritzel und dementsprechend auch das Zeitwort verpritzeln.

Plackerei. Der aus Liliencrons histor. Volksliedern gegebene Beleg gehört nicht in das Jahr 1572, wie in Folge eines Druck- oder Schreibfehlers angegeben wird, sondern in das Jahr 1512.

Plageteufel (aus Hederich 1729) steht schon bei Londorp 2, 86[b]: *haben auch newlich in obgedachte Länder die schändlichen vnruhigen Plageteuffel die Jesuiter geschickt, die den Weg bereiten sollen.*

Plaid fehlt, während es doch sicher heute weiteren Kreisen geläufig ist als das aufgenommene stets gelehrt klingende Plagiat. Geibel gebraucht Plaid unbedenklich auch in der Dichtung, freilich wo er uns nach Schottland führt; so Gedichte u. Gedenkbl.[6] 59:

Schön Ellen lehnt auf des Feldstücks Rand
Vom bunten Plaid umflossen.

und ebd. 52: *Und da kams in Geschwadern gezogen*
Mit gewürfeltem Plaid und mit Federn vom Aar,
Und Englands Banner flogen.

Plagge wird von Lexer als männlich bezeichnet; ich kenne es mit Adelung, Campe, Heinsius, Heyse, Sanders nur als weiblich, meistentheils aber steht das Wort in der Mehrzahl, so daß das Geschlecht nicht erkennbar ist. Ausführlich über den Plaggendünger spricht Schwerz, prakt. Ackerbau 1. 140 ff., der auch folgende nicht bei Lexer stehenden Zusammensetzungen bietet: Plaggendung, Plaggenmist, Plaggeneinstreuung, Plaggenstreu, Plaggenlager, Plaggenschicht.

Plakat ist vor Stieler nachzuweisen aus Erasmus Franciscus, West- und Ostindischer Lust- und Staatsgarten 3, 1631[a] (1668): *Hie-*

benebenst werden öffentliche Placaten angeschlagen; ebd. 1632: *als durch das kaiserliche Placat citirte grosse Herren*. Plakatenpresse gebraucht Bismarck am 21. März 1849 als Abgeordneter der zweiten Kammer: *Wenn das Feuer der Berliner Straßenpolitik durch den Wind der Plakatenpresse und der Klubs angefacht wurde, so gab es Auftritte, die zu den schmachvollsten in der preußischen Geschichte gehören.*

Plan als Kampfplatz wird mit mancherlei, auch wenig bedeutsamen Beispielen belegt, doch vergebens sucht man die bekannten Zeilen aus Luthers Hauptliede:

Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.

Auch durfte man wohl erwarten, aus E. M. Arndts immer noch frischem Liede vom Feldmarschall die Verse zu finden:

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht.

Im Anschluß an Weinhold wird besonders hervorgehoben, daß Plan im Schlesischen auch eine Ackerstrecke bedeute. Dieser Sprachgebrauch wird wohl in der Volkssprache ziemlich verbreitet gewesen sein, wenigstens ist er mir aus meiner ukermärkischen Heimat als ganz gewöhnlich bekannt. Die Bezeichnung Plan stößt dort mit der nach dem Westen Deutschlands hin häufigeren Kamp zusammen, so daß nach Lage und Beschaffenheit der Ackerbreiten kein Unterschied zwischen dem Kamp und dem Plan zu finden ist; indessen wird der Ackerbesitz Jemandes durchweg als Plan mit dem vorangesetzten Namen des Eigenthümers bezeichnet, also etwa Eberts Plan, wogegen das dem Dorfschulzen für seine Mühewaltung überlassene Ackerstück dort nd. stets Schultenkamp heißt, nie Schultenplân. Schwerz, Prkt. Ackerbau 1, 344, 346, 347, 348 bezeichnet die zur Überrieselung bestimmten Wiesenflächen als *Rasenstücke oder Plane*. Auffallend ist das Fehlen von Plankammer, das man freilich, zu geschweigen der früheren Wörterbücher, auch bei Campe, Heinsius, Heyse, Sanders nicht findet. Nach Müllers Verdeutschwörterbuch der Kriegssprache 279 (1814) ist das Wort zuerst in Sachsen aufgekommen: *Topographisches Bureau ist Plankammer, eine in Dresden gebräuchliche Benennung dieses Bureaus*. In Berlin gehört die Plankammer zum Nebenetat des Großen Generalstabes. Die in dieser Abtheilung mit der Landesaufnahme und anderen Vermessungsarbeiten beschäftigten Officiere geben einen Theil ihrer Karten für den Verkauf heraus, so daß es wenigstens früher einen Verlag der Plankammer gab. Planwagen wird durch Albrechts Buch

über die Leipziger Mundart gestützt. Das Wort ist doch in ganz Norddeutschland üblich, wenn es auch gelegentlich noch durch Beschreibung verdeutlicht wird, wie Spielhagen, Angela 216: *Der Wagen, der ein mit einer Plane bedeckter und zwei tüchtigen Gäulen bespannter Karren war*; dann ebd. 264 heißt es einfach: *der Planwagen war davongefahren.* Fontane, Wanderungen 4, 166 traut die Kenntniß des Wortes jedem seiner Leser zu: *Krippen lehnen sich an die Wand, ein Planwagen steht zur Seite, darauf ein Spitz die Wache hält.*

Pläne für Ebene oder Fläche hätte durch die Bemerkung gekennzeichnet werden sollen, daß es zu denjenigen Fremdwörtern gehöre, welche, in der edleren Sprache absterbend, jetzt nur noch oder wenigstens vorzugsweise in den niederen Kreisen der Bevölkerung üblich sind (vgl. retour, Parasol, Bouteille u. a.).

Der Planet ist genau entsprechend seiner Grundbedeutung, auch ein Sinnbild der Unbeständigkeit, vgl. v. L. in Neukirchs Sammlung 2, 111 (Leipzig 1697):

Wundre dich nicht, daß die liebe meistens unbeständig ist;
Venus die hat eine stelle beyn planeten ihr erkiest.

Zu den Beispielen, welche den ehemals mächtigen Wahn der Sterndeuterei veranschaulichen, wäre des Gegensatzes halber der Spruch aus Neukirchs Sammlung 6. 315 (1709) zu setzen:

Christen führet kein planete,
Gott allein ist ihr prophete [Überschrift: Christen kann man keine Nativität stellen].

Die Verse sind wohl nur eine Abänderung aus Logau, Zugabe zum zweiten Tausend, Nr. 195:

Christen dörffen nicht Planeten,
Ihre Wercke sind Propheten,
Jetzt zu Segen, jetzt zu Nöthen.

Statt Thümmels wortreicher Umschreibung für Erde (*der frostige Planet, den wir bewohnen*) wird später in geschmückter Rede das kürzere unser Planet gebraucht, so bei Wieland 37, 136 Euthanasia, zweites Gespräch), ferner bei Humboldt, Ans. d. Natur 1, 7, 42, 132, 185, 186 u. ö.). Planetarisch wird nur aus Humboldts Kosmos und aus Börne belegt, kommt jedoch schon früh im 17. Jhdt. vor, z. B. 1622 bei Jac. Böhme, Sign. rerum 38 (Ausg. v. 1682): *darumb ist die Sonne das Centrum in dem planetarischen Rade* [in dem Kreise, den die Planeten in ihrer Bahn um die Sonne beschreiben] *und in allen wachsenden und lebendigen Dingen.* Aus Humboldt wäre besonders die Verbindung planetarisches Licht zu bemerken;

vgl. außer der von Kehrein angeführten Stelle Kosmos 1, 8 auch Ans. d. Nat. 13: *selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte*; ebd. 175: *wenn aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das gesenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetarisches Licht ausgossen*; ebd. 3, 420: *die Planeten haben im ganzen eine schwache Scintillation, weil sie von reflectiertem Sonnenlichte leuchten und ihr planetarisches Licht aus Scheiben emaniert.* Das erst aus Aler (1728) belegte planetisch bietet Jac. Böhme, Signat. rerum 30: *wie das planetische Rad sein Instehen hat, also ist auch die Geburth jedes Dings*; desgl. steht das Wort Aurora im Aufgang 7, 44 (in der Ausg. v. 1780) und sonst bei Böhme.

Planieren. Daß das Wort vor Stieler vorkommen muß, weiß Lexer selber, da er das Hauptwort Planierer aus den Jahren 1429 und 1445 belegt. Für das Zeitwort wäre anstatt auf Stieler schon auf Sim. Roth (1572) M 7ª zu verweisen: *Planirn Eben vnd hål machen. Item die Bücher waschen, schlagen und einpressen, das sie geleytiget werden, das nennen die Buchbinder Planirn.* Laur. Müller Übers. von Cureus C iijª (1585): *wie die Buchbinder ihr Papier planiren.* Duez, Nomenclator 163 (1662): *lisser planieren.*

Plänkeln ist allerdings weitaus üblicher als plänkern, das nur durch eine Stelle aus Musäus belegt wird; doch findet sich letzteres auch sonst, namentlich bei Schriftstellern norddeutscher Sprachfärbung; vgl. Jahn, 2, 371: *die Franzosen kamen bis zu dem Engpaß von Rothenstein, wo sie mit den Preußen plänkerten*; K. W. Krüger in seinem Wörterbuch zu Xenophons Anabasis übersetzt ἀκροβολίζεσθαι durch plänkern, desgleichen ἀκροβόλισις Plänkergefecht. Rost im deutsch-griech. Wörterbuch hat plänkeln oder plänkern, Plänkeln oder Plänkerei. Plänklergefecht im eigentlichen und im übertragenden Sinne ist wohl häufig genug, um Aufnahme im Wb. zu verdienen; vgl. Hettner, D. Litt.² 3, 1, 371: *die ersten Plänklergefechte gegen Gottscheds unbedingte Oberherrschaft gingen von derselben Frau Neuberin aus, welche* u. s. w.

Planket (nicht aufgenommen) wird bei Schottel 285 ohne nähere Erklärung verzeichnet, doch wohl im Sinne von Blankett (planchette). Duez, Nomenclator 61 (1663) hat: *die planschett, das fischbein.*

Plapperdipapp ist der Ton der Windmühle (Plappermühle) bei Kopisch, Ges. Wke. 2, 245:

Am Arendsee eine Windmühle stund,
Die ging da plapperdipapp

Plapperdeutsch gebraucht Jahn 2, 604 fg.: *Rechnet man zur Vollkommenheit einer Sprache, wenn sie viel Fremdes hat und immerfort welschen kann, so muß die Rede des schabigen Betteljuden über Luther und Klopstock, über Schiller und Goethe stehen, und wir müssen alle noch in die polnische Judenschule, um Plapperdeutsch zu lernen.* Derselbe 1, 237 hat auch Plappermäuligkeit: *Fremde Sprachen sind für den, der sie nur aus Liebhaberei und Plappermäuligkeit treibt, ein heimliches Gift* (Volktshum). Plapperwerk steht in der Cabinetsordre an Wöllner vom 7. Januar 1798: *ich weiß, daß sie* [die Religion] *Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Überzeugung sein und bleiben muß und nicht durch einen methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit unter den Menschen befördern soll.*

Zu Plänterⁿ vgl. auch Plänterschlag bei Berlepsch, Alpen ⁴76: *Durch diesen improvisierten Natur-Plänterschlag weiter vorzudringen ist unmöglich.* B. meint eine durch Lawinensturz gelichtete Waldstraße im Hochgebirge.

Pläsir wird erst aus Goethes Mitschuldigen, pläsierlich nur aus Albrecht, Leipziger Mundart belegt, doch steht das Hauptwort bei G. Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorien 1, 236ᵇ der Ausg. v. 1740: *alle weltlichen plaisiren*; ferner niederdeutsch schon 1593 bei Herzog Julius von Braunschweig 239: *quden Plesier maken.* Auch Pläsir gehört zu den vorhin bei Pläne bezeichneten ehemals edleren, jetzt heruntergekommenen Fremdwörtern. Gh. Terstegen gebraucht es noch in ernster, frommer Dichtung, Geistl. Blumengärtl.⁷ 326:

Die Welt mag traurig leben,
Wir, die uns ganz ergeben
Dem Vater zum Pläsir,
Wie selig leben wir!

und ebd. 380: *Solch kränkeln ist mir schlecht Pläsir.* Pläsierlich finden wir Döbel, Jägerpractica 4, 103ᵇ (1754): *Mit den Klitzsch-Angeln zu angeln ist auch plaisirlich*, und früher bei Erasmus Franciscus 1, 427ᵇ, 496ᵃ, 506ᵇ (1668). Den Gegensatz des älteren und neueren Sprachgebrauches in dem Worte Pläsir bringt Immermann gut zur Anschauung, wenn er im Münchhausen 4, 117 fg. (Berl. Ausg. v. 1858) dem alten Hofschulzen, wo dieser ernst und nachdrucksvoll redet, dieses Wort in den Mund legt, während es doch für den Leser schon etwas fremdartig klingt: *Wie ein ordentlicher Mensch dem lieben Gott nicht um jede Bagatelle Molesten macht. ... also soll der König nicht angeschrieen werden um jeden Groschen, der mangelt, sondern in*

der rechten echten Not allein, und zu allen übrigen Tagen soll man nur sein Herze erfreuen und erquicken an dem Könige; denn er ist das Abbild Gottes auf Erden. Zum Pläsir ist uns hauptsächlich der König gesetzet und nicht zum Hans in allen Ecken. In dem uns heute geläufigen Sinne steht das Wort in K. A. Mayers Gedicht Spatz und Spätzin, mitgetheilt bei Bernd, Deutsche Lyrik² 350 (1886):

Spricht der Spatz: ich will dich hier
Mit zwei Worten kurz berichten:
Für den Spatz ist das Pläsir,
Für die Spätzin sind die Pflichten.

Plesirligkeit und plesirlich bei Nehring a. a. O. 676 (1694). Wenn Pläsirvergnügen mit Berufung auf Kehrein als nassauisch und das sprichwörtliche *Jedes Thierchen hat sein Pläsierchen* unter Hinweis auf Albrecht als sächsisch angegeben werden, so kann ich das nicht widerlegen, muß jedoch bemerken, daß ich beide Wendungen seit meiner Knabenzeit in der Ukermark und zwar von Leuten gehört habe, die keinerlei sprachliche Einwirkung aus Nassau oder Obersachsen erfahren hatten. Pläsieren hat die Nebenform plesinieren nicht bloß im späten mhd., sondern auch noch 1565 bei Mathesius, Psalm 130, Bl. xiiij*: *das die andern nicht drüber in der faust lachen vn solches bey menniglich ausplesiniren vnd verunglimpffen helffen.* Man sieht zugleich, daß hier ausplesiniren nicht in dem sonst üblichen lobenden Sinne des Wortes, sondern im herabsetzenden gebraucht wird.

Platonisch. Im scharfen Gegensatze dazu, daß das Wort vorzugsweise den Begriff des Unsinnlichen, rein Geistigen enthält, steht H. Müller, Übers. von Cureus 2, 36 (1585): [Widertäufer] *begaben sich hernach in Mehren, allda haben sie enderschleiff kriegt vnd eine sonderliche Platonische Policey voller vnsaubrigkeit vnd vnreinigkeit auffgerichtet.* Gemeint ist hier wohl die von Cureus mit der von Plato vorgeschlagenen Weibergemeinschaft der höheren Stände zusammengebrachte praktische, schon von Münster her bekannte Vielweiberei der Widertäufer, schwerlich die Ausartung der platonischen Knabenliebe. *Platonische Philosophie* finde ich zuerst bei Hedio, Übers. von Bapt. Platina 53ª (1546), doch wird die Verbindung sicher früher vorkommen. Platonischer Wohlklang, H. P. Sturz² 1, 161 (1768): [In Italien] *ward ihr* [der Angelika Kaufmann] *empfänglicher Geist, unter Kunstwerken und in der guten Gesellschaft, ganz zum platonischen Wohlklang gestimmt.* Platonisieren im allgemeinen Sinne steht bei Herder 1, 41 Suph. (1764): *Die Machtsüzze Johannes erklärt*

man aus der Bedeutung der Platonisirenden Christen; mit Beziehung auf die platonische Liebe bei Wieland 9, 125 (Aspasia):

Wenn ihr je bei Mondenlicht im Grünen
Platonisieren wollt, platonisiert allein!

ebd. 36: *Zu den Zeiten der Gnostiker und der Platonisierenden ersten Christen*; ebd. 38: *Welch ein Jude kann diese Platonisirende Erklärung ausstehen?* Platonist steht ebenfalls bei Herder 3, 115 Suph. im allgemeinen Sinne von Platoniker, d. h. Anhänger der Lehre Plato's: *solche feine Metaphysik über die Natur der Götter gehört in den Kreis der späteren Platonisten und Pythagoräer und in das heilige Murmeln ihrer Geheimnisse;* Wieland wieder nennt den Kombabus mit Beziehung auf seine Entsagung in der Liebe den *armen Platonisten* (10, 274); vgl. auch 9, 93 (Musarion 3): *die Schwärmerei der Platonisten.*

Plätschern gebraucht Jean Paul Quintus Fixlein 61 Hempel mit Übertragung auf den Ton: *damit er durch ein plätscherndes Murki den Kirchensprengel tanzend die Treppe niederführte.* Zu dem Belege aus Harsdörffer für das unumgelautete platschern füge man einen zweiten aus demselben Schriftsteller, abgedr. in den Mathemat. Erquickst. 3, 351 (1653): *der platschrende bach.* Platschig wird erst aus Weinhold und Hegel beigebracht, doch haben wir ein entsprechendes platschecht schon bei Sebiz Feldbau 754: *die Wölffin macht ihren kath mitten in den weg, ist darzu weich und platschecht.*

Platte. Eine besondere und wenn auch selbst bei Sanders nicht verzeichnete, so doch wohl in ganz Deutschland vorkommende Verwendung erfährt das Wort zur Bezeichnung der zur Aussaat geschnittenen Kartoffel; vgl. Schwerz, Prakt. Ackerbau 2, 447: *Man pflanzt ganze, halbe, viertel, einäugige Würfel, Platten (Kartoffelköpfe), ausgebohrte Augen, Schaben.*

Plätte (Wasserfahrzeug mit plattem Boden) ist ein in Norddeutschland weniger bekannter, in Österreich dagegen um so häufigerer Ausdruck, der auch schon früh seinen Weg nach Schlesien gefunden hat. Die Plätte wird öfters gleichbedeutend mit Fähre gebraucht. Vgl. in der Schles. Ztg. vom 20. Juni 1887 (Abendbl.) den aus der Wiener Presse entnommenen Bericht über ein kurz vorher auf der Donau vorgekommenes Unglück: *Bei der Donau angelangt, bestiegen etwa 150 Wallfahrer die bereitstehende Plätte, um über die Donau zu setzen. Kaum hatte die Fähre das Ufer verlassen, ... verlor das Fahrzeug in Folge der heftigen Bewegung (Orkan) das Gleichgewicht und kippte um. Es haben sich 280—300 Menschen auf der Plätte befunden.*

Pötzl, Rund um den Stephansthurm 176 (Reclams Universalbibl. 2411 und 2412) scheint unter der Plätte nicht gerade die Fähre zu verstehen: *Andere Pfleger, welche den edlen Sport des Angelns treiben, sitzen reihenweise auf Flößen und deren Plätten.* Man vgl. auch das bei Sanders Ergänzungswb. 389 verzeichnete absichtlich unterscheidende Wort Überfuhr-Plätte. Die übergangenen und auch sehr entbehrlichen Zusammensetzungen Plattenabsonderung, Plattenart, Plattenbildung und Plattenbasalt seien hier genannt, weil sie bei Goethe vorkommen: s. Goethes Werke 33, 417, 436, 437. Plattenabdruck steht ebenfalls bei Goethe 23, 63 Hempel (Dichtung und Wahrheit, Buch 18) und das nur aus Dannenberg-Frantz belegte plattenförmig bei Goethe 33, 418 (1824). Neben Plattenhengst kommt auch Plattenpriester vor; vgl. Luther, Ref.-hist. Schr. 1, 215: *So St. Petrus Spruch, da er zu allen Christen sagt: Ihr seid ein königlich Priesterthum, kann den Vorstand geben, daß er leiblich beschorne und geschmierte Priester bedeute, daß also alle Christen, zu denen es saget ist* Mann, *Weib, Kind, Jung und Alt Platten und Oberpriester sind: warumb sollt nicht auch jemand den Spruch St. Pauli ein solche Nasen stellen kunnten* [so]? Plattform steht früher als bei Eggers (1756) in Duez. Nomenclator 237 (1663): *Une platte forme eine platform, una piatta forma, piana forma*; desgleichen Platformer bei Schotelius 532. Im Sinne von Hochfläche belegt es Lexer aus Oken; vgl. darum Kant bei Engel, Philos. f. d. Welt 2, 163 (1777): *Die Länder in diesem Striche sind das, was Bauche Platteforme nennt, nehmlich hohe und mehrentheils wagerecht gestellte Ebenen, in denen die daselbst befindlichen Gebürge nirgend einen weitgestreckten Abhang haben, indem ihr Fuß unter horizontal-liegendem Lande vergraben ist.*

Plattheit. Von den Belegen gehen drei in das 18. Jahrhunder zurück; der älteste ist der Wielandische (Bankliade aus dem Jahrgange 1778 des deutschen Merkurs, sofern der angeführte Satz nicht erst 1798 in der Gesamtausgabe seine jetzige Fassung erhalten hat. Da nun Wieland das Wort Plattheit im geistigen Sinne auch im Jahre 1782 (Hor. Epist. 1. S. 69) hat, Adelung aber (1777) dasselbe noch nicht verzeichnet, so werden wir es einstweilen auf Wieland zurückführen müssen. Unter Plattkammer wird auf Kammer im fünften Bande des Wb. verwiesen, wo Hildebrand Sp. 111 darauf aufmerksam macht, daß es in herrschaftlichen, fürstlichen Haushalten eine besondere Plattkammer gebe, wo Wasche gepiattet werde. Solche Plättkammer (denn außerhalb Leipzigs, bez. Obersachsens spricht man das Wort mit dem Umlaut) kommt doch auch in durch-

aus unfürstlichen Haushaltungen, z. B. in geräumigen ländlichen Pfarrhäusern vor, oft freilich muß auch der Flur zur Aushilfe dienen; vgl. Fontane, Wanderungen 4, 235: *Der Pfarrflur war in eine große Plättkammer umgewandelt worden.* Plattkopf im übertragenen Sinne als Gegensatz zu Spitzkopf gebraucht Seume mit Vorliebe; man vergleiche außer den drei von Lexer beigebrachten Stellen noch Werke 2, 158: *Demut und die mit ihr verwandte Geduld sind Eselstugenden, die die Spitzköpfe den Plattköpfen gar zu gern einprägen*; 2, 212: *Zeitvertreibe sind die Erfindung der Spitzköpfe für die Plattköpfe.* Plattköpfig wird nur aus Oken belegt. Hier denkt man, auch wenn man kein Verehrer Heines ist und dessen häufige Anführung im Wörterbuche nicht billigt, doch sogleich an die bekannten Verse aus dem Buche der Lieder:

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein.

Plattnasig, das übergangen wird, steht bei Bode, Tristram Schandy 2, 61: *Stellen Sie sich eine kleine quappelichte platnasige Figur von einem Doctor Slop vor.* Plattnasicht findet sich schon bei Schottel 347ª. Plattschnur (im Gegensatz zur rundgeflochtenen Schnur) ist heute ein bei Schneidern, Schneiderinnen und Posamentierern gewöhnliches Wort, das aber in den Wörterbüchern vor Sanders nicht vorkommt. Sanders bietet auch die entsprechende Plattlitze. Plättstein als Stellvertreter des gewöhnlich eisernen Plättbolzens haben wir bei Jean Paul, Quintus Fixlein 60, Hempel (Werke Bd. 3): *Sie konnte vor Vergnügen den Plättstein nicht in die Plätte schütteln.*

Platz fehlt als Übersetzung des lat. locus = Stelle in einem Buche; vgl. Belustigungen des Verstandes und Witzes 1, S. 23 (1741): *Daß diese gelehrten Helden an der Poesie und Beredsamkeit einen Geschmack finden sollten, weil sie große Plätze aus den alten Dichtern und Rednern auswendig können, das wäre falsch geschlossen.* Daß diese Übersetzung von locus wenig Anklang gefunden hat und eigentlich nur noch in dem Worte Gemeinplatz (früher auch mit Gemeinort wechselnd) fortlebt, ist bekannt. Übrigens braucht der Gemeinplatz nicht unmittelbar aus dem Lateinischen herzurühren, sondern kann aus dem Holländischen entnommen sein, da in L. Meijers Woordenschat[7] 452 (Amsterd. 1698, wann zuerst erschienen?) für loci communes ghemeene plaatsen gegeben wird. Oder ist umgekehrt der holländische Ausdruck nur die Übersetzung eines noch älteren, nur bisher nicht nachgewiesenen deutschen? Zu Platze wird nur in der Wendung zu Platze legen = erlegen, niederstrecken vor-

geführt; doch sind mir aus norddeutscher (vielleicht auch weiter verbreiteter) Umgangssprache die Verbindungen etwas zu Platze bringen oder womit zu Platze kommen geläufig in dem Sinne des lat. in medio proponere, also zu Markte bringen, öffentlich mittheilen. Vgl. Wb. 4, 1, 90 (unter fräuleinen) den nd. Beleg aus Fr. Reuter.

GROSS-STRELITZ. A. GOMBERT.

Berichtigung zu S. 259: Der Ausdruck: Pflichtstunden in der S. 259 angegebenen Bedeutung findet sich schon 1868 in der amtlichen Instruction für die Lehrer an höheren Schulen der Provinz Brandenburg §. 4: *Die Zahl der Pflichtstunden beträgt* u. s. w.

Gbt.

LITTERATUR.

A History of English Sounds from the earliest period with full word-lists. By Henry Sweet, M. A. Balliol Coll., Oxford; Hon. Ph. D. Heidelberg. Oxford, Clarendon Press 1888. XVI u. 409 S. 8°. 14 sh.

Als der junge englische Gelehrte Henry Sweet in den Transactions der Londoner Philological Society für 1873—74 einen Aufsatz von 163 Seiten unter dem Titel „The History of English Sounds" erscheinen ließ, ahnte er wohl kaum den Erfolg, den das unscheinbare Schriftchen haben sollte, das auch noch für die English Dialect Society ausgegeben und außerdem bald in einer Sonderausgabe rapid ausverkauft wurde.

In Deutschland verdanken wir u. A. der Anregung, eine Anzeige des Buches zu schreiben, dem schwerwiegenden Aufsatz ten Brinks „Zum englischen Vocalismus" im 19. Bande der Zs. f. deutsches Alt. und deutsche Litt. 1876 (1875).

Seither hat die englische Philologie manchen Schritt weiter gethan, und immer noch spielte das Büchlein eine wichtige Rolle auch in der lebenden Forschung: doch auch Sweet selbst war indessen nicht nur mit, sondern auch vielfach bahnbrechend vorangegangen, und dieser gewaltige Fortschritt in unserer Erkenntniß der englischen Sprachgeschichte tritt uns deutlich aus einem Vergleiche des nun vorliegenden neuen Werkes mit seinem ersten Entwurfe entgegen.

Die „historische Grammatik der englischen Sprache", und zwar zunächst Laut- und Flexionslehre, hatte seit der vor mehr als einem Vierteljahrhundert erschienenen hist. Gramm. d. engl. Spr. von C. Friedr. Koch keine wissenschaftlich befriedigende Gesammtdarstellung gefunden: das Bedürfniß nach einer solchen mußte ein um so größeres sein, als einerseits den Germanisten, denen das Altenglische (Angelsächsische) ein mit jedem Jahre bedeutsameres Arbeitsfeld wurde, der weitere Verlauf desselben von zunehmender Wichtigkeit wurde, und andererseits die zahllosen sogenannten „Neuphilologen" einer wirklich wissenschaftlichen Aufhellung des Neuenglischen dringend bedurften.

Das Altenglische oder Angelsächsische wurde zuerst im Jahre 1882 durch Sievers epochemachende Angelsächsische Grammatik in helleres Licht gerückt; wohl waren in Zeitschriften, besonders in Paul-Braunes Beiträgen, eine Reihe grundlegender Untersuchungen namentlich von Paul und Sievers selbst niedergelegt worden, die eine Menge Fragen der vergleichend-germanischen Grammatik in wesentlich neuem Lichte erscheinen ließen. Die Verwerthung dieses vielfach zerstreuten Materiales aber zu einer zusammenhängenden Darstellung des Angelsächsischen war ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst Sievers', was man aus den Wirkungen auf die Arbeiten der Folgezeit ersehen konnte. Von dem Standpunkte der neuen Erkenntniß des Altenglischen mußten die Ausblicke auf die darauf folgenden Perioden der englischen Sprachentwicklung zwar auch wesentlich neue sein, doch war für diese das Dunkel noch lange nicht gelichtet, und die Dinge lagen hier deshalb meist sehr im Argen, weil viele Forscher den mannigfach räthselhaften graphischen Erscheinungen kritiklos gegenüberstanden, anstatt festen Gesetzen lautlicher Entwicklung einerseits und graphischen Traditionen andererseits nachzuspüren. So entstand vielfach die Anschauung, die Zwischenstufen zwischen Altenglisch und Neuenglisch, das Mittelenglische, seien ein buntes Chaos, aus dem alles Mögliche werden konnte, so entstand u. A. Stratmanns Mittelenglische Grammatik, so noch in jüngster Zeit die einschlägigen Partien in dem unglücklichen Buche „Encyklopädie und Methodologie der englischen Philologie" von G. Körting.

Daß das Mittelenglische kein Chaos von sprachlichen Zufällen und Willkürlichkeiten ist, zeigte außer einigen feinen Einzelarbeiten im Zusammenhange einer Gesammtdarstellung der Sprache des größten mittelenglischen Dichters ten Brink in seinem grundlegenden Werke über Chaucers Sprache und Verskunst, 1884.

Mit Sievers einerseits und ten Brink andererseits waren Ausgangs- und Mittelpunkte geboten, an die die Einzelforschung sich zielbewußt und erfolgreich anschließen konnte, und die letzten Jahre haben auch auf dem Gebiete des Mittelenglischen ganz andere, dauernde Ergebnisse gebracht als vordem; namentlich sei hier Lorenz Morsbachs trotz der mindestens anfechtbaren Grundanschauung lehrreiches Büchlein: „Über den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache" 1888 genannt.

Wenn nun weitgehende methodische Einzelarbeit auf dem Gebiete des Mittelenglischen und den verschiedenen Stufen des Neuenglischen das dringendste Erforderniß für die Zukunft ist, so war eine Zusammenfassung der lautlichen Entwicklungsreihen nach großen Gesichtspunkten, und die Darstellung dieser selbst nicht weniger ein Bedürfniß. Eine solche wird uns in der vorliegenden neuen Bearbeitung der „History of English Sounds" geboten, einer „histor. Gramm. d. engl. Spr. erster Theil", die Lautlehre umfassend, aus der begreiflicherweise eine Fülle werthvoller Streiflichter auch auf flexivische Erscheinungen fallen muß.

Die erste Auflage von 1873—74 ist dem neuen Werke gegenüber ein kühner Entwurf, der nun nur mehr historisches Interesse hat; das neue Werk ist ein abgeschlossenes Lehrbuch, das sowohl dem Germanisten und Studierenden der englischen Philologie, als auch dem Schulmann, sofern er Lehrer des Englischen ist, unentbehrlich sein wird.

Der Plan des Werkes ist ein äußerst glücklicher, indem der Darstellung der einzelnen englischen Sprachperioden einige Capitel sprachgeschichtlicher Principienlehre vorangeschickt werden, die Sweet's, Sievers', Paul's u. A. Forschungen in der bei Sweet bekannten klaren und einfachen Ausdrucksweise auch Anfängern und Fernerstehenden näher bringen werden. Es umfaßt diese Einleitung folgende Abschnitte: 1. Phonetics; 2. Sound Change, und zwar Internal-Isolative, Internal Combinative, Acoustic Changes, External Changes, General Principles; 3. Origin of Speech Sounds; 4. Origin of Dialects; 5. Sound Representation. Es ist von diesen einleitenden Capiteln ein weit und tiefgreifender Einfluß auf die sprachgeschichtlichen Studien zu erwarten, und wenn vielleicht auch Manche jetzt glauben werden, sie hätten all das längst vorher schon gewußt, so wird es wenigstens erfreulich sein, daß man in künftigen einschlägigen Arbeiten diese Principien verwerthet finden wird, die vorher in der Regel nicht vorwalteten.

Nebenbei bemerkt wird es Vielen willkommen sein, hier in Kürze und doch mit nöthiger Vollständigkeit Sweet's phonetisches System und sein Organic Alphabet, das im Verlaufe des Buches beständig zur Transscription verwendet wird, dargestellt zu finden.

Den Inhalt der eigentlichen History of English Sounds mögen die Überschriften der einzelnen Abschnitte veranschaulichen.

Arian Sounds. Germanic Sounds, kurze, klare Übersicht auf Grund der neuesten grammatischen Forschungen. Runes. Old English Sounds, hierin die Sievers'schen metrischen Untersuchungen mitverwerthet. Scandinavian Sounds, sehr werthvoll, doch leider nur vier Seiten; der Einfluß des Skandinavischen auf das Englische und zwar namentlich das Mittelenglische ist ja bekanntlich noch eines der peinlichsten Probleme, deren Lösung immer dringlicher wird. In gleicher Weise gilt dies vom niederdeutschen Einflusse, beziehungsweise Einflussen, die Sweet nicht besonders heranzieht, deren Bedeutung aber namentlich durch Skeat und ten Brink eindringlichst nahegelegt wurde. Am besten sind wir bekanntlich mit den romanischen Lehnwörtern daran, die im englischen Sprachkörper am leichtesten als fremde An- und Einwüchse erkannt wurden und deren Durchforschung von Seite hervorragender Romanisten schon deshalb nicht versäumt wurde, weil die rührige romanische Sprachwissenschaft ihrer nicht entrathen konnte. Sweet geht nur nebenbei auf die romanischen Laute im Englischen ein, und zwar bei Besprechung der mittelenglischen Orthographie. Soviel läßt sich freilich für das Englische daraus nicht gewinnen, wie umgekehrt aus dem Englischen für das Französische, doch wären einige wenige Seiten nach den trefflichen Arbeiten von ten Brink, Sturmfels, Behrens ebenso leicht einer nächsten Auflage einzufügen, als sie unentbehrlich sind. Die bunten Doppelformen, in denen französische Lehnwörter je nach Stamm- oder Endungsbetontheit im Französischen ins Englische treten, spiegeln sich im Mittel- und Neuenglischen zwar mehr in der Orthographie, die sich auch auf Einheimisches übertrug, als in der Aussprache wieder, doch erscheint mir ein zusammenhängendes französisch lautgeschichtliches Capitel vor dem orthographischen wünschenswerth, zumal da ja Sweet gerade die seltene Gabe besitzt, scheinbar Verwickeltes in treffender Kürze klarzulegen. Fälle, wie z. B.

revenge von den endungsbetonten Formen des Verbs gegenüber dem frz. *revanche* können gewissermaßen als feste Werthe übernommen werden, nicht so z. B. die Resultate von frz. *o* vor und nach dem Tone u. A. m.) Middle English Sounds. Hier, sowie bei den Old Engl. Sounds als Einleitung: Dialects und Texts, Orthography, Metre and Stress, Quantity. Beachtenswerth ist die Periodisierung: 1050—1150 Old Transition, —1300 Early Middle English, 1300 — Late Middle Engl., 1450—1500 Middle Transition. Dabei scheidet Sweet jene Gruppe von Denkmälern, für die ich kürzlich (in der Einleitung zu meiner Ausgabe der Winteney-Version der Regula S. Benedicti) den Ausdruck „Neuangelsächsisch" zu vindicieren versuchte, treffend ab: „such texts do not represent any actual language". Bei den Modern English Sounds tritt begreiflicherweise das dialectische Moment zurück, und auch eine Übersicht der Denkmäler macht der Aufzählung der Phonetic Authorities, der Orthographisten, Orthoepisten und Grammatiker von Palsgrave bis Sheridan (nach Ellis' großem Werke On Early English Pronunciation) Platz. Das Modern English, was wir auf deutsch meist „Neuenglisch" nennen, periodisiert Sweet folgendermaßen: 1500—1600 First Modern English, 1600—1700 Second Mod. Engl., 1700—1800 Third Mod. Engl., 1800—1850 Early Living English, 1850—1900 Late Liv. Engl.

Schon bei der Besprechung der Middle English Sounds wurden die nordenglischen Dialecte zu Gunsten der süd- und mittelländischen zurückgesetzt; bei Sweet, der praktisch und klar ein Ziel vor Augen hat, handelt es sich zunächst darum, das was wir heute englische Schriftsprache oder besser Gemeinsprache nennen, geschichtlich in seinen Hauptzügen zu begründen, und so stehen für das Mittelenglische die südenglischen und mittelländischen Quellen, soweit sie für die Bildung der *κοινή* in Betracht kommen, im Vordergrunde. Es ist keineswegs versucht, die altenglischen Laute durch alle litterarisch bezeugten Dialecte gleichmäßig zu verfolgen oder, was in diesem Falle gleichbedeutend wäre, Parallelgrammatiken der einzelnen Dialecte zu liefern. Für das Modern English treten naturgemäß die nordenglischen Dialecte gänzlich zurück, und ihr litterarischer Repräsentant, das sogenannte „Schottische", wird überhaupt nicht weiter berücksichtigt. Nicht als Tadel, sondern nur als Wunsch für eine nächste Auflage des Buches, das doch bestimmt ist, in Aller Händen zu sein, sei dem Verfasser nahegelegt, ein Capitel über das „Schottische" anhangsweise beizufügen. Das bahnbrechende, doch leider immer noch einzig dastehende Werk über die schottischen Dialecte, Murray's Dialect of the Southern Counties of Scotland ist lange vergriffen und so selten, daß die Wenigsten Gelegenheit haben, sich über die richtige Sachlage bezüglich des Schottischen zu belehren, über das die abenteuerlichsten Ansichten noch nicht ausgestorben sind. Wenn nun aber auch das Nordenglische zur Zeit, wo es sich „Schottisch" anstatt „Inglis" nannte, viel mehr vom Südenglischen beeinflußt wurde wie vorher, so sind dennoch eine Reihe namentlich orthographischer Sonderentwickelungen zu wichtig, um von einer History of English Sounds ausgeschlossen zu werden; beispielsweise sei nur auf Eigennamen wie Laing, Dalziel, Mackenzie u. A. hingewiesen.

Living English Sounds, nur wenige Seiten, weil in dem Vorhergehenden eine Menge vorweggenommen, doch trefflich; beachtenswerth dabei

u. A. die Andeutungen über *level-stress*, und unter Quantity der quantitative Ausgleich zweier Silben, wie in *better*.

Es folgen nun: First Word-List (Old-Middle-Modern) und Second Word-List (Living-Old). Erstere Liste enthält 2143 (gegen 1751 der ersten Auflage) Wörter, nach den altenglischen Vocalen angeordnet, in altenglischer, bez. skandinavischer Form mit ihren mittelenglischen und neuenglischen Entsprechungen, die neuenglischen in moderner Orthographie und daneben in phonetischer Transscription. Hiebei sind die Ansätze nicht etwa — was bei der ersten Auflage für das Mittelenglische mit Recht beanstandet wurde — bloß theoretisch construiert, sondern reichlich für alle Perioden mit Belegen versehen. Man kann da wieder sehen, was Sweet seit der ersten Auflage gearbeitet haben muß. Die Anlage ist außerordentlich praktisch, wie Jeder aus dem Gebrauche, der durch den Index to first Word-List wesentlich erleichtert wird, ersehen wird. Mit einem Blicke sind die lautlichen und graphischen Entsprechungen klar zu übersehen, und die vierte Columne, die phonetische Transscription des Modernenglischen, wird sich nicht nur für sprachgeschichtliche Zwecke, sondern auch allen denen, die sich über die moderne Aussprache belehren wollen, nützlich erweisen. Mit unbarmherziger Consequenz werden nämlich die Wörter dargestellt, wie sie wirklich lauten, und so enthält diese Liste thatsächlich das beste und erste phonetische Pronouncing dictionary, soweit es sich um „the majority of the words of Old English or Scandinavian origin still in common use" handelt. Ebenso dankenswerth ist die Second Word-List, die, den umgekehrten Weg einschlagend, die neuenglischen Wörter voranstellend, drei Columnen enthält: die phonetische Transscription, die moderne Orthographie und die altenglische Entsprechung (das Mittelenglische und die Belege brauchten hier nicht wiederholt zu werden). Die Anordnung geschieht hier nach den Vocalen der lebenden Aussprache.

Zum Schlusse finden sich Tables über I. Sound Change, II. Form of Letters, III. English Vowels (Alt-, Mittel-, Neuenglisch), ebenso übersichtlich IV. Old-English Dialects, V. Middle-English Dialects (doch nur Südlich, Ostmittelländisch, Kentisch, Chaucer, dem Altenglischen gegenübergestellt, entsprechend der oben angedeuteten Behandlungsweise im Texte), VI. Modern English Vowels. — Contractions.

Dies der Inhalt des in seiner Behandlungsweise durchaus originellen Werkes. Es ist echt englisch, nicht nur in der energisch und praktisch auf die Hauptsache losgehenden Methode, sondern auch in der etwas anfechtbaren Kühnheit, nicht viel links noch rechts zu sehen, sondern aus dem Ganzen selbständig zu gestalten. Die hauptsächlichsten Leistungen Anderer, besonders aber Derer, die ihm congenial erschienen, hat Sweet verwerthet, wie er ja auch zum Schlusse der Vorrede seine bescheidene Dankbarkeit gegenüber fremder Forschung in die schöne Huldigung ausklingen läßt: „If I had to dedicate this book, it would receive on its title-page the four names of Bell, Ellis, Paul, and Sievers." Ja, man wird sich oft fragen müssen, ob man da und dort einen Paul'schen oder Sweet'schen Gedanken wieder zu erkennen hat. Im Einzelnen aber wird man gewiß Manches vermissen, was anderswo schon gesagt worden ist. Freilich dürfte Niemand es Sweet verargen, wenn er über die zahllosen deutschen Einzelarbeiten

abermals wie in seiner Vorrede zu den Oldest English Texts in Unmuth ausgebrochen wäre, denn die Art, wie dieselben in die Öffentlichkeit dringen oder vielmehr häufig lange verborgen bleiben, ist eine unsägliche Misère. Am ehesten sollten die Docenten an deutschen Universitäten doch in der Lage sein, über wirklich Erschienenes oder im Erscheinen begriffenes orientiert zu sein. Doch wie es damit steht, dürfte bekannt sein. Wie viele Specialarbeiten müssen, nahe der Vollendung, aufgegeben werden, weil plötzlich das gleiche Thema anderswo bearbeitet erscheint! Wie viel verlorene Arbeit und Verdruß wäre alljährlich da zu ersparen, wo doch das Arbeitsfeld noch genügend Raum für alle hat! Wenn dies an deutschen Universitäten der Fall ist, wie mag es dann Dr. Sweet in Bath damit ergehen! So darf man sich nicht wundern, wenn er endlich auf diese Einzelheiten verzichtete und entschlossen seinen eigenen Weg ging. Freilich, was Sweet ten Brink verdankt, wird nicht gesagt, und wo er dessen Arbeiten nicht verwerthet, ist es für sein Buch gewiß nicht von Vortheil.

Sweet ist durch und durch Engländer und mit Bewußtsein; aus seiner Eigenart heraus wollte er seine History of English Sounds darstellen, und wer sich der daraus erwachsenden Vortheile erfreut, muß sich eben auch damit zufrieden geben. Er hat einmal bei Besprechung von Joh. Storm's englischer Philologie (in den Gött. Gel. Anz. 1881, St. 44, p. 1407) diesen Gelehrten folgendermaßen charakterisiert: „Storm's Geist ist vor Allem praktisch und conservativ; auch darin ist er echt englisch, daß er sich öfter scheut, seine eigenen Principien vollständig durchzuführen." Es ist merkwürdig, wie diese Charakteristik auf Sweet selbst anzuwenden ist, vor Allem eine Scheu, alle Consequenzen seiner Aufstellungen selbst zu ziehen.

Wir Deutsche, die wir leicht in den umgekehrten Fehler verfallen, Theorien und Systeme aufzustellen, ehe uns die Beobachtung der Thatsachen die volle Berechtigung dazu gibt, werden in Sweet's Buch die zusammenhängende Darstellung mancher Lautgesetze vermissen, mit denen Sweet an verschiedenen Stellen operierte, ohne ihren Umfang fest abzugrenzen. So wäre es beispielsweise von Interesse, über die Frage der Vocaldehnung und Vocalverkürzung Sweet's Ansicht im Zusammenhange zu hören. W. Fick's Aufsatz: Vocalverkürzung in englischen Wörtern germanischen Ursprungs (Engl. Studien VIII, 502—510), Ferd. Brück's Dissertation „Die Consonantendoppelung in den mittelenglischen Comparativen und Superlativen (Bonn 1886) haben werthvolle Zusammenstellungen ergeben; die Hauptschwierigkeit liegt hiebei freilich in der Chronologisierung der Lautgesetze.

Oder die wichtige Erscheinung, die Sweet group-lengthening nennt, namentlich die Längungen und späteren Kürzungen vor *nd*, *ng*. Sweet berührt diese Punkte an verschiedenen Stellen verstreut, ohne daß man ein klares Bild darüber gewinnt, welche Vocale vor *nd* und *ng* gelängt wurden, welche gekürzt wurden, und in welche Zeit die einzelnen Erscheinungen zu setzen sind. In §. 694 erklärt er *ō* in *lōng*, *hōnd*, *cōmb* entstanden aus group-lengthened Angl. *a*; warum haben wir aber heute *hand*, *land*, *sand*, *lamb* u. s. w. gegenüber *strong*, *long*, *wrong*, *comb*? Die lebend-englische Lautform, die einzige über die wir mit völliger Sicherheit urtheilen können, bietet, als die Resultierende der verschiedensten Kräfte, meist den sichersten Ausgangspunkt

besonders in Fällen wie der vorliegende, in denen heute der Unterschied zwischen *a* und *o* weit größer ist als zu einer Zeit, wo *a* noch *a* lautete. Der im Wesentlichen durchgeführte Gegensatz von *land* : *long* u. s. w. durfte doch wohl auf alte Quantitätsunterschiede zurückgehen, indem die *a*-Formen die Kürze, die *o*-Formen die Länge wiederspiegeln; warum wir dementsprechend aber z. B. *lamb* auf kurze oder verkürzte Vocalform zurückzuführen haben, ergibt sich aus der Analogie der dem Verkürzungsgesetze unterworfenen Composita (Deminutiva) wie *lambkin*, *lambswool* u. a., wogegen *comb* zugleich als Verb dem Einfluß etwaiger Compositionen widerstehen konnte und *womb* auch kaum viel componiert erscheinen dürfte. Aus dem Verkürzungsgesetze in Compositis erklärt sich ebenso *hang* (*hangman* u. a.) statt *hong*; nicht hieher gehört trotz dem Anscheine seines Zusammenhanges mit *band* das Wort *bond*, *bondman* u. a. m., denn dies ist etymologisch davon zu scheiden.

Für die Frage, wie lange die Lautgruppe *-end* lang war, könnte das Verbum AE *lǣnan*, NE *lend* vielleicht einen brauchbaren Wink geben. ten Brink (Chaucers Sprache und Vk. §. 50) erwähnt bei Besprechung AE schw. Verba mit *æ* im Stammvocal, deren Prät. und Particip. neben seltenerem *e* ein *a* zeigen, „nur *wende*, *lende*, weil in der ersten Hälfte der ME Periode *wende*, *lende* mit langem oder doch schwebendem *e* galt." Aus diesem *lende*, *lēnde* muß sich mit Nothwendigkeit ergeben, daß NE *lend* nicht nach Analogie der Präterita *spende*, *wende*, *bende*, *sende* oder des Partic. *end* sich zu seinem *lente* einen Infinitiv *lende* bilden konnte, wenn nicht auch noch nach der ersten Hälfte der ME Periode die Infinitive *spende*, *wende*, *bende*, *sende*, *ende* dem Inf. *lene* auf halbem Wege entgegengekommen wären, d. h. also langes *e* bewahrt hätten. Nur nach langem betonten Vocal wird nämlich die Lautverbindung *-nd* unfest, d. h. wechselt in Folge flexivischer Einflüsse (s des Genitivs, des Plurals, der 3. Sing. Präs. bei Verben u. ähnl.) mit *n*, wie schon früh ME in *spene* für *spende*, Owl a. Night. 1549, u. a. m. und in NE *tine*, *woodbine*, *line* : *lime*, *lawn* und *hind*, *round* (Verb, neben *roun*, *sound*, *astound gown(d)* u. a. m. Unbetontes *and* oder Composita wie *handkerchief*, *brannew* zählen natürlich nicht mit. Es konnte also ein *lene* nur an Formen wie *wende*, *bende*, *ende* sich anschließen: es würde demnach nicht, wie früher meist behauptet wurde, *lend* sein *d* und damit seine Kürze seinem Prät. und Partic. *lent* verdanken, welches nach *bent*, *went* u. a. den Infinitiv mit einem gewaltigen Sprunge von *lene* zu *lende* gemacht haben müßte, sondern umgekehrt der Inf. *len(d)e*, nachdem er einmal sich *bende*, *wende* u. a. angeschlossen, mit weit weniger Schwierigkeit sein *lēnt* zu *lent* angeglichen haben. Wenn dies richtig ist, und da sich *lend* neben dem älteren *lene* erst recht spät festzusetzen scheint — nach Stratmann und K. Oliphant. The New English, erst im Promptorium Parvulorum um 1440 — würde die ganze Lautgruppe *-end* noch um diese Zeit als *-end* anzusetzen sein, während man sich meist mit dem Hinweis auf einige Doppelschreibungen (*eende*) bei Wiclif begnügte.

Ich muß gestehen, daß mir die Fragen nach dem Umfang und den Zeiten der Längungen und späteren Verkürzungen vor Consonantenverbindungen, über die ich noch manche Vermuthungen und Zweifel vorbringen könnte, die aber besser diese Anzeige nicht belasten, noch sehr der syste-

matischen Untersuchung bedürfen. Wie weit Sweet selbst darüber zu festen Ergebnissen gelangt ist, läßt sich aus seinem Buche aus den genannten Gründen durchaus nicht erkennen. Es liegt mir auch ferne, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, denn sein Buch enthält so massenhafte Anregungen und kurze Hinweise, die zur Einzelarbeit anreizen, daß man dafür allein dankbar sein muß. Welche Streiflichter fallen nicht auf die Flexionslehre! So sei nur beispielsweise darauf hingewiesen, daß Sweet's feine Functionstheorie der stimmlosen und stimmhaften Consonanten als starke und schwache Formen eine Reihe von flexivischen Erscheinungen naturgemäß erklärt; so haben wir auch im Obigen die *t* in *lent*, *went* u. a. aufzufassen. Vgl. Sweet §. 45, 754.

Auf weitere Einzelheiten einzugehen, gestattet der Raum hier nicht, und es ist auch hier nicht nöthig. Mit freudiger Dankbarkeit sei das Buch dem Sprachforscher und Schulmanne empfohlen, nicht weniger den Studenten, denen allen es hoffentlich gar viel des „tedious toil and groping after light", das der berühmte Verfasser daran gewendet, ersparen wird.

FREIBURG i. Br., Januar 1889. A. SCHRÖER.

Elias Steinmeyer, Über einige Epitheta der mhd. Poesie. Rede beim Antritt des Prorectorats. Erlangen 1889. 20 S. 4.

Eine trotz ihres geringen Umfangs sehr lehrreiche und anregende Abhandlung. St. zeigt, daß manche Adjective in der mhd. Dichtung zu gewissen Zeiten vornehmlich im Reime vorkommen. Sie gehören somit nicht dem lebendigen Sprachschatze des betreffenden Dichters an, sondern sind entweder im Veralten oder erst im Aufkommen begriffen. Die erstere Classe führt zur Erörterung der sogenannten unhöfischen Wörter, die St. im Ganzen wie Böttticher beurtheilt (Germ. XXI, 277). Von Vertretern der zweiten Classe behandelt St. hauptsächlich die Adjectiva *klar*, *kluoc*, *wert*, *gehiure*. Er macht es wahrscheinlich, daß sie aus dem Md. in den oberdeutschen Sprachschatz eingedrungen, und daß insbesondere Wolfram den Vermittler gespielt.

Warum wird Veldekes Dichtung immer wieder als *Eneit* citiert, während sie doch *Eneide* hieß (vgl. v. 13510 und meine Einl. S. 88)?

GIESSEN, den 31. December 1889. O. BEHAGHEL.

Mittheilung.

Die Fortführung von Bartsch's Bibliographie durch Dr. Gustav Ehrismann wird im ersten Hefte des nächsten Jahrgangs ihren Anfang nehmen.

BINDING SECT. FEB 19 1968

PF
3003
G4
Jg.34

Germania

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY